

Biblioteka Uniwersytecka
w Toruniu

36281

II

Unser
Deutsches
Land
und Volk
5.

W.B.
68.

Bibliothek

der

Kaiserl. Ober-Post-Direction

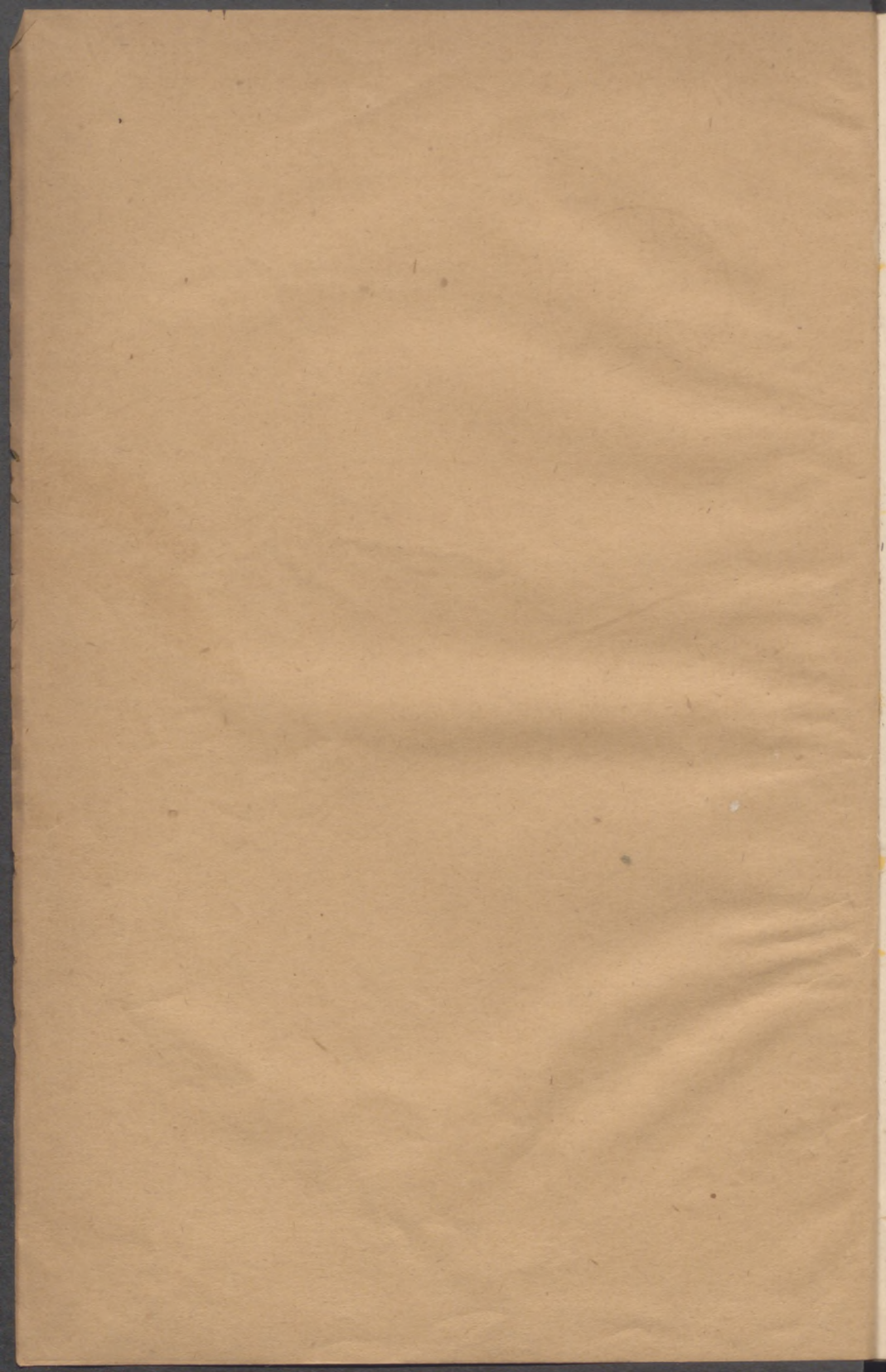
in **Cöslin.**

Katalog Abth. ~~III~~

No. ~~4~~

~~11 10 57~~

VI A. 174



~~VI A 14~~



Illustrirte

Haus- und Schulbibliothek

zur

Pflege vaterländischen Sinnes.

Unser deutsches Land und Volk.

V.



Unser
Deutsches Land und Volk.

Vaterländische Bilder
aus
Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben
des
Deutschen Reiches.

Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage.

Unter Redaktion
von
Dr. G. A. von Klöden und Richard Oberländer.

In zwölf Bänden.

Fünfter Band.

Bilder vom Niederrhein.

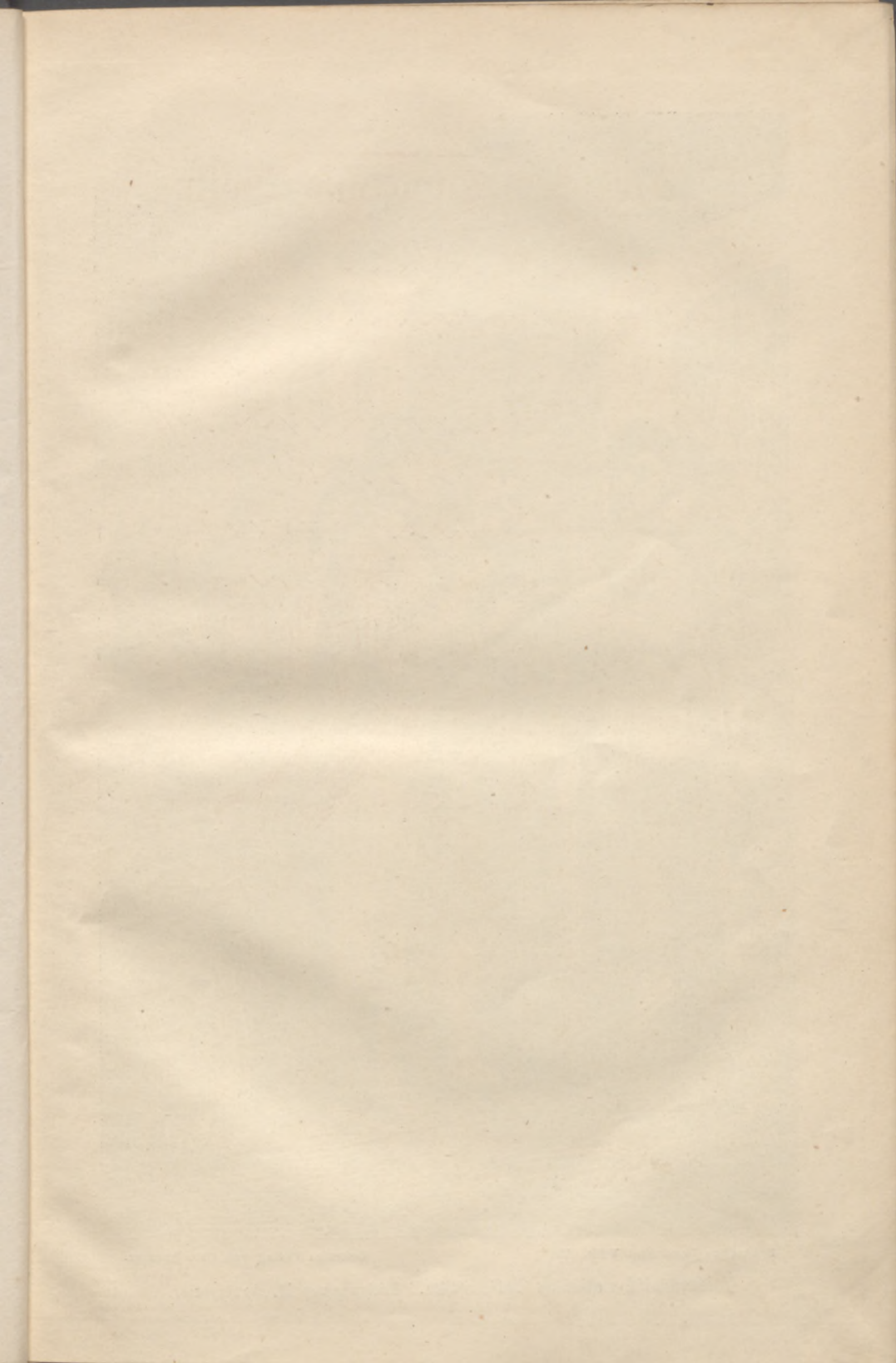


Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Karten-Beilagen u. s. w.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.





Deutsches Land und Volk. V.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Niederrheinisch-westfälische Volksstrahlen. Zeichnung von H. Kresschmer.

VI. B. *eg.*

Unser

Deutsches Land und Volk.



Bilder vom Niederrhein.

Unter Mitwirkung

von

Dr. J. Heinzerling in Siegen, Dr. W. Kaiser in Elberfeld, Dr. H. Kenßen in Krefeld, Dr. J. Keller und Dr. F. Preisler in Mainz u. A.

bearbeitet

von

Dr. J. Nover.



Mit 110 Text-Illustrationen, vier Tonbildern und einer Karte der Provinz Westfalen.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.



In der
Deutsches Land und Volk.

Hilber vom Herrscherin.

In der

Dr. J. Scherling in Berlin, Dr. W. Keller in Düsseldorf, Dr. H. Gengen in
Gießen, Dr. A. Keller und Dr. A. Keller in Mainz a. S.

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Recht der Uebersetzung vor.

36281

Dr. J. Scherling



Dr. J. Scherling in Berlin, Dr. W. Keller in Düsseldorf, Dr. H. Gengen in Gießen, Dr. A. Keller und Dr. A. Keller in Mainz a. S.

In der

Deutsches Land und Volk.

1857

Vorwort.

Von Liebe und Begeisterung für Deutschlands schönsten Fluß, den „Vater Rhein“, beseelt, in dessen Mittelpunkt mir schon seit einer Reihe von Jahren zu leben vergönnt ist, dessen Schönheiten aufs Neue wieder zu genießen ich seit früher Jugend nicht müde geworden, war es mir eine ebenso heilige wie genußbringende Aufgabe, meinen Lieblingsstrom von der Krone des Rheinparadises, dem Siebengebirge, an bis zu seinem Wogengrab, dem rauschenden Ocean, zu geleiten, bei seinen romantischen Ufern zu verweilen, den poetischen Klängen der Sage zu lauschen, den wichtigen historischen und künstlerischen Denkmälern seiner Ufer und berühmten Städte ein nach Kräften würdiges Blatt der Erinnerung zu weihen. Dabei war ich gewissenhaft bestrebt, die wichtigsten Quellen und lebensfrischesten Schilderungen zu benutzen, und da, wo ich das Unvermögen in mir fühlte, es selber machen zu können, trug ich kein Bedenken, berühmte und anerkannte Werke nachzuahmen oder theilweise zu reproduziren.

Für die beiden ersten Kapitel „Bonn und Köln“ waren mir zunächst außer mehreren Abhandlungen in verschiedenen wissenschaftlichen wie belletristischen Blättern, welche alle einzeln hier aufzuzählen zu weit führen würde, der „Rheinische Antiquar“, sowie mehrere gediegene Aufsätze in der „Festschrift zur XXI. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure, Köln 1880“ wie Wiethase's: „Bau und Kunstgeschichte Kölns“, H. Kottländer's „Handel von Köln in den letzten 50 Jahren“, Hörig's lebensvolle Skizzen „Aus dem Kölner Volksleben“ und andere die Hauptquellen. Ferner muß ich hier das vortrefflich geschriebene Werk: „Der Rhein und die Rheinlande“ von Moys Henninger namhaft machen, dem ich namentlich bei den Schilderungen nieder-rheinischer Städte viel verdanke. In Bezug auf den Kölner Carneval war mir außer mehreren Spezial- und Lokalschriften die lebendige Schilderung in Hackländer's „Künstlerroman“ mustergiltig. Zu der gedrängten Uebersicht über die „Geschichte der Kölnischen Zeitung“ stellte mir die Redaktion derselben mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit ihre 1880 erschienene Festschrift zur Verfügung. Daß ich die einschlägigen historischen wie geographischen, auch Reisehandbücher, z. B. Meyer's und Bäderer's, möglichst benutzte, ist selbstverständlich. Den vortrefflichen Abschnitt über die „Entwicklung der Krefelder Seiden- und Samtindustrie“ verdanke ich Herrn Kreis Schulinspektor Dr. H. Keußen aus Krefeld. In Bezug auf Westfalen, das ich schon seit einer Reihe von Jahren zum Zielpunkt und Aufenthalt während meiner großen Ferien gewählt und möglichst genau kennen zu lernen bemüht war, dienten mir außer mehreren kleineren Spezialwerken noch als Hauptquellen das mit Wärme geschriebene vortreffliche Werk von

Levin Schüding und F. Freiligrath: „Das malerische und romantische Westfalen“, sowie G. Ratorp's zuverlässiges und lebenswahres Buch: „Ruhr und Lenne“. Gegenden, die mir völlig fremd blieben, übertrug ich lokalkundigen und anerkannten Schriftstellern zur Behandlung, wie das „Siegerland“ meinem Kollegen Herrn Dr. F. Heinzerling in Siegen und das „Wupperthal“ meinem Kollegen Herrn Oberlehrer Dr. W. Kaiser in Elberfeld. Bei der Schilderung des Arnsberger Hochwaldes unterstützte mich Herr Prof. F. Pieler mit einem schätzenswerthen Beitrage über die dortige Jagd. Außerdem verdanke ich einigen hiesigen Kollegen mehrere Beiträge historischen wie antiquarischen Inhalts, wie den Herren Reallehrer Dr. F. Preiser und Dr. F. Keller.

Schließlich fühle ich mich gedrungen, den Vorstehern der Stadtbibliothek in Mainz, Herrn Dr. Belke, der Universitätsbibliothek zu Gießen, Herrn Prof. Dr. Roack, sowie der Hofbibliothek in Darmstadt für Unterstützung und bereitwillige Ueberlassung der einschlägigen Literatur hiermit meinen verbindlichsten Dank abzustatten. Nicht minder verdanke ich mancherlei Belehrung und Unterstützung Herrn Museumsdirektor Dr. L. Lindenschmitt dahier, Herrn Rektor Dr. K. Göpner in Soest u. A.

Sollten hier und da doch einige Irrthümer mit untergelaufen sein, so bitte ich die Leser um Entschuldigung und gütige sachlich gehaltene Aufklärung, die bei einer eventuellen zweiten Auflage des Buches gern benutzt werden würde.

Was die Illustration betrifft, so war die Redaktion auch bei diesem Bande bemüht, Passendes und Anmuthiges zusammenzustellen, wozu ich durch geeignete Vorlagen das Meinige beigetragen habe.

Seit einer Reihe von Jahren in mittleren Gymnasialklassen auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie thätig, glaube ich es nicht dringend genug den Lehrern aller Gymnasien und sonstiger Schulen ans Herz legen zu können, daß sie das nationale Werk: „Unser Deutsches Land und Volk“ der Schuljugend zur Privatlektüre empfehlen und bei passenden Gelegenheiten zu Geschenken, resp. Prämien für dieselbe verwenden möchten.

So überlasse ich denn auch diesen Band, dessen Ausarbeitung mir bei aller Mühe auch hohen Genuß bereitet hat, dem nachsichtigen und wohlwollenden Urtheile des Publikums und empfehle ihn insbesondere den Kollegen zur Förderung und Verbreitung im Sinne nationaler Jugendziehung. Möge er dazu beitragen, die Liebe zu unserem deutschen Vaterlande rege zu halten, möge er die deutsche Jugend über die Schönheiten seines Landes belehren und es ihm immer werthet und theurer machen!

Mainz, im Oktober 1881.

Dr. F. Hoyer.

Inhaltsverzeichnis.

Neunte Abtheilung.

Der Rhein und seine Ufer von Bonn bis zur Mündung.

- Bonn, die Aussenstadt (3).** Geschichtliches (3). Erinnerungen an Vater Arndt (11). Die Universität (19). Niebuhr (23). A. W. v. Schlegel, Simrock, Dahlmann, Sybel (24). Die Kirchen in Bonn. Das Münster. Das Beethoven-Denkmal (34). Erinnerung an Beethoven (35). Der Marktplatz in Bonn. Bonner Volksleben (39). Der Friedhof zu Bonn mit seinen Denkmälern (41). Poppelsdorfer Schloß, Laboratorium und Akademie (49). Ausflüge nach dem Kreuzberg und Godesberg (50).
- Köln, die Königin des Niederrheins (53).** Geschichte und Entwicklung der Stadt (53). Das römische und mittelalterliche Köln (55). Unterm Krummstab (59). Köln zur Zeit der Hanja (61). Grundsteinlegung des Domes (62). Handel und Industrie Kölns unter preussischer Krone (64). Geschichte Kölns vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (66). Vollendung des Doms. Einweihungsfeier am 15. Oktober 1880 (72). Der Dom (81). Die Rheinbrücke (85). Das „heilige Köln“. Die Kirchen (88). Märkte und Plätze, Mauern und Thore Kölns (92). Der Gürzenich, das Rathhaus und andere merkwürdige Gebäude (94). Das Wallraf-Richartz-Museum, Monumente (98). Öffentliche Vergnügungsorte; Zoologischer Garten; Flora; Theater; Circus (100). Geschichte der Kölnischen Zeitung (102). Kölner Volksleben; Kölner Platt; Karneval; Hennecken; Kölnisch Wasser (105).
- Die alte Rheininsel bei Kaiserswerth (121).** Geschichte der Stadt Kaiserswerth (121). Die Kaiserpfalz; Friedrich v. Spee (126). Das Diakonissenhaus; Theodor Fliedner und seine Thätigkeit (127).
- Die Entwicklung der Krefelder Seiden- und Sammtindustrie (129).** Aus der Geschichte der Stadt (129). Die Seiden- und Sammtindustrie im Rheinlande (133). Johann Friedrich v. d. Leyen & Co. (135). Die Wollen- und Tuchfabrikation in Krefeld (137). Konkurrenten der Gebrüder v. d. Leyen (139). Arbeiterverhältnisse in Krefeld (141). Karl Wilhelm, der Komponist der „Wacht am Rhein“ (151).
- Deutsche Kunst in Düsseldorf (153).** Geschichte und Statistik der Stadt Düsseldorf (153). Jacobe von Baden (156). Johann Wilhelm (158). Die Malerakademie. Peter von Cornelius (159). Friedrich Wilhelm v. Schadow (166). Der Kunstverein für Rheinland und Westfalen (167). Lessing (168). Bendemann und andere Düsseldorfer Maler (172). Der Malkasten (173). Der Jakobi'sche Garten (174). Das Kaiserfest (176).
- Wesel. (Zwei Erinnerungsblätter aus der preussischen Geschichte.) (179).** Die Lippe. Wesels Lage (179). Die Willibords- und Matenakirche (180). Das Rathhaus (182). Die Citadelle und Thore (183). Aus der Geschichte Wesels (185). Die Erschießung der Offiziere des Freicorps von Schill (188).

- Kanten** (191). Das römische Castra Vetera (193). Legenden des heil. Viktor und der heil. Helena (197). Calcar (204). Der Monreberg (206).
- Kleve** (207). Die Schwanrittersage (208). Die Stadt Kleve (214). Klever Volksleben (219). Geschichtliches über Berg, Kleve, Jülich (220). Das Jülicher Land (222). Kleve's Umgebung (223). Schloß Moyland. Ueberschwemmungen (226).
- Das Mündungsland des Rheins** (229). Emmerich (229). Die Rheinmündungen (232). Das Rheindeltaland (236). Das alte Austraßen und Lotharingien (237). Das Reich Karl's des Kühnen (238). Maximilian's Brautfahrt (Theuerdant) (242). Wissenschaften und Künste (247). Holländische Städte (249). Am Gestade des Meeres (254).
- Der Rhein in Lied und Sage des deutschen Volkes** (257). Die deutsche Sage am Rhein (261). Poetische Wanderung am Rhein (263). Das goldene Mainz (267). Der Niederwald (269). Die Säger des Rheinlandes (271).

Bezte Abtheilung.

Das niederrheinisch-westfälische Gebirge und seine Flußthäler.

- Die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser** (283). Die Wetterau und der Vogelsberg (285). Friedberg (290). Vogelsberger Land und Leute (292).
- Das Siegerland** (301). Aelteste Geschichte des Siegerlandes (303). Die Höhenzüge des Siegerlandes (305). Haubergswirtschaft (306). Wiesenkultur (308). Agrikultur, Bergbau und Industrie (309). Die Stadt Siegen (316).
- Das rüstige Wupperthal** (319). Elberfeld-Barmen (319). Industrie in den Schwesterstädten (329). Die Waffenschmieden in Solingen (335). Kemscheid und seine Industrie (338).
- Die Grafschaft Mark** (341). Geschichte der Mark (341). Das Sauerland (344). Soest (346). Soester Fehde (350). Die westfälischen Höhlen (352). Iserlohn (356). Das Felsenmeer und die Kalk- und Tropfsteinhöhlen (357). Dortmund und die Femlinde (359).
- Das obere Ruhrthal** (367). Die Ruhr und ihr Lauf (367). Das westfälische Eisenbahnetz (369). Die Bruchhäuser Steine und der Winterberg (370). Arnsberg (372). Die Jagd im Arnsberger Walde (377).
- Die Lenne, das mittlere und untere Ruhrthal** (385). Limburg (387). Hagen und die westfälische Industrie (390). Hohenjburg (392). Volmarstein (395). Essen, die Krupp'sche Gufstahlfabrik und Arbeiterstadt (400). Wülheim (411). Ruhrort (413).

Die Extrabeigaben sind einzuhäften:

Niederrheinisch-westfälische Volkstrachten	Titelbild
Der Dom zu Köln	zu Seite 81
Köln aus der Vogelschau	„ „ 120
Trachten aus der Wetterau	„ „ 288
Karte der Provinz Westfalen	am Schluß des Bandes



„Mit Kränzen reich umschlungen
Durch Kunst und Poesie,
Viel tausendmal gesungen,
Doch ausgefungen nie,
Und über jedem Bilde
Erhaben, Vater Rhein,
Muß ewig dein Gefilde
Stets neu verherrlicht sein!

Und welches Aug' sieht trunken
Nicht deine Pracht erneu'n,
Wenn Maler, lustverunken,
Dir frischen Weibrauch streu'n?
Und welches Ohr verschleifet
Sich, wenn aus Herzensgrund
Des Lobes überfliehet
Von dir der Dichtermund?“ —

Mloys Genninger.



Artohist am Rhein.

Bonn, die Musenstadt.

Bonns Charakter. — Geschichtliches. — Das Arndt-Denkmal. — Erinnerungen an Vater Arndt. — Das Arndt-Haus. — Die Universität. — Kronprinz Friedrich Wilhelm. — Geistesgrößen und Berühmtheiten: A. W. v. Schlegel, Simrod, Dahlmann, Sybel. — Kirchen in Bonn. — Das Münster. — Das Beethoven-Denkmal. — Erinnerung an Beethoven. — Der Marktplatz. — Bonner Volksleben. — Der Friedhof mit seinen Denkmälern. — Erinnerung an Thiersch, Schumann, Lenné, Voijerée, Charlotte v. Lengefeld, Hermann Heidel u. A. — Poppelsdorfer Schloß, Laboratorium und Akademie. — Ausflüge von Bonn zum Kreuzberg und Godesberg.

„Bonna, solum felix, celebris locus, inclyta tollus,
Florida martyrio, terra sacrata Deo!
Sanctis et requies et asylum mito fuisti
Semper et externi te roperere suam!“

(Inschrift der Alma mater.)

Geschichtliches. „Und zu Bonn am Rhein, da möcht' ich ewig sein!“ jubelt ein altes Studentenlied, und mit Recht. Wol giebt es in ganz Deutschland kaum eine anmuthiger gelegene Stadt als der freundliche Musensitz Bonn am linken Ufer des prächtigen Rheinstromes, in blauer dämmernder Ferne umrahmt von dem malerischen Siebengebirge. Im Innern zumeist breite, gerade Straßen, gebildet von stattlichen vornehmen Gebäuden, reizenden Villen, umgeben von blühenden Gärten, schattigen Alleen und lachenden Blumenbeeten. Darum zieht auch kaum eine Stadt die Fremden mehr an als Bonn mit seinen eleganten Gasthöfen, komfortablen Pensionen und großartigen Gärten. Es ist nicht das Getümmel und Geräusch anderer großen Städte des Rheins, was uns

hier fesselt, nicht ist es das Gewühl und Getreibe des Handels und Verkehrs, nicht die Aufregung und Unterhaltung von Theater, Circus, Konzerten und rauschenden Ballen, nicht die auffallende Entfaltung glänzender Toiletten im Gewoge von Lustgärten oder blasirten Kurlebens, das uns hier begegnet — nein, es ist vielmehr ein stiller, vornehm aristokratischer Charakter, eine feine Noblesse, eine wohlthuende Ruhe, es ist der reine, unvermischte, ungetrübte Zauber der Naturschönheiten, der uns hier allüberall umweht und erhebt.

So sehen wir hier weniger das vergnügungssüchtige Gros der Reiselwelt sich niederlassen, nicht die in jagender Hast Alles sehen wollenden Sturmschrittstouristen, mit ihrem unvermeidlichen Führer in der Hand, es sind mehr die stilleren, gefeilteren, älteren und vornehmeren Auswanderer aus ihrer Heimat, die hier in Zurückgezogenheit den Balsam und die Wohlthat der Rheinluft und den Waldesduft der Gebirge in vollen Zügen einathmen wollen. Es ist ferner der Nimbus großer Männer, der uns allenthalben umgiebt, die Erinnerung an warme Vaterlandsfreunde, echte Deutsche, wie an „Vater Arndt“, Simrock, Dahlmann, an bedeutende Geschichtsforscher, wie Niebuhr und Sybel, an große Dichter und Aesthetiker, wie Schlegel, an bedeutende Künstler und Musiker, wie Beethoven, Schumann, Boissierée, Lenné u. A., welche diesen von der Natur, der Kunst, Poesie und den Grazien so sehr begünstigten Musensitz verklärt; es sind die reichhaltigen und großartigen Sammlungen im Universitätsgebäude, im Poppelsdorfer Schloß, es sind die interessanten Gebäude mit ihren Wissensschatzen und deren Anlagen, die den Gelehrten und Forscher zum Besuche einladen.

So laßt uns denn zunächst dem Strome von Fremden folgen, den der Salondampfer „Friede“ an dem Rheintai abgesetzt hat, wandern wir dem Ufer des Stromes entlang zu einer Gartenpforte, wo uns eine Treppe hinaufführt in die herrlichen Anlagen des Parkes, der zu dem elegant und komfortabel eingerichteten Hotel Kley gehört. Von weitem tönen uns schon die belebenden Klänge der Bonner Königshusarenregimentsmusik entgegen, und eine reizende Aussicht auf die romantisch vom blauen Himmel sich abgrenzenden Höhen und Zacken des Siebengebirges sowie von rechts auf den malerisch sich in der Ferne erhebenden Godesberg lacht uns entgegen. Die Wogen des zu unseren Füßen dahindrauschenden Rheinstromes durchfurchen in angenehmer Abwechslung stolze Dampfschiffe, langsam dahinziehende Schlepper mit einer Kette von Frachtbooten und Rähnen; kreuz und quer durchschneiden die Fluten kleinere Rachen und Trajektschiffe, die Jugend tummelt sich an den Ufern, oder kühne Schwimmer fühlen sich in den Wellen, lautstreichende Schwalben und Wasservögel saufen über die schimmernde Fläche, um nach den tanzenden Insekten zu haschen, und über dem Ganzen ruht das blaue friedliche Zeltdach eines heiteren Sommerhimmels. Heiter und froh, doch ohne Tumult und Geräusch, ergeben sich die Gäste dem Genuße dieser Fernsicht und lauschen zugleich den lieblichen Weisen der Musik. Hier ist gut sein, hier möchte man sich Hütten bau'n, hier möchte man volle Stunden säumen und träumen.

Schon webt die Dämmerung ihre tiefblauen und violetten Tinten um die zackigen Berge, glühend versinkt die scheidende Sonne und vergoldet die waldigen

Höhen und schimmert als Nebelungenhort in der Tiefe des Gewässers, die Klänge der Musik sind verrauscht, still und stiller wird es im Parke, da erhebt sich wie ein riesiger Ballon der Vollmond am Firmamente und gießt sein silbernes Licht über den Rhein. Das glitzert und schimmert in den Wellen und beleuchtet magisch die vorüberziehenden Schiffe — eine Ruhe und ein Friede herrscht überall, ein süßer balsamischer Duft der Sommernacht weht uns bezaubernd an, daß wir uns und Alles ringsum vergessen und uns in angenehmen Traumphantasien wiegen. Und so laßt uns denn in der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält,“ uns zurückversenken in die alten Zeiten, wo hier an unserem heiligen Strome die Römer ihren grimmigen Strauß mit den gallischen Völkerschaften und unseren Vorfahren bestanden, wo sie ihre ersten Kastele anlegten und auch den Vater Rhein zu überbrücken und zu unterjochen versuchten.

Schon längst war das linke Rheinufer bis tief in das heutige Frankreich, das unter römischer Herrschaft Gallien hieß, hinein von deutschen Stämmen besiedelt, und immer neue Schwärme drängten, durch die Uebevölkerung im männerreichen Germanien getrieben und durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die untriegerische Wehrlosigkeit der Bewohner Galliens eingeladen, über den Strom. Diese Flut, der Keim schon der großen Völkerwanderung, warf ihre Wogen bis an die Pforten der Weltmacht Rom und drohte zur verheerenden Sturmflut zu werden, als links am Rheine ein fester Damm römischer Herrschermacht durch einen Mann geschaffen wurde, der den Wellenschlag germanischer Einwanderung zum Stehen brachte, die Germanen im eigenen rechtsrheinischen Lande römische Adler sehen ließ und durch die weltgeschichtliche Macht seiner Persönlichkeit die Völkerwanderung um Jahrhunderte hinausschob und damit der Entfaltung römischen Kulturlebens in Deutschland das Thor öffnete — durch Cajus Julius Cäsar. Siegreich hatte sich die römische Offensiv den Deutschen angekündigt. Ein gewaltiger Schwarm Sueven unter ihrem Heerkönige Ariovist war über den Oberrhein gegangen und hatte in Gallien festen Fuß gefaßt, ein furchtbarer Nebenbuhler Roms um den Besitz Galliens. Aber 58 v. Chr. schlug das Feldherrn-genie Cäsar's in einer furchtbaren Entscheidungsschlacht die Deutschen zwischen Mülhausen und dem Rheine; mit den Trümmern seiner Schar floh der Suevenherzog über den Rhein zurück. Mit einem Schlage hatten die Römer die Rheinlinie gewonnen.

Zwei Ziele waren es jetzt, die Cäsar ins Auge faßte und mit einer staatsmännischen und militärischen Ueberlegenheit ohnegleichen verfolgte: die völlige Unterwerfung Galliens und die Sicherung der Rheingrenze gegen die Deutschen.

Daß das letztere Ziel nicht so bald zu erreichen war, bewiesen erneute Züge deutscher Stämme über den Rhein. Zwei Jahre nach der Suevenschlacht fuhren am Niederrheine die streitbaren Völker der Usipeter und Tencterer über, und ihre Reitergeschwader streiften bis in das Gebiet der Trevirer, deren Hauptstadt Trier war.

Um sich der furchtbaren Feinde zu entledigen, läßt Cäsar, im Augenblicke der Gefahr, um ein Mittel nicht verlegen, alle völkerrechtlichen Rücksichten aus den Augen und giebt das erste Beispiel jener schnöden Treulosigkeit, mit der die Römer in der Folge so oft das biedere und redliche Germanenvolk behandelt haben. Als die Häuptlinge der Usipeter und Tencterer, arglos und

auf die Eidschwüre vertrauend, in Cäſar's Hauptquartier kommen, läßt er die nichts Ahnenden meuchlings ermorden und die führerloſen Scharen niedermeßeln. Schon damals konnte der Deutſche merken, weſſen er ſich von dem Römer zu verſehen habe.

Das Blut der treuloſ Gémordeten ſchrie nach Rache zum Himmel, und es erſtehen den Römern in den rechtsrheinischen Sigambren ſo drohende Rächer der Aſipeter und Tencterer, daß Cäſar einen Schritt weiter gehen muß, um die Rheinlinie nicht auf das Neußerte gefährdet zu ſehen. Auch hatten die Uhier an der Lahn und Sieg ihn gebeten, ſie von ihren Drängern, den Sueven, zu befreien; wahrſcheinlich ſind damit die Chatten gemeint, die in der Folge ſo grimmigen Feinde der Römer. Dem Anſinnen der Uhier kann Cäſar, um in einem Augenblicke, wo Gallien noch in drohender Gährung kocht, nicht in ernſte Verwicklungen auf dem rechten Rheinufer zu gerathen, fürs Erſte nicht entſprechen. Aber um dem Erſcheinen germaniſcher Waffen auf dem linken Rheinufer vorzubeugen, beſchließt er, die römischen Fahnen den Deutſchen ins Land zu tragen und Schrecken vor der Kriegsmacht der herrſchenden Roma zu verbreiten. 55 v. Chr. ſchlägt er eine Brücke über den Rhein und betritt das freie rechte germaniſche Ufer. Wo Cäſar ſeine Pfahlbrücke geſchlagen, iſt nicht mit Gewißheit zu ſagen; entweder iſt die Gegend zwiſchen Koblenz und Andernach oder die Nordecke von Bonn, wo der Wichelshof liegt, der Schauplaß dieſes bedeutſamen geſchichtlichen Vorganges geweſen. Militäriſchen Erfolg hatte dieſe Expedition des großen Römers nicht: die Sigambren und Sueven zogen ſich zurück, und es kam nicht zum Schlagen.

Nach einem Aufenthalte von 18 Tagen zog Cäſar über den Rhein zurück und ließ die Brücke hinter ſich abbrechen. Er wollte nur den Germanen und der hauptſtädtiſchen Bevölkerung Roms im Glanze des kühnen Eroberers ſich zeigen und hat dieſen Zweck durch ſeinen kurzen Aufenthalt im rechtsrheinischen Deutschland völlig erreicht.

Was Cäſar den Uhiern nicht hatte gewähren können, das that Marcus Agrippa, als Feldherr, Seeheld und Staatsmann gleich bedeutend, ſpäter die rechte Hand und der Schwiegerſohn des Kaiſers Augustus. Im Jahre 38 v. Chr. führte Agrippa die Uhier auf das linke Rheinufer hinüber. In den neuen Marken, die ſich im Süden bis auf die Höhe der Eifel erſtreckten, hier an die Gaue der Trevirer angrenzend, errichtete ſich der Uhierſtamm ein nationales Heiligthum, die berühmte Ara Ubiorum, in der Nähe von Bonn, wahrſcheinlich bei Godesberg, deſſen Name an die uralte Verehrung des germaniſchen Göttervaters Wodan erinnert. Hier war, als Arminius der Deutſche ſein Volk gegen die römischen Zwingherren zu den Waffen rief, Segimundus Prieſter, ein edler Cheruſker, der Sohn des Herzogs Segesteſ. Seinem Vater, dem Römerfreunde, zum Troſte reiſt er die Prieſterbinde von der Stirne und greift zum Schwerte, um bei der Befreiung des heimischen Bodens mitzukämpfen.

Der Zuführung der Uhier in das rechtsrheinische Gebiet verdankt Köln ſeinen Urſprung als Colonia Agrippinensis. Hier wird des edlen Germanicus Tochter, die jüngere Agrippina, geboren, die Gemahlin des Kaiſers Claudius und Mutter des Scheuſals Nero, ein Weib, gleicherweiſe bekannt durch ihre Schandthaten wie durch das ſchreckliche Ende, das ihr der unnatürliche Haß ihres abſcheulichen Sohnes bereitete.



Eindringen der Römer in Germanien. Zeichnung von Hermann Vogel.

Cäſar hatte die Rheingrenze den Römern erworben. Sie zu halten, war der Inhalt der germaniſchen Politik des Kaiſers Auguſtus, der im Jahre 27 ſelbſt in Gallien verweilte und die Verwaltung der neu erworbenen Länder feſtſtellte. Noch dachte man nicht an Eroberungen auf dem rechten Ufer des Stromes. Da, im Jahre 16 v. Chr., drang eine niederschmetternde Kunde vom Niederrhein nach Italien. Die Sigambrier, erbittert über blutsaugeriſche Tributforderungen, waren, mit blutsverwandten Stämmen verbündet, über den Rhein gegangen, hatten den kaiſerlichen Legaten, Marcus Lollius, auß Haupt geſchlagen und fogar den Adler der fünften römischen Legion erobert. Die römische Herrſchaft in Gallien erzitterte in ihren Grundfeſten, und es bedurfte der Autorität des Kaiſers ſelbſt, die Ruhe wieder herzuſtellen. Dieſe Erfahrungen und die Furcht vor Schlimmerem brachten den Entſchluß zur Reiſe, das freie Deutschland rechts vom Rheine zu unterwerfen, zumal da ſich in den leitenden Kreiſen der Staatsmänner und Generale die Ueberzeugung Bahn gebrochen hatte, daß die eigentlich abſchließende Reichsgrenze die Elblinie ſei.

So beginnt denn ſeit 13 v. Chr. die großartige Offeniſive des römischen Kaiſerthums gegen das freie Deutschland, eine Offeniſive, die, mit gewaltigen Mitteln ins Werk geſetzt, nach einem einheitlichen, muſterhaften Plane durchgeführt, um ſo ſichereren Erfolg zu verſprechen ſchien, als unſelige Zwietracht Germaniens Stämme entzweite. Ein meiſterhaft angelegtes Straßennetz ward von Italien aus den Rhein hinab geführt bis Mainz, das damals ſchon ein Stützpunkt der römischen Herrſchaft war. Von Mainz ward der Streifenzug auf dem linken Ufer nach Trier und Köln geleitet, gleichfalls Zwingburgen der Römer im deutſchen Lande. Die Sicherung der Straße zwischen Trier und Köln war die Aufgabe der Feſtung Bonn, der *Castra Bonnensia*, des Ausfallſthores gegen die Sigambrier an der wichtigen Stelle des Flachlandbusens, von wo die umwohnenden Stämme ſich ſo trefflich im Schach halten ließen. Zwar iſt die Stadt Bonn nicht durch das römische Lager ins Leben gerufen worden, ſondern es beſtand ſchon eine germaniſche Ortschaft vorher und neben dem römischen Lager. Aber Bonn iſt in ſeinem Wachstume durch die Anlage der römischen Truppenniederlaſſung mächtig gefördert und zum Range einer bedeutenden Stadt erhoben worden. Die Scheidung des Lagers und der Stadt iſt augenſällig; die Entfernung beträgt etwa 10 Minuten. Die uralte Stadtanlage von Bonn beſtand auf dem Boden der jetzigen Stadt, nur nicht ſo weit nach Norden ausgedehnt; das Lager weiter nördlich, beim heutigen Wichelshofe. An dieſer Stelle wurden in den Jahren 1818 und 1819 große Ausgrabungen veranſtaltet, und zum Vorschein kam eine mächtige römische Niederlaſſung: Kaſematten, Bäder, Häuſeranlagen mit Alterthumsfunden jeglicher Art. Gleich zu Anfang der Arbeiten war die Ausbeute an römischen Münzen ſo überruſchend groß, daß der damalige Oberpräſident der Rheinprovinz, der Graf von Solms-Laubach, erſtaunt ausrief: „Wenn der Schatz römischer Münzen in dieſer Fülle noch weiter wächst, ſo kann man einer römischen Legion, die etwa durchzieht, den Sold in ihrer eigenen Münze baar auszahlen!“ Es müſſen treffliche Waffenplätze geweſen ſein, die der kriegserfahrene Scharſinn der römischen Feldherren und Ingenieure den deutſchen Strom entlang anlegte. Das linke Rheinufer ward ſo zu einer furchtbaren Militärgrenze umgeſchaffen, auf der die Römer ganz ungeheure Machtmittel ins Feld ſtellten. Acht Legionen,

jede seit der Armeeform des Augustus mit den Hülfsmannschaften einer modernen Division an Stärke gleich, also im Ganzen etwa 100,000 Mann, rückten zum Rheine vor. Zwei Legionen standen im „alten Lager“, in Castra Vetera bei Xanten, zwei in Bonn, zwei in Mainz, eine im Elsaß, eine am helvetischen Oberrhein. Von dieser Militärgrenze aus wollte Rom mit eiserner Hand in die Eingeweide unseres Vaterlandes greifen: das Kampfziel war eine Provinz, „Germania“, die das weltbeherrschende Kaiserthum der Zahl seiner Provinzen zufügen wollte.

So war die Lage der Dinge, als im Jahre 12 v. Chr. des Kaisers Stiefsohn Drusus das Kommando am Rheine übernahm. Sofort, wie er auf seinem Posten erscheint, verstärkt er die Linie durch die Anlage von 50 Kastellen, darunter Argentoratum (Straßburg), Bingham (Bingen), Vosavia (Oberwesel), Baudobrica (Boppard), Confluentes (Koblenz), Antenacum (Andernach), Sentiacum (Sinzig), Rigomagus (Remagen), Novesium (Neuß), Gelduba (Gellep), Castellum Mattiacorum (Kastel bei Mainz), Artaunum (wahrscheinlich Hedderheim im Taunus) mit dem Vorwerke, die Saalburg später genannt. Daß Drusus im Jahre 10 v. Chr. bei Bonn eine Brücke geschlagen habe, beruht wahrscheinlich auf einem Mißverständnisse.

Von Bonn und Mainz unternimmt Drusus vier Feldzüge nach dem Innern Deutschlands; er dringt bis zur Elbe vor, findet aber in der Blüte der Jahre und mitten in der Siegeslaufbahn den Tod durch einen Sturz vom Rosse, ein wackerer Held, dessen jäher Tod das Reich in Trauer versenkte, dem die Legionen von Xanten bis Rom Thränen aufrichtigen Schmerzes nachweinten und dem auch wir unsere Achtung nicht versagen dürfen. Das Werk, das zu vollenden der Tod ihm geweigert, soll sein Bruder, der Prinz Tiberius, zu Ende führen: er wird mit dem Kommando in Deutschland betraut. Viel weniger ein Soldat, der die Truppen begeistert mit sich fortreißt, wie es sein Bruder gewesen, war er der vorsichtige Methodiker, in diplomatischen Künsten ein vollendeter Meister, der auch als glücklicher Feldherr das Vertrauen des Heeres besaß. Ihm gelingt es, die furchtbaren Sigambrier zu schlagen; er siedelt 40,000 wehrhafte Männer dieses Stammes auf dem linken Ufer um Bonn herum an, in den Sizen der Ubier, der Menapier und Bataver.

Mit der Vernichtung der Sigambrier schien die Eroberung Westdeutschlands vollendet. Was noch fehlte, das wirkte Tiberius' Geschick: durch Schlaue, doppelzüngige Unterhandlungen die deutschen Stämme zu spalten und in Deutschland selbst römische Parteien ins Leben zu rufen. Die Thatkraft der Germanen ward gelähmt durch ihre eigene Zersahrenheit. So blieb zwischen Elbe und Rhein für längere Zeit Alles ruhig. Römische Gesittung ward zu den rauhen Söhnen des deutschen Landes gebracht; ein lebhafter Handel verknüpfte die, die früher Feinde waren, in friedlichem Verkehr; deutsche Häuptlinge wurden dem römischen Kaiserhause und seinen Generalen befreundet; in großer Zahl dienten deutsche Krieger in der Garde zu Rom und bei den Auxiliärtruppen und trugen Ehrenstellen, Würden und Gold davon. Dazu kam noch der Umstand, daß seit 3 n. Chr. die Verwaltung Westdeutschlands in den Händen eines ausgezeichneten Mannes lag, des Legaten Gajus Sentiuss, der es, wie wenige Römer, verstand, auf die Sinnesweise der freiheitliebenden Germanen einzugehen. So sah der Kaiser Augustus seine germanische Politik von glänzendem Erfolge gekrönt, und das siegesfreudige Gespräch der Bewohner der Hauptstadt zählte das Land zwischen

Rhein und Elbe schon als die jüngste Provinz dem Reiche zu. Dieses Alles veranlaßte den Kaiser, den trefflichen Sertius durch den Quinctilius Varus zu ersetzen, einen Legaten, der das Schwert nur bei Paraden zu ziehen gewohnt war, der das reiche Syrien als armer Mann betreten und das arme Syrien als reicher Mann verlassen hatte. Dieser sollte — und das war der zweite verhängnißvolle Fehler, den August beging — die Verwaltung Germaniens nach der Art der Verwaltung der übrigen Provinzen Roms einrichten, vor Allem den Deutschen die römische Rechtspflege aufnöthigen. So sicher glaubte der Kaiser seines Erfolges zu sein, daß er, während Varus mit diesen den Deutschen ins Mark einschneidenden Umgestaltungen beauftragt ward, die Rheinarmee um ein Beträchtliches verminderte. Da, in dem Augenblicke, als Rom sich dem Triumphrausch über die Niederwerfung Dalmatiens schrankenlos überließ, drang aus dem germanischen Norden die Hiobspost nach Rom, die den alten Imperator tief erschütterte und die römische Welt mit lähmendem Entsetzen erfüllte: „Varus ist todt. Fünf Legionen ausgezeichneter Kerntruppen, das ganze niederrheinische Heer, liegen zermalmt in den Wäldern und Schluchten des Teutoburger Waldes!“ Es war die Hermannsschlacht im Jahre 9 n. Chr., eine Siegesthat der Freiheitssiebe, die dem Deutschen heute noch das Herz schwellt und das Blut in freudigem Stolge rascher durch die Adern treibt. Dem mochte auch der Nachfolger des Varus, Drusus' edler Sohn Germanicus, Siege über die Deutschen ersehnen, durch die Schlacht im Teutoburger Walde war die Römerherrschaft in Deutschland auf immer gebrochen. Ströme von Blut flossen zwar in der Folge noch auf deutschem Boden, und lange Jahrzehnte wollte der Römer nicht weichen; aber römisch ist Deutschland nie geworden.

Der Tod des Augustus ist das Signal zu fürchterlichen Aufständen der rheinischen Legionen, die sogar des Germanicus Beliebtheit und Thatkraft nicht zu dämpfen vermag. Der gräßlichste Aufruhr tobt zu Bonn, wo die 1. und 20. Legion im Lager standen, besonders als die Ankunft einer senatorischen Gesandtschaft aus Rom die Truppen zur äußersten Wuth aufstachelte. Dieselbe 1. Legion ruft 69 n. Chr. den Wollüstling Vitellius zum Kaiser aus; im nächsten Jahre wird sie im Aufstande der Bataver, als die ganze Rheinlinie von der Nordsee bis nach Mainz in den Flammen des Aufstandes lodert, durch den germanischen Freiheitshelden Civilis bei Bonn so vernichtend geschlagen, daß, wie unser Gewährsmann Tacitus meldet, hoch aufgeschichtet in den Gräben die Leichen lagen.

Es folgen stürmische Zeiten, unaufhörliche Kämpfe, in denen Bonn unendlich viel Bitteres erleidet. Unter Konstantin dem Großen hatte Bonn, wo glaubensstarke Sendboten das Evangelium verkündigt und mit ihrem Blute ihre Lehre besiegelt hatten, solche Bedeutung erlangt, daß, wie die fromme Sage erzählt, Helena, des Kaisers Mutter, dort ein Münster gründete. Als 355 Silanus in Köln sich zum Kaiser aufwarf, ward die Stadt von Grund aus zerstört, vom Kaiser Julianus aber wiederhergestellt und durch Festungsmauern sorglich geschützt. Etwa 100 Jahre später geht Attila's, des Hunnenkönigs, verheerender Rückzug über Bonn, und wiederum geht die Stadt in Flammen und Rauch auf, um in den Kämpfen der Franken, Sachsen und Normannen neue Drangsale zu erleiden. Ein lichter Punkt ist sodann die große Synode zu Bonn in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, als die Stadt 22 Bischöfe aus Deutschland und Lothringen und viele Prälaten in ihren Mauern

sah. Mancherlei Geschick traf dann die schöne RheinStadt, gutes und schlimmes, in den Fehden der Kölner Erzbischöfe und den Kämpfen der Reichsfürsten um die Kaiserkrone. Fuhren die erwählten Kaiser vom Oberrhein her zur Krönung nach Aachen, so stiegen sie in Bonn ans Land, um von da ihren Weg nach der Krönungsstadt fortzusetzen. Friedrich der Schöne von Oesterreich aber, der Gegenkönig Ludwigs des Bayern, ebenso Karl IV. sind sogar in Bonn gekrönt worden.

Ganz außerordentlich wuchs die Bedeutung der Stadt, seit sie der Hanza und dem rheinischen Städtebunde angehörte und seitdem die Erzbischöfe, denen in der Mitte ihrer unruhigen Kölner nicht mehr recht wohl war, ihre Residenz nach Bonn verlegten, es durch Mauern wehrhaft machten und mit Freiheiten und Vorrechten ausstatteten. Letzteres geschah besonders durch Konrad von Hochstaden, den Gründer des Kölner Doms. Daß die mannichfachen Stürme bei der Reformation und im Dreißigjährigen Kriege nicht spurlos an unserer Stadt vorübergingen, ist bei der Bedeutung ihrer Lage und Geschichte selbstverständlich. Mancher Belagerung war die Stadt seitdem ausgesetzt und manche Eroberung hat sie über sich ergehen lassen müssen. Berühmt ist die Einnahme Bonns durch den holländischen General Coehorn (sprich Kuhorn) im spanischen Erbfolgekriege, weil sich an diese Thatsache der Scherz knüpfte, die Mauern Jericho's seien durch Posaunenschall gesunken, die Mauern Bonns aber habe ein Kuhhorn umgeblasen. 1717 ward aus den Steinen der geschleiften Festungsmauer das kurfürstliche Schloß gebaut. Nachdem durch den Frieden von Luneville Bonn seit 1802 französisch geworden war, wurde es 1814 auf dem Wiener Kongreß Preußen zugesprochen.

Wenden wir uns nun nach diesem kurzen und gedrängten geschichtlichen Rückblick den Sehenswürdigkeiten und Berühmtheiten der Stadt Bonn selbst zu.

Erinnerungen an Vater Arndt. Unser erster Besuch gilt dem „alten Zoll“, wo früher ein mächtiger Thurm und ein Bollwerk der befestigten Stadt Bonn standen. Beide wurden in der Belagerung von 1689 zerstört, aber die Form des Bollwerks erhielt sich. Jetzt zieht das aus Erzguß nach Afinger's Modell hergestellte Arndt=Denkmal unsere Blicke auf sich. Wir sehen hier die kurze, gedrungene Gestalt im deutschen Rock, mit zusammengepreßten Lippen und geballter Faust, die auf einem Eichenstamm ruht, während die rechte Hand auf seinen Lieblingsstrom, den Rhein, deutet. Als Inschrift liest man außer seinem Namen die Worte: „Der Rhein — Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze“ und aus seinem herrlichen Vaterlandslied: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“.

Wenn wir hier am Standbilde des Deutschen aller Deutschen unsere Blicke schweifen lassen über das in bläulichem Dufte vor uns liegende malerische Siebengebirge, dann gedenken wir gern und in dankbarer Verehrung des großen Mannes, dessen schönster Zukunftsstraum die Verwirklichung der Kaiseridee, die Einheit und Größe des deutschen Vaterlandes war. O wenn jetzt sein seliger Geist herniedererschweben könnte, um das einige, große und mächtige Deutschland zu schauen — dann würde nicht mehr schmerzlich sein Nothruf erschallen: „Was

ist des deutschen Vaterland?“ — Ist es uns doch, als hörten wir in brausenden Akkorden sein unsterbliches Lied erklingen:

„So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt;
Wo Eide schwört ein Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blizt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt;
Wo Zorn vertilgt den wälischen Land,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund:
Das soll es sein, das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!“ —

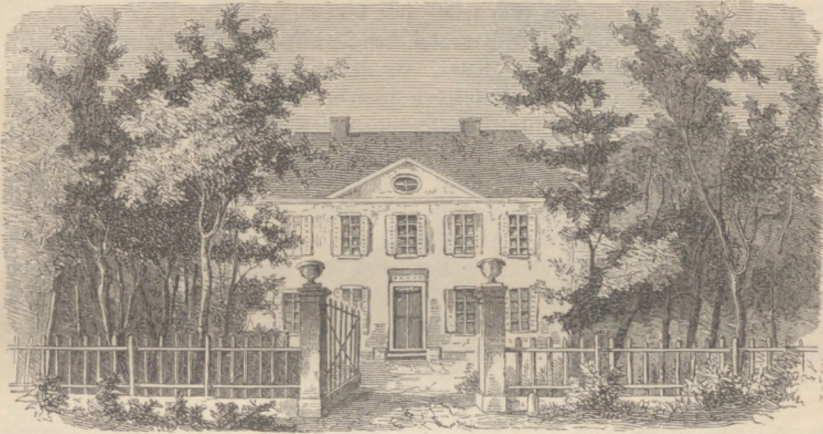
Das Lied hat wunderbar gezündet in allen deutschen Herzen, es ist zum politischen Glaubensbekenntniß geworden und wie ein Gebet ertönt es bei allen deutschen Festen:

„Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein,
Und gieb uns echten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein, das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!“ —

Ernst Moriz Arndt ward am 2. Weihnachtstage 1769 in Schoritz, auf der damals schwedischen Insel Rügen, geboren, in demselben Jahre, als der stolze Norse, sein größter Gegner, das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, ein wackerer Mann von echtem Schrot und Korn, war Gutsverwalter des Grafen Putbus und gab seinen acht Kindern eine echt spartanische Erziehung. Anfangs erhielt unser Ernst Unterricht von Hauslehrern, später ward er in die Schule zu Stralsund geschickt. Hier erhielt sich der unverdorbene Junge inmitten der Versuchungen lockerer Kameraden, die ihn wegen seiner ländlichen Blödigkeit oft verlachten, die Unschuld und Unentweihtheit seiner Seele. Seine jugendlich feurige Phantasie zügelte er durch körperliche Ermüdungen in Wald und Flur, am Strande und in den Wogen des Meeres. Um einer ihm während der Abschiedsfeierlichkeiten von Abiturienten drohenden Bummelerei mit aller Gewalt zu enttrinnen, ergriff er einst den Wanderstab und marschirte rüstig aufs Gerathewohl in die Welt hinein. Die erste Nacht schlief er auf dem Heuboden eines Schäfers, am andern Morgen wanderte er rüstig längs der Peene hin. Auf allen Ritterhöfen und Pachthöfen bot er sich als Sekretär an, bis sich ein menschenfreundlicher Gutsherr für ihn lebhaft interessirte und seine Heimkehr vermittelte. Dort ward er ohne Vorwurf empfangen und bereitete sich in der Stille zum Studium vor. Im Jahre 1791 bezog er die Universität Greifswalde, später Jena, um Theologie zu studiren. Doch der damalige nüchterne Ton dieser Wissenschaft konnte ihn nicht erwärmen, und er zog ein Wanderleben einer fetten Pfründe vor. Nach einigen Semestern ruhelosen Reisens ließ er sich 1803 in Greifswalde nieder, wo ihm das Schicksal ein treues Weib und bald auch eine Professur der Geschichte beschied. Leider entriß ihm der unerbittliche Tod schon früh die geliebte Gattin, nachdem sie ihn noch mit einem Sohne beschenkt hatte.

Inzwischen zogen sich die Gewitterwolken immer drohender am politischen Horizonte zusammen; bereits war in Paris der leuchtende Stern des kühnen Königs und Kaisers aufgegangen.

Obwol sich Arndt der Bewunderung für diesen großen Feldherrn nicht verschließen konnte, so haßte er doch zu sehr den Despotismus, um nicht Napoleon von seinem ersten Auftreten an auf das Erbittertste zu bekämpfen. War er den Franzosen schon vorher gram ihrer Nordbrennereien wegen, die sie in der Pfalz verübt hatten, so erfaßte ihn jetzt noch ein um so tieferer Groll, als der fremde Tyrann mit höhnischer Teufelsfaust die alte, freilich längst morische Herrlichkeit des Deutschen Reiches zertrümmerte. Unererschrocken hielt er, ein zweiter Demosthenes, der deutschen Nation donnernde Philippiken. Ebenso setzte er durch seine kühne Sprache die Aufhebung der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen durch und trotzte den Anklagen der Edelleute, welche ihn einen „Leuteverderber und Bauernaufbeher“ schalteten.



Arndt's Wohnhaus.

Zwischen verdüsterte und bedrohte der länderverschlingende Drache immer mehr den europäischen Himmel. Bereits hatte sich Napoleon auf den Kaiserthron Frankreichs gesetzt und mit den frechen Worten sich die eiserne Lombardenkronen Italiens hinzugefügt: „Gott hat sie mir gegeben: wehe Dem, der sie antastet!“ — Und in feigster Unterwürfigkeit kamen Europa's Potentaten gekrochen, um ihn mit unwürdigen Schmeicheleien und Dekorationen zu überhäufen. Mit Hilfe des verrätherischen Rheinbundes löste der schlaue Tyrann die einzelnen deutschen Fürsten vom Reiche los, gab ihnen als Judaslohn Titel und Gebiets-erweiterungen, bis er mit schneidendem Hohne sagen konnte, er kenne ein Deutsches Reich nicht mehr. Mit Preußens Demüthigung, welche die Königin Luise mit Hoheit ertrug, war Deutschlands Schmach besiegelt.

Zu dieser Zeit lebte Arndt in Greifswalde, wo ihm ein Duell mit einem schwedischen Offiziere, welcher von den Deutschen verächtlich geredet hatte, beinahe das Leben kostete. Noch mehr Kühnheit aber bewies er durch die Herausgabe des mit Flammenworten geschriebenen Werkes: „Geist der Zeit“, worin er dem fremden Unterdrücker den Fehbehandelschuh hinschleuderte, sowie seiner eigenen geknechteten Nation den Spiegel ihrer Schmach und Schande vorhielt. Diese Schrift bewies in einer Zeit, wo Napoleon den Buchhändler Palm wegen

Verfaßts einer gegen ihn gerichteten Broschüre und in einem Grenzland den unglücklichen Prinzen v. Englien hatte erschießen lassen, von Arndt die größte Kühnheit, zumal ein geheimes Netz der Spionage sich um ganz Deutschland schlang. Den deutschen Fürsten wirft er ihre Servilität, ihren Landesverrath vor, den Franzosen schleudert er die derbsten Worte ins Gesicht. „Zhr also“, redet er u. A. die Letzteren an, „... ihr wollt die Beglückter und Herren Anderer sein, die ihr wieder die kriegendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seid, der euch durch keine edleren Künste beherrscht als durch gemeine List und prunkende Aefferei? Zhr nennt euch das große Volk! Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freie Nationen unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil haben groß ist, so sind wenig größere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue und Gerechtigkeit und Mäßigkeit den Menschen und das Volk groß machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seid.“

Dann wirft er ihnen ihre Barbarei, den Firniß ihrer sogenannten Bildung, ihre Windbeutelerei und Frivolität vor. Er nennt sie kümmerliche Mittelbinger, denen die volle südliche Naturkraft eben so sehr fehle, wie die schwärmerische nordische Gemüthsstärke, ihr sündliches Krüppelwesen offenbare sich in ihrer Kunst, die den Affen, aber nicht den freien Menschen darstelle.

„Nichts als leerer Schein“, fährt er in heiligem Feuereifer fort, „... ohne Religion, ohne Poesie, ohne Wahrheit, zu schwach, euch zu bessern, zu gebildet, eures Urtheils inne zu werden, tretet ihr stolz hin und krähet uns Anderen mit einer beispiellosen Unverschämtheit vor, daß wir ungeschliffene Gesellen und Barbaren sind.“ Und so wirft er ihnen ihre Oberflächlichkeit und Hohlheit aufs Schärfste vor. Hatte je ein Demosthenes kühner und offener gesprochen, als der listige Philipp das Garn um Griechenland fester und fester zuzog, hatte je ein Cicero mächtiger und verwegener gedonnert gegen Catilina und Antonius?! —

Doch die Sprache wird noch dreister, da, wo er sich gegen den allmächtigen Korjen selbst wendet. Seine kalt berechnende, grausame Despotenatur enthüllt er in erschreckender Nacktheit. Er nennt ihn ein erhabenes Ungeheuer, dem Vulkan oder Gewitter oder Alles verschlingenden Weltmeere ähnlich, und vergleicht ihn mit anderen völkermordenden Wütherichen, wie Dschingis und Attila. Daß Deutschland diesem Manne unterlag, kam einzig und allein daher, daß es sich selbst und seiner hohen Aufgabe untreu ward, weil Fürsten und Volk sich gegenseitig verriethen. Darum appellirte er an ihr Ehrgefühl und rüttelt sie aus ihrer Erstarrung und Abgestorbenheit auf. „Tyrannen und Könige werden Staub“ — so schließt die Philippika — „Pyramiden und Kolosse zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane thun ihr Amt, das Größte verschwindet; nur eine Unsterblichkeit lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit sind das reine Element des Lebens des göttlichen Menschen, durch sie ist er, ohne sie nichts Ich liebe die Menschen.“

Diese Schrift Arndt's gehört nach dem Urtheile Häusser's zu dem Kräftigsten und Erweckungsreichsten, was je eine deutsche Feder geschrieben.

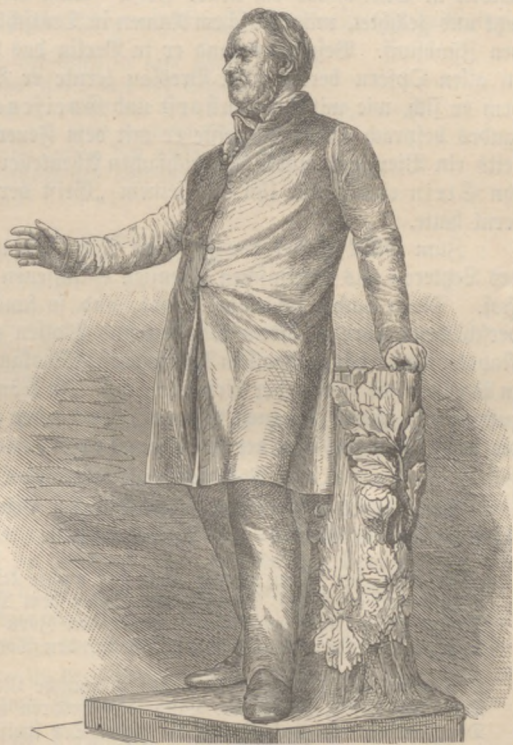
Daß diese kühne und gefährliche Sprache Napoleon's höchsten Grimm erregte, ist klar. Arndt fühlte sich daher auf deutschem Boden nicht mehr sicher: er ging nach Schweden, wo er fortfuhr, in allen möglichen Flugchriften das deutsche Volk zur Erhebung anzustacheln. — Und sein unermüdeliches Streben ward von Erfolg gekrönt.

Er ließ seinem „Geist der Zeit“ einen zweiten Theil nachfolgen, der dem ersten an Kühnheit nichts nachgab. Hier zog er besonders gegen die feige Gefügigkeit und Ergebenheit in die Verhältnisse schonungslos zu Felde. Er ereifert sich gegen die gesinnungslosen Klüglinge, schilt sie „Leisetreter, Dunstköpfe und Tröpfe, feige und gemeine Knechte ohne Sinn für das Große und ohne Gefühl für das Volk und seine Ehre.“ Dem konfessionellen Haber gegenüber räth er, der einen und höchsten Religion, zu siegen oder zu sterben für die Gerechtigkeit und Wahrheit, für die heilige Sache der Menschheit, eingedenk zu sein.

„Das ist die höchste Religion“, ruft er aus, „das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Vater und Mutter, als Weib und Kind. Das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen. Das ist die höchste Religion, mit dem theuersten Blute zu bewahren, was durch das theuerste, freieste Blut der Väter erworben ward.“ . . . Und an einer andern Stelle sagt er: „Ich liebe die Unsterblichkeit. Darum liebe ich Freiheit, Licht und Gesetz . . . gebt mir ein freies, glorreiches Vaterland, und nie mag mein Name genannt werden, als in meinem Hause und bei meinem Nachbar; gebt mir nur ein Plätzchen in Germania, wo die Lerche über mir singen darf, ohne

daß ein Franzose sie herabschieße; gebt mir ein Häuschen mit einem Gartenzaun, wo mein Hahn krähen darf, ohne daß ein Franzose ihn bei den Fittichen fasse und in seinen Topf stecke und ich will fröhlich singen, wie die Lerche und krähen wie der Hahn, wenn auch einen Leinenkittel meinen Leib bedeckt Männer, auf und seid gerüstet! Ihr dürft nicht leben als Sklaven!“

Diese Worte schleuderte Arndt wie Brandraketen in die Welt zu einer Zeit, als Preußen durch den Vertrag zu Tilsit seine größte Demüthigung besiegelt hatte. Als auch der Kaiser von Rußland sich von seinem früheren Bundesgenossen Friedrich Wilhelm treulos abwandte, da ließen alle die Köpfe hängen; nur Arndt verzagte nicht. Und seine Mahnworte fanden Widerhall in



Arndt's Standbild auf dem alten Zoll.

gleichgesinnten Herzen. Noch war das deutsche Vaterland nicht aller edlen Männer bar. In Berlin ließen sich Fichte, Schleiermacher und Fahn vernehmen; in der Verwaltung ergriffen das verlorene Ruder ein Stein und Scharnhorst. Oesterreich, „an Ehren und an Siegen reich“, ermannte sich noch einmal, der heldenmüthige Herzog von Braunschweig drang mit seiner „schwarzen Schar“ von Böhmen bis zur Nordsee, Schill erneuerte in Preußen, Dörnberg in Hessen den Krieg. Mußte auch Stein geächtet fliehen, der brave Andreas Hofer seine Erhebung mit dem Blute bezahlen — es regte sich doch allenthalben in Deutschland ein neuer Geist. Auch Arndt reiste, seines Amtes entsetzt und geächtet, unter falschem Namen in Deutschland umher und nährte überall den Zündstoff. Besonders fand er in Berlin das Volk in großer Gährung und zu allen Opfern bereit. In Breslau lernte er Vater Blücher kennen, mit dem er sich, wie mit Scharnhorst und Gneisenau, über die Noth des Vaterlandes besprach. Von da reiste er mit dem Feuer eines Jünglings, obwol bereits ein Vierziger, unter mannichfachen Abenteuer nach Petersburg, wohin ihn Stein einlud, der ihn aus seinem „Geist der Zeit“ kennen und lieben gelernt hatte.

Zum Glück zerfiel der Zar mit Napoleon und berief den auf Betreiben des Letzteren aus preußischen Diensten entlassenen Freiherrn v. Stein an seinen Hof. Dieser dachte sofort an Arndt, und so fanden sich zwei zwar äußerlich verschiedene, aber in ihrem Streben und Wollen gleichgesinnte Männer. Nach Napoleon's verhängnißvollem Rückzuge aus Moskau pflanzten diese beiden Männer in Preußen die Fahne der Erhebung auf. In Königsberg traf Arndt mit York zusammen, jenem „eisernen Manne“, der zu den Russen überging. Nun brach die große Zeit an, von der ein Theodor Körner begeistert singen konnte:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“

Auch Arndt dichtete jetzt seine schönsten Kriegs- und Freiheitslieder. Da klang es wie Trompeten- und Posaunenschall:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth, den Horn der freien Rede,
Daß er bestünde bis aufs Blut, bis auf den Tod die Fehde.

O Deutschland, heil'ges Vaterland! o deutsche Lieb' und Treue,
Du hohes Land, du schönes Land, dir schwören wir aufs Neue,
Dem Buben und dem Knecht die Acht! Der speiße Krä'h'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannschlacht und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann, in hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen, Alle, Mann für Mann, fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan und himmelan die Hände
Und rufet Alle, Mann für Mann: „Die Knechtschaft hat ein Ende!“ —

Kriegsmüthiger, opferfreudiger, vaterlandsliebender, begeisternder konnte kein Tyrtaus die Reihen der Streiter zur Freiheitschlacht entflammt haben.

Nun erfolgte auch der zündende Aufruf des Königs von Preußen: „An mein Volk!“ — Arndt ließ außer mehreren kleineren Schriften seinem „Geist der Zeit“ den dritten Theil folgen. Eine allzu zarte Censorseele in Berlin stieß sich an Arndt's kräftigen Ausdrücken und wünschte für „Tyrann“ und „fremde Henker“ die milderen: „Herrscher“ und „fremde Eroberer“. Doch solche dem

Auslande gegenüber so superhuman auftretende Tadler mögen vielleicht nicht gut patriotisch gesinnt sein; uns wenigstens kommen die derben Ausbrüche eines gerechten Zornes zu damaliger Zeit sehr wohl berechtigt vor.

In Preußen rüstete man sich jetzt wie zu einem Kreuzzuge. „Es entstand“, sagt Sybel, „ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte giebt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge, mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit, mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, mit brausender Freiheitsliebe, strengem Pflichtgefühl und treuem Untertanensinn.“

So kam es zu der ewig denkwürdigen dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig.

„Wem ward der Sieg in dem harten Streit,
Wer griff den Preis mit der Eisenhand?
Die Welschen hat Gott wie die Spreu zerstreut,
Die Welschen hat Gott verweht, wie den Sand;
Viel Tausende deckten den grünen Rasen,
Die Uebriggeblieb'nen entflohen wie Hasen,
Napoleon mit!“

O Leipzig, freundliche Lindenstadt,
Dir ward ein leuchtend Ehrenmal:
So lange rollet der Jahre Rad,
So lange scheineth der Sonne Strahl,
So lange die Ströme zum Meere reisen,
Wird noch der späteste Enkel preisen
Die Leipziger Schlacht!“

In dieser Zeit erschien Arndt's Schrift: „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813“, worin er die Deutschen anredet als Männer, welche „das Vaterland lieber haben als Gold und die Freiheit lieber als das Leben.“ Ferner erschien seine berühmte Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“, worin er die Sprachgrenze als die allein berechnete anerkennt und nachdrucksvoll die Rückgabe ehemals deutscher Provinzen fordert. Leider drang er nicht damit durch, und umsonst schimpfte auch Blücher über „die diplomatischen Federfuchser und Tintenklekser, die den Galgen verdienen“. Doch ward wenigstens durchgesetzt, den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen. So marschirte Vater Blücher in der Neujahrsnacht 1814 bei Caub über den Rhein, schlug Napoleon in zwei Schlachten und rückte auf Paris los.

„D'rum blaset, ihr Trompeten, Huzaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, in fliegendem Saus,
Dem Siege entgegen zum Rhein und über'n Rhein,
Du tapferer alter Degen, und Gott soll mit dir sein!“

Er setzte es auch durch, daß „der Kerl herunter mußte“, er bewirkte Napoleon's Absetzung, wenn auch sonst die Blüthenträume guter Patrioten nicht verwirklicht wurden.

Im Jahre 1815 war Arndt in Köln als Herausgeber der Zeitschrift: „Der Wächter“ thätig; er wollte ein treuer Wächter sein am Rhein. Bald darauf ward er von der preußischen Regierung zum Professor der Geschichte in Bonn ernannt. Dort verheirathete er sich mit der Halbschwester Schleiermacher's und gründete sich ein neues Heim. Stets blieb er ein warmer Freund des Volkes und Feind aller Speichellecker. Letztere stellte er in dem vierten



Theile seines „Geist der Zeit“ an den Pranger; deshalb suchten sie ihn zu verleunden und erreichten wirklich seine Absezung. Schwere Anklagen mußte der Biedermann über sich ergehen lassen, doch nichts schmerzte ihn so sehr als der Vorwurf, er habe die damals aufrührerische akademische Jugend aufgewiegelt. Seine Papiere wurden konfisziert, und obwol man nichts Verdächtiges fand, blieb er seines Amtes entsetzt. Trotzdem ward er nicht verbittert und verlor sein Gottvertrauen nicht.

„Deutsches Herz, verzage nicht! Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts, thue recht und fürchte nichts!“

Bald traf ihn noch ein viel herberer Schlag, der Verlust seines geliebten Sohnes, der im Rheine ertrank. Diese Wunde vernarbte nie, während seine gekränkte Ehre glänzend wiederhergestellt ward. Im Jahre 1840 setzte Friedrich Wilhelm IV. den hochverdienten Mann wieder in sein Amt ein, seine Kollegen ehrten ihn durch die Wahl zum Rektor, und obwol bereits ein Siebziger, wollte er seinen gütigen Monarchen nicht durch eine Weigerung verletzen. Mit Rührung begrüßte er in einer fernigen Rede die alten, liebgewordenen Räume und ermahnte die Jugend zur Pflege deutscher Sitten. Im Jahre 1848 wählten vier Wahlkörper den 79jährigen Greis in die deutsche Nationalversammlung. Er erschien dort auf der Rednertribüne, von der Menge jauchzend begrüßt „als ein gutes, altes deutsches Gewissen.“ Zu seinem größten Schmerze konnte er jedoch den König von Preußen nicht bewegen, die ihm angebotene deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Dennoch verlor er den Glauben an Deutschlands schöne Zukunft nicht. Am 26. Dezember 1859 feierte er seinen 90. Geburtstag, zu dem er von allen Seiten die ehrenvollsten Zeichen der Liebe des deutschen Volkes erhielt. Mitten im Bestreben, Allen zu danken, starb der ehrwürdige Greis mit den Worten: „Daß mir die Augen zufallen!“ —

Wer Arndt verstehen will, muß seine Zeit verstehen. Sein Franzosenhaß ist kein Menschen- und Rassenhaß an und für sich; sein Groll, der sich gegen die Unterdrücker seines Volkes wendet, ist ein berechtigter. Ebenso ist seine Preußenliebe keine einseitige; sie wurzelt in der festen Ueberzeugung, daß damals nur Preußen berufen war, die Einheit und Größe Deutschlands herbeizuführen. Darum war Arndt ein deutscher Mann im vollsten Sinne des Wortes, deutsch in Wort und That, ein leuchtendes Vorbild der deutschen Jugend. Er war kein Klassiker in Schrift und Form, er war kein großer Gelehrter und Staatsmann — er war ein warmer Freund des deutschen Volkes, ein unerschrockener Mahner in der Zeit der Noth, der todesmuthige Bekämpfer jeder Tyrannei, der tapfere Verfechter deutscher Volksfreiheit und Ehre, ein Märtyrer der Demagogerie, der Waffenschmied und Tyrant in den Freiheitskämpfen. Durch alle seine Lieder flammt ein heiliger Zorn, glüht ein unerschütterliches Gottvertrauen. Seine kräftigen Weisen sind heute noch die Lieblingslieder der akademischen Jugend. Auf jedem Kommerse ertönt sein Bundeslied: „Sind wir vereint zur guten Stunde“ — zum Lobe des Weins: „Aus Feuer ward der Geist geschaffen“ — zu Zeiten nationaler Erhebung: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ — inmitten des Waffengeklirrs: „Was blasen die Trompeten, Hüfaren heraus!“ — in Zeiten der Bedrängniß: „Wer ist ein Mann? Wer beten kann.“



Darum, deutsche Jugend, der es vergönnt war, Glorreiches zu erleben, beherzige wohl des Deuthesten aller Deutschen Worte:

„Deutsche Freiheit, deutscher Gott, deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl sind vier Helden allzumal.
Diese steh'n wie Felsenburg, diese sechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus in Gefahr und Todesbraus.
D'rum, o Herz, verzage nicht, thu', was dein Gewissen spricht:
Dies dein Licht, dein Weg, dein Hort, hält dem Tapfern ewig Wort!“

Nachdem wir so den Manen dieses Ehrenmannes den schuldigen Tribut gezollt, drängt es uns, seinem Wohnhause auf der Koblenzerstraße 75 einen Besuch abzustatten, denn, wie der Dichter sagt: „Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist eingeweiht für alle Zeiten“.

Wir stehen vor einem einfachen, zweistöckigen Gartenhäuschen, dessen Räume jetzt der Bonner Alterthumsverein zu seinen Sammlungen benutzt. Nur wenig Möbel aus der Zeit Vater Arndt's stehen jetzt noch da. Klein und bescheiden sind die Zimmer, welche einst einen großen Mann mit einer Welt von großen Gedanken und heiligen Gefühlen beherbergten. Zuerst fällt unser Blick auf die Gipsbüste und Todtenmaske des theuren Verbliebenen. Zu den kräftigen markigen Jügen paßt der derbe Knotenstock, der nebst einem Säbel an der Wand hängt. Sie vergegenwärtigen uns den rüstigen Wanderer und muthigen Vaterlandsvertheidiger. Daneben gewahren wir die wohlbekannte kräftige Handschrift in einer kleinen Sammlung von Briefen. Rechts in der Ecke steht ein alter Sessel, auf dem sein bester Freund, Freiherr v. Stein, seine edle Seele ausgehaucht hat; Vater Arndt hatte sich diese theure Reliquie erworben. Von dem kleinen Balkon im oberen Stocke hat man eine herrliche Aussicht auf des Dichters Lieblingsstrom, den Rhein. Leider hat man dem wackern Manne den reizenden Blick auf die Krone des Siebengebirges, den Drachensfels, später zu seinem großen Verdruße verbaut. Ein besonderes Interesse gewährt uns das Studirstübchen, wo der kühne Waffenschmied seine zermalmenden Donnerkeile gegen die Feinde des Vaterlandes schmiedete. Auch in seinem Gartenhäuschen, wo der Dichter zu sinnen und zu träumen pflegte, verweilen wir noch mit Ehrfurcht, schütteln dann der uneigennütigen Wirthin und der alten treuen Schaffnerin Vater Arndt's die Hand und eilen zwischen Wiesen der Gartenthür zu. Hier erinnern wir uns noch der ehrwürdigen Matrone, „der tapferen Wittve“, die ihren Gatten um 10 Jahre überlebte und welcher wir als Studenten bei der Enthüllungsfeier des Arndt-Denkmals am 29. Juli 1865, einem Nationalfeste im vollsten Sinne des Wortes, begeistert unsere Huldigungen dargebracht hatten.

Die Universität. Auf unserem Rückwege stoßen wir auf das großartige Universitätsgebäude, einst das kurfürstliche Residenzschloß, von Joseph Clemens und Clemens August erbaut und nach einem Brande 1777 theilweise erneuert, welches die Hälfte der südlichen Stadtseite einnimmt und eins der schönsten und größten in Deutschland ist. Es erstreckt sich 580 m in die Länge und umfaßt außer den Hörsälen die von dem berühmten Philologen Mitschl geordnete Bibliothek mit über 200,000 Bänden und einer großen Zahl von Porträtbüsten, den Originalmarmorbüsten v. Niebuhr, A. W. v. Schlegel, E. M. Arndt, F. G. Welcker und einer reichen Münzsammlung (4000 römische und griechische, 400 mittelalterliche), ferner das

Museum vaterländischer Alterthümer, das phyfikalifche Kabinet, die berühmten klinifchen Anftalten und die Aula. In letzterer find vier fehr bemerkenswerthe Freskobilder, von denen das erſte die Theologie darſtellt. Man ſieht auf ihm die größten Religionslehrer und Reformatoren in lebendigen Gruppen dargeſtellt. Das Bild wurde 1824 unter Cornelius' Leitung begonnen und von feinen Schülern Förſter, Gözenberger und Hermann vollendet. Auf den anderen drei Fresken, welche Gözenberger allein ausgeführt hat, ſieht man die Hauptvertreter der juridiſchen, medi- ziniſchen und philoſophiſchen Fakultät von der älteſten bis in die neuere Zeit dargeſtellt mit entſprechendem landschaftlichen Hintergrund.

Außerordentlich ſehenswerth iſt das akademiſche Kunſtmuſeum, welches in höchſt geſchmackvoller Gruppierung unter Leitung des früheren Direktors Prof. Zahn eine reichhaltige Sammlung von Statuen, Gipsreliefs, Gipsabgüſſen und Gemmen enthält, welche noch fortdauernd durch neue Abgüſſe von allen Seiten, neuerdings durch Nachahmungen Schliemann'scher Ausgrabungen, bereichert wird. Der geräumige Saal war ehemals die Univerſitätsreitbahn. Wir haben keine reichhaltigere und namentlich geſchmackvoller geordnete Sammlung derart in Deutſchland geſehen.

Nicht minder intereſſant iſt das Muſeum vaterländiſcher Alterthümer mit einer reichhaltigen Sammlung merkwürdiger Denkſteine und ſonſtiger Ueberreſte aus der Römerzeit, die man in der Rheinprovinz und in Weſtſalen gefunden hat. Beſonders haben die Ausgrabungen am Wickelshof nördlich der Stadt, wo, wie bereits erwähnt, eine Rheinbrücke der Römer geſtanden haben ſoll, viele wichtige Funde zu Tage gefördert.

Auf der Diſſeite führt durch das langgeſtreckte Univerſitätsgebäude das Koblenzer- oder Michaelsthor hindurch, ſo genannt, weil es von der vergoldeten Statue des heiligen Michael überragt wird; rechts davon an der Südſeite liegt der große Hofgarten, ein beliebter Spazierplatz mit ſchattigen Alleen. An der Südſeite liegt in der Mitte das Anatomiegebäude mit ſeinen Hör- und Arbeitsſälen und ſeinen ausgedehnten Sammlungen.

Wir knüpfen an die Schilderung der Gebäulichkeiten der Bonner Univerſität eine kurze Geſchichte ihrer Gründung und widmen ihren Geiſtesgrößen und Berühmtheiten ein paar Worte.

Die Befreiung Deutſchlands vom franzöſiſchen Joche war durch den unvergleichlichen Opfermuth, die über alles Lob erhabene Tapferkeit des preußiſchen Volkes glücklich erkämpft. Nach unſäglichen Anſtrengungen war Preußen, aus tauſend Wunden blutend, durch jahrelange Opfer verarmt, aber mit unverwundlichen Lorbern bedeckt, von ſtrahlendem Ruhme gekrönt, ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen. Der Staat war in ſeiner früheren Größe und Macht neu erſtanden; die Erwerbung großer Landeſtheile im Weſten Deutſchlands hatten ihn noch verſtärkt. Die Begeiſterung und Schöpferkraft des herzerhebenden Aufſchwungs ſollte auch auf das innere und geiſtige Leben des Volkes nicht ohne Wirkung bleiben. Patriotiſches Selbſtgefühl und nationaler Hochſinn erfüllte das Volk; es fühlte ſich nach ſo herrlichen Leiſtungen auf dem Schlachtfelde im Stande, auch auf dem Gebiete des geiſtigen Schaffens das Höchſte zu leiſten, und eine hohe Blut idealen Strebens erfüllte, bei aller Dürftigkeit des äußeren Zuſtandes, die Regierung und das Volk. Kaum hatte

der Wiener Kongreß die Rheinprovinz Preußen zugesprochen, so verließ König Friedrich Wilhelm III. in seiner Proklamation vom 8. April 1815 seinen neuen Unterthanen die Gründung einer Universität an den Ufern des neubefreiten Stromes. Das königliche Wort fand in den Herzen der Rheinländer das lebhafteste Echo — und um so freudiger begrüßte man die frohe Botschaft, als ein längst schmerzlich empfundenes Bedürfniß befriedigt wurde.



Das Universitätsgebäude.

In den einst in vielen kleinen Territorien zersplitterten Rheinlanden hatte sich das Unterrichtswesen nur dürftig entwickelt; die französische Herrschaft hatte weder Zeit noch Geld noch Lust zu neuen Schöpfungen gehabt. So war am ganzen deutschen Rheine Heidelberg die einzige Universität. Denn die Fakultäten zu Koblenz, Weßlar und Duisburg fristeten ein kümmerliches Dasein. Darum entzündete die großherzige Verheißung des Königs glühenden Wettstreit in dem neu erworbenen Lande: die Standesherrn und die Städte der Provinz beeilten sich, Wünsche und Anerbieten der Krone vorzutragen. Duisburg machte auf den Besitz der neuen Anstalt Anspruch, weil in seinen Mauern die altbrandenburgische Universität bestanden habe. Der Fürst von Neuwied bot namhafte Unterstützung, wenn man seine Stadt zum Sitze der künftigen Hochschule wähle. Koblenz, Düsseldorf, Köln, endlich auch Bonn kamen in Erwägung. Bald jedoch war man darüber einig, daß nur von Bonn oder Köln als dem Sitze der neuen Friderico-Wilhelma Rhenana die Rede sein könne. Heftig wogte der Wettkampf zwischen beiden Städten hin und her.

Gewichtige Gründe auf beiden Seiten, von ausgezeichneten Vertretern der Wissenschaft ins Feld geführt, machten der Staatsregierung die Wahl in hohem Grade schwierig. Unter diesen Umständen beauftragte der Staatskanzler Fürst Hardenberg den vortragenden Ministerialrath Süvern, einen klassisch gebildeten Philologen, der mit Schiller Briefe gewechselt und Wilhelm von Humboldt als Freund nahe gestanden hat, mit der Abfassung eines umfassenden Berichtes, der am 20. Juli 1817 erstattet wurde. Von da an war es entschieden, daß Bonn die Palme davontragen sollte. Hätte auch sonst zwischen beiden Städten die Wage geschwankt, so mußte die reizende freie Lage, die Gesundheit athmende Frische, der Glanz der schönen Stadt Bonn den Vorzug geben. Auf Grund von Süvern's Bericht beantragte am 26. Oktober 1817 der Minister von Schuckmann die Errichtung der rheinischen Universität zu Bonn. Die Ausführung der zustimmenden königlichen Entschließung ward dem hochverdienten Freiherrn von Altenstein übergeben, den der König unmittelbar darauf zur Leitung des gesammten Unterrichtswesens berief. Leicht war diese Aufgabe nicht. Die neue „alma mater“ sollte im großen Stile eingerichtet werden. Dieser Plan stieß auf mancherlei Hindernisse; vielfältige Rücksichten mußten genommen, die Finanzverhältnisse des Staates reiflich erwogen werden. Aber der Minister griff seine Aufgabe mit Kraft und Geist an; er benutzte die Gründung der Hochschule Bonn zu einer durchgreifenden Erneuerung des preußischen Universitätswesens; er forderte und erlangte reiche Zuschüsse für die alten Hochschulen und eine glänzende Ausstattung der neuen. Die Worte aber, die er danach an den Staatskanzler schrieb, sind goldene Lehren für jeden Staat und für alle Zeiten beherzigenswerth: „Es darf und kann einem Staate wie dem preußischen an Mitteln zu solchen Zwecken nicht fehlen. Eine starke Anstrengung belohnt sich hier mehr als bei irgend etwas Anderem. Das Geistige läßt sich nicht zu hoch anschlagen. Es ist die Grundlage alles Dessen, auf was nur immer die Stärke des Staates beruhen kann.“ So waren die Grundsätze und Gesinnungen einer zielbewußten, von der Würde ihrer hohen Aufgabe voll erfüllten Regierung beschaffen, so vor Allem die Gesinnungen Friedrich Wilhelm's III. Ehe der König zum Nachener Kongresse reiste, erließ er am 26. Mai 1818 die Kabinettsordre, die Bonn zum Sitze der neuen Universität bestimmte. In derselben Kabinettsordre wird die Errichtung theologischer Fakultäten der beiden Konfessionen angeordnet, die Eröffnung der Vorlesungen auf den nächsten Herbst verfügt und die Mittel bewilligt, die neue Hochschule würdig auszustatten. Am 18. Oktober 1818, dem Gedenktage der Schlacht von Leipzig, erließ der König die offizielle Stiftungsurkunde.

Nach so umfassenden und inhaltreichen Erwägungen gegründet, hat sich die Friderico-Wilhelma Rhenana, den Wünschen ihres erhabenen Stifters gemäß, zu fruchtbarer Wirksamkeit und nationaler Bedeutung entwickelt, eine Perle im reichen Kranze der deutschen Universitäten, ein fremdlicher Sitz der Muesen in lachender Landschaft, an den grünen Wellen des deutschesten Stromes, der Tummelplatz so vieler strebsamen Jünglinge, der ernste Belehrung und die fröhliche Anregung des rheinischen Lebens ihnen gleich reichlich spendet. Mit Stolz darf sie auf eine Reihe von Lehrern zurückblicken, die am Himmel der deutschen Wissenschaft als Sterne erster Größe glänzen; mit Stolz aber auch auf ihre Schüler. Hat doch unseres hochgeliebten Kaisers Sohn, unser Kronprinz

Friedrich Wilhelm, in Bonn den akademischen Studien obgelegen, in Bonn den Worten verehrter Lehrer gelauscht, in Bonn die Fröhlichkeit des goldenen deutschen Burschenlebens genossen und sich großer Beliebtheit wegen seines leutseligen Wesens überall erfreut. Und wie dem erlauchten Musensohne aus dem Hohenzollernstamme, so ist die Universität Bonn Tausenden von deutschen Jünglingen eine geistnährende Mutter, eine Stätte heiteren, reinen, unverfälschten Jugendgenusses gewesen und wird es noch Tausenden und aber Tausenden sein. Möge die „alma mater“ am Rheine fortfahren zu sein, was sie bisher gewesen: eine Stätte gelehrten Fleißes, sittlichen Ernstes, eine Hüterin der freien Forschung, eine Hochwacht des deutschen Geistes. Ein vivat, crescat, floreat der Hochschule Bonn!



Barthold Georg Niebuhr.

Wir aber wollen noch in kurzen ehrenden Nachrufen der Hauptzierden der Bonner Universität gedenken und so ihren Manen den schuldigen Tribut zollen. Da strahlt uns zuerst der Name eines der größten Geschichtsforschers im reinen Glanze wissenschaftlichen Ruhmes und echter Menschlichkeit entgegen, der Name Niebuhr's.

Barthold Georg Niebuhr, der zu Bonn ein eigenes Haus besaß, ward am 27. August 1776 zu Kopenhagen geboren als der Sohn des bekannten Reisenden Carsten Niebuhr, welcher später in Dithmarschen lebte. Hier verlebte unser Niebuhr seine Jugend und warf sich mit solchem Fleiß auf das Studium der Sprachen, daß sein Vater mit Stolz von ihm rühmen konnte, er spräche in 20 Sprachen. Zwei Jahre lang widmete er sich auf der Universität zu Kiel besonders philologischen und historischen Studien und nahm dann (1796)

eine Stelle als Privatsekretär bei dem Minister Grafen Schimmelmann an. Von da berief ihn Minister Graf Bernstorff an die Königl. Bibliothek, die später ganz sein Berufsfeld wurde. Im Jahre 1798 ging er nach England und blieb daselbst ein ganzes Jahr. Nach seiner Rückkehr ward er Assessor im Kommerzkollegium zu Kopenhagen. Im Jahre 1806 folgte er einem Rufe nach Berlin. Die Kriegser eignisse, wie die Schlacht von Jena, rissen ihn im allgemeinen Strudel mit und brachten ihn weiter bis Memel, ja bis Riga. Nach mancherlei Wechselfällen bewarb er sich um eine Professur in Berlin. Sie ward ihm zutheil, und er machte seinen Namen zunächst durch seine Vorlesungen über römische Geschichte berühmt. Ab und zu mit diplomatischen Missionen sowie mit dem Unterricht des Kronprinzen betraut, lebte er dort mehrere Jahre und begründete seinen Ruf als gebiegener Geschichtsforscher. Seine kleine Schrift „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof“ erregte großes Aufsehen und verschaffte ihm eine wichtige Sendung an den päpstlichen Hof behufs Einrichtung der katholischen Kirche in den preußischen Landen. Er entledigte sich seines Auftrags zur großen Zufriedenheit Preußens und Oesterreichs, die ihn für seine Verdienste mit Orden dekorirten.

Im Jahre 1824 siedelte er gänzlich nach Bonn über, hielt dort besonders Vorlesungen über Alte Geschichte und kaufte sich 1829 ein eigenes Haus, das ihm eine Feuersbrunst theilweise zerstörte, das er aber später wieder restauriren ließ. Er sollte sich indeß nicht lange seines Besitzes erfreuen: am 2. Januar 1831 raffte ihn eine Lungenentzündung hinweg. Das Haus ward später das Hospital für die Besatzung Bonns.

Niebuhr's Aeußeres war nicht imponirend: er war mager und klein, besaß aber eine scharfe, tönende Stimme. Er konnte sich so in seine Arbeit vertiefen, daß ihn der größte Lärm in seiner Umgebung nicht störte. Seine zweite Frau starb bald nach ihm und hinterließ einen Sohn und zwei Töchter gänzlich verwaist. Der Kronprinz, der den großen Mann von Herzen verehrte und liebte, ließ ihm und seiner Gattin ein Grabdenkmal von Rauch's Meisterhand errichten. Das Grab selbst deckt ein steinerner Sarkophag mit Nischen und Säulen am Kopfe. Dort prangen die stark hervortretenden Bildnisse Niebuhr's und seiner Gattin in Marmor in Viertel lebensgröße, wie sie sich die Hände reichen, darüber das Medaillonbild Christi mit der Dornenkrone, gleichfalls von Marmor. Außerdem befindet sich in der akademischen Bibliothek die Marmorbüste Niebuhr's von dem Künstler Emil Wolff, einem Schüler Rauch's und Thorwaldsen's.

Niebuhr's Werke zeichnen sich alle durch große Gelehrsamkeit aus, vor Allem seine „Römische Geschichte“, die trotz der Kühnheit mancher Hypothesen immer klassisch bleiben wird.

Aber auch als Mensch ward er von seinen Zeitgenossen geschätzt und geliebt. Dies geht u. A. aus einem Briefe Schleiermacher's hervor, worin er neben der „bewunderungswürdigen Gelehrsamkeit“ auch namentlich sein „schönes Gemüth“ rühmt. A. W. v. Schlegel, der derzeitige Rektor der Universität Bonn, schrieb, obwol er Niebuhr's „Römische Geschichte“ einer scharfen öffentlichen Kritik unterzogen hatte, demselben bei seiner Berufung den ehrenvollsten und schmeichelhaftesten Brief, worin er sich schon im voraus seinen eifrigsten Zuhörer nannte und sich und der ganzen Universität Glück zu dieser Errungenschaft wünschte.

Gegenüber dem Niebuhr'schen Hause wohnte der berühmte Professor der Rechte, v. Bethmann-Hollweg, welcher aus dem bekannten Frankfurter Bankierhause stammt. Er ließ auch das Schloß Rheineck wiederherstellen, das Sixt v. Armin besungen hat.

Wir gedenken ferner bei der Verewigung der Geistesgrößen Bonn's eines großen deutschen Dichters und Aesthetikers, August Wilhelm v. Schlegel's. Schon als Knabe zeigte dieser glückliche Anlagen zur Dichtkunst und eine besondere Fertigkeit im Versbau und Reim. In seinem 18. Jahre hielt er über die Geschichte der deutschen Dichtkunst einen Vortrag in Hexametern, der ungemeines Aufsehen erregte. Im Jahre 1786 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, wandte sich aber sehr bald der Philologie zu. Von großem Einfluß auf die Ausbildung seines Dichtertalentes war G. A. Bürger. Nach absolvirtem Studium bekleidete A. W. v. Schlegel längere Zeit die Stelle eines Hofmeisters in einem großen Handlungshause in Amsterdam und beschäftigte sich stets eifrig mit Literatur. Im Anfang des Jahres 1796 ließ er sich in Jena nieder, hielt Vorlesungen, arbeitete an der Jenaischen Literaturzeitung und seiner berühmten Shakespeare-Uebersetzung. Von da siedelte er 1801 nach Berlin über, wo er Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst hielt. Sodann war er 14 Jahre lang der Reisebegleiter der geistreichen Madame de Staël und lernte die Schönheiten und Berühmtheiten von Italien, Frankreich, der Schweiz und England kennen. Auch begleitete er 1813 und 1814 den Kronprinzen von Schweden im Feldzuge nach Deutschland und den Niederlanden, worauf er zu seiner Freundin, der Frau von Staël, zurückkehrte und bis zu ihrem Tode bei ihr blieb. Im Jahre 1818 erhielt er einen Ruf als Professor nach Berlin, zog aber einen solchen nach Bonn vor. Dasselbst betrieb er neben seinem Lieblingsstudium der Kunst und Literatur besonders eifrig die indische Sprache, zu deren Verbreitung er viel beitrug.

August Wilhelm von Schlegel kann, sowie sein Bruder Friedrich, als Begründer der romantischen Schule betrachtet werden. Das größte Verdienst hat er unstreitig durch seine unvergleichlich gelungenen Uebersetzungen des Calderon und besonders des Shakespeare, den er eigentlich erst in Deutschland eingebürgert und zum Liebling aller großen Bühnen gemacht hat. Der scharfsinnige Kritiker und feine Aesthetiker war jedoch nicht frei von großen Fehlern. Mit Recht wird ihm eine große Eitelkeit und in späteren Jahren eine gewisse Sucht, große Männer zu verunglimpfen, vorgeworfen. Viele ließen sich dies nicht gefallen und antworteten ihm, wie sich's gebührte, so Zimmermann und Arndt. Seine Eitelkeit und Selbstbespiegelung geht aus einem Panegyrikus hervor, den er sich selbst hielt und welcher der bekannten Grabchrift Platen's nichts nachgiebt. Er lautet wie folgt:

„Der Völkersitten, mancher fremden Stätte
Und ihre Sprache frühe schon erfahren,
Was alte Zeit, was neue Zeit gebaren,
Vereinigend in Eines Wissens Kette,

Im Steh'n, im Geh'n, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst wie unter'm Schutze der Laren
Stets dichtend, Aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette.

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
Mit Shakespeare's Geist zu ringen und mit Dante,
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen: August Wilhelm Schlegel."

Wahrhaft lächerlich war die Ostentation, wie er seine Vorlesungen hielt. Zuerst erschien sein Livreebedienter, zündete die Wachslichter auf dem Katheder an, verschwand, kam nach einer Kunstpause mit einem Glas Zuckerwasser wieder, verschwand abermals und kehrte endlich mit seines Herren Mappe zurück. Endlich nach feierlicher Stille öffnet sich die Thür, und August Wilhelm v. Schlegel in höchst eigener Person tritt auf den Katheder, sein Bedienter faßt hinter ihm Posto, der Winke seines Gebieters gewärtig. In köstlicher Periflage ahmten dies einst seine Zuhörer nach und schickten ebenso ihre Stiefelpußer voraus. Diese stecken die Wachslichter gravitatisch an, bringen feierlich die Mappen der Studenten und postiren sich hinter ihre Herren, um dann und wann die Lichter zu putzen. A. W. v. Schlegel macht gute Miene zum bösen Spiel und liest ruhig zu Ende. Doch scheint die Lektion nicht gewirkt zu haben, denn auch Heine geißelt mit seinem Spott diese Angewohnheit eines deutschen Professors. Nun, denken wir darum nicht gering von ihm; es giebt der großen Männer noch mehr, die an ähnlichen Schwächen litten.

Nach Schlegel erwähnen wir mit besonderer Wärme ein Licht und eine Zierde germanischer Alterthumswissenschaft und deutscher Literatur, nämlich Simrock. Karl Joseph Simrock ward am 18. August 1802 zu Bonn geboren. Er studirte dort und in Berlin die Rechte. Als er schon im Begriffe war, die Stufenfolge juristischer Aemter zu durchlaufen, wurde er wegen eines Gedichtes: „Die drei Farben“, aus dem Staatsdienst entlassen. Hierauf widmete er sich ganz seinen Lieblingsstudien, der germanischen Sprache und Literatur, und wirkte im Dienste der Mufen. 1850 ward er zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Bonn ernannt. Obwol er von Natur keinen glänzenden Vortrag und keine klangvolle Stimme besaß, ihm auch eine gewisse Scheu, besonders zu Beginn seiner Vorlesungen, eigen war, so fesselte er doch durch die Sicherheit seines Wissens, durch einen Anflug von Laune, ja mitunter poetischen Schwung. Im Privatverkehr war er frei von Hochmuth und Dünkel und kam besonders jungen Leuten wohlwollend und fördernd entgegen. Als Examinator war er bei der Beurtheilung nachsichtig, wiewol er ein bestimmtes Maß des Wissens verlangte. Nach akademischen Ehren war er durchaus nicht begierig, sondern ging bescheiden seinen stillen Weg.

Simrock's Verdienst liegt hauptsächlich in seinen Uebersetzungen der hervorragendsten Denkmäler alt- und mittelhochdeutscher Literatur. Wer kennt nicht sein Nibelungen-, sein Gudrunlied, Das kleine Heldenbuch, seine Uebersetzungen Walthers von der Vogelweide, Hartmann's von Aue, Wolfram's von Eschenbach, Gottfried's von Straßburg, sein Amelungenlied und seine Edda? —

So machte er uns jene reichen Schätze unserer ältesten Literatur, die unbekannt und ungewürdigt im Staubwinkel der Vergessenheit lagen, zugänglich und eröffnete uns Sinn und Begeisterung für das Einheimische, Vaterländische.



Bonn.

Dadurch trug er wesentlich zur Hebung des leider nur allzu tief gesunkenen Nationalbewußtseins bei. In gerechter Würdigung der hohen sittlichen Bedeutung der germanischen Götter- und Heldenjagen unternahm er es, uns ein umfassendes „Handbuch der deutschen Mythologie“ zu schaffen. Hier hatten ihm schon die beiden Gebrüder Grimm, mit denen er in innigem Wechselverehr stand, fruchtbar vorgearbeitet. In Menzenberg bei Honnef besaß er ein Tusculanum, das er einem verlockenden Rufe nach München vorzog. Dafür ehrte ihn die definitive Ernennung zum ordentlichen Professor in Bonn 1853. Bayerns König ernannte ihn bald darauf bei der Stiftung des Maximiliansordens zum Mitglied in der Abtheilung für Kunst. Mehr als alle äußeren Auszeichnungen galten ihm jedoch die Anerkennungen von Seiten großer Männer, wie der Gebrüder Grimm und Uhland's.

Unter Uebersetzungen des Heliand und einiger Minnesänger, wie Vorlesungen über Nibelungen, Tacitus' Germania u. A. vergingen ihm einige sehr angestrenzte Jahre.

Im Herbst 1856 lud ihn der Großherzog von Weimar zu der restaurirten Wartburg ein und übertrug ihm die Uebersetzung des Gedichtes vom Wartburgkrieg.

Von der Politik hatte sich Simrock ganz zurückgezogen, wiewol er das Verweilen des Prinzen von Preußen in Koblenz mit Interesse verfolgte und dem jungen in Bonn studirenden einstigen Thronfolger bei seinem Abschied einen herzlichen poetischen Scheidegruß widmete. Darin heißt es:

„Dein Gedächtniß soll uns leiten wie den Schiffer führt ein Stern,
Trau' auf uns! in schweren Zeiten, wenn du rufst, wir folgen gern.
Denk' auch du des schönen Rheines! Wieder ist sein Volk und treu,
Edlen Fürsten hold wie keines: Liebe blüht dir ewig neu!“ —

Bei der Feier der silbernen Hochzeit des prinzlichen Paares hoffte Simrock von dem künftigen Herrscher die Auspicien einer neuen Zeit.

Von deutschen Dichtern wandte er besonders sein Herz dem, wie er sagt, größten zu, nämlich Goethe, und wählte seine „Faust“ zu einer Vorlesung. Auch machte er uns die angelsächsische Dichtung Beowulf in einer eigenen Bearbeitung heimisch. Seine angestrenzte Thätigkeit zog ihm jedoch eine Geistesstörung zu, von der er sich glücklicherweise erholte.

Aus allen Werken Simrock's leuchtet seine begeisterte Vaterlandsliebe und echt deutsche Gesinnung hervor. Obwol fast durchgängig seine Dichtungen das Gepräge seiner alldutschen Studien an sich tragen, was bei seinen Uebersetzungen geradezu ein Vorzug ist, so herrscht doch in den meisten eine glückliche Vermischung des Alterthümlichen mit dem Modernen. Seine Gedanken sind oft knapp, aber klar und wirkungsvoll, oft von großer Frische und natürlicher Innigkeit. Wir werden später auf seine „Reinsagen“ noch ausführlicher im 10. Kapitel: „Der Rhein in Lied und Sage“, zurückkommen. Sein Humor, der in einigen Schwänken und Klostergeschichten recht drastisch zum Ausbruch kommt, hat in seinen „Bonner Faschingsliedern“ die schönsten Blüten getrieben. Sein feines Gefühl für Naturschönheiten zeigt sich besonders in seiner „Schweizerreise“. Mit W. Wackernagel und F. Kugler hat er eine Sammlung Terzinen („Wein, Weib und Gesang“) herausgegeben. Doch das größte

Talent offenbart sich in seinen „Deutschen Sagen“. Berühmt ist namentlich sein Heldengedicht: „Wieland der Schmied“. Nicht minder bedeutend ist seine „Bertha, die Spinnerin“, bekanntlich die Mutter Karl's des Großen. Großes Verdienst hat Simrock auch um die Wiederbelebung der deutschen Volksagen. Seine „Deutschen Volksbücher“ zeichnen sich durch Frische, Lebendigkeit und oft durch köstlichen Humor aus, wie z. B. seine „Sieben Schwaben, was sie sich unterstanden haben.“



Karl Simrock.

Simrock starb am 18. Juli 1876, ein herber Verlust für die Wissenschaft. Alle wahrhaft national gesinnten Männer werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren. Im August 1880 ward dem hochverdienten Manne von seiner Familie in aller Stille ein schönes Denkmal, aus der Hand des Künstlers Robert Cauer, auf dem Friedhofe gesetzt. Derselbe hat auch eine Marmorbüste des Verewigten vollendet.

Außer Niebuhr hat Bonn noch einen bedeutenden Geschichtsforscher aufzuweisen, nämlich Dahlmann.

Friedrich Christoph Dahlmann, geboren 13. Mai 1785 zu Wismar, zeigte Anfangs wenig Sinn für das Studium der Geschichte, und wandte sich in Kopenhagen besonders der Philologie zu. Lange beschäftigte er sich mit einer Uebersetzung von Aristophanes' „Völkern“, deren Veröffentlichung ihm jedoch nicht gelingen wollte. Ebenso fand er keinen Boden, in Dresden Vorträge über griechische Geschichte zu halten.

Dort lernte er aber den edlen Dichter Heinrich v. Kleist kennen, mit dem er innige Freundschaft schloß. Mit diesem reiste er nach Prag, um an der Erhebung Oesterreichs gegen Napoleon Theil zu nehmen. Sie schlossen sich preußischen Offizieren an, die sich dort gleichfalls gestellt hatten. Doch trotz des Sieges bei Aspern kam ein unrühmlicher Friede zu Stande, und Dahlmann brauchte allen Muth, an der guten Sache nicht zu verzweifeln.

Inzwischen beschäftigte er sich in Kopenhagen mit der Geschichte der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause und brachte es dazu, ein Kollegium über die „*Wolken des Aristophanes*“ in lateinischer Sprache zu lesen. Doch blieb er nicht lange in Kopenhagen; 1812 ward er durch Verwendung seines Oheims als Professor der Geschichte nach Kiel berufen. Für Dahlmann war diese Berufung ein gewagtes Stück; denn eigentlich hatte er auf diesem Felde noch nichts Hervorragendes geleistet. Dies gestand er selbst ein; jedoch zeigte er den Eifer und die Befähigung, sich in seinen Beruf hineinzuarbeiten. Nun begann auch eigentlich erst so recht seine Thätigkeit als Schriftsteller. Er gab im Verein mit Falck, Twisten und Welcker die „*Kieler Blätter*“ heraus und schrieb namentlich über deutsches, skandinavisches und griechisches Alterthum. Besonders erwarb er sich als Politiker Beifall und Anerkennung von Seiten berühmter Zeitgenossen, wie von Niebuhr, Schleiermacher und Thibaut. Obwol er mit seiner, wie es schien, verfrühten Aufforderung an Schleswig-Holstein, sich in den Deutschen Bund aufzunehmen zu lassen, nicht durchdrang, sondern sich den Tadel seines Oheims zuzog, so ward er doch des Letzteren Nachfolger in der Verwaltung des ritterschaftlichen Archivs und vertrat mit Feuer die Vereinigung der beiden Herzogthümer. Dies hemmte freilich seine Beförderung in Kiel, und er folgte 1829 einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen. Hier vertrat er fest und ohne Furcht seinen Standpunkt des Rechts in den Wirren der Julirevolution, während sein greiser Freund Niebuhr fast verzweifelte. Nach Hannover gesandt, betrieb er eifrig das Einschreiten der bewaffneten Macht und war später unerbtlich in der Verurtheilung der Auführer.

Die Regierung zog ihn zur Prüfung des Staatsgrundgesetzes zu, und von der Universität ward er zum Abgeordneten in den Landtag gewählt. Obwol er zum höheren Staatsdienst berufen schien, schied er doch 1833 nach Zustandekommen des Staatsgrundgesetzes aus der politischen Laufbahn aus und kehrte zu seinem Katheder in Göttingen zurück. Hier fand Dahlmann ein reges, frisches Treiben und schloß sich besonders den Gebrüdern Grimm und Gervinus an. In dieser Epoche erreichte er den Zenith seines Lebens. Doch trotz seiner Thätigkeit im Lehrstuhl verlor er die höhere Politik nicht aus dem Auge und schrieb dem Systeme Metternich und seiner Reaktion das Verdammungsurtheil in seinem scharfsinnigen Werke: „*Politik*“.

Indessen trat nach König Wilhelm's IV. Tode in Hannover eine vollständige Reaktion ein, dadurch, daß der Nachfolger das beschworene Staatsgrundgesetz nicht anerkannte. Aber die Universität Göttingen widersezte sich diesem Rechtsbruch. Besonders waren es Dahlmann und seine Gesinnungsgenossen, die Gebrüder Grimm und Gervinus u. A., welche öffentliche Verwahrung einlegten. Die Folge war, daß man sie absezte und des Landes verwies. Dahlmann ging nach Leipzig und später nach Jena, wo er den Wissenschaften lebte und u. A. sein großes Meisterwerk, die „*Geschichte Dänemarks*“, schrieb. Niemals

zeigte er Verbitterung über seine schändliche Behandlung, sondern wartete ruhig ab. Doch die Verhandlungen wegen seiner Zurückberufung zogen sich hinaus. Inzwischen bewirkte der Kurator der Bonner Universität, Bethmann-Hollweg, im Herbst 1842 seine Berufung dorthin. So kam wenigstens Einer der sieben kühnen Männer in die Gegend der sieben Berge; wie schon früher Hermann Müller in seinem Gedichte wie folgt gewünscht hatte:

„Wär' ich hier König in dem Land und Herr der sieben Berge,
Ich baut' auf jedes Berges Rand ein Schloß, und nicht für Zwerge.
Für die ragenden Wähler, die sieben,
Die so wahr und würdig geschrieben.

Und mit dem hehren Drachenfels würd' ich den Grimm bedenken,
Die Wolfenbürg, das Steingewälz, dem Bruder Wilhelm schenken:
Da möchten sie brüderlich walten
Und denken und thun wie die Alten.

Und ihn, den man „vom Thal“ benannt, den wollt' ich recht erheben:
Den höchsten Berg im ganzen Land, die Löwenburg, ihm geben,
Man wallte dahin aus den Fernen,
Das Recht und Gesetz zu erlernen.

Die and'ren Burgen gäb' ich hin, vom stolzen Strom umflossen,
An Albrecht, Ewald und Gervin und Weber, die Genossen.
Welch ein Leben entstand' im Lande
Bei so stattlicher Männer Verbände!“ —

Dahlmann wurde in Bonn mit Begeisterung begrüßt. Das ganze Rheinland, vor Allem Köln und Düsseldorf, stimmten in den Jubelruf mit ein und bezeugten ihm ihre lebhaftesten Sympathien. So ward Dahlmann reichlich für den Andank der hannoverschen Regierung belohnt; er gründete sich in Bonn ein glückliches Heim und ward besonders mit Arndt befreundet. Leider konnte er sich mit der preußischen Politik und mit der Leitung der Universität speziell nicht befrenden. Durch seinen Freimuth zog er sich höheren Orts eine Rüge zu. Besonders warnte er vor allen unklaren und unsfertigen Zukunftspunkten; an die hohe Aufgabe Preußens bezüglich einer Neugestaltung Deutschlands glaubend, hielt er wie in einem Spiegel seine „Geschichte der englischen und französischen Revolution“ dem deutschen Volke als warnendes Beispiel vor Augen. An der Germanistenversammlung zu Frankfurt und Lübeck nahm er lebhaften Antheil, wo er namentlich auf die nationale Bedeutung der schleswig-holsteinischen Bewegung hinwies.

Als die Februarrevolution Alles in Aufregung versetzte, finden wir Dahlmann im Bundestag, um als Vertrauensmann der preußischen Regierung mit sechzehn Andern eine deutsche Reichsverfassung zu entwerfen. Am 26. April 1848 ward der deutschen Bundesversammlung ein Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes von diesen Vertrauensmännern unterbreitet. Der Deutsche Bund sollte fortan als Bundesstaat mit selbständiger Centralgewalt und Volksvertretung das Deutsche Reich repräsentiren; ein erbliches Kaiserthum sollte an der Spitze stehen, das Reichsgericht eine umfassende rechtliche und politische Zuständigkeit erhalten, dem Volke in den Grundrechten seine Hauptfreiheiten gesichert sein.

Aber so groß auch der Eindruck war, den dieser kühne Entwurf bewirkte, Deutschland war mit seinem Partikularismus und seinen dynastischen Sonder-

interessen noch nicht für diesen großen Einheitsgedanken politisch reif. Die Republikaner nahmen an der Erblichkeit der monarchischen Spitze Anstoß und die Meisten betrachteten überhaupt mit Mißtrauen, was der verhasste Bundestag brachte.

Dahlmann ließ sich nicht entmuthigen, trat als Abgeordneter des hollsteinischen Wahlbezirks mit großer Kühnheit in der Paulskirche auf und setzte die Wahl Heinrich v. Gagern's zum Präsidenten der Nationalversammlung durch. Energisch trat er den demokratischen Antrieben entgegen, indem er es mit der Mittelpartei des Kasino's hielt und stets die Nothwendigkeit einer einheitlichen Spitze betonte. Doch wo er Deutschlands Ehre gefährdet sah, ging er auch seinen eigenen Weg. Dies bewies er dadurch, daß er beim Reichsministerium die Verwerfung des Malmöer Waffenstillstandes durchsetzte.

Endlich kam die Reichsverfassung zu Stande, und der König von Preußen ward zum deutschen Kaiser gewählt; doch er schlug, wie wir bereits bei Arndt erwähnt, die Krone aus, selbst gegen den Wunsch von 29 deutschen Regierungen. Damit nahm die führerlose Reichsverfassung eine bedenkliche Richtung und schien zu revolutionären Bewegungen hinzuneigen. Da sah sich die Kasinopartei genöthigt, ihr Mandat niederzulegen. Mit schwerem Herzen unterzeichnete Dahlmann die von Max v. Gagern abgefaßte Austrittserklärung mit den Worten: „In so schlimmen Zeiten kann nur Einigkeit uns helfen.“

Von nun an trat Dahlmann vom politischen Schauplatze zurück und lebte ganz seiner akademischen Berufsthätigkeit in Bonn. Er erweiterte seine Vorlesungen durch die Fortsetzung der „Deutschen Geschichte bis auf die neueste Zeit“ und die „Geschichte Friedrich's des Großen“. Inmitten der letzteren Arbeit ereilte ihn der Tod.

Noch bis zum letzten Augenblick hatte ihn die Hoffnung auf eine große Zukunft Deutschlands nicht verlassen. Wie würde der wahrre, echt nationalgesinnte Mann sich gefreut haben, hätte er die Erfüllung seiner schönsten Zukunftsträume erleben können! Wie oft besprach er sich mit dem gleich gesinnungstreuen Arndt und schöpfte aus dessen unerschütterlicher Zuversicht Trost und Hoffnung! Doch er sollte seine Blüthenräume nicht zur Frucht reifen sehen. Nachdem schon das Alter seine hohe und Ehrfurcht gebietende Gestalt gebeugt, nachdem er bereits seine klangvolle Stimme verloren hatte, ward er vom Schlage gerührt und entschlief bald darauf sanft und schmerzlos am 5. Dezember 1860. Mit ihm starb ein echter deutscher Mann. —

Das Andenken Dahlmann's führt uns auf einen andern bedeutenden Historiker der Bonner Akademie, auf Sybel.

Heinrich v. Sybel ward am 2. Dezember 1817 zu Düsseldorf geboren und widmete sich besonders dem Studium der Geschichte zu Berlin. Im Jahre 1841 ließ er sich zu Bonn nieder, wo er 1844 zum außerordentlichen Professor ernannt ward. Im Jahre darauf erhielt er einen Ruf nach Marburg und wurde zum Abgeordneten in die Kurhessische Ständeversammlung gewählt, in der er mit dem Centrum stimmte. 1850 kam er als Kurhessischer Abgeordneter in das Erfurter Parlament und wirkte daselbst als hervorragendes Mitglied der preußischen oder sogenannten kleindeutschen Partei.

Im Jahre 1856 folgte er einem Rufe nach München, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen ward. Er gründete das erste historische Seminar

in Deutschland und machte sich als Sekretär der historischen Kommission sehr verdient. Doch wollte es ihm bei seiner ausgesprochen kleindeutschen Gesinnung nicht so recht in München gefallen; daher nahm er gern eine Wiederberufung nach Bonn im Jahre 1861 an. Als Mitglied des Hauses der Abgeordneten in Berlin stimmte er 1862 gegen die ungesetzliche Art der Reorganisation der Armee. Ein hartnäckiges Augenübel zwang ihn später, sein Mandat niederzulegen. Seit 1867 war er Mitglied des Norddeutschen Reichstages und stimmte mit der nationalliberalen Partei.

Sybel ist einer der bedeutendsten Schüler des berühmten Historikers Ranke. Seine Werke zeichnen sich durch Gewandtheit des Stils und durch Gründlichkeit aus. Schon seine erste Schrift: „Geschichte des ersten Kreuzzugs“, sicherte ihm den Namen eines tüchtigen Forschers. Noch mehr zeigte seine folgende Arbeit: „Entstehung des deutschen Königthums“, seine umfassende Quellenkenntniß und seinen kritischen Scharfsinn.

Ein ganz hervorragendes Werk ist seine „Geschichte der Revolutionszeit“ (1789—95), in welchem er den Umsturz des französischen Königthums, die Vernichtung Polens und die Auflösung des Deutschen Reiches klar und verständlich schildert. Wesentliches Gewicht legt er auf die diplomatischen Verhandlungen und knüpft daran oft kühne und überraschende Kombinationen. Ohne parteilich zu sein, leuchtet doch Sybel's Parteistandpunkt als spezifischer Preuße in seinen Werken durch. Er ist mild in der Beurtheilung preußischer Dynastien, während er die Politik des österreichischen Kaiserhauses scharf verurtheilt. Da, wo er ein Gesamtbild von Zuständen entwirft, ist er großartig, und sein Stil von seltener Schönheit. Sein Parteistandpunkt, namentlich in der Schrift: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich“ zog ihm mancherlei bittere Anfechtungen zu, weil er darlegte, wie das deutsche Kaiserthum von Anfang an seine nationale Aufgabe nicht begriffen habe. In seinen „Kleinen Schriften“ findet sich eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen, wie „Die Erhebung Europa's gegen Napoleon I.“, „Prinz Eugen von Savoyen“, und mehrere gehaltvolle Aufsätze, wie „Ueber den Stand der neueren deutschen Geschichtsforschung“ u. a. Großes Verdienst hat sich Sybel auch um die Gründung einer „Historischen Zeitschrift“ erworben, die er gut und gewandt redigirt. Längere Zeit lebte Sybel als Abgeordneter in Berlin und war nicht nur stets eine Zierde der Wissenschaft, sondern auch ein Hort echt nationaler Gesinnung. Auch half er den „Deutschen Verein“ zur Pflege vaterländischen Sinnes ins Leben rufen.

Bonn ist der Aufenthalt und die Berufsstätte noch gar mancher berühmter Männer gewesen, die wir aber hier nicht alle erwähnen können, um nicht zu weitläufig zu werden. Gar mancher in der Literatur berühmte Name hat sich in der Bonner Mosenstadt verewigt, wie der Dichter Heinrich Heine; gar mancher bedeutende Professor hat den Ruhm der dortigen Akademie erhöht und deutsche Wissenschaft über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus zu Ehren gebracht, wie der bekannte Ritschl, der Stolz der Alterthumswissenschaft und klassischen Philologie. —

Doch wir rufen der alma mater ein herzliches Lebewohl zu und wenden uns nach dem Innern der eigentlichen Stadt, um die verschiedenen Sehenswürdigkeiten derselben näher ins Auge zu fassen.

Die Kirchen in Bonn. Das Mönfter. Das Beethoven-Denkmal.

Unfere Wanderung führt uns nach dem Bahnhofe zu, wo uns links die neue evangelifche Kirche und rechts in einiger Entfernung das merkwürdige Mönfter in die Augen fällt. Wir nähern uns letzterem, einem imponanten Tuffbau, beftehend aus einer kreuzförmigen Bafilika (mit zwei Chören, vier kleinen Thürmen und einem hohen achteckigen Hauptthurme), die eine der bedeutfamften aus der Zeit des Uebergangftiles darftellt. Ihre Entftehung wird auf die Zeit Konftantin's des Großen zurückgeführt. Daraufhin deutet auch das eherne Standbild der heil. Helena, der Mutter Konftantin's, welches, im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Italien gegoffen, im Mönfter aufgefteht ift. Der Chor, die Thürme und die Krypta, zu der eine Glafhür des Chors hinabführt, ferner der Kreuzgang mit den kunftvollen Säulentapitalen ftammen aus dem Jahre 1157, das Langhaus, Querschiff und der Hauptthurm aus der erften Hälfte des 13. Jahrhunderts, und der ganze Bau ward 1847 vollftändig restaurirt.

Außer zwei Basreliefs, welche die Geburt und Taufe Chrifti darftellen, finden wir im Innern wenig Bemerkenswerthes, allenfalls in der Nähe des Hauptportals den Sarkophag des Erzbifchofs Engelbert v. Falkenburg (gest. 1274), welcher, aus Köln vertrieben, 1267 feinen Sig hierher verlegt hatte. Auch wurden im folgenden Jahrhundert zwei deutfehe Könige, wie bereits erwähnt, im Mönfter zu Bonn gekrönt: Friedrich von Oefterreich (1314) und Karl IV. (1346). An die Kirche ftößt füdlich der Kreuzgang des ehemaligen Klofters St. Caffius aus dem 12. Jahrhundert mit hübfchen Säulentapitalen und altchrißlichen Memorienfteinen. Simrock erzählt, daß die Mönfterglocken wegen ihres harmonifchen Geläutes den heidnifchen Spitznamen „Caffiusshunde“ hatten; das Scheltwort kann aber daher rühren, daß die Glocken am Walpurgisabend zur Vertreibung der Hexen geläutet wurden, was diefe geradezu „Bellen“ nannten.

Von anderen Kirchen erwähnen wir noch die gothifche Minoritenkirche mit einem Kreuzgang aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts; die Jefuitenkirche mit einem Altarbild von Spielberg, welches die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig durch den heiligen Remigius, einem neueren von Ittenbach, das Maria als Himmelskönigin darftellt, und mit einer vorzüglichen Orgel. Ferner die weniger fehenfwerthe Stiftskirche und die gothifche Herz-Jefu-Kirche mit ihren nach Kartons von Steinle gemalten Glaffenftern. Recht fehenfwerth ift auch die neue evangelifche Kirche im gothifchen Stile von Hofgarten.

Auf dem Mönfterplatz fteht das von Hähnel in Dresden entworfene Beethoven-Denkmal aus Erzguß mit den Basreliefs: Phantafie, Symphonie, geiftliche und dramatifche Mufik. Wir weihen am Fuße diefes Denkmals dem großen Genius einige Worte der Erinnerung.

Ludwig van Beethoven ward am 17. Dezember 1770 zu Bonn, nicht, wie man lange annahm, in der Rheingaffe Nr. 7, fondern wahrfeheinlich in der Bonngaffe Nr. 515, dem Pofthaufe gegenüber, geboren. Er war der Sprößling einer Familie, in welcher der mufikalifche Beruf gleichfam erblich geworden war; denn fchon fein Großvater, Ludwig van Beethoven, wahrfeheinlich aus Antwerpen eingewandert, war Kapellmeifter der kurfürftlichen Kapelle

in Bonn, und sein Vater, Johann van Beethoven, Tenorist daselbst, später auch einer von Beethoven's drei Brüdern widmeten sich der Musik.



Das Minster in Bonn.

Seiter und fröhlich sind die Tage der Kindheit für den großen Meister nicht verfloßen. Die Eltern lebten in großer Dürftigkeit; sein dem Trunke ergebenener Vater, ein von Natur zwar gutmüthiger, aber jähzorniger und durch genanntes Laster sowie durch Nahrungsorgen doppelt reizbar gewordener Mann,

ertheilte dem Kleinen, dessen Talent für Musik er schon sehr frühzeitig entdeckt hatte, den ersten Unterricht und behandelte ihn dabei oft in wahrhaft tyrannischer Weise. In der Absicht, sich an seinem Söhnchen möglichst rasch eine Quelle erhöhter Einnahmen zu erziehen, hielt er das arme Kind von den Spielen der Altersgenossen fern und trieb es, oft sogar mit roher Gewalt, zu musikalischen Uebungen an. So gern nämlich der kleine Ludwig auch musizierte und seiner früh erwachenden Phantasie freien Lauf ließ, das mechanische Ueben war ihm von Herzen zuwider. War es da zu verwundern, wenn das schon von Natur verschlossene, in sich gefehrte Gemüth des Knaben nur noch ungeselliger und menschenscheuer sich gestaltete? Diese Eigenschaften sind ihm für sein ganzes Leben geblieben. Während nun der Vater sich die Liebe seines Kindes auf diese Weise verscherzte, hing dessen Herz mit um so größerer Zärtlichkeit an der guten, sanften Mutter, die mit dem eigenartigen und, wie Beethoven selbst sich nennt, störrigen Knaben so viel Geduld hatte. Auch seinen Großvater und Pathe, dessen Ebenbild er war, den kurfürstlichen Kapellmeister, hielt er hoch und ließ sich nach dessen Tode oft und gern von ihm erzählen.

Ein günstiger Stern führte den Knaben dem Musikdirektor Pfeiffer zu, einem tüchtigen Klavierspieler, der von jetzt an sein Lehrer wurde. Nebenbei unterrichtete ihn der Hoforganist van der Eden und später dessen Nachfolger Neese im Orgelspiel, worin er so rasche Fortschritte machte, daß er bereits mit vierzehn Jahren zweiter Hoforganist mit einem Gehalt von 150 Gulden wurde. Schon als achtjähriges Kind hatte er eine seltene Fertigkeit im Violinspielen gezeigt; in seinem zwölften Lebensjahre setzte er durch seine Gewandtheit auf dem Klavier und sein freies Phantasiren Jedermann in Erstaunen. Der Kurfürst Maximilian Joseph beschied ihn daher auch öfters zu sich, um sich etwas vorspielen zu lassen. Dabei lernte ihn auch der Deutschordensritter Graf Waldstein, ein Liebling des hohen Herrn, kennen und wurde sein Freund und Gönner. Nicht blos, daß er dem jungen Künstler im Namen des Kurfürsten manche Unterstützung zukommen ließ, er regte ihn auch zu den ersten Kompositionsversuchen an, indem er ihn antrieb, gegebene Themata aus dem Stegreif zu variiren. Dies hatte für Beethoven den doppelten Vortheil, daß sein Selbstbewußtsein erhöht und er aus der Dunkelheit seiner seitherigen Stellung emporgehoben ward. Denn er wurde jetzt oft aufgefördert, in Gesellschaften sich hören zu lassen, was er damals auch noch gern, in späteren Jahren nur selten that.

Sein Spiel war übrigens bei aller Fertigkeit noch hart, bis er auf einer Reise, welche die kurfürstliche Kapelle nach Aschaffenburg machte, den berühmten Pianisten Sterkel hörte, dessen leichte, gefällige Art zu spielen er sogleich nachahmte. Von seinen Erstlingsprodukten seien hier vor Allem drei Klavierfonaten erwähnt, die er dem Kurfürsten widmete; außerdem komponirte er einige Lieder sowie die Musik zu einem Ritterballet, das der Graf Waldstein arrangirt hatte. Nebenbei vervollkommnete er sich unter der Leitung des trefflichen Franz Ries im Violinspiel. Eine Wendung von großer Wichtigkeit trat aber in seinem Leben ein, als ihn der Kurfürst 1786 nach Wien schickte, um bei Mozart sich weiter auszubilden. Wenn auch der Tod seiner geliebten Mutter ihn schon nach dreimonatlichem Aufenthalte von Wien wieder nach Bonn zurückrief, so hatte doch diese kurze Zeit genügt, um in ihm eine stete Sehnsucht nach der schönen Kaiserstadt zu wecken und zu erhalten.

Hatte ihm nun auch des Todes unerbittliche Hand sein Liebstes auf der Welt entrißen, so sandte ihm doch die Vorsehung einen gewissen Ersatz für die verlorene Mutter, und zwar in Person der verwitweten Hofrätthin v. Breuning, in deren Haus er schon früher als Lehrer ihrer Tochter Leonore gekommen war, wo er aber bald wie ein Mitglied der Familie angesehen wurde. Diese vortreffliche Frau übte auf sein reizbares, eigensinniges Gemüth einen sehr wohlthätigen Einfluß. Mit Freundlichkeit und wahrhaft mütterlicher Geduld wußte sie ihn zu Allem zu bewegen. Gegenüber dem Breuning'schen Hause wohnte der österreichische Gesandte Graf Westphal, bei dem Beethoven Klavierunterricht gab. Wie oft wäre er viel lieber im trauten Kreise der Familie geblieben, statt seine Stunde zu halten, was ihm überhaupt eine unangenehme Beschäftigung war! Dann war es seine mütterliche Freundin, deren mildem Ernst er sich fügte.

Manchmal kehrte er aber auch vor der Nachbarthür um, indem er versprach, den andern Tag das Versäumte nachzuholen. Auch der Umgang mit den Breuning'schen Kindern, Leonore, deren Name im *Fidelio* wiederklingt, und Stephan, der sein treuer Freund fürs Leben geblieben ist, wirkte erheiternd und bildend auf ihn ein. Hier, in diesem Hause, ward er sich zuerst seiner mangelhaften Schulbildung bewußt. Ueber die Elementarfächer, Lesen, Schreiben und Rechnen, und ein wenig Latein gingen seine Kenntnisse nämlich nicht hinaus.

Jetzt ging er mit allem Eifer daran, sein Wissen zu erweitern, und sogar noch später, als er schon wieder in Wien war, fuhr er in diesem Bestreben fort. Er machte sich mit der vaterländischen sowie mit der englischen Literatur bekannt, las auch Werke der Alten, z. B. Homer, Plato u. A., in guten Uebersetzungen und trieb eifrig Geschichte. Im heiteren Kreise der Familie Breuning war es auch, wo zum ersten Male die Liebe Beethoven's Jünglingsherz in Fesseln schlug. Er und sein Freund Stephan liebten zugleich eine Verwandte des Letzteren



Beethoven's Denkmal in Bonn.

die öfters die Familie Breuning besuchte. Es war Fräulein Jeannette von Honrath, eine hübsche, lebhafte Blondine, die sich die Huldigungen der beiden Jünglinge gern gefallen ließ, später aber einen österreichischen Werbeoffizier, Namens Greth, heirathete. Noch eine andere Dame lernte er ebenda kennen, nämlich Fräulein Barbara Koch aus Bonn, die vertraute Freundin Leonorens von Breuning, nachmalige Gräfin Bolderbusch, die, wie Wegeler, Beethoven's Freund und Biograph, sagt, „von allen Personen weiblichen Geschlechts, die ich in meinem ziemlich bewegten Leben kennen gelernt, dem Ideal eines vollkommenen Frauenzimmers am nächsten kam“. Noch von Wien aus stand Beethoven mit dieser Dame in regem Verkehr.

Im Jahre 1789 wurde in Bonn das kurfürstliche Nationaltheater eröffnet, wo Beethoven Gelegenheit fand, auch die Oper kennen zu lernen. Der bedeutendste Wendepunkt in seinem Leben trat aber im Jahre 1792 ein. Haydn, der sich damals eines noch größeren Rufes erfreute als Mozart, kam auf der Rückreise aus England durch Bonn, wo er Beethoven kennen lernte. Seiner Empfehlung sowie den Bemühungen des Grafen Waldstein hatte es der junge Künstler zu danken, daß er noch im Herbst jenes Jahres mit einer Unterstützung aus der kurfürstlichen Kasse nach Wien abreisen konnte, um sich bei Haydn weiter zu bilden. Jetzt erst war der emporstrebende Baum in den Boden verpflanzt, der ihm ausreichende Nahrung zu geben im Stande war. Zu Wien, im Kreise hochgebildeter Menschen und unter der Leitung der berühmtesten Musiker und Künstler jener Tage, entfaltete sein Genie mehr und mehr seine Flügel und erhob sich zu jenen Höhen, die zu erreichen nur erhabenen Geistern vergönnt ist. Es entstanden nach und nach alle jene unsterblichen Werke, von denen wir hier nur *Fidelio* und seine neun Symphonien nennen. In späteren Jahren gestalteten sich freilich seine Lebensverhältnisse nicht zum Besten. Außer finanziellen Verlegenheiten, in die er theils unverschuldet, theils durch seinen unpraktischen Sinn gerieth, suchte ihn noch das für einen Musiker schrecklichste Schicksal heim, daß er taub wurde. Der schon vorher in sich gefehrte Mann wurde dadurch immer mißtrauischer, verschlossener und mürrischer, so daß sich ein Freund nach dem andern von ihm zurückzog. So vergingen seine letzten Lebensstage einsam, und man hatte ihn in Wien fast vergessen, als die Nachricht seines am 26. März 1827 erfolgten Todes sich verbreitete. Da erinnerte man sich seiner wieder und erwies dem todtten Meister wahrhaft fürstliche Ehre.

Seine Vaterstadt hatte Beethoven seit 1792 nicht wieder gesehen. Wie sehr ihn jedoch die Sehnsucht stets nach den schönen Ufern des Rheines zog, geht aus einem Briefe hervor, den er am 29. Juni 1800 an Freund Wegeler schrieb, und den wir um so lieber mittheilen, als einige der schönsten seiner Eigenschaften, wie treue Anhänglichkeit an erprobte, liebe Freunde, Mitgefühl für die Armen und Bescheidenheit sich darin aussprechen. Er lautet also:

„Mein guter, lieber Wegeler! Wie sehr danke ich Dir für Dein Andenken an mich; ich habe es so wenig verdient und um Dich zu verdienen gesucht, und doch bist Du so sehr gut und läßt Dich durch nichts, selbst durch meine unverzeihliche Nachlässigkeit nicht abhalten, bleibst immer der treue, liebe, biedere Freund. Daß ich Dich und überhaupt Euch, die Ihr mir einst so lieb und theuer waret, vergessen könnte, nein, das glaubt nicht, es giebt Augenblicke, wo ich mich selbst nach Euch sehne, ja bei Euch einige Zeit zu verweilen wünsche.

Mein Vaterland, die schöne Gegend, in der ich das Licht der Welt erblickte, ist noch immer so schön und deutlich vor meinen Augen, als da ich Euch verließ; kurz, ich werde die Zeit als eine der glücklichsten Begebenheiten meines Lebens betrachten, wo ich Euch wiedersehen und den Vater Rhein begrüßen kann. So viel will ich Euch sagen, daß Ihr mich nur recht groß wiedersehen werdet; nicht nur als Künstler sollt Ihr mich größer, sondern auch als Menschen sollt Ihr mich besser, vollkommener finden, und ist dann der Wohlstand etwas besser in unserem Vaterlande, dann soll meine Kunst sich nur zum Besten der Armen zeigen. O glückseliger Augenblick, wie glücklich halte ich mich, daß ich dich herbeischaffen, dich selbst schaffen kann!" —



Das Rathhaus am Marktplat.

Der Marktplatz in Bonn. — Bonner Volksleben. Die Erinnerungen an den großen Ländlicher und sein Geburtshaus führen uns so recht in das „alte Bonn“, dessen erstes Stadtviertel um die Münsterkirche herum den poetischen Namen „Verona“ führte. Dieses Verona ist auch nach Simrock das sagenberühmte Bern gewesen, an das sich die Sagen vom Helden Dietrich von Bern und seinen Gegnern, wie dem Riesen Eck in dem bekannten Liede „Ecken Ausfahrt“, anlehnen. Veranlassung zur Vermischung historischer Namen mit Sagenhelden bot wol auch die Thatsache, daß einem Sohne Chlodwig's, nämlich Theodorich (so viel als Dietrich), diese Länder in der Theilung zufielen. Noch heute führt auch das Bonner Stadtwappen gleich Dietrich von Bern einen Löwen im Felde, und noch heute singen der Kölner Chronik zufolge die Bauern im kölnischen im Liede von dem großen „Berner Dietrich“. Wir erreichen den Marktplatz, welchen ein 12½ m hoher

Obelisk aus grauem Sandstein zielt mit der Inschrift: „S. P. Q. Bonnenses Maximiliano Friderico, principi optimo, patri patriae“. Diesen setzte die Bonner Bürgerſchaft im Jahre 1777 zum Andenken ihres vorletzten Kurfürſten Max Friedrich, welcher eine ſtädtiſche Waſſerleitung anlegen ließ. An der Südöſtliche des Marktes liegt das zweistöckige, in franzöſiſchem Geſchmacke 1782 vollendete Rathhaus, in deſſen Saale die ſtädtiſche Oberbürgermeiſterei ihren Sitz hat.

In der Rheingaffe, wo man fälschlich Beethoven's Geburtshaus annimmt, ſoll auch nach Simrock das ſogenannte „Wölſchen“ geſtanden haben, „wo einſt das Schöffenweiſthum verlesen ward, eigentlich ein Löwe, der ein Parbelweibchen überwältigte“; wie auch vor dem Münster eine ſteinerne Gerichtssäule die Abhaltung der früheren „Godinge“, d. h. Dingtage, bezeichnete. Der Propst des St. Cassiusſtiftes übte nämlich über Bonn und Umgegend lange Zeit weltliche Gerichtsbarkeit, und ſelbſt bis in die neuſte Zeit erhielt ſich noch ein Rest jener Rechte an den drei Markttagen, wahrſcheinlich den alten Dingtagen. Bei dieſer Säule bezahlte der Sage nach Konſtantin's Mutter, die heilige Helena, die Arbeiter am Münsterbau mit ledernen Münzen aus, die, wie W. D. v. Horn in ſeinem Rheinbuche bemerkt, jedenfalls viel dauerhafter waren als unſer Papiergeld. Auf dem mit Platanen bepflanzten Remigiußplaz stand lange die bereits erwähnte ara Ubiorum, und daran erinnert noch der Name „Römerplaz“. Des Abends pflegt ſich das Bonner Volk gern auf den Straßen, öffentlichen Plätzen und Promenaden zu ergehen, und man kann dann ihren eigenthümlichen Dialekt belauſchen, der nach Arndt ſchon einen Vorhauch der niederländiſchen Sprache bekundet. Es giebt mehrere Volksſagen in Bonnenſer Mundart, ſo das „Biſpelchen“ oder „Beſpelchen“ („Verzählchen“) von der Hexenfahrt bei Kadloſ. Danach wollte ein junger Burſche Abends ſein Mädchen beſuchen, fand aber wider Gewohnheit die Kuchenthür verſchloſſen. Durch eine Riſe gewahrte er, wie ſeine Geliebte und ihre Mutter ſich mit einer Salbe aus einem Topfe am ganzen Leibe beſtrichen. Hierauf ſlogen ſie mit den Worten: „Tütte ma Tüt zum Schorſten herüt, üffer alle Hecke on Strüch!“ zum Kamin hinaus. Raſch ſprengte nun der Burſche die Kuchenthür, ſalbte ſich ebenſo, nur ſprach er ſtatt: „üffer alle Hecke“ (über alle Hecken) „dorch alle Hecke“. So ſauſte er durch Dornen und Sträucher und kam jänmerlich zertrakt auf dem Hexentanzplaz an, worauf er auch richtig ſeinen Schaz antraf. „Do wurd hä (er) gewahr, dat ſing (ſein) Mädge mit Hex wor, de alle Samſtags op (auf) de Hexentanz ging.“ Das war ihm doch nicht recht geheuer, und er zeigte den Vorfall an. Daraufhin wurden alle Hexen verbrannt.

Anderere Proben Bonnenſer Volksſagen und Mundart theilt uns Simrock in ſeinen „Rheinſagen“ mit. So die Sage, wie der Teufel den Wind vergebens vor dem Jeſuitenkloſter auf ſeine Rückkunft warten läßt und dieſer nun dort heult. Wer kennt ferner nicht die „Siebenſchläfer“: „Et ware drei Sieweſchlöfer, de ſchleefe ſiewe Johr.“ Da hörte Einer einen Dohsen brüllen, rieb ſich die Augen und — ſchließ ſieben Jahre weiter. Darauf erwachte der Andere und ſagte: „Et wor er Koh“ und ſchließ wieder ſieben Jahr. Zulezt erwachte der Dritte und ſagte: „Wat Dohs, wat Koh? Loht Enen eckerſch ſchloſe, mer kütt jo net derzo“, legte ſich hin und ſchließ wieder ein. „Dat woren de Sieweſchlöfer, ich glöw, ſe ſchloſe noch.“

Ein reicher, aber geiziger Bonner Rathsherr ward nach ſeinem Tode ins Siebengebirge verdammt, wo er des Nachts als Feuermann umherſpukt.

Endlich hat sich auch im Volksmunde noch die Erinnerung an die sogenannte Bäckerrippe erhalten, eine Art Marterinstrument, auf welchem betrügerische Bäcker in den Rhein gewippt, d. h. fortgeschneit wurden. Eine Darstellung dieser eigenartigen Strafe befindet sich in dem sogenannten Requamsbuch im Stadtarchive zu Soest in Westfalen, von welchem später noch die Rede sein wird. —



Das Siegesdenkmal in Bonn.

Der Friedhof zu Bonn. Die Manen vieler berühmter Männer der Wissenschaft und Kunst laden uns zum Besuch des Friedhofs ein. Derselbe, früher außerhalb der Stadt und nur für Soldaten bestimmt, ward bald allgemeiner Begräbnisplatz und reicht für die wachsende Bevölkerung kaum mehr aus. Auch ist er allmählich durch städtische Neubauten ganz in den Bereich von Bonn selbst hineingezogen worden, was in sanitätlicher Hinsicht nachtheilig genug ist. Besonders schön nimmt sich auf dem Kirchhof die von Namerßdorf hierher verpflanzte kleine Kirche aus. Dies ist ein Verdienst des Bauinspektors de La Saulx, welcher die ehemalige, ziemlich verfallene und durch eine Feuersbrunst theilweise zerstörte Kapelle der Deutsch-Ordens-Komthurei Namerßdorf auf einem lithographirten Blatte erhielt und ihren Wiederaufbau auf dem Friedhof durchsetzte.

Im Dezember 1847 ist mit Unterstützung des Staates und des früheren Besitzers von Kamersdorf, des Grafen Salm-Dyck, der Neubau der Kapelle vollendet worden und drei Jahre später ward sie feierlichst eingeweiht. Eine Zierde derselben sind die feinen Glasgemälde, eine Probe der von Melchior Boissierée eingeführten Glasmalerei. Die Architektur bezeichnet eine Uebergangsperiode; wir finden byzantinischen oder spätromanischen Stil in den Rundbogen gemischt mit der Gotik der Spitzbogen; an den Fenstern gewahren wir noch die runde Kleeblattform, an den Säulen noch Mittelbinden. In der linken Seitenwand ist eine Gedenktafel zu Ehren des Oberbürgermeisters Oppenhoff (1840—50) eingesezt, der den Bonner Friedhof in vieler Hinsicht verschönert und die Uebertragung der Kapelle lebhaft unterstützt hat.

Unter den zahlreichen Denkmälern des Bonner Friedhofs ist wol das hervorragendste und am meisten in die Augen fallende das des berühmten Geschichtsforschers Niebuhr, das königliche Guld ihm gesetzt hat. Und wie sich unser Kronprinz selbst dadurch ehrte, so ehrt sich auch die deutsche Nation, wenn sie die Denkmale berühmter Männer hochhält. Von da besuchen wir A. W. v. Schlegel's Denkmal, ein Bronze-Medaillon-Porträt in grauem Marmor nach P. J. David. Simrock's neues Grabdenkmal von Robert Cauer haben wir bereits erwähnt.

Hinter der Kapelle des Friedhofs links ruht der Dichter des Preußenliedes: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“ Bernhard Thiersch, Gymnasialdirektor in Dortmund. Auch ihm hat der Kronprinz in gerechter Würdigung seiner Verdienste einen gothischen Stein mit den Worten seines berühmten Liedes errichtet. Der Name Thiersch hat aber auch in der Philologie einen guten Klang, namentlich seine „Untersuchungen über das Zeitalter und Vaterland Homer's“. Thiersch hat seinen Lebensabend in Bonn verbracht und starb im Jahre 1855.

Etwas weiter in gerader Richtung hinter der Kapelle ruht der berühmte Komponist Robert Schumann, dessen durch die herrlichsten Tonschöpfungen und Melodien bethätigte Genialität ihm die Unsterblichkeit in der Geschichte der deutschen Musik sichert.

Robert Schumann, ward am 8. Juni 1810 zu Zwickau als der Sohn eines Buchhändlers geboren. Für seine Zukunft wirkte entscheidend ein Konzert, welches Moscheles im Sommer 1819 in Karlsbad gab. Von da an erkor er die Musik zur Lebensaufgabe und leitete nicht nur regelmäßige Konzerte im Elternhause, sondern trat auch bald als Komponist auf. Daneben trieb er mit Eifer Literatur, und manche bedeutende Geister ließen in seinem Gemüthe nachhaltige Eindrücke zurück. So vor Allem Jean Paul, der seelenvolle Dichter des „Hesperus“ und des „Titan“. Nicht nur seine Briefe, sondern auch seine Melodien zeigen den Einfluß Jean Paul'scher Sentimentalität. Nach dem Tode seines Vaters suchten seine Mutter und sein Vormund seine musikalischen Neigungen zu unterdrücken. Gezwungen ging er nach Leipzig, um Jurisprudenz zu studiren, kümmerte sich aber wenig um corpus juris und Pandekten. Bald lockte ihn der Musikkenner Thibaut nach Heidelberg, wo er in einem Konzert als Klavierspieler mit großem Beifall auftrat.

Endlich indeß gelang es dem hochbegabten Jüngling, seine Mutter umzustimmen, und er eilte dann alsbald nach Leipzig zurück. Aber in Folge von Ueberanstrengung bei Fingerrübungen erlahmte seine rechte Hand. Das Leiden hob sich später, sodaß ihm die Hand wenigstens beim Komponiren nicht versagte.

Bald darauf erschienen seine „Études symphoniques“, die Sonaten Fis-moll und G-moll und die C-dur-Phantasie. Als musikalischer Schriftsteller trat er zuerst in seiner begeistertsten Lobrede auf Chopin's „Don Juan-Phantasie“ (1832) hervor; 1834 gründete er die „Neue Zeitschrift für Musik“ und redigirte sie zehn Jahre lang. Seine kritischen Aufsätze sind gesammelt unter dem Titel: „Gesammelte Schriften über Musik und Musiker“ (4 Bde.); auch entzog er mehrere nachgelassene Werke Schubert's der Vergessenheit, u. A. die berühmte C-dur-Symphonie.



Robert Schumann's Denkmal in Bonn.

Einen tiefen Eindruck hatte die herrliche Entwicklung eines Wunderkindes auf ihn gemacht, nämlich von Clara Wieck, die er, als sie zur Jungfrau herangeblüht war, leidenschaftlich liebte. Doch der Vater widersezte sich vier Jahre lang einer Verbindung der verwandten Seelen. Endlich 1840 besiegte das Liebespaar alle Hindernisse. In die Jahre 1836—39 fallen gerade die duftigsten Blüten seiner Poesie in Tönen, seine „Kinder- und Phantasiestücke“. Im Jahre 1840 sandte ihm die philosophische Fakultät in Jena ein Doktordiplom. Es folgten nun noch eine Reihe von größeren und kleineren Kompositionen, viele Lieder, einige Symphonien und Quartette. Eine der lieblichsten Kompositionen ist

sein „Paradies und die Peri“, das er der morgenländischen Dichtung des englischen Lyrikers Thomas Moore, betitelt Lalla-Rookh, d. h. „Tulpenwange“, entnahm. Im Jahre 1843 ward Schumann als Lehrer an der von Mendelssohn gegründeten Leipziger Musikhochschule angestellt, gab aber diese Stellung bald wieder auf. Das Jahr darauf machte er mit seiner jungen Frau eine wahre Triumpfreise durch Rußland und ließ sich dann in Dresden nieder. Leider zeigten sich damals schon seit geraumer Zeit bedenkliche Störungen in seinem Gehirn, und es befielen ihn bei angestrengter Arbeit bedauerliche Zustände unnatürlicher Aufregung, abwechselnd mit furchtbarer Abspannung. Kalte Bäder kräftigten ihn zwar körperlich, doch sein Geist zeigte die traurigen Vorboten des Verhängnisses, dem er später anheimfiel. Wohlthuend wirkten einige zerstreute Reisen nach Wien und Berlin und gaben ihm die Kraft, noch einige großartige Werke zu schaffen, so seine Oper „Genovefa“, die freilich im Erfolg weit hinter seinen Erwartungen zurückblieb, und die herrliche Komposition zu Byron's „Manfred“, jenem eben so gewaltigen wie tief sinnigen Pendant zu Goethe's „Faust“. Als Dirigent der Dresdener Liedertafel und des dortigen Chorgesangvereins schuf er zahlreiche Werke. Im Jahre 1850 übernahm er die Stelle eines städtischen Musikdirektors in Düsseldorf, doch war er ihr nicht mehr gewachsen und mußte sie aufgeben. Sein Schwermuth nahm immer mehr zu. In diese Periode fällt die sogenannte Rheinische Es-dur-Symphonie, die ihm der Anblick des Kölner Doms und die Einsetzung des neuen Erzbischofs eingab; ferner „Der Rose Pilgerfahrt“. Trotz der immer zunehmenden Verdüsterung seines Geistes schuf er rastlos weiter. Zuletzt wollte er alle Aussprüche älterer und neuerer Dichter über Musik sammeln, kam aber über Jean Paul und Shakespeare nicht hinaus. Sein Nervenleiden, verbunden mit Gehörtauschungen, kehrte immer heftiger wieder, und wenn er dann Musik hörte, schienen ihm alle Tempi so schnell. Als am Fastnachtsmontag 1854 Freunde bei ihm waren, rannte er plötzlich am hellen Mittag nach der Rheinbrücke und stürzte sich in den Strom. Einige Schifferknechte retteten zwar sein Leben, doch sein Geist blieb unmadet. Er starb in einer Heilanstalt bei Bonn am 29. Juli 1856.

Wie sehr die Liebe und Verehrung des deutschen Volkes den bedeutenden Genius der Kunst hochhält, bewährte sich glänzend bei dem Schumannsfeste, am 2. Mai 1880, zur Enthüllungsfestfeier seines Denkmals. Aber auch über die Grenzen Deutschlands hinaus geht der Ruhm unseres großen Meisters. Eine wahre Völkerwanderung bewegte sich hinaus zu dem Grabmal Schumann's. Statt des früheren schlichten Epheurasens mit dem einfachen Gedenkstein gewahren wir jetzt eine große, von Eisengitter umgebene quadratische Fläche, in deren Mitte auf hohem Sockel ein mächtiges Denkmal thront, auf das man fünf volle Jahre mit Ungeduld gewartet hatte.

Auf dem Sockel erhebt sich ein länglicher, tafelförmiger, oben abgerundeter Stein, an dessen oberem Ende in runder Umrahmung der Medaillonkopf R. Schumann's, getragen von einem emporstrebenden Schwan, sich befindet. Darunter liest man die einfachen Worte: Robert Schumann. Am Fuße sitzt des Meisters Muse, begeistert zu ihm emporschauend, und den wohlverdienten Lorbeerfranz in der Hand haltend. Ihr Antlitz trägt nach einer echt poetischen Idee des Bildhauers die wohlbekannten Züge seiner geliebten Gattin Clara Schumann. Zu beiden Seiten sitzen auf besonderen Sockeln die singende Psyche und der geigenspielende Amor, zwei reizend ausgeführte Figuren.

Nicht weit davon ist Fr. Chr. Dahlmann's, des berühmten Historikers, Grabmonument von rothem Granit, mit seinem Medaillonbilde in Erz; es macht den Eindruck unvergänglicher Dauer.

Unsere Wanderung führt uns weiter zu Bunsen's Grabstein, den gleichfalls ein schönes Porträtmedaillon von weißem Marmor ziert. Christian Karl Josias Bunsen, geb. den 25. August 1791 zu Corbach, war lange Zeit Geschäftsträger Preußens bei dem päpstlichen Stuhle. Unter seiner hauptsächlichsten Mitwirkung wurde in Rom auf Veranlassung des damaligen Kronprinzen von Preußen 1829 das „Archäologische Institut“ gegründet, das, 1873 vom Deutschen Reich erworben, gegenwärtig einen unvergleichlichen Mittelpunkt nationaler Wirksamkeit in der Hauptstadt Italiens bildet. Später bekleidete Bunsen die Stellung eines preußischen Gesandten in London. Er starb in Bonn am 29. November 1860.

Mit Bunsen aufs Innigste befreundet war Christian August Brandis, Professor der Philosophie in Bonn und Mitarbeiter am „Rheinischen Museum“ für Philologie, Geschichte und Philosophie. Obwohl körperlich leidend, bewahrte er stets eine große Heiterkeit des Gemüths bis zuletzt. So konnte es Jeder zu seinen genußreichsten Stunden zählen, wer den liebenswürdigen Greis in seinem traulichen Gartenhause am Rhein besuchte. Dasselbe lag im Hintergrunde des im Hotel Key gelegenen Gartens und trägt auf einer Marmortafel folgende einfache Inschrift: „Dieses Haus baute C. A. Brandis 1826 und lebte darin bis zu seinem Tode 24. Juli 1866.“

Gegenüber liegt das Geburtshaus des Generaldirektors der kgl. Gärten, Peter Joseph Lenné, der hier am 29. September 1789 das Licht der Welt erblickte. Dieser hatte seine höhere Ausbildung besonders in Paris erlangt, wo er botanische Kollegien fleißig besuchte und auch architektonischen Studien eifrig oblag. Im Jahre 1816 arbeitete er als sogenannter Gartengehülfe unter Oberbaurath Schulz in Sanssouci bei Potsdam. Dort zum Garteningenieur ernannt, verwandelte Lenné die in altem Stile gehaltenen Neuen Garten in einen englischen Park. So verewigte er seinen Kunstgeschmack noch in mehreren herrschaftlichen Anlagen; sein Meisterwerk ist aber auf der Pfaueninsel, dem Lieblingsaufenthalte Friedrich Wilhelm's III. Letzterer ernannte ihn schon 1822 zum Gartendirektor und verschönerte bald darauf das Gut Charlottenhof, das dem Kronprinzen geschenkt worden war. Ebenso legte Lenné im Auftrage der Stadt Magdeburg einen äußerst gelungenen Volksgarten daselbst an. Als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung kam, erneuerte, verschönerte und erweiterte Lenné die Parkanlagen in Sanssouci und schuf dort namentlich den berühmten „Friedensgarten“. Dafür ehrte ihn der dankbare Monarch und führte einst den „Zauberer von Potsdam“, wie er genannt ward, vor seine eigene Marmorbüste, welche der berühmte Bildhauer Rauch ausgeführt hatte. Sie stand da, wo Lenné aus einer Wüstenei ein wahres Eden geschaffen hatte.

In Berlin hatte der Gartenkünstler den Thiergarten in einen Volksgarten verwandelt in den Jahren 1832—40. Große Verdienste erwarb er sich hier auch um die Anlagen am sogenannten Kanal, späterhin ein beliebter Spaziergang der Berliner. Ferner theilte er sich an der Stiftung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues im Königreich Preußen 1822, der die Gärterschule in Schöneberg bei Berlin ins Leben rief. Ein großes Vermögen trug ihm die von ihm angelegte Baumschule zu Geltow ein, ein Kapital von 40,000 Thlr.,

das er mit dem Bestande derselben vor seinem Tode dem Ministerium zur Verfügung stellte; nur den Ertrag des vom Staate gepachteten Grundstücks betrachtete er als sein wirkliches Eigenthum.

Aber auch weit über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus verbreitete Lenné's Künstlergenie Segen und dauernde Pracht. In Wien, in Jschl, in Neuenahr, am Starnberger See und in Leipzig finden wir den Einfluß seiner epochemachenden Neuerungen. Zu seinem 50jährigen Gärtnerjubiläum überreichten ihm seine Schüler einen Lorberkranz, von dem jedes Blatt einen Ort eingravirt enthielt, wo sich der Künstler verewigt hatte.

Mit Recht ward er darum von drei Königen geehrt; aber auch das Volk liebte und achtete ihn, denn er war weit entfernt von Eitelkeit und Selbstüberhebung, obwol ihn das Glück hätte verwöhnen können. Er war im Umgange freundlich und unterhaltend, gütig und gefällig. Große Ehrenbezeugungen wurden ihm zutheil, er ward Mitglied des kgl. Landes-Oekonomie-Kollegiums, Ehrenmitglied der Akademie der Künste in Berlin, und die Universität Breslau schickte ihm den Dokortitel honoris causa.

Im Jahre 1854 ward er Generaldirektor der königl. Gärten mit dem Range eines Rathes II. Klasse. Orden und Ehrenbriefe aller Art, die er oft auf das Nobelpste erwiderte, würdigten seine Verdienste. So vermachte er der Stadt Potsdam für Ueberreichung des Ehrenbürgerrechtes 1000 Thlr. zum Besten der Armen und später testamentarisch noch einmal die gleiche Summe dem dortigen katholischen Waisenhause, 1000 Thlr. für ein Altarbild einer katholischen Kirche daselbst und 1500 Thlr. für ein Stipendium der Gärtnerlehranstalt.

Mitten im segensreichen Schaffen im Parke zu Sanssouci zog er sich bei Vertilgung einer überwuchernden Wasserpflanze eine Erkältung zu, die seinen Tod am 25. Januar 1866 herbeiführte, kurz vor seinem 50jährigen Jubiläum in königlichen Diensten. Bei seiner mit außergewöhnlichem Pompe veranstalteten Leichenfeier bekundeten sich noch einmal aufs Schönste die warmen Sympathien, die er sich allenthalben erworben hatte. Seine letzte Ruhestätte bezeichnet ein weißes Marmorkreuz mit Inschrift, die des Verstorbenen Verdienste anerkennend erwähnt. In ihm starb nicht nur einer der größten Freunde der Natur, sondern auch ein großer Wohlthäter der Menschheit.

Verwandter Natur waren die Gebrüder Boissierée, deren Grabstätte ein einfaches rothes Sandsteinmonument anzeigt, das aber durch einen schönen Christuskopf von Rauch's Meisterhand wesentlich gehoben wird. Dieser Kopf ist nach der Idee des einen der beiden Brüder, nach der von Sulpiz Boissierée, entworfen und fand dessen volle Anerkennung, als er noch lebte, weil er Ernst und Erfahrenheit mit Sanftmuth und Liebe in der Verkürzung des Auserstandenen verbinde.

Johann Sulpiz Boissierée, geboren den 3. August 1783 in Köln, widmete sich zuerst dem Berufe seines Vaters, dem Kaufmannsstande, trieb aber mit Vorliebe Mathematik, Physik und Literatur, die er, durch Bertram ange-regt, bald zu seinem ausschließlichen Studium ertor. In Paris, wohin er mit Bertram und seinem drei Jahre jüngeren Bruder Melchior gereist war, übten Schlegel's Vorlesungen einen großen Einfluß auf ihn aus.

Bald vereinigten sich die drei Kunstkenner, Bertram, Sulpiz und sein Bruder Melchior Boissierée, in gemeinsamem Streben der Erhaltung und Entdeckung auf

dem hochwichtigen und dankenswerthen Gebiete der Kunst. So gebührt ihnen das große Verdienst, mehrere Tafelgemälde, die zu dem Vollendetsten der altkölnischen Schule zählen, in der stillen und verlassenem Abteikirche zu Heisterbach im Siebengebirge entdeckt zu haben.

Besonders glücklich bei diesen Funden alterthümlicher Kunstschätze war der jüngere der beiden Brüder, Melchior Boisserée.

Zu Heidelberg, wohin das Künstlertrio 1810 gezogen war, erlangte ihre Gemäldefammlung europäische Berühmtheit. Da sie keinen genügenden Raum zur Verfügung hatten, wies ihnen der König von Württemberg ein Gebäude in Stuttgart an. Hier kam die äußerst werthvolle Sammlung erst zur rechten Geltung, und König Ludwig von Bayern bot 240,000 fl. für dieselbe. Dies nahmen die drei Kunstenthusiasten an und folgten ihrer Schöpfung nach München, wo Melchior Boisserée das bereits 1821 begonnene Werk, die Sammlung in Lithographien herauszugeben, 1834 vollendete.

Ein besonderes Verdienst des älteren Sulpiz Boisserée ist ein Werk über den Kölner Dom, dessen Vollendung ihm als das Großartigste in der Baukunst erschien. Bei der Herstellung der Kupferstiche war ihm Cotta behülflich. Im Jahre 1813 erschien das Prachtwerk „Geschichte und Beschreibung des Domes zu Köln“ und wurde 1831 mit der 4. Lieferung beendet. In einer Rezension von Görres über dieses Werk kommt die Stelle vor, welche die Censur nachmals strich:

„In einer Zeit, wo man dem deutschen Stamme überall die Krone abgehauen, damit, nachdem die Wurzel in ein krüppelhaft Gestrüppe ausge schlagen, engherzige Wirthschaft allerorten dem kurzen Unterholze sich gewachsen finde, hat er (sc. Boisserée), im Bilde wenigstens, eine jener alten Donnereichen wieder hergestellt, durch deren Wipfel wehend und rauschend der Athem des lebendigen Gottes durchgezogen, damit dies lebende Geschlecht erkenne, welch ein himmelweiter Unterschied bestehe zwischen der hohen Demuth der vergangenen Zeit und der hoffärtigen Niedertracht Derjenigen, die später nachgekommen. Umgeben von dem Geplätscher und Gebrause der Gegenwart, wo die besten Kräfte in den frivolsten Bewegungen sich verzehren, und was der Augenblick bringt, der nächste wieder mit sich schwemmt, hat er es gewagt, eine große Idee zu fassen, mit Beharrlichkeit bei ihr auszuhalten und nicht abzulassen, bis er, was mit Ernst begonnen worden, zum glücklichen Ende fortgeführt.“

Nicht minder Beifall und Anerkennung fand das Werk im Auslande, z. B. in Frankreich. Das dortige Ministerium des Innern zeichnete bei einer von der französischen Regierung angeregten Subskription in hoher Bewunderung für das von einem Privatmanne so kühn unternommene Werk dreißig Exemplare, der Vicomte Fr. René von Chateaubriand allein zehn.

Ein anderes verdienstvolles Werk von Sulpiz Boisserée ist das 1831—33 erschienene: „Die Denkmale der Baukunst am Niederrhein vom 7.—13. Jahrh.“ mit 72 lithographirten Blättern. In Anerkennung seiner großen Verdienste ward er zum Oberbaurath und Generalkonservator der plastischen Denkmale des Reichs ernannt, bekleidete diese Stellung aber nur 1½ Jahr, da er seine angegriffene Gesundheit im Süden stärken mußte. Große Freude bereitete es ihm nach seiner Rückkehr, als 1842 Friedrich Wilhelm IV. den ersten Stein zum Weiterbau des Kölner Domes legte und ihm persönlich, als „erstem Protektor des Doms“, bei einer Dampfschiffahrt den Rothen Adlerorden III. Klasse überreichte.

Melchior Boisserée hatte große Erfolge in der Glasmalerei, die der gemeinsame Freund Bertram mit besonderem Interesse verfolgte. Mit einer großen Sammlung von Glasgemälden begleitete er 1844 seinen Bruder Sulpiz nach Bonn, wo der König von Preußen Letzteren zum Geh. Hofrath ernannt hatte. Bertram war leider schon 1841 gestorben. Melchior Boisserée überlebte ihn nur zehn Jahre; insolge eines Schlaganfalls sank er schon 1851 ins Grab, und sein Bruder folgte ihm bald (1854) nach. Wol selten hat das Schicksal ein so würdiges Aleeblatt vereinigt. Einen sehr interessanten Briefwechsel gab die Wittve von Sulpiz heraus, worin der Briefwechsel mit Goethe allein den ganzen zweiten Band umfaßt. —

Unterhalb Niebuhr's Denkmal ruht die Wittve unseres großen Dichters Schiller, Charlotte, geb. v. Lengefeld, deren Grabstein das Distichon enthält:

„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenne' es;
Wandeln will ich ihn gern, führt er zu Wahrheit und Licht.“ —

Daneben liegt ihr zweiter Sohn Ernst v. Schiller mit der Grabchrift: „Herzengüte, rechtlichen Sinn und Geistesklarheit erbte er von seinem großen Vater; sein letzter Wunsch war ein Grab neben der Ruhestätte seiner Mutter.“

Diese vortreffliche Frau, welche ihren brustkranken Mann mit rührender Aufopferung pflegte und nach dessen leider allzu frühem Tode nur der Erziehung ihrer Kinder lebte, zog sich ein hartnäckiges Augenleiden zu, so daß sie völlig erblindete. Sie unterwarf sich in Bonn einer Operation, welche der dortige Professor v. Walther glücklich vollzog. Mit tiefer Rührung erkannte sie ihre Tochter wieder, aber die Aufregung zog ihr ein hitziges Fieber zu, und ein Nervenschlag machte ihrem Leben ein Ende.

Nicht weit von der Grabstätte der Wittve Schiller's lesen wir auf einem einfachen Stein den Namen der Mutter von Karl Ludwig v. Bruck, dem Gründer der großen Handelsgesellschaft Lloyd.

Auf einem freiliegenden Rasenhügel sieht man einen Engel, der die Grabstätte des Vaters des berühmten Bildhauers Hermann Heidel angiebt, der am 20. Februar 1810 in Bonn geboren ward. Ein Meisterwerk dieses Künstlers ist seine Iphigenie nach Goethe's Auffassung, wie sie am Strande das Land der Griechen mit der Seele sucht; es steht im Drangeriehaufe in Sanssouci.

Sein Händel=Monument auf dem Markt in Halle machte ihn dem deutschen Volke erst recht vortheilhaft bekannt. Zu seinem großen Verdruß fand sein Entwurf zu einem Arndt=Denkmal, zu dem ihn seine Vaterstadt Bonn selbst aufgefordert hatte, nicht ungetheilten Beifall. Als er Abänderungen verweigerte, schrieb man ein Konkurrenzbewerben aus, woran sich der gekränkte Künstler nicht betheiligte. Nach dem Urtheil mehrerer Kunstkenner war sein Entwurf besser als das jetzt bestehende Monument. Heidel hatte Arndt von Kindheit an gekannt und ihn charakteristisch als Wanderer mit dem Stab in der Hand, als kernigen deutschen Mann voll Freimuth, Kraft und Gesundheit aufgefaßt.

Es ruhen der berühmten Männer noch mehr auf dem denkwürdigen Friedhofe zu Bonn, doch wir können sie hier nicht alle namhaft machen. Wir nennen noch den Geschichtsforscher Hüllmann, den Archäologen Versch, den General v. Boyen (gest. 1845), den Mediziner Rasse, den Philologen Heinrich, den „alten Ries“, einen Musiker, den Juristen Mackeldey, den Botaniker Treviranus, den Mathematiker Plücker, den Nestor der Archäologie Welcker

(† 1868) und den als phantasiereichen Romandichter und Historiker bekannten Kurator der Universität Philipp Joseph von Rehfues († 1833).

Doch verlassen wir nunmehr diese ehrwürdige Ruhestätte so vieler bedeutender und berühmter Männer und wenden uns dem vielfach interessanten „Poppelsdorfer Schlosse“ sowie der benachbarten Landwirthschaftlichen Akademie zu.



Das Poppelsdorfer Schloß mit der Landwirthschaftlichen Akademie.

Poppelsdorfer Schloß. Laboratorium. Landwirthschaftliche Akademie. Indem wir den Bahnhof zur rechten Seite liegen lassen und links einen Blick werfen auf die stattliche neue Sternwarte, in deren größerem Mittelthurme auf einem mächtigen Grundpfeiler ein achtfüßiges Helio meter steht, durchwandeln wir die zehn Minuten lange schattige Doppelallee herrlicher Kofkastanien und gelangen zu dem Poppelsdorfer Schloß, dem ehemaligen kurfürstlichen Lustschloß Clemensruhe, welches König Friedrich Wilhelm III. der Universität zur Aufbewahrung ihrer reichhaltigen naturwissenschaftlichen Sammlungen übergeben hat. Wir treten zunächst in den sogen. Muschel- oder Grotten-saal, dessen Wände kunstvoll mit Gipspat, Muscheln und Korallen bekleidet sind und Pflanzen und Thiere zumeist aus der Tropenwelt darstellen. Er ward von P. Laporterie aus Bordeaux in sieben Jahren hergestellt. Hier bewundern wir die ebenso sorgfältig wie anschaulich gearbeiteten großen Reliefkarten des Rheingebietes von Mainz bis Bonn von Ravenstein, dann vom Siebengebirge, Harz, Montblanc, von den Berner Alpen, von verschiedenen Vulkanen, geologisch

charakteristischen Gestaltungen von Landstrichen, Gebirgsketten und Inseln. Ferner in den Glaskästen an den Seitenwänden die höchst lehrreichen Modelle über Bergbau und Maschinen. In den angrenzenden Sälen befinden sich wahrhaft erstaunliche Sammlungen von Mineralien und Versteinerungen, besonders wichtig für die Geologie des Rheins, des Siebengebirges und der Eifel, eine sehr verdienstliche Schöpfung des bekannten Geologen Nöggerath und des Prof. G. vom Rath. In der früheren Kapelle des ehemaligen Lustschlosses, auf deren Existenz noch die Gemälde aus der Legende des heiligen Isidor an der Decke hinweisen, befindet sich das zoologische Museum, dessen wohlerhaltene Exemplare in geschmackvoller Anordnung uns fesseln. Interessant waren uns u. A. ein hübsch ausgestopfter Rattenkönig, viele höchst seltsame Mißgeburten und andere Spirituspräparate. Die Aussicht geht auf den botanischen Garten mit großartigen Gewächshäusern, herrlichen Bäumen, darunter eine Cedar des Libanon, und reizenden Blumenbeeten. Von den Gewächsen verdient besonders eine prächtige *Victoria regia* aus Guyana Erwähnung.

Gegenüber liegt das außerordentlich praktisch eingerichtete und unter der vorzüglichen Leitung des Prof. Kekulé stehende chemische Laboratorium der Universität. Ein geräumiger Hörsaal mit amphitheatralisch aufsteigenden Sitzbänken und einem bequem eingerichteten Experimentirtische des Professors sowie kleinere Säle für Versuchsstudien der Praktikanten, Vorrathskammern, Speichern, Studir- und Ruhezimmer des Direktors u. dergl. zeigt uns, wie sehr den Studierenden hier die Erlernung der chemischen Kenntnisse erleichtert wird.

Nicht minder interessirt uns ein Besuch auf der Landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf, unweit des chemischen Laboratoriums. Auch diese besitzt ein, wenngleich weniger geräumiges Laboratorium. Am meisten interessieren uns hier die Versuchsställe und die landwirthschaftlichen Geräthe. In ersteren stellt man z. B. Versuche in Bezug auf die Fütterung von Ochsen an. Man gab ihnen u. A. rohes Heu mit Wasser und fand sie nach einigen Wochen an Gewicht beträchtlich leichter, gedämpftes Heu mochten sie gar nicht. Unter den landwirthschaftlichen Geräthen finden wir die neuesten und wichtigsten Erfindungen vertreten, wie Häcksel-, Butterbereituungs-, Mäh-, Säe-, Pflug- und Kartoffellegemaschinen u. dergl.

An der Spitze steht ein Kuratorium zur Kontrolle über die Verwaltung der Prüfungsstation und zur Entscheidung in Fällen von Reklamationen seitens der Fabrikanten. Dieses Kuratorium besteht aus dem Präsidenten des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen und dem Direktor der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf. Bei den Prüfungen werden noch drei praktische Landwirthe zugezogen. Die laufenden Geschäfte besorgt der Lehrer der Maschinenkunde und der zweite Lehrer der Landwirthschaft an der Akademie. Die Prüfungen finden in der Regel auf dem Akademiegute statt und das Resultat wird in einer eigens dazu gegründeten Zeitschrift veröffentlicht.

Ausflüge nach dem Kreuzberg und Godesberg. Von Poppelsdorf führt von der Hauptstraße, oberhalb der Kirche, rechts ein Fußpad ab nach dem Kreuzberg, wo eine von dem Kurfürsten Ferdinand 1627 gestiftete Kirche steht, welche sammt einem Kloster dem früheren Orden der Serviten gehörte. An dem reichverzierten Portal erblickt man Darstellungen aus der

Passionsgeschichte. Im Vorbau befindet sich eine 28 Stufen hohe sogenannte heilige Stiege aus italienischem Marmor, eine Nachbildung der Scala santa beim Lateran. Da jede Stufe durch eine Reliquie geheiligt sein soll, so müssen die Besucher vor diesen niederknien. Besonders in der Charwoche nähern sich ihr viele andächtige Wallfahrer, da der Kreuzberg ein bedeutender Wallfahrtsort geworden ist. In der dortigen Kirche befinden sich Freskomalereien und eine Bildsäule der heiligen Jungfrau Maria in schwarzem Marmor, welche eine Nachbildung der Helenastatue in dem Bonner Münster ist. Man genießt vom Berge selbst, besonders aber vom Kirchturm aus, eine entzückende Aussicht.



Chemisches Laboratorium.

Einer der beliebtesten Ausflüge von Bonn aus geht nach der Ruine Godesberg, in deren Namen man einen Anklang an den heidnischen Kult des Gottes Wodan, auch Godan genannt, erkennen will. Der diesem Gotte geheiligte Tag, der Mittwoch, hieß früher Wodansdag (vgl. Wednesday) oder Godansdag, in Westfalen bei den Bauern heute noch als Gundsag bekannt. Ungefähr eine Stunde von Bonn steht das vom Erzbischof Walram von Jülich errichtete Hochkreuz, der Sage nach zum Andenken eines im Zweikampfe gefallenen oder eines durch unglücklichen Zufall auf der Jagd von seinen Brüdern getödteten Ritters. Auf drei stufenförmigen Absätzen erhebt sich eine ungefähr 11 m hohe vierseitige Kreuzpyramide mit Nischen, Sockeln, Stabsäulchen und Steinbildwerken, Christus, Johannes, die Evangelisten und Engel darstellend. Lohnend ist der Fußweg durch die Poppelsdorfer Allee, am botanischen Garten

und der Sternenburg vorbei, über den Venusberg durch kühlen, schattigen Wald zur Kasselruhe, wo man von der Sommerwirthschaft Welten aus eine herrliche Aussicht auf das Siebengebirge und den Godesberg genießt. Von da geht der Weg um die Kessenicher Schlucht zur Dottendorfer Klippe, in deren Tiefe das Burghaus des Herrn Baumscheidt liegt, über die Friesdorfer Höhe nach Godesberg. Ein anderer Weg hält sich in der Ebene bis Kessenich, wo man vom Friedhof aus eine entzückende Fernsicht auf das Siebengebirge und Bonn genießt.

Etwas weiter auf der Anhöhe liegt ein herrlicher Park, die Rosenburg, eigentlich Privateigenthum der Familie Schlieper, aber den Fremden zugänglich, von wo man gleichfalls eine recht hübsche Aussicht hat. Von Kessenich führt der Weg nach Dottendorf und Friesdorf und schließlich zum Godesberg, über den wir schon am Schlusse des vorigen Bandes gehandelt haben. Kommt man hierher zur fröhlichen Pfingstzeit, so glaubt man, ein großes Jubel- oder Volksfest zu feiern.

Allüberall tönt Einem rauschende Musik, Gelächter und Gejohle entgegen, und an allen Ecken und Enden wird getanzt, daß es eine wahre Lust ist. Da herrscht eine solche Weinseligkeit und echte Gemüthlichkeit, daß es Einem gleich heimisch wird. Ist es doch, als müßte man mit Schiller ausrufen: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ — Da fragt man nicht lange, da stellt man sich nicht vor, „überall bin ich zu Hause, überall bin ich bekannt“; da ziert sich keine spröde Schöne, ohne viele Einleitung schlingt man den Arm um ihre schlanke Hüfte und fort geht's zum hüpfenden Schottisch, schleifenden Walzer oder rasenden Galopp. Da trinkt man Schmollis und Brüderschaft mit aller Welt, davon am andern Tag „Niemand' nichts weiß“. Wie schön ist ein solcher Abend, wenn man in der drückenden Hitze des Tages den Drachensfels erklimmen, in Rolandssee mit dem liebeskranken Ritter herabgeschaut hat auf das wogenumrauschte Nonnenwerth mit dem ganzen unbeschreiblichen Zauber seiner Eilandseinsamkeit und nun dem romantisch gelegenen Godesberg zuwandert! Da singt man das jugendkräftige Wanderlied Geibel's:

„Und Abends im Städtlein, da fehr' ich durstig ein,
Herr Wirth, Herr Wirth, 'ne Kanne, 'ne Kanne blanken Wein!
Ergreife die Fiedel, du lust'ger Spielmann du,
Von meinem Schatz das Liedel, das sing' ich dazu.

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust,
Da wehet Gottes Odem so frisch durch die Brust,
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

Ja schön, wonnevoll schön ist diese rheinische Welt, dieses Paradies, welches so viele Dichter schon zu den herrlichsten Liedern begeistert hat!



Dom-Bauhütte im Mittelalter.

Köln, die Königin des Niederrheins.

Geschichte und Entwicklung der Stadt. — Das römische und mittelalterliche Köln. — Unterm Krummstab. — Köln zur Zeit der Hanse. — Bau- und Kunstgeschichte Kölns. — Die Anfänge des Dombaues. — Handel und Industrie Kölns unter preussischer Krone. — Vollendung des Doms; Einweihungsfeier am 15. Oktober 1880. — Der Dom selbst. — Die Rheinbrücke. — Der Bayenturm. — Das „heilige Köln“; seine Kirchen. — Merkwürdige Straßen, Plätze und Gebäude Kölns. — Der Gürzenich, das Rathhaus u. i. w. — Das Wallraf-Richarz-Museum. — Monumente. — Vergnügungsorte: Zoologischer Garten; Flora; Theater; Circus; Vereine. — Geschichte der „Kölnischen Zeitung“. — Kölner Volksleben und Kölner Platt. — Der Karneval; ein Maskenball im Gürzenich. — Kölner Henneschen. — Kölnisch Wasser.

„Köllen ein Kroin
Boven allen Steden schoin.“ —

Geschichte und Entwicklung der Stadt. Welch hohe Empfindungen weckt in uns der Name Köln, „die Stadt mit dem ewigen Dom“, dessen Vollendung wir im vergangenen Jahre erlebt haben, einer der schönsten Edelsteine in „dem reichen Städte schmuck, welcher den Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung ziert“. Nähern wir uns zu Dampf schiff der majestätischen Stadt, so

ruht zuerst unser Blick auf dem malerischen Bayenthurm, auf seinen altherwürdigen Ringmauern, seinem neuen Sicherheitshafen, dem Chaos von Dächern und Giebeln, den vielen Kirchturmspitzen, welche alle überragt das in Wahrheit höchste, großartigste Denkmal menschlicher Kunst, der Dom. So breitet sich das Häusermeer in einem fast stundenlangen Halbkreis vor uns aus, gelagert an dem herrlichsten der Ströme, über dessen grünlich schäumende Wogen eine der stolzeisen Eisenbahngitterbrücken hinüber nach Deutz führt. Eine große Schar von Wallfahrern, welche die jährliche Reise nach Revelaer antreten, Greise, Männer, Weiber und Kinder, begrüßen mit frommen Gesängen die heilige Stadt.

„Es flattern die Kirchenfahnen, es singt im Kirchenton,
Das ist zu Cöllen am Rheine, da geht die Prozession.“

Wer denkt hier nicht unwillkürlich an Heine's unsterbliche „Wallfahrt nach Revelaer“, an den liebeskranken Wilhelm und seine Heilung durch den von allen Erdenleiden erlösenden Tod? Wie rührend spricht sich der fromme Glaube des Volkes in jenen Versen aus:

„Ich wohnte mit meiner Mutter zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert Kapellen und Kirchen hat.

Und neben uns wohnte Gretchen — doch die ist todt jegund —
Marie, dir bring' ich ein Wachs'herz, heil' du meine Herzenswund'!

Heil' du mein krankes Herze, ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen: Gelobt sei'st du, Marie!“

Und die Mutter Gottes' nahe und senkte den Jüngling in Todeschlummer. Seine wirkliche Mutter aber schaute Alles im Traume; die Hunde bellten laut, sie erwachte und sah ihren Sohn erlöst von seinem herzverzehrenden Kummer:

„Sie faltet die Hände, ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise: „Gelobt sei'st du, Marie!“ —

Ziehen wir nun ein in das uralte heilige Köln, in die bedeutendste Stadt der preussischen Rheinprovinz, welche nicht nur einer der wichtigsten Handels- und Stapelplätze, sondern auch eine Festung ersten Ranges und der Sitz eines katholischen Erzbischofs ist, so winden wir uns allerdings oft durch ein Gewirr alter, enger Straßen und düsterer Gassen, bleiben aber doch oft an interessanten Gebäuden stehen, die zum Theil ins 16. und 15., ja einzelne sogar bis ins 13. Jahrhundert hinaufreichen. Zwar sind in den letzten Dezennien viele Gassenlabyrinth geschwunden und ungefähr 70 neue breite Straßen mit herrlichen eleganten Gebäuden entstanden, doch trägt Köln in vielen Stadttheilen immer noch den Charakter einer uralten Stadt und den der Festung zugleich. Doch auch die durch letztere bedingte Enge wird durch die projekirte Stadt-erweiterung immer mehr schwinden. —

Wollen wir es nun im Folgenden versuchen, ein Bild von der ältesten Geschichte und allmählichen Entwicklung Kölns zu geben, so müssen wir uns im Geiste noch in vorrömische Zeit zurückversetzen. Köln gilt nämlich für eine Niederlassung der mit den Römern verbündeten Ubier, welche, von den Sueven aufs linke Rheinufer gedrängt, um ihre ara Ubiorum eine Stadt mit dem Namen oppidum

Ubiorum gründeten (37 v. Chr.). Das Gebiet zu dieser Niederlassung war ihnen von Agrippa eingeräumt worden. Sie hatte nach dem Schema eines richtigen römischen Lagers die Gestalt eines regelmäßigen Vierecks mit vier Hauptthoren, nämlich dem hinteren Thore, porta decumana, an der Rheinüberfahrt, dem vorderen Thore, porta praetoria, im Westen, und den beiden Seitenthoren, rechts der porta principalis dextra im Norden und links der porta principalis sinistra im Süden. Mitten durch zog sich die Hauptlagerstraße via principalis, die heutige Hochstraße, von Süden nach Norden. Das Ganze war nur mit Erdwällen eingeschlossen. Von der ara Ubiorum, dem Nationalheiligthum dieses Volkes, hören wir aus den Befreiungskämpfen der alten Deutschen gegen die Römer; denn der Cheruskerfürst Sigmund soll, wie wir bereits im vorigen Kapitel erwähnt, hier den Opferdienst versehen, aber auf die Kunde von der Erhebung seines Volkes sein Priestergewand zerrissen haben und zu Hermann in den Teutoburger Wald geeilt sein.

Im Jahre 50 n. Chr. führte Agrippina, die Gemahlin des Kaisers Claudius, eine Tochter des Germanicus, die bekanntlich zu Köln geboren ward, eine Veteranenkolonie dahin, vergrößerte und erweiterte die Stadt, und so entstand die mit Festungsmauern und Thoren stark besetzte Colonia Agrippinensis. Daß nach den benachbarten Kastellen Heerstraßen liefen, ebenso Wasserleitungen zur Stadt führten, läßt sich noch deutlich verfolgen, sowie sich die Umrisse des alten Colonia noch genau nachweisen lassen. Bei Kanalbauten im August 1880 stieß man vor der Ostfronte des sogenannten Gürzenich 1 Meter unter dem Straßenpflaster auf die alte römische Umfassungsmauer an der Rheinseite; sie läuft parallel mit der Ostfronte des Gürzenich und ging bis zu dem einen der fünf Thore, der porta Martis, Marspforte, zwischen Martinsstraße und Judengasse und weiter östlich bis vor den Dom. Jetzt stehen Gebäude zum Theil auf der Ufermauer, wie der Thurm der früheren Kirche „Klein St. Martin“ und die Häuserfronten an der Ostseite der Martinsstraße. Auch sonst lassen sich die Spuren dieser alten römischen Stadtmauer noch sehr wohl verfolgen, so an der Burgmauer, wo ein früherer Thurm jetzt als Wohnung dient, hinter dem Zeughaus, am Römerthurm und in den Gärten hinter der Afernstraße, in der Gertrudenstraße, an der alten Mauer am Bach, und auch an der nördlichen Seite des Mühlenbaches sollen die Häuser auf den Fundamenten der alten Römermauer stehen. Das Baumaterial selbst bestand zumeist aus Tuff-, Lava- und Basaltsteinen, Kalk, Grauwacke, Sandstein u. s. w., wie sie die benachbarte Eifel lieferte.

Merkwürdig ist auch, daß auf dem Terrain des alten Stadtgrabens sich einige der breitesten Straßen Kölns hinziehen, auf denen sich jetzt besonders die Pferdebahnlinie, wenigstens im Süden, Westen und Norden der Stadt, bewegt. Nicht so genau läßt sich die Grenze des alten Köln an der Rheinseite nachweisen, da hier früher mehrere Inseln gelegen haben, wie südöstlich die Rheinau. Der jetzige Heumarkt und Altenmarkt bildeten, wie man weiß, früher einen Rheinarm, und der Strom selbst floß zu Römerzeiten an dem hochgelegenen Ufer vorbei in der Nähe der Kirche Maria am Kapitol. Die Straße Obermarspforten zeigt in ihrer Senkung noch deutlich den Weg zum alten Rheinufer. Außer der schon genannten porta Martis hatte die alte Römerstadt noch folgende vier Thore: die porta Jovis, Hochpforte, die porta Graecorum,

Griechenpforte, die porta Herae auf der Ehrenstraße und die porta Veneris Paphiae, „Unter Fettenhennen“. Der Bogen des letzteren Thores ist an der hinteren Wand des Hauses Minoriten 14, dem Museum gegenüber, eingemauert. Auf der Stelle der jetzigen Marienkirche stand ein Kapitol, auf der des Berlich ein Amphitheater, an der Ostseite des Doms wahrscheinlich ein Merkurtempel und so noch Anderes. Im Süden der Stadt nimmt man das Sommerlager der Legionen längs des Rheinufers an, und noch im Mittelalter nannte man ein castrum antiquum, an das vielleicht noch der heutige Name „Alteburg“ erinnert. Ebenso wurde im Mittelalter vielfach ein castrum Divitensium genannt, dessen Fundamente man im Frühjahr 1879 beim Bau des neuen Direktionsgebäudes der königl. Artilleriewerkstätte in Deutz auffand. Ein Ueberrest dieses Deutzer Castrums ist auch noch jener runde, mit Schiefeln gedeckte Basaltthurm, den man in der heutigen Festungsmauer zwischen der Gitterbrücke und der Schiffbrücke gewahrt. Heutzutage heißt die ganze Umgebung dieses Thurmes: „am Schinkenkeffel“. Lange stand er unbeachtet, bis Ausgrabungen neuester Zeit mit Sicherheit ergaben, daß er der nordwestliche Eckthurm des castrum Divitensium ist. Schon früher hatte man bei Uferbauten gewaltsame Sprengungen vornehmen müssen, schon früher hatte man beim Pflastern der Inselstraße in Deutz alte Fundamente gefunden — dies Alles brachte man jetzt mit dem Eckthurm in Verbindung und entdeckte so die früheren Grenzlinien des alten römischen Kastells zu Deutz. Es diente offenbar der gegenüberliegenden alten Römerstadt als Brückenkopf und hatte also nur zwei Thore, nämlich die porta praetoria im Osten und die porta decumana im Westen an der Rheinseite, außerdem noch 14 Thürme. Beide Thoreingänge nach der Rheinseite und der Landseite an der westlichen und östlichen Ringmauer sind aufgefunden worden. Die Wahrheit dieser Annahme wird noch durch andere werthvolle Funde bestätigt, durch Inschriften, welche die Namen der gemeinschaftlichen Kaiser Marcus Aurelius und Antoninus Pius tragen, ferner durch mehrere aufgefundenene Ziegel mit den Stempeln der VIII. und XXII. Legion und vieles Andere, welches man in der interessanten Schrift Karl Bone's: „Das römische Kastell in Deutz“ nachlesen wolle.

Die Zeit der Entstehung eines römischen Kastells in Deutz wird schon ins Jahr 70 n. Chr. verlegt; die Trümmer des jetzt aufgefundenen aber liegen westlicher, und man nimmt einen Umbau zur Zeit des Marcus Aurelius (161 n. Chr.) an. Noch im 13. Jahrhundert wird die Deutzer Burg als Abtei genannt; im 16. Jahrhundert ward sie im Truchsessischen Kriege zerstört, und die Basalttrümmer dienten zu anderen Bauten.

Zur Verbindung dieses Deutzer Kastells mit der römischen Kolonie auf dem andern Rheinufer diente ohne Zweifel eine Schiff- oder Pfahlbrücke, deren Ueberreste aber nicht mehr zu erkennen sind. Später ließ Konstantin der Große (310 n. Chr.) eine steinerne Brücke bauen, welche von der porta Martis über eine Rheininsel nach der Mitte des Kastells führte. Man hat im Jahre 1766 die Ueberreste dieser Brücke wegen des damaligen außergewöhnlich niedrigen Wasserstandes ausmessen können. Man fand drei Strompfeiler von 3 Fuß Höhe, 40 Fuß Dicke, in einer Entfernung von 96 Fuß auseinander, gegenüber der Salzgasse.

Ein Bruder Otto's des Großen, der Erzbischof Bruno von Köln, soll diese Brücke wegen Baufälligkeit abgetragen und die Trümmer derselben mit

denen des Deutzer Kastells zum Bau der Pantaleonskirche verwandt haben. Später habe der Kaiser Otto das Deutzer Kastell wieder nothdürftig restauriren lassen. Manche nehmen an, die Brücke Konstantin's habe in der Gegend des heutigen Bayenthurms gestanden, indessen ist dies wol irrig, und der daselbst angenommene Brückenbogen führte wol zu einem mittelalterlichen Zollhause.

Von römischen Daten ist noch nachzuholen, daß im Jahre 70 n. Chr. der römische Statthalter am Niederrhein, Vitellius, in Köln von seinen Truppen zum römischen Kaiser ausgerufen ward und nach Rom eilte, um dort seinen Einzug zu halten. Wie er in Schwelgerei und Schlemmerei versank, ist bekannt.



Kirche St. Gereon.

Auch der Kaiser Trajan ward als solcher zuerst in Köln (98 n. Chr.) proklamirt. Von dem Luxus aus der Römerzeit geben viele Gräberfunde Kunde, wie das Grab in dem Dorfe Wieden mit einem Marmorarkophag, zwei Sesseln, mehreren Büsten u. dgl.

Unter der Regierung Konstantin's des Großen (306—337) soll seine Mutter, die heilige Helena, in Köln gewesen sein und die Gereonskirche an der Stelle gegründet haben, wo der Sage nach der heilige Gereon mit dem Rest der thebäischen Legion unter Diocletian (287) bei der Christenverfolgung den Märtyrertod erlitt. Noch heute erinnert das „Martinsfeld“, eigentlich „Martyrsfeld“, an diese Verfolgungen. Die jetzige Gereonskirche

wurde aber 1056—1065 durch Bischof Anno erneuert und später aus dem Rundbau ein zehnsseitiger Kuppelbau hergestellt (1212—1217). Auch die Gründung der Mauritiuskirche schreibt man der heiligen Helena zu. Mauritius war nämlich in Sedunum, dem heutigen Sitten in der Schweiz, wie Gereon in Köln und Victor (bei Xanten) Befehlshaber jener thebäischen Legion, welche von Theben in Aegypten nach der Schweiz und dem Rheine verlegt ward.

Daß Konstantin nach der siegreichen Bekämpfung seines Gegenkaißers Maxentius in Folge der Annahme des ihm erschienenen Kreuzes nachmals die christliche Religion zur Staatsreligion erhob, ist allgemein bekannt. Auch die Stürme der Völkerwanderung brausten nicht spurlos an Köln vorüber. Es ward im Jahre 355 von den Franken eingenommen und fast von Grund aus zerstört; zwei Jahre später kam es aber wieder unter Julian in den Besitz der Römer (357).

Unter der Regierung des Kaisers Gratian (378—383) ward die heil. Ursula, eine britische Königstochter, mit ihren 11,000 Begleiterinnen nach der Legende auf der Rückreise von einer Pilgerfahrt nach Rom zu Köln grausam ermordet. Man sieht in der Kirche St. Ursula diese ganze Geschichte in alten übermalten Bildern dargestellt und die Gebeine der heiligen Jungfrauen in Fächern mit Goldrahmen überall in der Kirche als Reliquien ausgestellt. —

Nachdem Köln 462 zum zweiten Male von den Franken eingenommen worden war, schlug Theodorich, ein Sohn Chlodwig's, seinen Herrscherstiz daselbst auf und erbaute eine Königsburg. Nach ihm herrschten Theodebert, Theodebald, Clothar und Siegbert II. Letzterer ward 576 meuchlings im Buchonischen Walde von seinen Verwandten ermordet; man hat in seinem Tode Aehnlichkeit mit der hinterlistigen Ermordung des Sagenhelden Siegfried erblickt, dessen Name ja auch an Siegbert anklingt. Auch ein zweiter Siegbert, König von Austraßen und Gemahl einer gewissen Brunichild, ward meuchlerisch ermordet. Weitere Aehnlichkeit bot der Streit der entarteten Königinnen Brunichilde und ihrer Schwägerin Fredegunde von Neustrien, worin man den historischen Kern für den Zank der beiden Königinnen der Nibelungen sage Krimhilde und Brunhilde erblickte. In dessen erscheinen dann die Personen und Namen der Frauen geradezu verwechselt; auch sachlich und chronologisch finden sich der Widersprüche so viele, daß es gewagt erscheinen dürfte, eine historische Grundlage der ganzen Nibelungen sage nachweisen zu wollen.

Unter den Nachfolgern der schamlosen Brunhilde, welche die Vormundschaft ihres Enkels Theodebert führte, gewannen die sogenannten Hausmaier, majores domus, die Oberhand, wie Pipin v. Heristal unter Clothar II. und Karl Martell. Ihr Palast befand sich an St. Marien. Pipin's Gemahlin Plectrudis soll die Kirche St. Maria am Kapitol haben erbauen lassen, welche so hieß, weil hier das römische Kapitol und der fränkische Königshof standen haben sollen. An ihrer Stelle baute 1049 Papst Leo IX. eine neue, welche für die älteste Kirche und das älteste mittelalterliche Baudenkmal Kölns gilt. Karl Martell's Nachfolger Pipin der Kurze dachte ganz folgerichtig, daß Dem, welcher die Last der Regierung trüge, füglich auch der Königstitel gebühre, und ließ sich vom Papst Zacharias zum König salben. Sein berühmter Sohn, Karl der Große, Alleinherrscher des Fränkischen Reiches, verlegte seinen Königstiz von Köln nach Aachen. Doch ward Köln unter seiner Regierung ein Erzbisthum. Der erste

Erzbischof, Hildebold, erbaute an der Stelle der früheren fränkischen Königsburg und des jetzigen Doms die alte Domkirche in romanischem Stil, welche den späteren Mainzer, Wormser und Speyerer Münstern zum Modell diente. Ebenso stiftete Hildebold eine Bibliothek, welche den Stock der nachmaligen Dombibliothek bildete. Die folgenden Jahre brachten über Köln wechselnde Schicksale: es ward zweimal (845 und 882) von den Normannen von Grund aus zerstört, kam später an das deutsche, dann wieder an das fränkische Reich und blieb endlich unter Kaiser Heinrich I. dauernd bei Deutschland. Unter Otto I. wurde Köln zur deutschen Reichsstadt erhoben (949).

Aus der Zeit, in der Köln unter den Erzbischöfen stand, heben wir die wichtigsten Daten hervor. Zur höchsten Blüte gelangte die Stadt unter Erzbischof Bruno I., einem Sohne Heinrich's des Voglers und Bruder Otto's I., und dessen Nachfolgern. Bruno riß einen großen Theil der weltlichen Gewalt an sich und vereinigte sogar Lothringen eine Zeit lang mit dem Erzstifte. In seine Zeit fällt die Erbauung der neuen Stadtmauer jenseit der Insel an der Rheinseite; der Rheinarms zwischen der früheren Insel und dem alten Köln vertrocknete immer mehr, bis er endlich ganz zugeschüttet ward, wodurch die Stadt die erste Erweiterung an der Ostseite erfuhr. Bald aber ward auch die Stadt nach den drei anderen Himmelsgegenden hin entsprechend erweitert. Daß Erzbischof Bruno auch den Grund zum Bau der St. Pantaleonskirche gelegt und dazu das Material der von ihm als baufällig abgetragenen Konstantinsbrücke verwandt habe, ist bereits erwähnt worden. Seinem Nachfolger Heribert verdankt aber auch die Apostelkirche ihre Entstehung, welche später Pilgrim 1030 vollendete. In diese Zeit fällt auch die Stadterweiterung nach Norden durch Hinzunahme der Stadt Niederich; denn die St. Ursulakirche erscheint noch in alten Urkunden vom Jahre 984 außerhalb der eigentlichen Stadt gelegen.

So war denn das alte Köln nach vier Richtungen hin beträchtlich erweitert worden. Daß vorher die Schiffe vor Köln am Rheinufer zwischen den beiden Inseln anlegten, wo jetzt die Rosengasse bis zur großen Witschgasse geht, bestätigen die Funde von Ankerketten, Ankerringen und sonstigen Schiffsgeräthen in dieser Gegend. Infolge der Versandung des Rheinarms wurde, wie bereits erwähnt, die Insel im Osten mit dem Dörfchen Nothhausen, der Kirche St. Ursolphus und dem Kloster „St. Martin in insula“ durch eine neue Stadtmauer ins Bereich der Stadt hineingezogen; später entstand im Süden durch neue Umwallung und Gräben die Stadt Ovenburg; im Norden, wie gesagt, Niederich, begrenzt vom alten Graben in der jetzigen Eintrachtsstraße und „Unter Krähnenbäumen“. Die Westvorstadt war durch die jetzige alte Wallgasse begrenzt.

Man vermuthet, daß diese Erweiterungen der Stadt durch den Streit Heinrich's IV. mit seinem Sohne hervorgerufen wurden, in welchem Köln zu Heinrich IV. hielt. In diese Zeit rechnet man auch die Entstehung der Befestigungsthürme, des Kieler Thurms im Norden und des Bayenthurms im Süden gegen Ende des 12. Jahrhunderts.

Erzbischof Heribert stiftete auch die Abtei innerhalb der Deutzer Burg, welche jedoch, wie oben erwähnt, von den Soldaten Gebhard's von Truchseß zerstört ward.

Ein gewaltiger, aber anmaßender Erzbischof war Anno, dessen Uebergriffen sich die Bürgerschaft Kölns muthig widersetzte. Er ist bekannt als Vormund Heinrich's IV. und als Reichsverweser; wir werden im folgenden Kapitel noch ausführlicher von ihm handeln. Sein Nachfolger Anno II. weihte die Georgskirche ein, die vielleicht ursprünglich einen ganz andern Zweck hatte, nämlich eine Zwingburg gegen Köln selbst zu sein. Es ist dies die einzig noch erhaltene Säulenbasilika mit einfachen Würfelkapitälern, in einer sehr schlichten Bauart aufgeführt. Anno II. vergrößerte auch die St. Gereonskirche durch jenen Theil, der zwischen der Kuppel und dem jetzigen Ostchor liegt. Mit der Entwicklung der Hierarchie stieg auch die Kirchenbaukunst. Die Anfänge des alten Domes reichen bis zu Willibert und seinen Nachfolgern, die Fortsetzung fand statt unter Bischof Gero und Kaiser Otto II. Die Weiterbauten der folgenden Bischöfe waren eigentlich nur Restaurirungen der durch Feuersbrünste im 11. und 12. Jahrhundert angerichteten Schäden. Im Allgemeinen war die Bauart eine noch sehr einfache, wie die St. Georgs-, die Gereonskirche, die Reste der Westseite vom St. Pantaleon und die Kirche St. Maria im Kapitol beweisen. Man verwandte vielfach abwechselnd Schichten von rothem Eifel sandstein und Drachenseifer Porphyr, hier und da Archivolten und Zwischenlagen von Ziegelsteinen, vielleicht Trümmer älterer Bauten. Die Ornamentik war noch gering und roh, meist byzantinischer Anlehnung, die Säulenbasen hatten in der Regel keine Eckblätter, die Schaft waren oft noch skulptirt. Reicher ist schon die Kirche St. Maria im Kapitol angelegt. Einen großen Aufschwung erhielt die Baukunst durch den immer wachsenden Verkehr, durch die Beziehungen zum Orient, durch die Kenntniß klassischer Kunstschätze, wodurch der Menscheng Geist unendlich angeregt und befruchtet, die Phantasie geweckt und entfaltet und der Trieb zum selbständigen Schaffen außerordentlich gefördert ward. Durch die Kreuzzüge ward der geistige Horizont ungemein erweitert, alles menschliche Wissen bereichert, die Phantasie mit üppigen Bildern bevölkert. Da wurde die Gereonskirche erweitert, viele Kirchen neu gewölbt und neue angelegt, so daß Köln unter der Regierung Barbarossa's in eine seiner glänzendsten Entwicklungssphasen eintritt. Die sprichwörtlich gewordene Redensart: „Unterm Krummstab ist's gut sein“ bewies sich jetzt im vollsten Sinn des Wortes. Fanden auch grimmige Fehden statt zwischen Kaiser und Papst, entbrannte auch der Streit zwischen Ghibellinen und Welfen aufs Heftigste, in welchem Kaiser und Erzbischöfe in Italien besonders gegen Papst Alexander III. stritten, so wirkte doch das im Allgemeinen gute Einvernehmen zwischen Bischof und Stadt und namentlich ihre gesteigerte Macht und Pracht sehr günstig auf die Entfaltung des Handels und der Blüte Kölns. Der Reichthum der Bischöfe war wesentlich durch die erworbenen Besitzungen des rebellischen und gebemüthigten Herzogs Heinrich des Löwen gewachsen. Großen Weltruf verlieh dem Kölner Dom die Uebertragung der Gebeine der h. drei Könige von Mailand sowie der Märtyrer Felix und Nabor, welche eine Einwölbung der Kirche veranlaßte. Barbarossa übergab diese Reliquien der h. drei Könige dem Erzbischof Reinald von Dassel für seine ihm im italienischen Feldzuge geleisteten Dienste, und von dieser Zeit an führte das Kölner Wappen drei Kronen. Reinald baute auch 1170 den Westthurm des Doms, welcher als Glockenthurm bis 1400 bestanden hat, sowie den bischöflichen Palast. Noch viele andere Kirchen wurden zu jener Zeit

erneuert, gewölbt und gegründet, die zu dem Schönsten in Stil und Ausführung gehören, was die niederrheinische Baukunst aufweisen kann.

Zm Jahre 1201 trat Köln dem schon 1140 gestifteten Hanjabunde bei, nachdem es schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts den Hauptverkehr zwischen den Nordseestädten, England und den Niederlanden einerseits und den bedeutendsten französischen, süddeutschen und italienischen Handelsplätzen andererseits geleitet hatte. Namentlich floß ihm aus dem „Stapelrecht“ und „Umschlagsrecht“ eine reiche Einnahme zu. Das Stapelrecht hat eigentlich seinen Namen von den „Stapeln oder Stufen“ bei Kirchen oder auf Märkten, auf denen man die Waaren zur besseren Uebersicht abstufungsweise aufschichtete, das Wort hat aber später eine weitere Bedeutung gewonnen und sich auf Lagerräume überhaupt ausgedehnt. Anfänglich konnte diese Einrichtung für die Verkäufer als eine Vergünstigung und Erleichterung gelten, später aber ward daraus ein Zwang, so daß alle Versender, welche den Strom passirten oder auch nur in die Nähe der Stadt kamen, den Kölnern ihre Waaren zum Vorkaufsrechte eine Zeit lang auf ihrem Markte ausstellen mußten. Aus jener Zeit stammen die Namen so vieler Märkte, wie der Holzmarkt, Heumarkt, Waidmarkt, Buttermarkt u. a.

Das Umschlagsrecht beruhte auf der oft durch die Verschiedenheit des Strombettes bedingten Umladung der Waaren. So hatte man berechnet, daß die größten holländischen Schiffe mit 4—8000 Centner Fracht nur bis Köln aufwärts fahren könnten; von da bis Mainz durften sie nicht über 3500 Centner laden und oberhalb Mainz nicht mehr als 2500 Centner. Aber auch aus dieser Vergünstigung der Umladung ward mit der Zeit ein Zwang, als schon längst das Strombett gleichmäßig vertieft war. Darum ward dieses Recht als ein „mos antiquus“ mehrfach angefochten von deutschen Kaisern, aufgehoben, widerrufen und bestätigt. Bestanden hat das Stapelrecht bis 1804, das Umschlagsrecht bis 1831.

Die Gründung des Hanjabundes ward durch die wilden und rohen Zeiten des Faustrechts hervorgerufen, um sich bei der Ohnmacht der deutschen Könige gegen die Uebergriffe übermüthiger Vasallen und gegen die Vergewaltigungen der Raubritter zu schützen. Da vereinigten sich die mächtigsten Städte zu einem gewaltigen Bund, der Jahrhunderte lang besonders im westlichen und nördlichen Deutschland, in den Niederlanden, in Dänemark, Preußen und in einem großen Theile Scandinaviens und Rußlands die Handelswege beherrschte und sogar Könige mit den Waffen zwang, sich seinen Beschlüssen zu fügen. Dieses Schutz- und Trutzbündniß war eine wahre Wohlthat, ein reicher Segen für den Handel, und Köln hatte daran wesentlichen Antheil. Die Kölner Kaufherren waren ebenso thätige und erfahrene Handelsleute, wie geübte und tapfere Ritter. So bildete sich eine förmliche fraternitas mercatorum, eine kaufmännische Gerichtsbehörde in den Offizialen der sog. Nickerzeche, die Zunft der Gewandschneider, der Herren unter Gaddemen (Verkaufslokale), der Weinbrüder und Münzerhausgenossen (Münzwesensaufseher). In London hatten sie sich eine feste Niederlassung, die sogenannte Gildehalle, gegründet, und ihr Altersmann war Londoner Bürger; ähnlich hatten sie ein Kontor zu Brügge. Ihre Rechte waren durch einen Schutzbrief des Kaisers Heinrich III. 1239 gesichert.

Grundsteinlegung des Domes. Im Jahre 1215 folgte Engelbert I. auf dem erzbischöflichen Stuhle, welcher schon damit umging, an Stelle des verfallenen Domes einen neuen und schöneren zu bauen; aber erst sein Nachfolger Konrad von Hochstaden brachte 1248 seinen Plan zur Ausführung.

Nach den Entwürfen des Meisters Gerhard de Kyle ward der Grund zu dem jetzigen großartigen Dome gelegt. Es war am 15. August 1248, an einem Samstage, als der Erzbischof Konrad von Hochstaden unter Anwesenheit einer stattlichen Reihe deutscher Fürsten und Großen: des neuerwählten Königs Wilhelm von Holland, des Herzogs Heinrich von Brabant, des Herzogs Walter von Limburg, des Grafen Otto von Geldern, des Grafen Adolf von Berg, des Grafen Dirk von Kleve, des Grafen Johann von Hennegau, des päpstlichen Legaten, des Bischofs von Lüttich und vieler anderer Bischöfe und Aebte feierlichst den Grundstein zu diesem Wunderbau legte.

Wohlstand, Macht, Kunst und politische Bedeutung der Stadt Köln waren in den vorhergehenden Jahrzehnten immer mehr gestiegen. Die Einwohnerzahl soll damals ungefähr 150,000 betragen haben; im Krieg stellte die Stadt 30,000 Streiter und 300 Schiffe, wie zur Bekämpfung der Mauren in Spanien. Damiette an der Nilmündung ward von Kölnern erobert. Von den damaligen Patrizierhäusern giebt noch eins im sogenannten Tempelhaus Zeugniß; ebenso sind von Befestigungswerken der Stadt noch Reste vorhanden. Die Kirchen damaliger Zeit waren meist kreuzförmige Basiliken mit Thürmen an den Ecken der Kreuzarme und einem Hauptthurme im Centrum der Kreuzvierung. In die Zahl der Thürme und in die Ornamentik setzten die Architekten damals einen ganz besondern



Konrad von Hochstaden.
Nach dem Erzbild auf dem Grabdenkmal.

Stolz. Die St. Gereonskirche ist ein schönes Modell eines Kuppelbaues, während die St. Marien- und St. Apostelkirche als Centralthurbauten herrliche Beispiele bieten. Als Material wurden meist Tuffsteine mit Säulenbasalten sowie Drachenselzer Trachyt verwandt, die nicht nur eine feine Durcharbeitung gestatteten, sondern auch dem Zahne der Zeit und gewaltigen

Naturereignissen, wie den Erdbeben des 16. und 17. Jahrhunderts, trotzen. Der Kölner Baustil erhielt sich mit großer Beharrlichkeit bis zu Ende des 13. Jahrhunderts, und noch am Tage der Grundsteinlegung des epochemachenden Domes wurde in dem alten Stile die Kirche St. Cunibert eingeweiht. Der Kölner Dom ist die erste großartige Choranlage eigener Art in Deutschland, während in Frankreich, z. B. in der Kathedrale zu Amiens, schon Vorläufer dieses Stils aufgetreten waren. Man gedachte zunächst nur den Chor- und höchstens noch den Kreuzbau zu vollenden und mit dem alten Dome zu vereinigen. Schon im Jahre 1212 war die sogenannte „goldene Kammer“ gebaut, eine Sakristei, die erst vor kurzem durch eine neue ersetzt wurde. Auch die beachtenswerthen Kirchen der Dominikaner- und Franziskanerorden stammen aus dieser Zeit. Aus dem Schoße dieser Orden entstanden jene berühmten Kirchenlichter und Zierden scholaftischer Gelehrsamkeit: Albertus Magnus, dem der Sage nach die Mutter Gottes den Plan zu dem Dome vorgezeichnet haben soll, Thomas von Aquino, Duns Scotus und andere Geisteshelden, während aus dem Cistercienser- und dem vom heiligen Norbertus gestifteten Prämonstratenserorden Geschichtschreiber wie Cäsar von Heisterbach hervorgingen.

Ein weiteres Zeugniß von der wachsenden Macht und dem Reichtume Kölns giebt auch die feierliche Abholung der englischen Prinzessin Isabella, der Braut Friedrich's II., unter dem Geleite von 10,000 festlich geschmückten Reitern. Hand in Hand mit dem Glanze der Erzbischöfe gingen die großartigen Bauten vieler Kirchen, wie der Dominikaner-, der Minoriten-, der Abteikirche zu Altenberg und von St. Lupus im Stile des Domes; ferner wurden fast alle übrigen Kirchen restaurirt, der Bayen- und Rylethurm zum Zweck der Rheinsperre besetzt.



Gerhard de Hyle.

Nach der Statue von Chr. Mohr am Kölner Museum.

Nach dem Tode des ersten Dombaumeisters, Gerhard von Kyle (von Niehl, dem Namen eines Dorfes bei Köln), ward an dem großen Werke rüstig weiter gearbeitet; das Material lieferten der Drachensfels und die Reste des alten Doms. Indessen kam der Bau wegen mangelnder Mittel bald ins Stocken, und gegen Ende des 13. Jahrhunderts schloß man den Ostchor durch eine Mauer ab, da man keine Aussicht auf Vollendung des Ganzen hegte. Als Heinrich von Birneburg den neuen Chor einweihte, ward der Weiterbau aufs Neue angeregt, und 1325 ward das Fundament des Südkreuzes und der Schiffe gelegt. So schritt auch die innere Ausstattung vorwärts, Altäre waren schon dem Gottesdienste zum Gebrauch überwiesen, und auch der Südturm erhob sich allmählich in die Lüfte.

Auch auf anderen Zweigen hatte die Baukunst ihre Blüten entfaltet. Ein würdiger Hansaſaal entsprach der kommerziellen Bedeutung der Stadt, die in ihrer Eigenart vortrefflichen Malereien Meister Wilhelm's schmückten ihn sowie die Domschranken. Ferner zierten den Prachtbau des Doms die Statuen der zwölf Apostel, die Glasmalereien der oberen Lichtgaden, die Domglocken, die kunstvollen Chorstühle und vieles Andere.

Papst Urban VI. stiftete am 21. Mai 1388 eine Universität zu Köln (studium generale) nach dem Muster der Pariser, an welcher berühmte Gelehrte wirkten, nachdem schon früher von dort aus die bereits erwähnten Albertus Magnus (doctor beatus), Duns Scotus (doctor subtilis) und Thomas von Aquino (doctor angelicus) den Ruhm der Wissenschaft verbreitet hatten. Nachmals wurde die Universität von 8000 Studirenden besucht. Später erlangte sie eine traurige Berühmtheit der Intoleranz.

Die Fehden zwischen Adel und Bürgerschaft begannen aufs Neue und endigten diesmal mit einer blutigen Niederlage der Geschlechter, welche aus der Stadt vertrieben wurden. Nun bildete sich eine demokratische Verfassung, die sich bis zur Auflösung des Deutschen Reiches erhielt. Gewissermaßen eine Siegestrophäe dieser Errungenschaft war der aus den konfiszierten Geldern der Patrizier erbaute stolze Rathhausturm. Zum ältesten Theile des Rathhauses gehörte auch der Hansaſaal vom 13. Jahrhundert; die Rückseite nach dem Altmarkt und der Vorbau im Renaissancestil stammen aus dem 16. Jahrhundert. Das Ganze steht auf der Stelle des alten römischen Prätoriums.

Handel und Industrie Kölns. Trotz dieser erbitterten Kämpfe entfalteten sich Handel und Gewerbe zu einer nie gesehenen Blüte. Großen Ruf erlangten Goldschmiedekunst und Malerei, wovon die prachtvollen Reliquienschrine der heil. drei Könige Zeugniß geben. Es war ferner gradezu zu einem Sprüchwort geworden: „Reich wie ein Kölner Tuchmacher“, und Köln galt nach den Chroniken damaliger Zeit für „eine der betriebsamsten Städte des römischen Reichs“. Kölns Produkte gingen in alle Welt, seine Tuche, Teppiche, Gold- und Silber-, Email- und Glasarbeiten prangten auf allen Hauptmärkten Italiens, der Niederlande, Englands und Dänemarks. Doch über der Sucht nach Geld und Reichthum ging der Sinn des Idealen nicht verloren, wie die noch immer bewunderten Schöpfungen der Kölner Malerschule beweisen.

Das städtische Gemeinwesen und Bürgerthum entwickelte sich in Köln wie in fast allen übrigen großen Städten Deutschlands. Um römische Kolonien,

königliche und fürstliche Burgen, geistliche Stifte gruppirten sich die Ansiedelungen von Bavern. Um sich gegen den äußeren Feind zu schützen, erbaute man Mauern und Wälle mit Gräben. Durch Anlehnung an ein weltliches oder geistliches Oberhaupt, durch Schenkungen, Ankäufe oder Erwerb mit Waffengewalt wuchs die Bürgerschaft und errang oder ertrugte sich seinen Antheil an der Verwaltung. So war es auch in Köln. Zum gemeinsamen Schutze gegen den Raubadel verbanden sich die Städte zur mächtigen Hanse, von der wir schon gesprochen. So hielt sich inmitten der mittelalterlichen Wirren und Fehden ein gesunder Kern der Bürgerschaft, der zum Träger der Kultur, zum Pfleger von Künsten und Wissenschaften ward. Ein dunkler Punkt in der Geschichte Kölns jedoch ist die Vertreibung der Juden 1425, welche erst nach 350 Jahren wieder in die Stadt aufgenommen wurden.

Im Jahre 1450 ward der Gürzenich, ein großes städtisches Tanzhaus mit Lager- oder Kaufhaus im Erdgeschos, erbaut. Der Name stammt von dem ehemaligen Hauptbesitzer Gürzenich, der den Bau mit einem Andern, Namens Löwenberg, inne hatte. Der Gürzenich ward 1855—57 mit einem Anbau von F. Raschdorf versehen, und 1875 verwandelte der Stadtbaumeister Meyer den Lagerraum in einen Börjebau. Im Jahre 1505 hielt Kaiser Maximilian, dem 1494 in Köln gehuldigt worden war, darin einen Reichstag ab.

Die Vorboten der neuen Zeit, besonders die Entdeckung von Amerika und des neuen Seewegs nach Ostindien, versetzten der internationalen und hanseatischen Bedeutung Kölns einen empfindlichen Stoß, weil es nicht verstand, von den neuen Verhältnissen Nutzen zu ziehen. Hätte es, wie es in Süddeutschland geschah, große Gesellschaften gegründet, die seine Interessen einheitlich vertreten hätten, und nicht immer nur den einzelnen Großhändlern, von denen jeder seinen gesonderten Weg ging, die Wahrung der städtischen Handelsinteressen überlassen, so hätten ihm nicht andere Städte den Rang abgelassen und eine bedenkliche Konkurrenz geschaffen. Der Kölner Rath versuchte es zwar, die Faktoren der großen süddeutschen Handelsgesellschaft zu lähmen, indem er auf Grund der Strafbestimmungen der „Goldenen Bulle“ ihre Vertreter aus der Stadt auswies, aber die kommerzielle Bedeutung derselben konnte dadurch nicht mehr gehoben werden. Vor Allen hatten ihr die Holländer und Engländer weit den Rang abgelassen, aber auch die oberrheinischen Städte fingen an, Köln in Schatten zu stellen. Solange noch das Stapelrecht galt, hielt es sich durch ausgedehnten Expeditions- und Kommissionshandel einigermaßen schadlos; aber gegen Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts zerfiel auch in Folge politischer Wirren der Handel Kölns immer mehr. —

Auch der Dombau wollte nicht so recht voranschreiten, da die Gelder stockten und die Erzbischöfe selbst in große Schulden geriethen. Erst als Erzbischof Ruprecht von der Pfalz dem reichen und kunstsinigen Hermann von Hessen (1473—1508) Platz machte, nahm unter diesem wie unter seinem Nachfolger Domherrn Philipp der Bau wieder seinen Fortgang. Die Nordseite des Westthurms und die nördlichen Seitenschiffe wurden eingewölbt und die herrlichen Glasmalereien im Dürer'schen Charakter eingesetzt. Aus Hermann's Nachlaß wurden viele Kunstwerke, besonders das imposante marmorne Tabernakel, errichtet. Von einem andern reichen Domherrn, Jakob von Croy, stammt das bronzene Epitaph an der Dreikönigskapelle im Renaissancestil.

Im Uebrigen beschränkte sich die Architektur von 1450—1550 meist auf Umbauten von Kirchen, während besonders Malerei und auch Skulptur große Fortschritte machten. Sie bereicherten die Museen von München, Dresden, Berlin, Paris, London und Brüssel, aber auch in Köln selbst finden wir noch glänzende Proben, wie in Severin, Cunibert, dem Dom, Maria im Capitol, Gereon und im städtischen Museum. Besonders verdient das vortreffliche Dom-bild von Stephan Lochner im Dom rühmende Erwähnung. Die Tafelmalereien des St. Clara-Altars von Wilhelm in der St. Johanneskapelle des Doms und die Lypsenberger Station im Stadtmuseum sind auch glänzende Beispiele der Kölner Malerei aus dem 13. bis 15. Jahrhundert. Von der damaligen Skulptur geben der St. Clara-Altar selbst sowie die Portale des Südturms am Dome beredtes Zeugniß. Soll ja doch auch einer der größten Maler, Paul Rubens, 1577 zu Köln geboren sein.

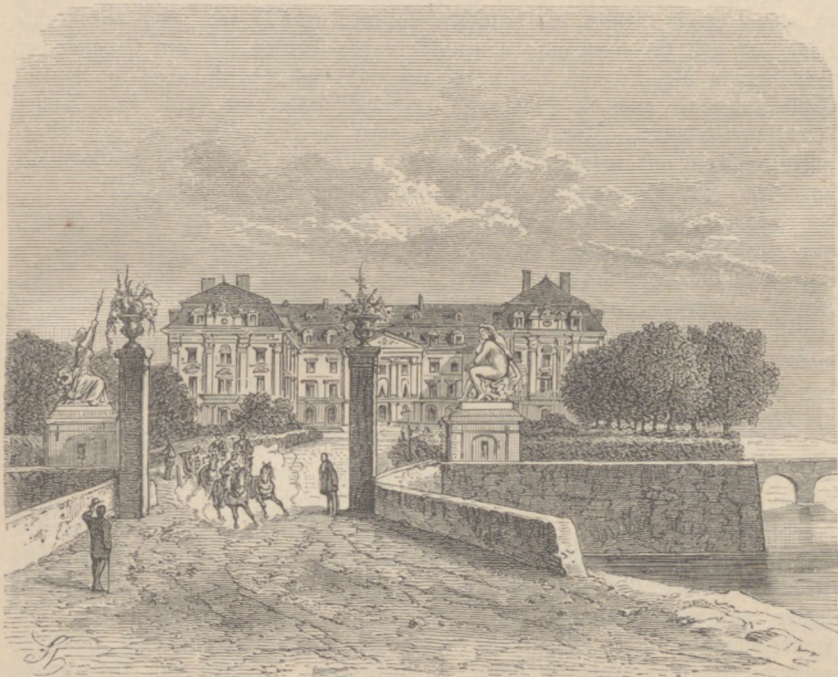
Im 16. und 17. Jahrhundert wüthete in Köln wiederholt die Pest, die bei ihrem ersten Auftreten allein 20,000 Menschen hinwegraffte.

Geschichte Kölns vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Auch die Spaltungen, welche die Reformation hervorbrachte, und die Wunden, welche der Dreißigjährige Krieg schlug, berührten Köln aufs Tiefste. Hermann V., Graf von Wied, ward seines Amtes als Erzbischof entsetzt, weil er sich mit den Reformatoren Bucer und Melancthon in Verbindung gesetzt hatte. Im Jahre 1551 hielt Kaiser Karl V. auf dem Gürzenich einen Reichstag ab, ließ Köln neu befestigen und mit Mauern umgeben, welche noch heute zu sehen sind. Inzwischen nahmen die religiösen Wirren überhand. Als der Erzbischof Gebhard v. Truchseß die Erzdiözese Köln protestantisch machen wollte und sich mit der schönen Gräfin Agnes von Mansfeld, der Aebtissin von Gerresheim, vermählte, ward an seiner Stelle Kurfürst Ernst von Bayern zum Erzbischof gewählt, und es entstand ein mehrjähriger blutiger Krieg. Es folgten nun mehrere Erzbischöfe und Kurfürsten aus dem bayerischen Hause, nämlich Ferdinand, Maximilian Heinrich, Joseph Clemens und Clemens August. Im Dreißigjährigen Kriege stand Köln auf Seite der Kaiserlichen. Hier zeichnete sich besonders der bei Köln geborene und in Köln seßhafte wackere Reitergeneral Johann von Werth aus, welchen bekanntlich der berühmte Rheinsänger Wolfgang Müller von Königswinter in einem Gedichte: „Johann von Werth“ verewigt hat. Wie viel unsägliches Elend der traurige Religionskrieg über die meisten deutschen Städte gebracht, ist in den Annalen der Geschichte mit blutigen Lettern verzeichnet. Nicht minder abscheuliche Greuel weist die Geschichte der Hexenprozesse auf. Noch am 18. Februar 1655 ward in Köln ein zehnjähriges Mädchen als Hexe enthauptet und ihr Leib darauf verbrannt.

Auch in den Krieg Hollands gegen Frankreich ward Köln durch seinen Erzbischof Maximilian Heinrich auf Anstiften seines Ministers, des Cardinals von Fürstenberg, und des streitsüchtigen Bischofs von Münster, Bernard v. Galen, verwickelt und wäre beinahe an Frankreich verkauft worden.

In den Jahren 1680—88 brachen in Köln die Göllich'schen Unruhen aus. Göllich und sein Anhang verjagte den Rath der Stadt und wollte das Regiment führen, ward aber gestürzt und enthauptet. Sein Haus auf dem jetzigen Göllichplatz (nicht Zöllichplatz) ward demolirt.

Schon Erzbischof Siegfried hatte 1284 auf den Trümmern des römischen Broilum ein festes Schloß anlegen lassen, welches im Jahre 1318 von den für ihre Freiheit kämpfenden Kölnern vier Monate vergebens belagert ward. Im Truchsessischen Kriege ward Brühl mehrmals geplündert, ebenso 1467 von den Hessen, doch das Schloß konnte nicht genommen werden. Dagegen ging es bei dem zweiten Raubkriege Ludwig's XIV. mit sammt dem reizend gelegenen Städtchen größtentheils in Rauch auf. Das jetzige prachtvolle Schloß im französischen Geschmack, mit herrlichen Parkanlagen und einem chinesischen Häuschen mit Weibern, Laubgängen und Lustgehölsen, erhielt nach seinem Stifter Clemens August (1725) den Namen Augustenburg und ward von Max Friedrich vollendet.



Schloß Brühl bei Köln.

Es diente zur kurfürstlichen Sommerresidenz. Wir steigen unter einer hohen, mit herrlichen Fresken geschmückten Kuppel durch die geschmackvolle Vorhalle eine prächtige Marmortreppe hinan, welche mit Statuen und einem vergoldeten Geländer geziert ist, und gelangen in das elegant eingerichtete Innere. Wir bewundern an Decken und Wänden die Freskogemälde von Carnioli (Carlone) und Antucci sowie die Bildnisse rheinischer Kurfürsten und anderer Fürsten. Leider ward das Schloß 1794 von den Franzosen stark beschädigt; seit 1809 gehörte es mehrere Jahre lang dem Marschall Davoust, Herzog von Eckmühl, und zuletzt er 4. Kohorte der französischen Ehrenlegion. Nachdem es sodann als preußische Domäne in Verfall gerathen war, ließ es Friedrich Wilhelm IV. 1842 wieder herstellen,

damit es bei dem großen Herbstlager 1843 den hohen Gästen zur Residenz dienen könnte. Reizend ist auch das dazu gehörige Jagdschloßchen Falkenlust im Forst, der Palast Sans-Gène und die 1729 von Clemens August erbaute Hubertsburg. Jetzt dient es den Kölnern und Bonnern zum beliebten Ausflugs- punkt und dem Kaiser sowie seinem hohen Hause zum Absteigequartier beim Besuche der beiden Städte. Zur größeren Bequemlichkeit hält die „Rheinische Eisenbahn“, welche den Park durchschneidet, dicht vor dem Schlosse.

Ferner hinterließ der spanische Erbfolgekrieg seine blutigen Spuren in Köln, das von den Franzosen arg mitgenommen ward. Der Erzbischof und Kurfürst Clemens August, welcher zugleich Bischof von Münster, Paderborn, Hildesheim und Osnabrück sowie Hochmeister des Deutschen Ordens war, hielt es, obwol er ein Bruder des deutschen Kaisers Karl VII. war, doch mit Frankreich. Er galt für einen äußerst prunkliebenden Fürsten, für den Erbauer der Schlösser in Brühl und Poppelsdorf und des Rathhauses zu Bonn. Schließlich ward auch die Stadt und Erzdiözese Köln eine Beute französischer Revolutionstruppen. Im Jahre 1794 zogen die Franzosen unter Jourdan in die Stadt ein, und im folgenden Jahre ward Köln von der französischen Republik annektirt. Der Dom wurde 1796 in ein Fouragemagazin verwandelt.

Schon lange hatte der Wurm an der reichsstädtischen Herrlichkeit genagt, nur mit Mühe hatte ein glänzendes Aeußere einen fieschen Körper bedeckt — nun hatte die Herrlichkeit ein Ende. Das Beste war noch, daß der Zunftzwang aufgehoben, die religiöse Intoleranz gebrochen ward; die Protestanten erhielten volles Bürgerrecht und die seit 350 Jahren verbannten Juden wurden wieder eingelassen. Als Zeichen großer Duldsamkeit verzeichnet die Geschichte, daß der damalige Erzbischof den Protestanten ein im Rhein ankerndes Schiff als Betstuhl verwilligte.

Auch sonst hatte die freilich an und für sich unleidliche Fremdherrschaft doch einige heilsame Neuerungen im Gefolge, wie die Einführung des französischen Gerichtsverfahrens (Code Napoléon), des Handelsgerichtes und der Handelskammer und Börse. Die Handelsgerichte bestanden aus den angesehensten und ehrenwerthesten Kaufherren und trugen durch ihre prompte, unparteiische Rechtspflege wesentlich zur Förderung der Handelsthätigkeit bei. Sie wurden später reorganisirt und bestehen in veränderter Gestalt noch bis heute. Die Handelskammer ist ein Organ zur Verbreitung und Förderung aller Handelszustände in alljährlichen Berichten, Besprechungen, Kritiken und Verbesserungsvorschlägen. Köln, das von einer Einwohnerzahl von ungefähr 100,000 Seelen auf 39,000 herabgesunken war, bedurfte einer Belebung, besonders in kommerzieller Beziehung. Eine solche ward der Stadt zutheil durch die „Ottroi-Konvention“ vom 1. November 1805, einem Staatsvertrage zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich, der besonders die Gebührenerhebungen und die Polizei der Rheinschiffahrt regelte. Auf der Strecke von Straßburg bis zur holländischen Grenze hatte man nicht weniger als 30 Zollstellen gehabt. Durch die Ottroi-Konvention ward die Zahl auf sechs rechtsrheinische und sechs linksrheinische beschränkt und die Taxen normirt. Zur Lahmlegung des Kölner Stapelrechts hatte man zwischen Bündorf und Mülheim ein Speditionsgeschäft gegründet und die Waaren zu Lande befördert. Endlich ward dem Uebelstande durch die Aufhebung des Kölner Stapelrechtes radikal abgeholfen.

Nachdem Köln in Folge des Wiener Friedenskongresses vom 9. Juni 1815 mit der Rheinprovinz zu Preußen gekommen war, erholte es sich wieder rasch und stieg zu einer größeren Blüte und Bedeutung, als je vorher.

Noch bleibt uns übrig, einen Rückblick zu werfen auf die Entwicklung der Kunst. Während wir im 16. Jahrhundert nur wenig bemerkenswerthe Denkmäler zu verzeichnen haben — wie das Portal des Rathhauses, welches von Lütticher Meistern im Renaissancestil erbaut wurde — so brachte die Gründung des Jesuitenordens Gebäude jeder Art hervor, die das Gepräge einer gewissen Genialität an sich tragen, einen Stil, der alles Dagewesene in Konstruktion und Schmuck großartig vereinigt und den wir gewöhnlich mit dem Namen Jesuitenstil kennzeichnen. In diesem Stile ist vor Allem die Jesuitenkirche in Köln gebaut, die ihres Gleichen nicht hat. Wie aus einem Gusse äußerlich und innerlich bis ins Kleinste durchgeführt, vereinigt sie namentlich das Hallenkirchensystem mit dem Emporenbau; die Fenster gewähren, geschickt vertheilt, eine vortheilhafte Beleuchtung, besonders auf das Chor und den Hochaltar. Auch die Privatgebäude erfuhren eine zeitgemäße Aenderung. „Das mittelalterliche Kölner Haus mit seinem großen Vorplatz, dem hineingebauten Laden oder Kontor mit dem Hängestübchen darüber, dem großen Saal und dem Küchenbau dahinter blieb wol noch dasselbe, aber die ernste, festungsähnliche Fassade mit ihrer strengen, einfachen Gliederung, den stumpfen Flankirthürmen am Dache, dem Zinnenumgang dazwischen wurde geändert.“ Als Probe möge das Schweiler'sche Haus in der Neugasse hier erwähnt werden. (Näheres in dem Aufsatze Wiethase's: „Bau- und Kunstgeschichte Kölns“ in der Festschrift zur XXI. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure, Köln 1880, dem wir hier folgen.)

„Im Erdgeschoß blieb die große Thür mit dem Fenster und dem Greinkopfe, wo der Balken für das Herablassen der Fässer sich anlegte, daneben die kleine Pforte und das Ladenfenster, der Vichtgaden und die Zinnenkrone, aber die Fenster erhielten elliptische Bogen und die Zinnen wurden oft geschweift oder blieben ganz fort (Stein'sches Haus am Heumarkt).“

Im 17. Jahrhundert tritt an Stelle des geradlinigen Abchlusses die Staffel, später der geschweifte Giebel, wie die meisten alten Kölner Häuser noch zeigen. An die Stelle des Tuffsteins tritt jetzt der Ziegelstein.

Am Dome hatte man wenig weiter gebaut; nur die Orgel nebst Bühne und Mobiliar stammen aus dieser Zeit (17. Jahrhundert). Während des Dreißigjährigen Krieges lag die Kunst brach, und auch nachher wollte sie sich nicht so rasch wieder erheben. Wir nennen als besonders hervorragend das Stift St. Maria in der Schnurgasse, die sogenannte Taufkirche, das Karthäuserkloster (jetzt ein Lazareth), einen Theil des Rathhauses am Altenmarkt — Gebäude, die alle schon den Verfall der Kunst zeigen. Unter den bayerischen Kurfürsten überwiegt französischer Geschmack, und der Niedergang Kölns macht sich immer bemerklicher. Das bürgerliche Leben sank zum gewöhnlichen Pfahlbürgerthum herab. Zwar ward der Pöbelherrschaft durch die Hinrichtung Göllich's ein Damm entgegengesetzt, doch ein freies Bürgerthum wollte sich nicht mehr entwickeln. Französischer Geschmack zeigte sich auch in der Vollendung der Befestigungswerke. Vieles ging damals zu Grunde, wie unersehbliche Kunstschätze des Doms im Werthe von Millionen. Diesen Vandalismus leitete dort, wie wir aus der Klageschrift des gelehrten Dr. Joh. Gigaß entnehmen, der Italiener Johannes

Syrus (1767—70). Vieles ward in den Rhein gefahren, um das Kunibertswerk auszufüllen: so das Tabernakel Hermann's von Hessen, der Altaraufsatz und viele Möbel. Dazu kam noch 1785 eine furchtbare Ueberschwemmung, als wenn sie das Werk der Verwüstung vollenden wollte. Sie verschlang, was noch übrig war von der alten Kölner Kunst; von dem alten Kölner Geist war so wie so nichts mehr vorhanden.

Mit der Zugehörigkeit Kölns zu dem preußischen Staate ist ein mächtiger Aufschwung in Kunst und Wissenschaft, in Handel und Industrie zu verzeichnen. Die Bildung war nicht mehr Monopol einzelner Stubengelehrten, sie ward Gemeingut des ganzen Volkes, die Würze und Erholung des Lebens auch für den gewöhnlichen Handwerker, der früher aus Unkenntniß des Lesens zu dumpfem Hinbrüten oder zur Wirthshausunterhaltung in seinen Freistunden verdammt war. Dem Handel und der Industrie waren neue Bahnen eröffnet, die Erträgnisse des Ackerbaues durch neue Erfindungen vervielfältigt. Für Gesundheit und Behaglichkeit waren zweckentsprechende Einrichtungen geschaffen, um Seuchen und Epidemien wirksam zu begegnen. Und nun gar die Technik, welche enorme Vortheile gewährte ihr die Benutzung der Dampfkraft!

Im Jahre 1825 ward die erste Probeschiffahrt mit Dampfschiffen veranstaltet; am 17. Oktober der Dampfer „Friedrich Wilhelm“ durch die Bürgermeisterstochter eingeweiht, und im folgenden Jahre wurden die Statuten der Preußisch-Rheinischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Köln genehmigt. 1830 ward der Gewerbeverein gegründet.

Hier und da brachen zwar einige Reibungen zwischen dem erzbischöflichen Stuhl, welcher 1825 wieder nach Köln zurückverlegt worden war, und zwischen der preußischen Regierung aus. So in den sogenannten Kölner Wirren unter Clemens August, Freiherrn v. Droste-Vischering, welcher am 10. November 1837 nach Minden abgeführt ward. Im Ganzen aber blühte die Stadt durch Einrichtung gemeinnütziger Anstalten, wie der Stadtpost (1838), der Rheinischen Eisenbahn (1839), der Kölnischen Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft (1841), der Köln-Mindener Bahn (1845), Bildung des Kölner Bergwerksvereins (1849), der Kölnischen Baumwollspinnerei und -Weberei (1853) und der Bergisch-märkischen Bahn (1859), der stehenden Gitterbrücke (1859), des Zoologischen Gartens (1862), der Flora (1864), des Stadttheaters, der Wasserwerke, der Gasanstalt, der Pferdebahn u. s. w.

Wir lassen im folgenden Abschnitte eine gedrängte Uebersicht über die Entwicklung des Handels und der Industrie Kölns seit preußischer Oberhoheit nach einem Auszuge aus H. Kottländer's Werk: „Der Handel von Köln in den letzten 50 Jahren“ folgen („Festschrift zur XXI. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure“).

Lange Zeit waren die holländischen Zollgesetze einer freien Entwicklung Kölns hinderlich, da nach ihrer Auslegung eine freie Schifffahrt nur bis an, nicht bis in die See gestattet war. Ferner lastete ein hoher Zoll auf allen Waaren, die von den Niederlanden aus zum Rheine gingen und umgekehrt. So konnte der Kolonialwaarenhandel nur ein kümmerliches Dasein fristen, während der Landesproduktenhandel blühte. Mainz mit seinem wohlorganisirten

Fruchtmarkt und einer schönen Fruchthalle lief Köln den Rang ab, das Beides nicht besaß. Aber die Einführung der Dampfschiffahrt und die Gründung des deutschen Zollvereins führten einen neuen Aufschwung für Köln herbei. Als die Industrie der Gutehoffnungshütte durch die Unterstützung der Regierung gefördert ward, brauchten die Kölner ihre Schiffe nicht mehr aus den niederländischen Werkstätten zu beziehen. Außerdem ward bei Holland eine freie Ein- und Ausfahrt ins Meer durchgesetzt und die Zwischen-Rheinzollämter Andernach, Linz, Ruhrort und Wesel aufgehoben. Der Waarenverkehr steigerte sich jetzt von Jahr zu Jahr.

Ein großes Mißverhältniß war aber in Deutschland immer noch, daß der Absatz eigener Produkte im Auslande in gar keinem Verhältniß stand zu der kolossalen Einfuhr fremder Manufakturwaaren. Dem Uebelstande suchte die Bildung des Zollvereins abzuwehren. Mit Beseitigung der Binnenzölle konnte sich die deutsche Industrie freier entfalten und würdig mit der englischen und französischen konkurriren. Infolge der veränderten Verkehrsverhältnisse durch die Dampfschiffahrt mußte aber auch das Kölner Umschlagsrecht fallen, da die Höhe der städtischen Krahn-, Wage- und Werftgebühren sowie die Mangelhaftigkeit der Kölner Hafeneinrichtungen und Lagerhäuser unerträglich geworden war. Doch der Zollvereinstarif gewährte mit seinem Schutz und seiner Hebung für dieses Opfer reichlichen Ersatz. Jetzt erst konnte sich die Kölner Industrie eigenartig und frei entwickeln und entfalten, jetzt erst brach eine schönere Zukunft für Köln an. Aber auch Mainz büßte durch den mit Frankreich, Baden, Bayern, Großherzogthum Hessen, Nassau, Preußen und den Niederlanden im Jahre 1831 abgeschlossenen Rheinschiffahrtsvertrag sein Umschlagsrecht ein. Für Köln nahm nun zwar die Expedition ab, der Eigenhandel aber zu. Ebenso kam die einheimische Industrie der fremden gegenüber zu Ehren. Besonders wichtig ward für Köln die Zuckerrübe; im Jahre 1840 verarbeiteten zwölf Zuckerraffinerien über 350,000 Centner indischen Rohzucker. Aber auch Spinnereien und Webereien leisteten ganz Erstaunliches. Ferner nahm der Bergbau und die metallurgische Industrie Kölns durch den Zollvereinstarif einen großen Aufschwung. Der Rheinschiffahrt folgte bald eine Rheinschleppschiffahrt; ja es bildete sich sogar eine Rhein-Seedampfschiffahrts-Gesellschaft, um London von Köln aus direkt zu erreichen; doch konnte letztere nicht prosperiren. Einen sehr bedeutenden Aufschwung nahmen aber Handel und Verkehr durch die in Köln verknüpften Eisenbahnlilien, wobei alle Vortheile der Lage und Handelsverhältnisse zur Geltung kamen. Dazu trug auch wesentlich die Errichtung einer stehenden Rheinbrücke in Köln bei. Post- und Telegraphenwesen sowie Anlegung von Landstraßen erleichtern immer mehr den Verkehr nach allen Richtungen, aber ein festes und sicheres Gepräge nahm der Handel erst durch die einheitliche Gestaltung der deutschen Handelsgesetzgebung und des Wechselrechts an. Köln ward immer mehr Industriestadt im eigentlichen Sinne des Wortes, nachdem sein Expeditionshandel mehr und mehr verloren hatte. Schon längst hat die Industrie Kölns die engen Schranken der Festungsmauern überschritten und sich außerhalb Filialen gegründet.

Wenn auch in neuester Zeit der Name Deutschland überhaupt nach innen und außen höheren Klang gewonnen hat, so hatte doch leider der plötzliche Aufschwung

und der Milliardenrausch eine Schwindelperiode hervorgerufen, die mit Gründerthum begann und vielfach mit Krach endigte. Doch nach und nach kehrt Besonnenheit und Stetigkeit auch im Handel zurück. Ueber die allerneueste Schutz-zollpolitik sind die Akten noch nicht geschlossen, und der Kölner kann mit Befriedigung auf den jetzigen Stand seines Handels und seiner Industrie blicken. Auch auf den Weltausstellungen, die den Ehrgeiz und Wettstreit so sehr anregen, war Köln immer würdig vertreten, wie auch leztthin wieder auf der Düsseldorf-er Gewerbe-Ausstellung im Sommer 1880.

Vollendung des Dombaues. Einweihungsfeier am 15. Oktober 1880. Der Bau des Domes ward mächtig gefördert dadurch, daß Friedrich Wilhelm IV. am 4. Sept. 1842 den Grundstein zum Weiterbau legte, den zuerst Ahlert und nach ihm der hochbegabte Baumeister Zwirner leitete. Der reiche Kurfürst Clemens August I. hatte zwar Sinn für Lustschlösser gehabt, aber seine Kathedrale dem Verderben preisgegeben. Unter Napoleon war der Dom eine große Ruine, dessen Abtragung der damalige Bischof Verdollet von Aachen beantragte. Die Kaiserin Josephine dagegen schenkte einige tausend Francs zu seiner Erhaltung. Viele große und edle Geister, wie Forster, Schlegel, Görres und vor Allen die Gebrüder Boissierce, predigten für den Bau und prophezeiten seine Vollendung. So ruft Max v. Schenkendorf beim Anblick des unvollendeten Riesenbaues:

„Seh' ich immer noch erhoben auf dem Dach den alten Krahn,
Scheint mir nur das Werk verschoben, bis die rechten Meister nah'n.“

Besonderes Verdienst um die Anregung des Weiterbaues hatte Sulpiz Boissierce durch sein Prachtwerk über den Dom; er ging auch persönlich Napoleon um Unterstützung an, aber vergebens. Da gelang es ihm, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm bei seinem Besuche des Doms 1814 für seine Ideen zu gewinnen. Ebenso interessirte sich der Oberbaudirektor Schinkel lebhaft dafür. So wurden vor allen Dingen die Mittel zur Angriffnahme der Restaurationen flüssig gemacht. Bei der feierlichen Grundsteinlegung 1842 erklärte der Dombaumeister Zwirner, mit 2 Mill. Thalern in 20 Jahren den Dom bis auf die Thürme vollenden zu können. Zuerst ward ein Nothdach über den Langhallen, dann ein eiserner Dachstuhl mit eisernem Mittelthurm errichtet, ferner die Schlußblumen der Portale an der Süd- und Nordseite angebracht (1855) und mit der Vollendung der Schiffe und des Dachreiters begonnen (1863). Zwirner leitete 30 Jahre lang in seiner Domhütte die Bauten mit solchem Erfolg, daß ihm auf der Pariser Ausstellung (1855) die goldene Ehrenmedaille verliehen ward. Hier arbeiteten hervorragende Männer, wie Friedrich Schmidt aus Wien, Vincenz Stäß in Köln und F. Schmitz, der Verfasser des neuesten großen Werkes über den Kölner Dom. Zwirner's Nachfolger, Richard Voigtel, blieb eine Hauptaufgabe übrig, nämlich die Fertigstellung der Thürme. Dieser Aufgabe entledigte er sich mit großem Kunstsinne und seltener Pflichttreue. Aber auch das deutsche Volk half wacker mit und unterstützte kräftig die neugegründeten Dombauvereine.

Ja, über die Grenzen Deutschlands hinaus, sogar übers Meer, erstreckten sich diese in ihrer Thätigkeit. Besonders that sich der bayerische und Berliner Dombauverein rühmlichst hervor.



Kölner Dombaufest am 4. September 1842.

Man zählt über 25 akademische Hilfsvereine und 190 Lokalvereine, welche, abgesehen von so vielen Sammlungen und Extra-Einnahmen, z. B. aus den Konzerten von Franz Liszt, Ferd. Hiller, Kölner Männergesangverein, Liedertafeln in Aachen, Brüssel, Münster und Meise, kräftig zur Ausbringung

der nöthigen Summen beisteuerten. Auf diese Weise flossen ungefähr 18 Millionen Mark in die Dombaukasse, die fast nur auf den Ausbau der Thürme und der Kirche verwendet wurden. Die Summen aus früheren Jahrhunderten für Grundstücke und Fundamente, welche 12 $\frac{1}{2}$ m Tiefe haben und auf der Rheinfohle aufsitzen sollen, ergeben mindestens gerade so viel, so daß der Gesamtwertb des Doms auf 40 Millionen Mark geschätzt wird. So haben wir es denn erlebt, das schönste und großartigste Denkmal gothischer Baukunst und als solches ein ewiges Vorbild kommender Zeiten, zugleich das riesigste und erhabenste Kunstliebe, Opferwilligkeit und Einigkeit zu einem gemeinsamen edlen Zwecke, seiner Vollendung entgegenreifen zu sehen. Ein König Wilhelm (von Holland) hat den ersten Grundstein gelegt, ein Kaiser Wilhelm (von Deutschland) hat das Werk vollendet. Möge es bleiben ein beredtes, unsterbliches Denkmal deutscher Einheit, deutscher Größe, deutscher Kunst!

Am 15. Oktober 1880 fand die großartige Feier der Einweihung dieses herrlichsten und schönsten aller kirchlichen Bauwerke statt. Trotz des religiösen Zwiespalts und der langjährigen Verstimmung, welche die Erledigung des erzbischöflichen Stuhles in der kirchlich gesinnten katholischen Bevölkerung hervorgerufen hatte, gestaltete sich doch die Dombaufeier zu einer überaus glänzenden.

In reichem Flaggen- und Guirlandenschmuck prangte die Metropole der Rheinprovinz sowie alle Schiffe auf dem Strome, und überall begegnete das Auge sinnigen Wappenschildern oder Büsten unseres Kaisers, der Kaiserin, des Kronprinzen und des Königs Friedrich Wilhelm IV., sowie anderer mit dem Dombau in Verbindung stehenden großen Männer. Besonders prangte die vollendete Kathedrale und ihre Umgebung; vom Südturm flatterte eine mächtige Fahne mit der Aufschrift: Protectori.

Gegen 8 Uhr begann auf dem Neumarkte ein reges Treiben, als die Aufstellung eines großen Festzuges beginnen sollte.

Den Zug eröffneten drei Anführer, mit breiten schwarz-weiß-rothen Seidenschärpen geschmückt, dann folgte das Musikcorps des 8. Kürassierregiments. Ihnen schloß sich in stattlichem Aufzuge die Dombauhütte an, kräftige Männergestalten in feierlichen Gewändern, mit weißen, braunen und schwarzen Schurzjessen unter dem Rocke; in der Hand trugen sie ihre blühenden, mit schwarz-weiß-rothen Schleifen verzierten Werkzeuge. Dahinter ward das Domvereinsbanner von 20 Aeltesten geleitet, denen der Dombauvorstand folgte. Nun erschien das Stadtbanner, der Oberbürgermeister Dr. Becker, die Beigeordneten und Stadtverordneten. Ein zweites Musikcorps führte in unendlichem Zuge die Dombauvereinsgenossen an. Eine abermalige Musikkapelle brachte uns mit den Lehrern einen lieblichen Kinder-Sängerchor, eine Schar reizender kleiner Engel in weißen Gewändern mit bunten Schleifen und blauen Kornblumensträußchen, den Lieblingsblumen des Kaisers; auch die Knaben trugen ihre Sträußchen im Knopfloch. Darauf folgte der Männergesangverein mit seinem stattlichen Banner, die Abordnungen des Ersten geselligen Dombauvereins mit ihren prächtigen sammt- und seidengestickten Fahnen, des Männergesangvereins Ossian, der Maurer-, Zimmerer- und Steinmetzinnung, des Maurermeisterverbandes, des Kölner Baugewerkvereins, des Kölner Liederfranzes,

des Männergesangvereins Germania und eine Menge anderer Vereine, deren Aufzählung ermüden würde. Auch die Nachbarstadt Deutz hatte ihre Abordnungen gesandt. Den Schluß machte das Musikcorps des 23. Artillerieregiments. Der Zug bewegte sich vom Neumarkt aus am Regierungsgebäude vorbei, auf dessen Balkon der Kaiser mit seinen hohen Gästen saß, nach dem Domhof hin, und der Vorbeimarsch währte ungefähr 15 Minuten.

Der Kaiser, der sehr wohl ausjah, war mit Kanonendonner, Glockengeläute und brausendem, nicht enden wollendem Hurrah empfangen worden. Um 10 Uhr begab er sich mit der Kaiserin und einem glänzenden Gefolge seines Hauses, mehrerer deutschen Fürsten und Fürstinnen, sowie von Generälen, Diplomaten und Hofbeamten in die Trinitatiskirche. Dort verrichtete der Kaiser mit vorgehaltenem Helm ein kurzes Gebet; neben ihm kniete die Kaiserin in weißer Atlasrobe mit dem Bande des schwarzen Adlerordens. Rechts vom Kaiser hatten der Kronprinz und die Kronprinzessin, Letztere in Violettblau gekleidet, Platz genommen. Hinter dem Kaiserpaare gruppirten sich die übrigen Angehörigen des königlichen Hauses, die Fürsten und Fürstinnen und eine glänzende Suite, im Ganzen ungefähr 130 hohe Gäste.

Die Menschenwogen stuteten nun nach dem Festplatz auf dem Domhofe, dessen Tribünen sich mit festlich gekleideten Herren und Damen füllten. Auch die ganze Nachbarschaft, alle Fenster, Balkone, ja Dächer und selbst die Balken der Schaugerüste zeigten ein buntes Gewimmel einer schaulustigen Menge. Plötzlich erscholl ein lauter Jubel und Alles schaute nach „Unter Fettenhennen“ hin. Diesmal galt es Moltke, dem großen Schweiger, dem Liebling des deutschen Volkes.

Bald darauf ertönte wie ein brausender, immer mehr anschwellender Orkan ein unendliches Jauchzen und Hurrahrufen — der Kaiser erschien. Inzwischen hatte sich das Innere des Doms mit geladenen Gästen gefüllt, auf den Stufen des Westportals harreten die Mitglieder der Dombauberwaltung und in der Wölbung des Südthurms stand der Domdechant Weihbischof von Baudri mit fünf Prälaten in feierlicher Tracht. Dieser ging dem erlauchten Protektor und seiner Gemahlin entgegen und begrüßte sie in einer Anrede, in der er der Verdienste Friedrich Wilhelm's IV. um die Grundsteinlegung zum Fortbau sowie derer des Kaisers um die Vollendung des größten Denkmals christlicher Kunst gedenkt und die Hoffnung ausspricht, der Kirche möge bald der Friede und der fehlende Hirte wiedergegeben werden. Sichtlich bewegt dankte der Kaiser und versicherte, daß ein ungetrübtter Gottesfriede das Ziel seiner unausgesetzten Sorge sein werde. Nun geleiteten die Prälaten das Kaiserpaar mit ihrem Gefolge in das engere Chor, wo ein feierliches Te deum abgesungen ward. Brausend ertönten in vollen Akkorden die feierlichen Orgellänge, siegend brach die Sonne aus trüben Wolkenringen und warf durch die bunten Gläserneiben ihr zitterndes Licht. Andacht und Rührung malte sich auf den Angesichtern der zahlreichen andächtigen Menge, welche den hehren Gottestempel gefüllt hatte. Als das Kaiserpaar wieder zum Südportal hinaustrat, ward es vom jauchzenden Volke mit unendlichem Jubel empfangen, während auf den Stufen eine Kinderchar ihm das Lied von der Vollendung des Doms entgegengesang. Durch das Spalier der Werkleute der Domhütte schritt nun das hohe Paar zu dem prächtigen Kaiserpavillon, dem dekorativen Glanzpunkte des Festplatzes. Dieser war ein

abgeschlossenes Zelt mit gothischem Dache, und darüber prangte auf rothem Baldachin eine riesige Kaiserkrone. In der Mitte des Zeltes befand sich ein purpurn gedeckter Tisch, auf dem die Urkunde lag und ein Modell der Thurmspitze stand, in welcher heute der Schlußstein eingelassen war. Obwol für die Majestäten prächtige purpurne Sessel mit gestickten Reichsadlern bereit standen, hörte doch der Kaiser stehend die Verlesung der Urkunde durch Herrn Dombaumeister Voigtel an und unterzeichnete dieselbe. Darin war der Grundsteinlegung des Doms durch Erzbischof Konrad v. Hochstaden am 15. August 1248, des ersten Baumeisters Gerhard v. Nyle und seines Weiterbaues gedacht. Hierauf erfolgte der Vortrag der Festkantate, welche Ferdinand v. Hiller zu einem Prologe von Emil Rittershaus komponirt hatte.

Sodann hielt der Kaiser mit bewegter Stimme eine Ansprache, in der er vor Allem Friedrich Wilhelm's IV., an dessen Geburtstag die heutige Feier stattfindet, und des einmüthigen Zusammenwirkens deutscher Fürsten und des deutschen Volkes gedachte, wodurch die Vollendung des erhabenen Werkes zu Stande gekommen sei. „So begrüßen wir Alle dieses herrliche Denkmal“, schloß der Kaiser, „und bleibe es durch des Allmächtigen Gnade Frieden verheißend auf allen Gebieten, Gott zur Ehre und uns zum Segen!“ —

Hierauf brachte der Oberpräsident der Rheinprovinz v. Bardeleben auf die Gesundheit des Kaisers und das Bestehen des Deutschen Reiches ein Hoch aus. Ihm folgte der Präses des Dombauvereins, Konsul Schmitz-Löhnis, und dann ward unter Kanonendonner und Glockengeläute, worunter hell die Kaiserglocke erklang, der Schlußstein eingefügt.

Das weihevollste Lied: „Nun danket Alle Gott!“ vollendete die erhebende Feier. Alle Anwesenden waren tief gerührt, allseitig schüttelte man sich die Hände und beglückwünschte sich. Der Kaiser drückte vor Allem mehrmals dem wackern Dombaumeister Voigtel die Hand, führte ihn zur Kaiserin, und auch der Kronprinz beglückwünschte ihn lebhaft.

Zuletzt brachte der Oberbürgermeister dem Kaiserpaar ein begeistertes Hoch, in das die Menge einstimmte. Alsdann begaben sich die Majestäten nach Brühl.

Nachmittags fanden noch öffentliche Konzerte auf dem Heumarkt, Neumarkt und Alten Markt statt, und Abends wurden Stadt und Dom prächtig erleuchtet. Ein blendendes Lichtmeer übergießt mit magischem Glanze die gigantischen Formen des schönsten aller Bauwerke, die Thürme traten heraus aus dem Gerüst und jede Rosette, Nische, jede Blume und jedes Zäckchen hob sich schimmernd ab.

Auch der zweite Festtag verlief glänzend und von dem sprichwörtlich gewordenen „Kaiserwetter“ begünstigt. Die hohen Herrschaften fuhren um 11 Uhr Morgens von Brühl nach dem Kaiserpavillon auf dem Domhof, um das prächtige Schauspiel des historischen Festzugs zu genießen. Derselbe übertraf an Farbenschmelz, an Glanz der Kostüme in verschwenderisch verwandtem Seidenplüsch, an wundervollem Schimmer der Brokatgewänder, an blendender Widerspiegelung der Rüstungen die kühnsten Erwartungen. Dazu die kräftigen männlichen Figuren, gepaart mit weiblicher Anmuth, so daß das Auge entzückt darauf verweilte und das farbenprächtige lebensvolle Bild eines Makart verwirklicht glaubte.

Der Zug stellte drei Perioden dar: zuerst die Zeit der Grundsteinlegung ums Jahr 1248, dann die Einweihung des vollendeten Chors 1322 und zuletzt die Grundsteinlegung zum Ausbau des Doms 1842.



Feier der Schlusssteinlegung.

Die erste, vom Maler Friß Köber arrangirte Gruppe eröffnete ein Trompetercorps in altdeutscher Tracht zu Pferde. Die mattfarbigen, moosgrünen und weißgestreiften Kostüme mit rothbraunen Plüschauflagen und gleichfarbigen Mützen waren außerordentlich wirkungsvoll. Hierauf folgte der Stadtherold in hellblauem und weißem Seidenkostüm auf einem Rosse mit gleichfarbiger Decke, begleitet von dem Reichsbanner- und Stadtbannerträger mit ihren goldstrohnen Adlerstandarten. An ihren Seiten ritten in charakteristischem Kostüme Reifige der Stadt Köln, gefolgt von 24 Schildträgern zu Fuß. Hierauf erschienen in langen, faltenreichen Sammtgewändern mit weißen Stäben in der Hand die Bürgermeister, Räte und Schöffen; diesen folgten Kölner Patrizier und Bürger mit ihren reizenden lockigen Kindern, welche meistens des Kaisers Lieblingsblume, Kornblumensträuße, zur Schau trugen. Dahinter ward der goldene Schrein der heiligen drei Könige mit seinen Reliquien, einem Geschenke des Erzbischofs Reinald v. Dassel, das unzählige Wallfahrten veranlaßte und so den Reichthum der Stadt Köln vermehrte, von acht Goldschmiedegesellen getragen. Dies bildete den Schluß der ersten Gruppe.

Ein Musikcorps zu Fuß eröffnete die zweite, gleichfalls vom Maler Köber arrangirte Gruppe. Dann folgten der Stadtgraf und der Stadtvoigt, der Träger der roth-schwarzen Reichsturmfahne und des königlichen Banners auf reichgezümmten Pferden. Nun erschien König Wilhelm von Holland, unter dessen Auspizien der Dombau begann, im kostbaren Krönungsmantel, Cardinal Capocci und der Grundsteinleger des Kölner Doms, Erzbischof Konrad v. Hochstaden, in halb kriegerischem, halb geistlichem Gewande, begleitet von den Herzögen von Limburg und Brabant, welchen sich die Vasallen des Erzstiftes mit ihren Frauen, berittenen Pagen und Gefolge angeschlossen. Zuletzt ward auf einem von 24 Reifigen mit langen Schilden umgebenen Wagen die Grundsteinlegung des Doms vor Augen geführt. Man erblickte hier ein festlich bekröntes Hebelwerk, das ein Friedensengel schmückte, davor saßen in prächtigen Seidenplüschgewändern die allegorischen Frauengestalten der Stadt Köln, die Frömmigkeit und die Hoffnung, mit ihren Insignien im Arme, und daneben stand der erste Dombaumeister Gerard v. Nyle, umgeben von seinen Werkmeistern und Gesellen. Als dieser Wagen vor dem Kaiserpavillon ein wenig bergan fuhr, blieb ein Rad im Sande stecken, und er mußte erst wieder flott gemacht werden, ehe der Zug weiter ging.

Es erfolgte nun die Darstellung der zweiten Periode, welche an Glanz und Pracht unbedingt den ersten Preis verdiente. Die der ersten Periode eigenthümliche, an die Figuren der alten Glasmalereien des Kölner Doms erinnernde Steifheit machte einer größeren Eleganz und Anmuth Platz. Wieder eröffnete ein Musikcorps, in reichem roth-weiß-blau gestreiften Seidenkostüm und blauen Kappen zu Pferde den Reigen. Ihm folgten Armbrustschützen in Wämmsen von rothem Seidenplüsch, worüber ein Lederkoller ging; es war die Kölner Schützengesellschaft mit ihren Bannerträgern, welche die alten Inschriften: „Maaf Köln!“ und „Es leben die Schützen!“ zur Schau trugen. Darauf führte ein in dunkelrothes Atlaskostüm gekleideter Herold die Geschlechter, die in der Schlacht an der Ulrepforte tapfer, aber unglücklich kämpfenden Kölner Helden hoch zu Ross mit ihren Pagen und bewaffneten Schildknappen an. Auf ihren Häuptern trugen sie Lorberkränze und unter ihren prächtigen Gewändern blinkten die stählernen

Garnische hervor. Da sah man die Overstolze, Peter Jude, von dem Ahren, von Brechen u. s. w., denen zwei riesige zweiräderige Armbrustgeschütze, der Kampfweise jener Zeit entsprechend, folgten, sowie ein von Prof. Mohr entworfenen Kampfwagen aus der Schlacht von Worringen mit theilweiser Besatzung kölnischer Bauern. Darauf kamen wieder 25 Armbrustschützen. Acht Vorreiter und ein Musikcorps zu Fuß eröffneten jetzt einen prächtigen Zug von Patriziergeschlechtern zu Ross, an deren Glanz man sich nicht genug satt sehen konnte. Die kräftigsten Männergestalten wechselten mit den schönsten Damen, die je das entzückte Auge geschaut, und dazwischen entfalteten zahlreiche Bannerträger, Pagen, Edelknechte, Junker, Falkoniere und Mohren mit Pfauenwedeln die ganze Romantik des Mittelalters, so daß das farbenberauschte Publikum in lauten Jubel ausbrach. Besonders zeichnete sich hierbei die Familie des Freiherrn v. Oppenheim in den Darstellungen der Adelsgeschlechter v. Abcht und v. Efferen aus. Nicht minder blendete Fräulein v. Salm als Dame v. Birkelshn durch ihr moosgrünes und Frau v. Leipziger als Dame Thskirchen durch ihr tiefblaues Seidenplüschkostüm, durch die Schönheit ihrer Erscheinungen, durch die Grazie und Anmuth ihrer Bewegungen. Den Schluß dieser Gruppe bildeten Maurer, Bürger, der Bürgermeister v. Gryn mit dem als hinkenden Boten nachfolgenden Scharfrichter.

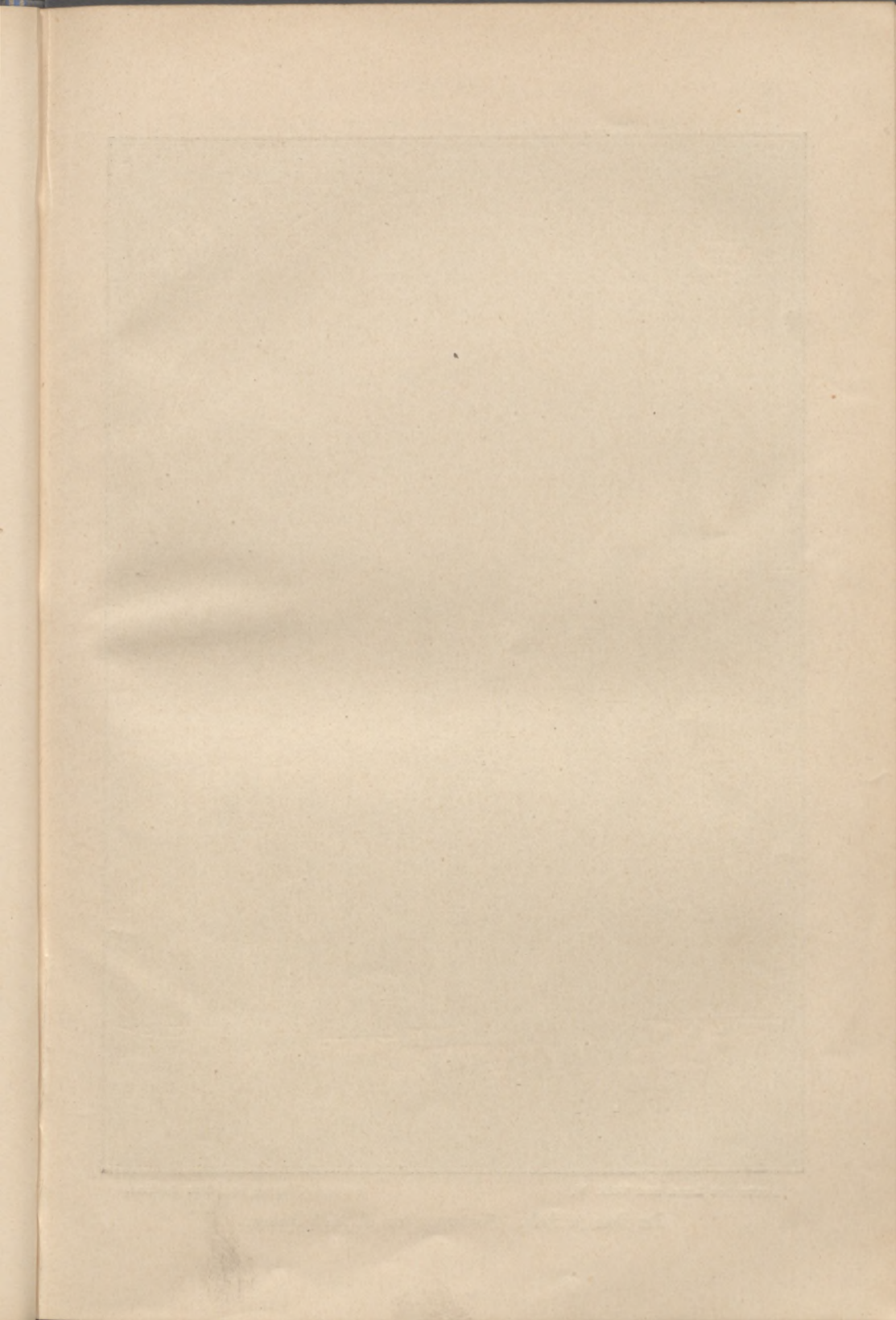
Die zweite, von dem Maler Beckmann angeordnete Gruppe eröffnete das imposante, von acht Pferden gezogene Hansaschiff, um dessen Masten gefangene Piraten mit ihren Weibern, Soldaten und Patrizier malerisch aufgestellt waren. Dann folgte ein von Speerreitern und Reifigen umgebener Frachtwagen aus alter Zeit mit der Aufschrift: „von Bamberg nach Köln“.

Hatte sich das Auge überreichlich gesättigt, so sollte jetzt auch das Ohr entzückt werden. Wie Engelschöre ertönten die Stimmen von 40 gelockten Chorschülern in buntem Kostüm, welche eine alte Weise mit neuem Text von ihren Pergamentblättern absangen und die Ankunft ihres Landesherrn, des Erzbischofs v. Birneburg, ankündigten, welcher in voller Rüstung hoch zu Ross mit einem Gefolge von Pagen und Knappen erschien. Diesen schloß sich ein langer bunter Zug von Fürsten und Geschlechtern des Kölner und des Bergischen Adels an, denen der Herzog von Jülich, von Cleve, von Berg mit ihren gekrönten und hermelingeschmückten Herzoginnen und ihrem Gefolge vorangingen. Jetzt nahte das Meisterstück aller Wagen, welcher den vollendeten Domchor auf einem riesigen Drachenkopf darstellte, zum Zeichen, daß der Dom aus dem Tracht des Drachensfelsens erbaut sei. Die zweite Periode schloß ab mit einem grotesken, höchst zahlreichen, zum Theil sehr humoristischen Aufzuge der alten Zünfte, bei dem besonders die stattlichen Brauer große Heiterkeit erregten.

Den Schluß des historischen Aufzugs bildete die von Prof. H. Camphausen arrangirte Gruppe, welche die Dombauvollendung bis auf unsere Zeit darstellte. Zuerst erschien in rothen und weißen Stadtfarben eine Abtheilung Landsknechte mit ihren Anführern, dann ein Trompetercorps auf schwarzen Rossen aus der Zeit des Großen Kurfürsten, angeführt von einem berittenen Mohren als Kesselpauker. Sodann ward das Banner des Dombauvereins von drei Pagen getragen, welchem ein stattlicher Herold in weißem Barett mit goldgestickten Adlern, Bannerträger und Kavaliers als Ehrenwache vorangingen und das alte Wahrzeichen Kölns, nämlich der Domkrahn, auf einem Wagen folgte.

Darauf sah man die allegorischen Figuren der bildenden Künste von reizenden Frauengestalten dargestellt, unter denen sich auch die Töchter des berühmten Rheinsängers Wolfgang Müller von Königswinter befanden. Es erfolgte nun ein feierliches Intermezzo prächtiger Pagen, der deutschen Reichslande, vom Kölner Turnverein ausgeführt. Sie traten mit Lorbeerkränzen und Bannern vor den kaiserlichen Pavillon und brachten hier ihre Huldigung dar. Unter den weihewollen Klängen eines Hymnus nach der Melodie: „Integer vitae“ ward die gegenüber auf hohem Sockel aufgestellte Büste des Königs Friedrich Wilhelm IV. von den Pagen mit Kränzen reich geschmückt. Bei diesem feierlichen Akte entblöste der Kaiser, mit Thränen der Rührung in den Augen, und die ganze Festversammlung aufs Tiefste ergriffen das Haupt wie zum Gebete. Doch die Stille ging in einen rauschenden Beifallsjubel über, als unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ auf dem letzten Wagen eine riesige Germania erschien, welche den vollendeten Dom bekränzte. Den Schluß des ganzen Zuges bildeten deutsche Truppen jeder Waffengattung und jeden Volksstammes, bekränzt und geschmückt, wie vom Siegeszuge aus dem letzten Kriege heimkehrend. Da stimmte die ganze Festversammlung begeistert in das Siegeslied der „Wacht am Rhein“ ein und endete in einem brausenden Jubelruf: „Es lebe der Kaiser!“ und dieser „Donnerhall brauste zum Rhein, zum deutschen Rhein“, dessen Hüter unser Kaiser war. —

Den Nachmittag versammelten sich die höchsten Herrschaften mit ihrer Suite zu einem Festbankett im Gürzenich. Dort sah man auf hoher, festlich decorirter, mit Palmen geschmückter Estrade in Stellvertretung des Kaisers den Kronprinzen mit seinen beiden Söhnen Wilhelm und Heinrich, den Prinzen Friedrich Karl, den Prinzen Philipp von Hessen, den Erbprinzen von Meiningen, den Großherzog von Mecklenburg u. A., ferner die Staatsminister Eulenburg, Lucius, Maybach, Rameke und Puttkamer, den Oberbürgermeister Becker, Baumeister Voigtel u. s. w. Im Saale unten saßen in langen Reihen ungefähr 500 Gäste. Den ersten Toast brachte der Oberbürgermeister Becker, worin er u. A. an die Prophezeiung eines schwärmerischen Dichters erinnerte, daß die deutsche Einheit nicht eher vollendet werde als der Kölner Dom, und an die Zeit, wo der alte Domkrahn als ein trauriges Wahrzeichen der Stadt Köln und deutscher Zerrissenheit galt. Prinz Friedrich Wilhelm habe das Werk der Vollendung des Kölner Doms begonnen, sein Nachfolger, Kaiser Wilhelm, habe es glücklich zu Ende geführt, sowie auch unter seinem glorreichen Scepter das deutsche Volk geeinigt sei. Darum galt sein Hoch dem Deutschen Kaiser, dem Bauherrn des Deutschen Reiches und des Kölner Doms. Begeistert stimmte die Festversammlung ein und sang stehend die Nationalhymne. Der Kronprinz erwiderte in kurzer, kraftvoller Rede und schloß mit dem Wunsche, „der Dom möge bleiben ein Sinnbild der deutschen Treue und Einheit“ und leerte sein Glas auf das Wohl der Stadt Köln und des Vaterlandes. Auf den festlich illuminirten Straßen wogte eine bewegte Menge und gab beredtes Zeugniß von der Freude über die Vollendung des größten Kunstwerks der Welt sowie von der unverbrüchlichen Liebe des deutschen Volkes zu Kaiser und Reich.





Deutsches Land und Volk V₄

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der Dom zu Köln. Zeichnung von G. Rehländer.

Der Dom. Treten wir nun zur Beschauung des Riesenbaues selbst heran, so ist der Eindruck des Ganzen ein gewaltiger, ein wahrhaft überwältigender. Kein anderes gothisches Bauwerk zeigt eine solche Fülle und zu gleicher Zeit eine solche Harmonie erhabener Ideen zum Ausdruck gebracht, Ideen des Aufschwungs der menschlichen Seele von der Erde zum Himmel, einer unendlichen Sehnsucht nach oben. Bewundernd und immer wieder bewundernd blicken wir an den himmelanstrebenden Thürmen, an dem wahren Wald von Giebeln empor; staunend betrachten wir die reiche Ornamentik, und fast fühlen wir uns unvermögend, den Totaleindruck dieses kolossalen und wunderbaren Werkes auf einmal in uns aufzunehmen. Der Grundriß des Ganzen repräsentirt uns eine kreuzförmige Basilika mit einem fünfshiffigen Langhaus, von einem dreishiffigen Querschiff durchschnitten, abgeschlossen von einem von sieben Kapellen umkränzten Chöre. Die ganze Länge mißt 135,6 m, die Breite 61 m, im Querschiff 86,25 m, die Höhe bis zum Dachstuhl 61,5 m, die des Mittelthurmes über der Vierung 109,8 m. Die Höhe der beiden Hauptthürme beträgt 156 m, der ganze bebaute Flächenraum nimmt 6166 qm ein. Ein „mastenreicher Wald“ von Strebepfeilern und Strebebogen, sogenannten Fialen, Thürmchen, „Wimpergen“, Wasserpeilern, Galerien, Gesimsen, Blattverzierungen u. s. w. schmückt und bereichert das Ganze. Wir stehen zunächst vor dem dreithorigen Hauptportal an der Westfaçade mit den immer leichter und lustiger, gleichsam sich verjüngenden Strebemassen und den in vier Stockwerken (von denen drei viereckig und das vierte achteckig und mit einem Helme gekrönt ist) sich zu schwindelnder Höhe erhebenden Hauptthürmen. In dem mittleren Portale, der sogenannten Arkadenpforte, sind die Figuren Christi, der Propheten, Erzväter, Mariä und vieler Heiligen dargestellt. Im südlichen Thurme, welcher über 400 Jahre lang wie nach Vollendung sich sehnd den Arm seines Domtrahmens ausstreckte, hängen die kolossalen Glocken, von denen die größte, die „Kaiserglocke“, über 500 Ctr. wiegt; sie ward 1874 aus französischem Geschützmetall gegossen. Am reichverzierten Südportal, in welches das Querschiff mündet, sind 9 große und 58 kleinere, an jedem Seitenportal 8 große und 30 kleinere zierliche Baldachine mit Aposteln, Heiligen und einem Chor von Engeln. Im Giebelfeld des Mittelportals sieht man die Passionsgeschichte nach Schwanthaler's Entwürfen mit 72 Figuren von dem Bildhauer Prof. Mohr dargestellt, ein Geschenk des Kaisers Wilhelm; darüber ein sogenannter Wimperg, Christus und die Evangelisten. Ueber dem Triforium erhebt sich ein prachtvolles Fenster mit kolossalem Wimperg, gekrönt von einer ungefähr 4 m hohen Kreuzblume. Einfacher gehalten ist das Nordportal am entgegengesetzten Arme des Querschiffs. Der seit 550 Jahren vollendete alte Chor mit seinem Wald von Pfeilern und gleichsam elastisch geschwungenen Brückenbögen empfängt uns wie ein heiliger Hain und erweckt in uns zugleich das Gefühl des Entzückens und der Ehrfurcht.

Johann Georg Forster sagt darüber Folgendes:

„Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfachheit, die alle Vorstellung übertrifft. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Säulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes; nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Nesten gespalten, die sich mit ihren Nachbarn in spizen Bogen wölbt und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läßt sich schon auch das Unermeßliche des Weltalls nicht im beschränkten

Räume versinnlichen, so liegt gleichwol in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltame, welches die Einbildungskraft so leicht in das Grenzenlose verlängert.“

Wir betrachten die herrlichen Glasmalereien zunächst an der Nordseite, welche aus den Jahren 1508 und 1509 stammen und Geschenke der Erzbischöfe Hermann IV. von Hessen und Philipp II. von Daun-Oberstein, sowie des Grafen Philipp II. von Birneburg und der Stadt Köln sind. Wir sehen hier u. A. Scenen aus der Passion, dem Leben Petri, den Stammbaum Christi, den heiligen Sebastian, die Anbetung Christi durch die Hirten, den Besuch der Königin von Saba bei Salomo, die Anbetung der heiligen drei Könige und die Krönung der heiligen Jungfrau in flandrischer Manier dargestellt. Daneben ist die 1572 gebaute, 1842 renovirte Orgel mit 42 klingenden Stimmen und vier Nebenjügen. Die neuen Fenster im südlichen Seitenschiff hat König Ludwig I. von Bayern gestiftet; sie stellen Johannes den Täufer, die Geburt Christi, das letzte Abendmahl und Christi Tod, die Ausgießung des heiligen Geistes und die Steinigung des heiligen Stephanus dar. An der Westseite des südlichen Querschiffs ist zu Ehren Josephs v. Görres ein sechstes Fenster eingesetzt. Die neuen Glasfenster am Südportal hat Kaiser Wilhelm geschenkt und die am Nordportal sind zum Andenken an die Ernennung des Erzbischofs Johannes v. Geißel zum Cardinal von einem Vereine gestiftet und von Baudri gebrannt. Die alten Glasgemälde der Westseite des nördlichen Querschiffs sind zum Theil aus mehreren abgebrochenen Kölner Kirchen und Klosterumgängen.

Treten wir durch das Eisengitter in den Rundgang des hohen Chors, so sehen wir gleich links an der Wand das Hochgrab des Erzbischofs Engelbert III. von der Mark mit Steinbild auf schwarzer Marmorplatte und 24 Heiligenfiguren in gothischen Blendern, das Beste der Art im ganzen Dome. Wir durchwandern die Kreuzkapelle und die sogenannte Sakristei mit der Schatzkammer, worin wir u. A. der Reliquienschrein der heiligen drei Könige, mit eisilixten Gold- und Silberplatten und reich mit Edelsteinen besetzt, von denen freilich schon die kostbarsten gestohlen sind, den Reliquienschrein des heiligen Engelbert, gleichfalls aus übergoldetem massiven Silber, verschiedene Kirchenschätze, Krummstab, Monstranz und sonstige Reliquien früherer erzbischöflicher Zeit bewundern. In der Sakristei steht ein kunstvolles Sakramentshäuschen, aus Stein gehauen, aus dem 13. Jahrhundert. Wir kommen dann zum Kapitelsaal und der Dombibliothek; in ersterem befindet sich ein Altar, dessen Platten Albertus Magnus weihte, und in letzterer sehr werthvolle und alte Codices. Von den sehenswerthen Chorkapellen nennen wir die Engelbertuskapelle, mit dem Epitaph des Erzbischofs Anton v. Schauenburg aus schwarzem Marmor und Marmor, worauf die Auferstehung Christi dargestellt ist, die Maternuskapelle mit dem Hochgrab des Erzbischofs v. Heinsberg, die Johanneskapelle mit dem Sarkophag des Erzbischofs Konrad v. Hochstaden, des Gründers des Doms, mit seiner vortrefflichen ehernen Statue auf schwarzem Marmor und einem mit Passionsbildern reichgeschmückten Altare, einem Geschenke der Gebrüder Boisseree, ferner die Dreikönigskapelle mit den Gebeinen dieser Heiligen, welche Barbarossa von Mailand mitbrachte. Auch die drei Glasfenster sind bemerkenswerth, sie gelten für die ältesten des Doms.



Chor des Doms zu Aölin.

Ferner die Agneskapelle mit dem 1865 renovirten Sarkophag der heil. Trmgard, Gräfin v. Zutphen, mit den Glasmalereien, die Heiligen Anno und Severin darstellend, aus dem 14. Jahrhundert, und dem berühmten Dombild, von Stephan Lochner (1450) gemalt, hinter Verschluß. Auf den Außenseiten der Flügel sieht man die Verkündigung Mariä und bei geöffneter Altartafel auf dem Mittelbilde die thronende Maria mit dem Jesuskinde, umgeben von den drei Königen. Ein prächtiger Goldgrund, ein zartes Himmelblau und ein brennender Purpur gewähren einen seltenen Farbenschmelz, und die Köpfe sind wunderbar fein ausgeführt; auf dem linken Flügel die heilige Ursula mit ihren Begleiterinnen und rechts der heiligen Gereon mit seinen Gefährten. Dies Bild gehörte ursprünglich der Stadt und hing in der Kathskapelle. Dann die Michaelskapelle mit dem Grabdenkmal des Erzbischofs von Jülich aus dem 15. Jahrhundert und den Gräbern des 1682 verstorbenen Bischofs von Straßburg und des Kölner Domdechanten Franz Egon von Fürstenberg. Endlich die Stephanuskapelle mit dem Sarkophag des Erzbischofs Gero unter einer Mosaikplatte und dem Marmorepitaph des Erzbischofs Adolf III. von Schauenburg im Renaissancestil. In dem sogenannten Muttergottes-Chörchen der Marienkapelle sieht man Overbeck's „Himmelfahrt Mariä“, welche der Düsseldorfer Kunstverein dem Dom geschenkt hat. Außerdem befinden sich daselbst mehrere Grabdenkmäler von Erzbischöfen, an einem Wandpfeiler die sogenannte Mailänder Madonna, eine schöne Skulptur aus dem 14. Jahrhundert, und vortreffliche Glasgemälde aus dem Leben der heiligen Jungfrau.

Besonders majestätisch macht sich der eigentliche innere Chorraum, von 14 Pfeilern abgegrenzt, mit großen in Sandstein gemeißelten, polychromirten Figuren, Christus, Maria und die zwölf Apostel darstellend, auf blätterreichen Konsolen. Mitunter profane und humoristische Darstellungen enthalten die Schnitzereien der 96 prächtigen Chorstühle. Die hinteren Wände sind mit Teppichen behangen, von Kölner Frauen gestickt. Der Hochaltar, ohne besondern Werth auf einem siebenfüßigen tempelartigen Aufsatz, soll bald durch einen neuen ersetzt werden.

Am Ausgang rechts ist ein gothisches Reliquiar nach Zwirner's Entwurf und gegenüber das Kolossalstandbild des heiligen Christophorus mit dem Jesuskinde auf den Schultern, aus dem 16. Jahrhundert, ein Handwerksburschen-Wahrzeichen.

Sehr lohnend sind die Chorumgänge, weil man so erst einen rechten Eindruck von der Großartigkeit der einzelnen Theile erhält. Man klimmt 101 Stufen zur Portalgalerie und noch 36 Stufen zu der äußeren Galerie hinauf, auf der man zwischen dem kolossalen Strebewerk und den Pfeilermassen den ganzen Dom umwandeln kann. Ebenso gewährt eine innere Galerie eine Ueberschau des Innern. 98 Stufen höher ist die oberste äußere Chorgalerie rings um das ganze Chordach, mit prachtvoller Aussicht auf die Stadt und den Rhein; noch großartiger freilich vom Mittelthurme aus ist der Blick über die Bergischen Höhen bis zum Siebengebirge.

In dem dritten Stockwerk des südwestlichen Thurmes hängt die größte aller deutschen Glocken, die Kaiserglocke, mit der sinnigen Inschrift:

„Die Kaiserglocke heiß' ich,
Des Kaisers Ehre preis' ich.
Auf heiliger Warte sieh' ich,
Dem Deutschen Reich erschle' ich:
Daß Fried' und Ehr'
Ihm Gott bescher!'“ —

Wer die Mühe scheut, die vielen Stufen der Domgalerien zu erklimmen, der gewinnt einen Ueberblick im Kleinen durch Besichtigung des Dom-Modells des Dr. Meitzen auf dem Wallrafsplatze 10. Ein anderes Modell befindet sich in der Eau-de-Cologne-Handlung von Schaeben gegenüber der Thurmseite des Doms.



Linker Flügel des Kölner Dombildes (St. Ursula mit ihren Jungfrauen).
Von Meister Stephan.

Die Rheinbrücke. Ein großartiges Bauwerk ist auch die neue Rheinbrücke oder, im Gegensatz zur Schiffbrücke, feste Rheinbrücke genannt. Sie ward 1855—59 erbaut und verbindet die Rheinische Bahn mit der Köln-Mindener. Man schätzt die Gesamtkosten auf ungefähr 4 Millionen Thaler. Ausgeführt ward das Riesenwerk von Baurath Lohse nach dem Entwurfe des Wasserbauinspektors Wallbaum. Ihre Länge beträgt von der Mitte des einen Stirnpfeilers bis zum andern 418 m und sie hat je 98 m Lichtweite innerhalb ihrer vier Pfeiler; sie ist von sechs Thürmen flankirt. Die Höhe der Brückenpfeiler

bis zur Brückenlage vom Nullpunkt des Kölner Pegels beträgt 16,5 m. Die Breite der ganzen Brücke mißt 16 m, wovon die Eisenbahnbrücke 7,5 m, die Chaussée- und Fußgängerbrücke 8,5 m einnehmen. Zu Beginn und am Ende der Brücke prangen die stolzen Reiterstatuen der Könige Friedrich Wilhelm IV., von Bläser in Erz gegossen, und auf der Deutzer Seite Wilhelm I. von Drake. Die mit zwei Geleisen versehene Eisenbahnbrücke hat ein doppeltes, die Chausséebrücke ein einfaches Gitterwerk. Das Gitter ist 27 Fuß hoch und besteht aus etwa 5 Zoll breiten und 1 Zoll dicken Eisenstäben, welche, schräg und kreuzweise über einander genietet, Quadrate von ungefähr 3 Fuß bilden, die mit einer Spitze nach unten gerichtet sind. Das Eisenwerk ward unter Leitung des Herrn Weidtmann in Dortmund gefertigt und sein Gesamtmaterial beträgt 10 Millionen Pfund Eisen. Nicht minder großartig waren die Vorbauten auf dem Lande; es war vom Fuße des Doms aus über den Frankenplatz und das gleichnamige Werft eine 36 Fuß breite Auffahrt erforderlich und hierzu ein Viadukt von 20 Bogen mit 20 Fuß Spannweite, sowie ein 34 Fuß breiter Bogen über eine Straße, um die Fahrbahn in einer Steigung von 3 : 100 zu erreichen. Außerdem fährt die Eisenbahn selbst über einen Viadukt, welcher vom Frankenwerft bis zum Centralbahnhof reicht. Die ganze Anlage vom Rheinischen bis zum Köln-Mündener Bahnhof erstreckt sich ungefähr 3850 Fuß weit.

Am jetzigen Stirnpfeiler am Werft begann die Arbeit unter Baurath Vohse's Leitung am 6. Juni 1855 unter großen Schwierigkeiten wegen des bedeutenden Wasserandrangs. Da mußte Tag und Nacht gepumpt werden, während zu gleicher Zeit gegraben und gemauert wurde. Troßdem wuchs die Höhe der Mauer bis zur Werfthöhe, und so konnte schon am 3. Oktober der Grundstein zur Brücke durch den König gelegt werden. Das Werk schritt rüstig voran, so daß schon am 19. Sept. 1859 der erste Eisenbahnzug passiren konnte. Am 3. Oktober wurde der Verkehr feierlich eröffnet und mit ihm im vollsten Sinne des Wortes das östliche Europa mit dem westlichen verbunden. Denn es brausen die Eisenbahnzüge von Rußland, vom Schwarzen Meere, von der Ost- und Nordsee, vom Süden bis zu den Alpen, im Westen bis zum Atlantischen Ozean und im Nordwesten bis an die Nordsee über den duldenden Strom.

Außerdem verbindet eine 1306 Fuß lange und 24 Fuß breite Schiffbrücke beide Ufer; sie besteht aus 39 Schiffen und hat eine Tragkraft bis zu 150 Centnern. Dieselbe bietet an Sommerabenden ein bewegtes Treiben, da sie den Kölnern eine beliebte Promenade ist. Das Brückengeld von 2 Pfg. bringt jährlich das Dreifache der Erhaltungskosten, ca. 180,000 Mark, ein. —

Als ein herrlicher Ueberrest aus der Zeit der Freiheitskämpfe ragt am oberen Ende der Stadt stolz über den Rhein der alte Bayenthurm mit seinen gewaltigen Mauern und Zinnen, Gitterfenstern und Wappenschildern empor. Der Name stammt entweder von einem daselbst gelegenen Dorfe Baien oder nach Simrock von den „Baien oder Boien“, d. h. Ketten, mit welchen die Erzbischöfe zu verschiedenen Zeiten den Rhein dort zu sperren versuchten. Noch jetzt hat der Name als „Kettenthurm“ seine symbolische Bedeutung, denn er dient theilweise als Militärgefängniß.

Erzbischof Engelbert II. erbaute, nachdem er sich 1261 durch Verrath der Stadtschlüssel bemächtigt hatte, die Zwingburgen am Baien und zu Nyls. Gegen seinen Druck erhob sich ein Kölner Bürger, Eberhard vom Buttermarkt,

und zog die Sturmglocke. Darauf wurden die Söldner der Erzbischofs verjagt und die Freiheitsfahne aufgepflanzt. Am längsten trotzte jedoch der von tiefen und breiten Gräben umgebene und durch starke Vorburgen (Wichhäuser) geschützte Bayenthurm, doch die Besatzung ergab sich. So steht der Thurm noch als Wahrzeichen bürgerlicher Eintracht und Freiheit, wie er zuvor eine Zwingburg der Knechtschaft gewesen. Aber auch der Gewalt des Stromes, der Wucht des Eisganges dient der trotzige Thurm als starkes Bollwerk. Er ragt ungefähr 32 m in die Lüfte und gewährt auf seinen Zinnen eine herrliche Aussicht. Unter ihm befindet sich auf der Stadtmauer ein steinernes Bild des heil. Nikolaus, des Patrons der Schiffer, mit passender Inschrift. Auf dem hier zu 9 m sich erhebenden Walle steht auf einem Vorsprung ein nettes Schilderhaus.

Hier spukte im Hause „zum Pütz“ Meister Hubert Hochhut und warf die Vorübergehenden mit Erbsen und ohrfeigte sie gar. Im Innern des Hauses verübte der Geist seine Koboldstreiche. Oft erschien er am Feuer als greises Männlein mit hohem Hute, daher sein Name „Hochhut“. Einigen Geisterbannern, die ihn mit Hülfe des sogenannten Christophelsbüchleins beschwören wollten, erging es schlecht, der Spuk ward jetzt toller als je, bis es einem Kapuziner gelang, ihn auf die „Wahner Heide“ zu bannen. Einige Mythologen haben in dieser Sage Nachklänge des Wodansglaubens erblickt.

Doch werfen wir nun einen Blick auf das Innere Kölns und seinen Charakter. Kölns Bedeutung für Handel und Industrie haben wir schon beleuchtet. Kommen wir von der Sitterbrücke, Schiffbrücke oder der Dampfschiffahrtsfähre, so begegnet uns allenthalben das regste Leben. Der Hauptverkehr pulst in der Hochstraße, welche mit der Severinsstraße einerseits und dem Eigelstein andererseits die Stadt von Süden nach Norden durchschneidet, und in der Straße Ober-Marspforten, die nach der Schiffbrücke führt. Rechts und links fallen uns die großartigsten und feinsten Schaufenster, Bazare, Toilettenmagazine, Kunst- und Buchhandlungen und die elegantesten Cafés, wie z. B. das Wiener, in die Augen. Vor Allem verdient der mit Glas überdachte Bazar, die Königin Augustahalle, links von der Brückenstraße aus als Passage in die Hochstraße, rühmende Erwähnung. Hier finden wir das Feinste und Beste in jeder Branche ausgestellt und athmen die Luft einer wirklichen Großstadt. In den meist engen und krummen Seitenstraßen fallen uns oft altfränkische Häuser mit gezackten Giebeln und vorspringenden Stockwerken in die Augen, die von den stattlichen Neubauten seltsam abstechen. Eins der ältesten Patrizierhäuser steht auf der Blaubach. Besonders sehenswerth und merkwürdig für den Charakter einer alten Stadt und Festung zugleich ist das Voergäßchen, nahe beim Alten Markt, in dem bei einer Breite von wenig Fuß sich Laden an Laden reiht.

Die Gestalt der Stadt gleicht einem Halbmond, der sich am linken Rheinufer ausdehnt und ringsum von gewaltigen Festungswerken umschlossen ist. Im Innern zieht sich noch eine Umwallung herum; man zählt acht größere und 14 kleinere Forts. Außerhalb liegen 13 detachirte Forts und die Pulvermagazine; mit der Erbauung eines zweiten Außengürtels vorgeschobener Forts hat man bereits begonnen.

Trotz der Jagd nach Geld und Gut hat der Kölner viel Sinn für Kunst, Geselligkeit und Heiterkeit des Lebens. Er besitzt ein stattliches Theater, pflegt Musik, Gesang, besucht den eleganten Cirkus Carré, seine öffentlichen Parks,

wie den „Zoologischen Garten“ und die „Flora“, und ist namentlich ein Freund des Scherzes, wie sein weltberühmter Karneval beweist. Hier sprudelt die Laune und der Witz in stets neuen Liedern; auch sonst bietet Köln für Sage und Poesie ein ergiebiges Feld. Charakteristisch prägt sich das Kölner Volksleben aus mit seinem eigenen Plattdeutsch, das man besonders an Sonntagen auf den Kirchmessen der Umgegend studiren kann.

Das „heilige Köln“. Die Kirchen. Köln vereinigt in sich so viele charakteristische Städtetypen, daß es Einem schier schwer fällt, den überwiegenden anzugeben. Vermöge seiner Geschichte und seines Sitzes als Erzbisthum, der jedoch seit 1876 erledigt ist, sowie seines uralten historischen Namens als das „heilige Köln“ möchte man versucht sein, dem kirchlichen Momente als dem ausgeprägtesten den Vorzug zu geben. Und in der That, wenn man all die Kirchen und Kapellen zählt, welche Köln besitzt, so möchte man den Titel „das heilige Köln“ für den berechtigtesten halten. Darum sagt Heine in seiner „Wallfahrt nach Kevelaer“, die wir Eingang des dieses Kapitels citirt, mit Recht:

„Zu Cöllen in der Stadt, der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.“ —

Es soll deren so viele gehabt haben als Tage im Jahre, und vor der französischen Revolution hatte es noch 200 Gotteshäuser; jetzt hat man ungefähr noch 40.

Man zählt allein 19 katholische Pfarreien, 7 katholische Nebenkirchen, 1 Klosterkirche, 5 Kapellen, 1 katholische Garnisonkirche (St. Pantaleon), 2 evangelische Pfarrkirchen und 1 Synagoge. Außer dem Dom, den wir schon ausführlicher besprochen haben, erwähnen wir die zierliche Minoritenkirche hinter dem Museum, eine durch ihre reinen Formen und schönen Verhältnisse ansprechende Basilika aus dem 13. Jahrhundert, an der 40 Jahre gebaut ward, weshalb einige Reste romanischen Stils zu erkennen sind. Im Volksmund heißt sie auch die „Ritterkirche“, weil viele Ritter darin bestattet liegen sollen. Der berühmte Theologe Duns Scotus soll als Scheintodter hier lebendig begraben worden sein. Dann die St. Andreaskirche, zum Theil restaurirt und aus verschiedenen Bauperioden, enthält sehenswerthe Gemälde von de Bruyn, einen Reliquienkasten des Albertus Magnus und das mit Figuren überladene Reliquiar der Maffabäer. Ferner die Jesuiten- oder Maria Himmelfahrtskirche, in prunkvoller gothisirender Jesuiten-Renaissance mit prächtigem Gewölbe, kühnen Bögen und schlanken Säulen, macht einen großartigen Eindruck. Weiter die St. Ursulakirche mit einer kolossalen Krone auf der Spitze, eine einfach gewölbte Pfeilerbasilika mit Kreuzgewölbe und neuem gothischen Chor. Darin steht ein Sarkophag von schwarzem Marmor, auf dem die heil. Ursula ausgemeißelt ruht; an den Wänden liegen hinter Glas und Rahmen die von einer Taube (der Legende nach) aufgefundenen Gebeine der 11,000 Jungfrauen. In der sogenannten „goldenen Kammer“ werden noch viele wunderbare Reliquien, wie die Geißelruthe Christi, ein Maaßkrug von der Hochzeit zu Kanaan u. s. w., gezeigt. Von der St. Gereonskirche war schon die Rede; sie wurde mehrmals verändert, gegen 1080 von Erzbischof Anno. Wahrscheinlich rührt von ihm der merkwürdige Mosaikboden der Krypta mit den vier symbolischen Figuren der Weisheit, Klugheit, Keuschheit und Stärke,

verkörpert in David, Josua, Joseph und Simson. Bemerkenswerth sind auch die Wandgemälde in der Taufkapelle. Früher soll sich dort am Eingang zur Rotunde die St. Gereonssäule befunden haben, woran unser Heiland zergerißelt ward, und welche die geheime Kraft besaß, schweren Verbrechen den Todesstich zu verzeihen. Ferner erwähnt der Volkswitz die Gereonsküste als Herberge für spröde Jungfern. Sehr schön repräsentirt sich durch ihre freie Lage die St. Apostelkirche, ein schönes Modell spätromanischen Stils, mit hoher achteckiger Kuppel und drei halbkreisrunden Chornischen. Auf der Vierung ruht ein mit einer byzantinisirenden kleinen Laterne gekrönter prächtiger Kuppelthurm. Sie ist nach dem Muster der Sophienkirche in Konstantinopel gebaut und scheint in ihrer malerischen Gruppierung aus mehreren über einander gethürmten Kirchen zu bestehen. Sie ward 1001 von Erzbischof Heribert begonnen und von dessen Nachfolger Piligrin 1026 vollendet, litt aber mehrmals durch Blitz und Feuer.



Krypta von St. Gereon in Köln.

Von dem St. Apostel-Kirchhof erzählt man sich folgende Sage:

„Rychmodis v. Lyßkirchen, die Gattin des H. Mengis v. Uducht, erhob sich aus ihrem Grabe, als ein Todtengräber sie berauben wollte, und wandelte zur Thür ihres Gatten. Dieser glaubte an ihre Gegenwart so wenig, „als daß seine Rosse die Treppe bis zum Dache herauf galoppirten“. Aber siehe da, seine Pferde stürmten wirklich die Treppe herauf!“ — Nach dem Volksglauben war dies das Haus Neumarkt 8, wo man noch heutzutage die Pferdeköpfe aus dem Speicherfenster schauen sieht; doch vermuthlich ist dies nur ein Wappenbild des Erbauers, vielleicht auch ein Zeichen eines im Hofe gewesenen Turnierstalls. Ferner ist die St. Mauritiuskirche, ein modern-gothischer Polygonbau, hier zu finden. Dann die St. Cäcilienkirche, welche mehrfach restaurirt ist. Eine der merkwürdigsten Kirchen ist St. Maria im Kapitol, im Dialekt „Zint Märjen“ genannt, eine romanische Kirche mit kleeblattförmigem Kreuzbau und Kuppel, 1049 von Paps Leo IV. eingeweiht. Bemerkenswerth sind die aus Eichenholz geschnitzten Thürflügel mit Darstellungen aus dem Leben Jesu

und die Würfelkapitäl und Säulenornamente im Kreuzgang sowie merkwürdige Grabsteine und Seitenkapellen. Der Sage nach soll Plectrubis, die Gattin des aufräffischen Königs Pipin von Heristal, hier ein Frauenkloster gegründet haben. Weniger wichtig sind St. Cunibert, die jüngste romanische Kirche, eine gewölbte Basilika, in demselben Jahre eingeweiht, wie die Grundsteinlegung des Domes erfolgte (1248); ferner die kreuzförmige Pfeilerbasilika St. Martin und die alte malerische Stiftskirche St. Severin mit dem kunstvollen Sarg dieses Heiligen, dessen Beisetzung eine große Dürre beseitigt haben soll. Auch das Innere mit seinem hochgewölbten Schiffe, seinem erhabenen Chor, seinen Säulen und dem Altarbild von de Bruyn: „Das heilige Abendmahl“ und anderen Wandgemälden sowie hübschen Glasmalereien macht einen erhebenden Eindruck.

Erwähnenswerth ist ferner noch die St. Johanniskirche, welche ehemals die Pfarrkirche der reichen Wollenweber Kölns war. Sie stammt aus dem 12. Jahrhundert und war Johannes dem Täufer geweiht. Außerlich zwar unansehnlich, ist sie doch im Innern reich geschmückt mit einem guten Altarblatt aus der niederländischen Schule, einem schönen bronzenen Taufbecken und hübschen Schnitzereien an der Kanzel. Merkwürdig war neben der Johanniskapelle auf dem Domhof in der Mauer der sogenannte „blaue Stein“, gegen den früher der Henker die Verbrehen mit dem Rücken stieß, ehe sie zum Richtplatz geführt wurden. Um diesen Stein spukte es allnächtlich, und der Spuk verschwand erst mit Beseitigung dieses „Steines des Anstoßes“.

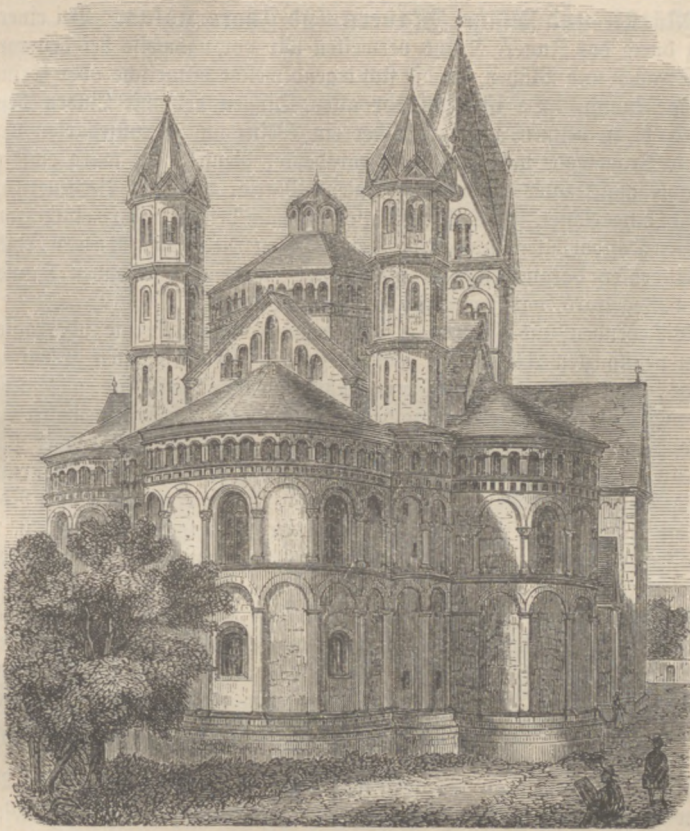
Weiter ist alsdann die St. Peterkirche zu nennen, welche auf den Resten eines römischen Tempels 1524 erbaut worden ist. Hier empfing der hochberühmte Maler Rubens im Jahre 1577 die Taufe und schenkte in dankbarer Erinnerung der Kirche sein vielbewundertes Gemälde die „Kreuzigung Christi“, welche für eine Perle der Kunst gilt.

Wegen ihres Sagen-Nimbus wollen wir auch die St. Reinoldskapelle nicht vergessen, welche zum Andenken an das tapferste der vier Haimonskinder erbaut ward. Dieser Held arbeitete nämlich zuletzt als einfacher Arbeiter am Bau des damaligen Domes unter Erzbischof Hildebold (gest. 832), erlag aber seines rührenden Fleißes wegen der Mißgunst seiner Mitarbeiter. Nahe der St. Mauritiuskirche ward er von diesen erschlagen und seine Leiche in einem Sacke, mit Steinen beschwert, in den Rhein versenkt. Doch ein Engel entdeckte die Stelle einer kranken Frau, welche beim Anblick des Sackes genas. Da wurde dieser ans Land gezogen, worauf alle Glocken von selbst zu läuten angingen. Zuletzt erbaten sich die Einwohner von Dortmund die Reliquien dieses Heiligen zum Schutze ihrer bedrohten Stadt. Der Kasten mit denselben lief von selbst dorthin und blieb an der Stelle des Reinoldsmünsters stehen. Von nun an half der Heilige oft von der Stadtmauer herab den belagerten Bürgern die Feinde verjagen.

Auch mit der St. Pantaleonskirche wird der heilige Reinold in Verbindung gebracht; er soll dort Mönch gewesen sein. Wie schon erwähnt, soll Erzbischof Bruno zu ihrem Bau die Trümmer der alten Rheinbrücke verwandt haben; seit 1819 dient die Kirche zum Gottesdienst für die evangelische Bevölkerung der Stadt. Das Grabmal Bruno's mit dem sächsischen Wappen ist vor dem Chore zu sehen; bemerkenswerth ist auch besonders das prächtige alte

gotische Steinwerk unter der Orgel, ein Glasgemälde über dem Altar und an den Pfeilern die Gedächtnistafeln der Krieger, welche von 1813—15 für's Vaterland gefallen sind.

Zum Gottesdienst der Evangelischen ward seit 1802 die ehemalige Antoniterkirche, ein einfacher, geschmackvoller Tempel, eingeräumt. Seit 1860 besitzen die Protestanten aber auch eine neue, recht hübsche evangelische Kirche, und um dieselbe Zeit ward auch eine neue Synagoge erbaut.



St. Apostelkirche in Köln.

Der christliche Friedhof Kölns, eine halbe Stunde vom sogenannten Hahnensthor entfernt, weist keine besonders schönen Grabdenkmäler auf; der Friedhof der Israeliten war eine Errungenschaft der nur langsam sich Bahn brechenden Toleranz. Früher begruben die Kinder Israel ihre Todten am sogenannten „Todten Juden“, südlich von Köln. Nach ihrer Vertreibung aus der Stadt siedelten sie sich in Deutz an, versuchten aber, ihre Todten heimlich in Röhren zu der alten Begräbnisstätte hinüberzurudern. Dies ward ihnen bei Strafe des Galgens verboten, und so legten sie sich einen neuen Friedhof

in Deutz an. Dahin verbrachten denn auch die Kölner Juden später ihre Verstorbenen, bis er sich endlich als zu klein erwies, zumal ein Theil zu Befestigungswerken verwandt wurde. Da tauchte einmal sogar der gewiß tolerante Vorschlag auf, einen Theil des allgemeinen christlichen Friedhofs auch den Juden einzuräumen. Indessen damit vertrug sich der jüdische Kultus nicht, der keinerlei Wechsel an seinen Begräbnisstätten duldet, und so erhielten die Israeliten, wie ihre Glaubensgenossen in Mainz, einen eigenen Friedhof.

Märkte und Plätze, Mauern und Thore Kölns. Bei einer Wanderung durch das Innere Kölns verweilen wir vorzugsweise bei den merkwürdigen Straßen und Plätzen, an die sich irgend welche historische oder Erinnerung der Sage knüpft. Da ist denn vor allen Dingen der mit Linden bepflanzte Neumarkt zu nennen, welcher früher ein Wein- und Gemüsegarten war, jetzt aber zur Promenade und zum Wachtparadeplatz dient. Hier ward einst ein des Diebstahls angeklagtes Mädchen, Namens Marie, trotz der Betheuerung ihrer Unschuld, hingerichtet. Nach ihrem Tode fand man beim Einsturz eines Hauses die vermißten Kostbarkeiten und daneben den richtigen Dieb, einen *Raben*, erschlagen. Zum Andenken daran bewahrte man lange an dem betreffenden Hause einen eisernen Vogelkorb, darin ein gegossener Rabe saß.

Wir wenden uns sodann zu dem vom Rathhausthurm überragten, mit Akazien bepflanzten Altmarkt, welcher zu den Wochenmärkten, Dienstags und Freitags, und zum täglichen Gemüsemarkt dient. Noch sind aus alter Zeit einige merkwürdige Giebelhäuser übrig, und von der Rückseite gewahrt man das Rathhaus und im Hintergrunde den Dom. Hier soll einst Pfalzgraf Philipp den König Maximilian, Kaiser Friedrich's III. Sohn, beim Turnier aus dem Sattel gehoben haben. Der Neumarkt, früher eine von einem Rheinarm umschlossene Insel, ist reich an historischen Erinnerungen. So hielt u. A. hier der Kaiser Maximilian 1505 ein glänzendes Ritterspiel ab, über welches viel berichtet wurde.

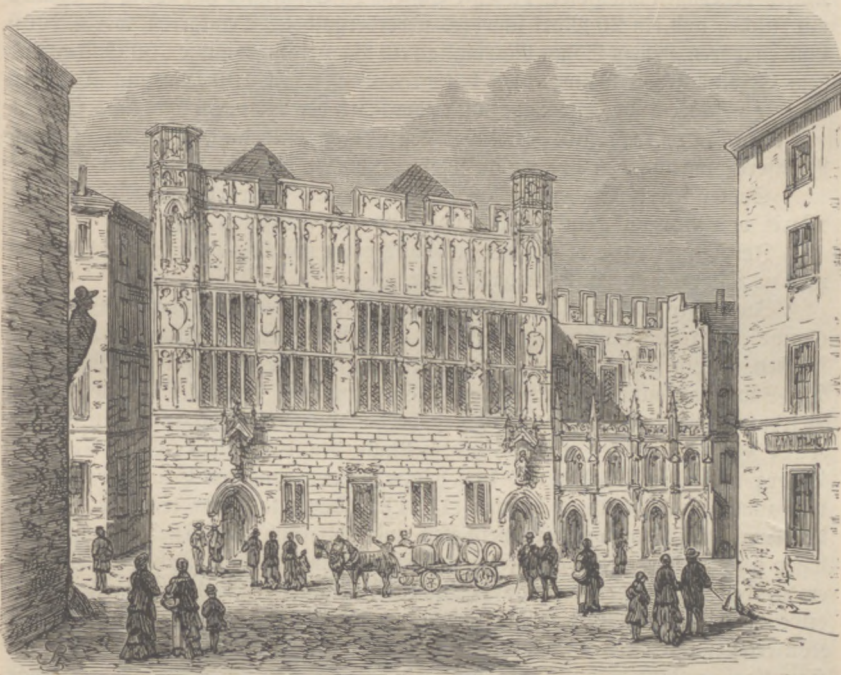
Auf dem kleinen Göllichspratz stand das Haus des 1686 zu Mülheim hingerichteten Wandrämers Göllich zur Zeit der letzten Kämpfe zwischen Adel und Bürgerschaft Kölns. An die Stelle des abgerissenen Hauses setzte man eine Schandsäule mit seinem in Erz gegossenen Haupte, welches später, als dieselbe in der Revolution gestürzt wurde, als Märtyrersymbol umhergetragen und nach Bonn geschickt wurde.

In der Straße „an der weißen Frau“ spukt die betrügerische Bäckerfrau, welche in Gestalt einer Katze den Teig verkleinerte, bis ihr der Mann die Pfote abhakte.

Die Ueberreste der alten Ringmauer Kölns mit ihren breiten Gräben lassen noch die Großartigkeit dieses Bauwerks erkennen. Sie soll 80 Wartthürme und 20 Thore gehabt haben; von letzteren sind noch zu sehen z. B. das Eigelstein- und Severinsthor sowie das Weger- und Pfaffenthor. Am Pfaffenthor sollen die Domherren erhängt worden sein, welche den wackern Bürgermeister Gryn in einen Löwenzwinger stießen; doch der mutthige Mann bezwang den Leu, wie weiland Simson. Manche Alterthumsforscher leiten jedoch den Namen der Pfaffenpforte, welche am Ausgang der Straße „Unter Fettenhennen“ nach der Frankgasse gezeigt wird und die sich auch auf die Begebenheit beziehen

soll, von porta Paphia (Venusthor) her, was auch eine alte römische Inschrift zu bestätigen scheint.

Was nun die Gebäude Kölns betrifft, so nahm sich die Stadt schon im Mittelalter ihrer zahllosen Kirchtürme und Giebel wegen gar stattlich aus, so daß es sprichwörtlich war: „Wer Köln nicht sah, hat Deutschland nicht gesehen.“ Vornehmlich führte es den Namen „das deutsche Rom“ in doppelter Hinsicht: einmal galt es für eine Tochter der weltbeherrschenden Roma, insofern als römische Legionen das alte Colonia Agrippina gründeten, und dann in geistiger Beziehung, da hier ein Schüler des Apostels Petrus, der heil. Maternus, den Samen des Christenthums ausstreute.



Der Gürzenich.

Und wetteifernd mit der St. Peterskirche in Rom, erhob der Dom seine himmelanstrebenden Thürme, und Hunderte von Kirchen und Kapellen verliehen ihm einen nicht minder heiligen Charakter wie der Tiberstadt. Jetzt freilich sind viele jener alten und schönen Kirchen verschwunden, viele stolze Giebelhäuser zerfallen und durch moderne ersetzt — doch überragt der Dom an Großartigkeit und Heiligkeit alle Gottesempel der Welt, und noch gemahnen alte Patrizierhäuser an frühere Pracht.

So laßt uns denn einige der merkwürdigsten Gebäude dieser an²sehenswürdigkeiten so reichen Stadt betrachten, so weit es der uns zugemessene Raum gestattet. Wir beginnen mit dem Gürzenich und dem Rathhause.

Der Gürzenich, das Rathhaus und andere merkwürdige Gebäude. Der Gürzenich, so genannt nach einem alten Adelsgeschlecht, war ein Repräsentationshaus des mittelalterlichen Köln; in seinen Räumen haben Kaiser und Könige und Abgeordnete von Staaten und Städten getanz und gespeist. Es ward erbaut in den Jahren 1441—52 von dem Stadtsteinmetzen Johann von Büren aus Basaltquadern und Tuffsteinen, mit Zinnen und sechs zierlichen Thürmen. Das erste große Fest darin war 1474 zu Ehren des Kaisers Friedrich III., bei dem sein Sohn, der Erzherzog Maximilian, mit einer Stiftsdame den Tanz eröffnete und dann die Kölner Damen nach Anordnung der Erzbischöfe von Mainz und Trier ohne Männer tanzten. Bei dieser Gelegenheit verehrte die Stadt dem Kaiser 10 Wagen mit Hafer, 10 feiste Ochsen, 10 Stückfässer mit Wein, 6 Tonnen mit Fischen und ein 20 Mark schweres silbervergoldetes Trinkgefäß, worin 2000 Gulden waren, seinem Sohne Maximilian ein Paar Kannen mit je 600 Gulden und dem Erzbischof von Mainz einen kostbaren Becher mit 100 Gulden. Das Fest dauerte mehrere Tage; alle Tage schickte der Rath den Wein, im Ganzen 5 Ohmen.

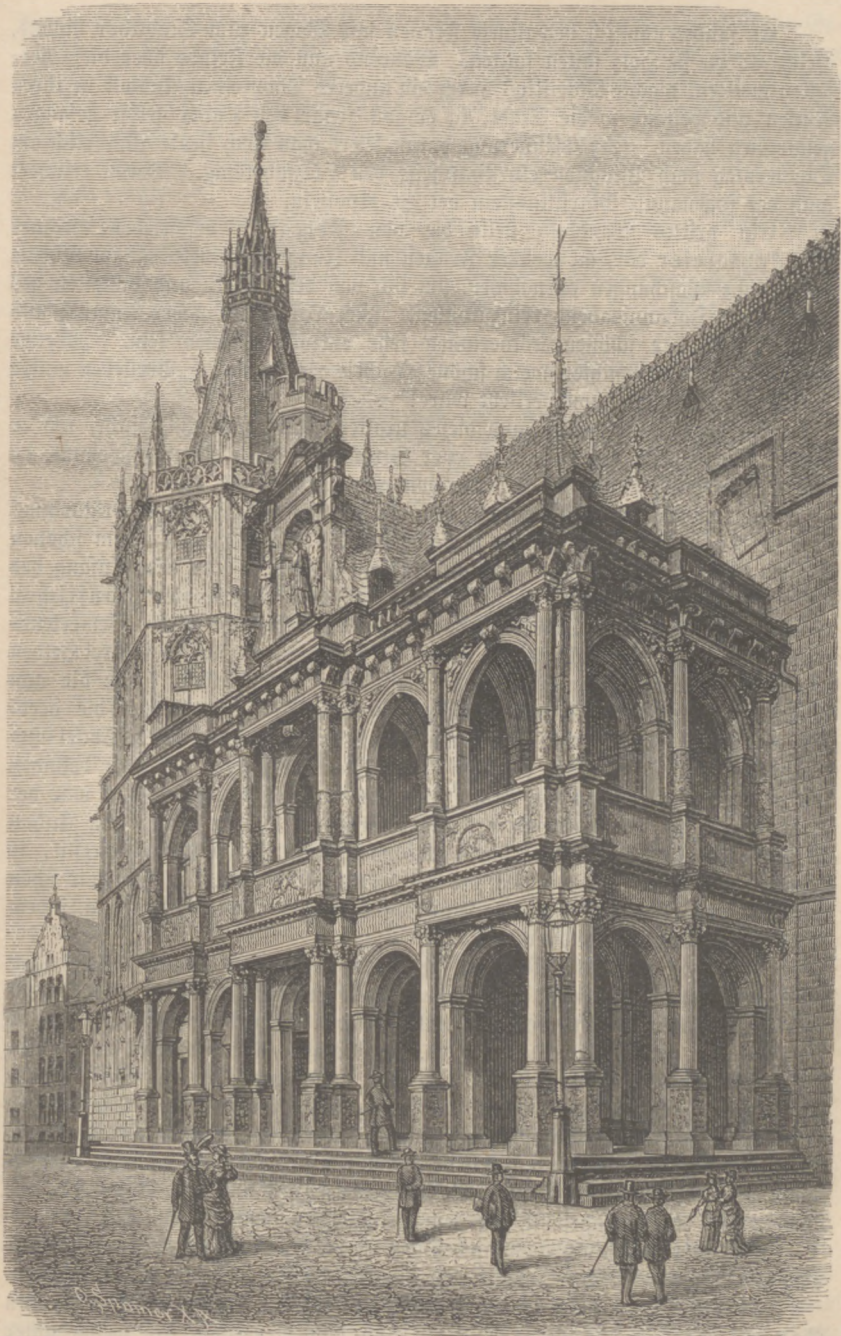
Im Jahre 1475 lud der Kaiser den Herzog Wilhelm von Füllich zu seiner Rechtfertigung auf den Gürzenich, weil er ihm Heeresfolge verweigert hatte.

Später feierte Erzherzog Maximilian mit den Abgeordneten seiner Braut, Maria von Burgund, einige glänzende Feste im Gürzenich (1477).

Im Januar 1486 belehnte er hier den Herzog von Kleve mit einigen Ländern, und zu Ostern fand ein Ball darin statt.

Im Jahre 1505 hielt der Kaiser Maximilian einen Reichstag im Gürzenich ab und ein großes Bankett, bei welchem 1366 Personen aus silbernen Schüsseln speisten. Dann eröffnete der Kaiser den Ball mit der Herzogin von Lüneburg. Der Saal war mit Wachsfackeln und Lichtern prächtig beleuchtet. Ferner fanden Belehnungsfeierlichkeiten und Reichstagsverhandlungen im Gürzenich statt. Kaiser Karl V. ließ sich hier auch auf einem Balle den berühmten Maler Albrecht Dürer vorstellen (1520) und ließ seinen eigenen jüngeren Bruder Ferdinand hier zum römischen König wählen (1531). Dann kam eine traurige Zeit für den herrlichen Saal, er ward vergessen und schließlich zum Theil als Waarenlager benutzt, doch sollte er wieder zu Ehren kommen. Im Jahre 1821 ward er für das bevorstehende rheinische Musikfest restaurirt und 1855 durch Neubau erweitert. Auch heute wird der Saal noch, namentlich zu Festessen, Banketten, Konzerten und Bällen, benutzt; der untere Raum dagegen dient als Börse. Der Hauptsaal, gestützt von 22 hölzernen Säulen, erstreckt sich 53 m in die Länge, 22 m in die Breite und 14,5 m in die Höhe. Hinter den Säulen geht rings herum eine Seitenhalle, über welcher große Galerien herumlaufen, so daß der Saal in Allem 5000 Personen fassen kann. Bemerkenswerth sind zwei herrliche Kamine mit kunstvoller Bildhauerarbeit aus dem 15. Jahrhundert, ferner Glasmalereien, Wappen und die großartige Gaseinrichtung für 820 Flammen.

Daran stößt ein kleiner Saal, der sogenannte Isabellen-saal, in dem sich herrliche Wandgemälde von Ad. Schmitz aus Düsseldorf befinden, nämlich den Einzug der englischen Prinzessin Isabella, der Braut Kaiser Friedrich's II., darstellend, und die Sage vom Kölner Holzfahrtstag, einem Frühlingssfeste altgermanischen Ursprungs. Man erzählt sich, daß einst ein edler Bürger Kölns, Namens Marsilius, dessen Steinbild über dem großen Thore an der Ostseite steht, die Stadt durch eine Kriegslist gerettet habe.



Das Rathhaus.

Er sandte nämlich bewaffnete Frauen mit Wagen zum Stadthor hinaus, gleich als ob sie Holz fällen sollten. Während nun die Feinde über diese herfallen wollten, machte Marius durch ein anderes Thor einen Ausfall in ihren Rücken und befreite so die Stadt, ja er soll sogar den Kaiser selbst gefangen genommen haben. Zur Erinnerung daran feiert man noch heute alljährlich am Donnerstag nach Pfingsten ein Volksfest, den Holzfahrtstag. Daran erinnert auch der sogenannte Mariusstein bei St. Aposteln.

Ein drittes Wandbild stellt die von Petrarca beschriebene Kölner Johannisfeier dar, an welcher Frauen und Jungfrauen bekränzt im Rheine symbolische Waschungen vornahmen, um sich von den Nebeln und Schlacken des Jahres am Johannisabend reinzuspülen. Petrarca soll von der Anmuth und dem Liebreiz der schönen Kölnerinnen sehr entzückt gewesen sein. „Welche Gestalten, welche Gesichter, welch schöne Tracht!“ rief er aus. „Verlieben müßte sich Jeder, der nicht schon verliebt wäre!“ —

Als der Dichter den Grund dieses uralten Volksgebrauchs erfuhr, rief er aus: „Wie beneide ich euch, daß euer Strom euer Leid hinwegschwemmt, da uns weder der Po noch der Tiber davon reinigen können!“ —

Merkwürdig ist auch das auf den Trümmern des römischen Pratoriums erbaute Rathhaus, ein Gemisch verschiedener Stilgattungen mit einem schönen Thurm, von dem man eine herrliche Aussicht genießt. Aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts stammt der Mittelbau mit dem sogenannten Hanjischen Saale, welcher jetzt zu Stadtverordnetensitzungen verwandt wird. Bemerkenswerth sind die unter Baldachinen stehenden Steinfiguren, welche je drei Helden des Heidenthums, Judenthums und Christenthums darstellen, sowie die acht hölzernen Propheten auf den Konsolen an den Wänden. Ferner die derbhumoristischen Steinfiguren an der Außenseite des Thurmes, deren Sockel und Kragsteine noch zum Theil erhalten sind. Im Erdgeschoß desselben befinden sich in großartigem Gewölbe Archiv und Stadtkasse. Im ersten Stock war der Sitzungsaal für den Rath mit prächtiger Stuckatur an der Decke. Ein Anbau ist der 1540 südlich an den Thurm stoßende Löwenhof im Renaissancestil, so genannt, weil hier der Sage nach der Bürgermeister Gryn, von dem wir schon erzählt, einen Löwen, zu dem ihn seine Gegner gesperrt hatten, bezwang, indem er ihm die Faust in den Rachen stieß.

Der Theil nach dem Altmarkt hin ward 1549—50 erbaut. Sein Saal führt den Namen Muschel und stammt aus dem Jahre 1761. Die Fassade nach dem Markte zu ist restaurirt und mit den Standbildern Otto's I. und Maximilian's geschmückt. Das Portal, im schönsten Renaissancestil vom Bildhauer Wilhelm Vernickel 1569—71 erbaut, zeigt zwei über einander liegende Arkadenreihen von je 16 Säulen, welche eine offene Halle bilden. Die Arkaden sind geziert mit Medaillonköpfen römischer Imperatoren und Kölner Berühmtheiten und darauf bezüglichen Inschriften. Auf den Reliefs sieht man den Löwenkampf des Bürgermeisters Gryn mit dem Simson's und mit Daniel in der Löwengrube zusammengestellt, auf dem Mittelbogen steht die Justitia.

Gegenüber dem Rathhausplatz befindet sich die Kathskapelle, ein gothischer Bau mit elegantem Portale, welche jetzt zum Gottesdienste den Altkatholiken dient.

Von sehenswerthen Gebäuden nennen wir noch den sogenannten spanischen Bau mit dem Stadtarchiv, die Bibliothek im Renaissancestil, welche unter

dem bewährten Stadtarchivar Dr. Ennen stand, dem wir eine umfassende Geschichte der Stadt Köln verdanken; nach ihm ist Dr. Höhlbaum als Archivar eingetreten; dann Rubens' Geburtshaus in der Sternenstraße 10, mit dem Porträt des Malers über der Thür, in dem, nach einer irrthümlichen Angabe, Rubens geboren sein soll (nach neuesten Forschungen stammt er aus Siegen); in diesem Hause starb auch, wie eine Tafel meldet, Maria de Medici am 3. Juli 1642.

Von anderen merkwürdigen Lokalitäten nennen wir noch den „Kümpchenshof“ und den „Klapperhof“. Ersterer ist berühmt geworden durch den großen Johann von Werth, welcher hier als Knecht sich von einer hochmüthigen Magd einen Korb holte, verewigt in einem Gedichte von Karl Kramer: „Jan un Griet“ in Kölner Mundart:

„Zo Köln em ahlen Kümpchenshof wunt ens nâ Boersmann,
 Dâ hät en Mâd, de nannt sich Griet, nâ Knâch, dâ nannt sich Jan.
 Dat Griet, dat wohr en frejche Mâd, grad, we vun Milch un Bloot,
 Dâ Jan, dat wohr nâ starke Boorsch, dem Griet vun Hâzen good.
 Ens säht hä: „Sag“, esu säht hä, „sag, Griet, ben ich der räch?
 Nimm mich zem Mann, do bes en Mâd, un ich, ich ben nâ Knâch.“
 Do säht it: „Jan, do bes nâ Knâch, un ich en schöne Mâd,
 Ich well nâ dâftgen Halsen han met Dos un Pâd.“ —

Da zog der Johann verdrossen in den Krieg, schlug tüchtig die Feinde und kam als Feldmarschall wieder auf stolzem Pferde nach Köln, wo die „Griet“ vor einem Apffelram saß und verwundert ausrief: „Jan, wer et hät gewoß!“ — Darum:

„Ehr kölsche Mâdche, merk üch dat, un sitt mer nitt zo friet;
 Gar máncher hät et leid gedonn, dat lehrt vum „Jan un Griet!“ —

Vom „Klapperhof“ erzählt man die schauerliche Geschichte von einem Pastetenbäcker, welcher junge Mädchen zu sich lockte, sie ermordete und aus ihrem Fleische Pasteten buk, bis er gefaßt wurde — was Karl Fink in Versen besingt:

„Und anno Domini Eintausend Bierhundert, wie man spricht,
 Da fand im Klapperhofe der Mörder sein Gericht.“ —

Als Kunst- und Gildehaus war in der Rheingasse das sogenannte Tempelhaus berühmt, welches später als Börse zu den Berathungen der Handelskammer und den Versammlungen der Schifffahrtsgesellschaften diente. Ferner spielte in der Cäcilienstraße die „Bank“ eine große Rolle zur Zeit, als Köln sogar seinen eigenen Münzfuß hatte, nach dem sich selbst Venedig richtete, so daß man das Silber nach Kölner Währung bestimmte und sich vielfach kölnischen Maßes und Gewichtes bediente. Besonders gebrauchte man in Deutschland und den Niederlanden die kölnische Elle.

Zur Zeit der Einführung der Buchdruckerkunst erzählte man sich eine dunkle Geschichte von einem verhängnißvollen Hause in der Nähe des Doms, über dessen Pforte ein Schwan gemalt war mit einem goldenen Kreuz im Schnabel, das auf das Schild hinwies und seine Inschrift: „Zum goldenen Kreuz“. Hier wohnte Meister Michael Wassermez, welcher mit seiner schönen Tochter Adetta in der Kunst des Bücherabschreibens sich auszeichnete. Bei diesem meldete sich einst ein junger Deutscher, Namens Caspar, als Geselle, welcher sogleich das Herz Adetta's einnahm. Er verfertigte in unglaublich rascher Zeit Abschriften von Palmen und Bibeln, während man ihn doch am Tage jeder Art von Sport nachgehen sah. Meister und Mitgesellen hielten ihn bald deshalb für einen

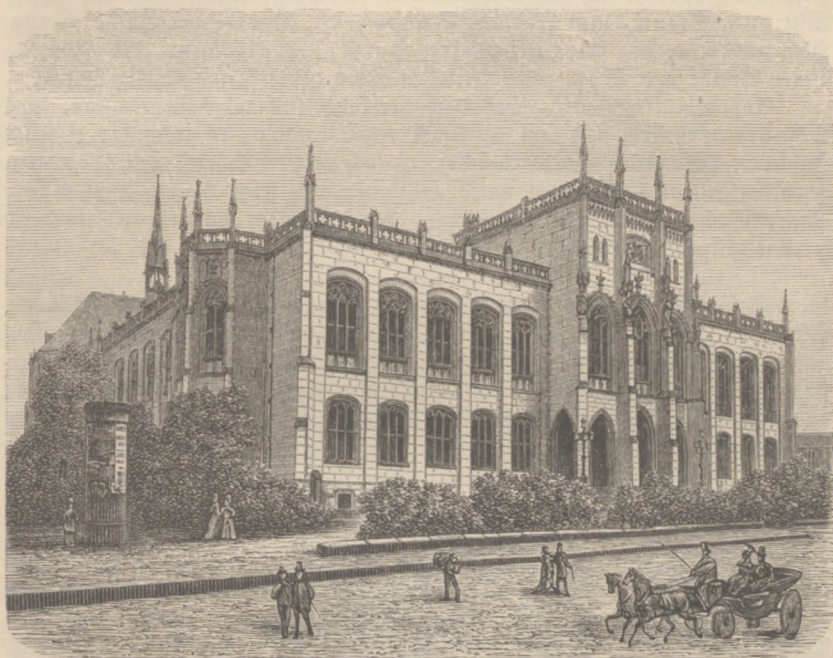
Schwarzkünstler und glaubten ihn im Bunde mit dem Teufel. Indessen der Gewinn blendete Michael Waffermey, ja er verlobte dem Jüngling sogar seine Tochter, wenn er ihm das Geheimniß entdeckte. Daraufhin gestand ihm der glückliche Schwiegerjohn, daß er ein Jünger der Buchdruckerkunst sei, der Kunst, die erst kürzlich von dem Mainzer Gutenberg erfunden sei. Nun meldete sich plötzlich ein früherer Schreiber des Meisters, der durch eine Erbschaft sehr reich geworden war, als Werber um Adetta's Hand. Anfangs wies ihn der Vater ab, mit der Erklärung, seine Tochter sei bereits Braut. Da drohte der Gefränkte mit dem Gerichte gegen den Schwarzkünstler und den mit ihm verbündeten Meister. Aus Angst gab der erschreckte Mann nach, und Caspar ward als Genosse des Teufels auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die unglückliche Adetta, willenlos wie ein Opferlamm zum Altare geschleift, starb bald darauf an gebrochenem Herzen; der Meister verfiel in Wahnsinn, und das ganze Haus ward eine Beute des rächenden Schicksals.

Diese Geschichte von der „schwarzen Kunst“ erinnert uns an einen andern Schwarzkünstler, an Dr. Faust, welcher in dem von Klespe'schen Hause (Ober-Markspforten) von dem Satan durchs Gitterfenster geholt worden sein soll.

Wenden wir uns nunmehr zu den Kunsttempeln und Monumenten Kölns.

Das Wallraf-Richarz-Museum. Monumente. Zwei hochsinnige Bürger, Wallraf und Richarz, sind die Stifter eines der schönsten Kunsttempel Deutschlands, des nach ihnen benannten Wallraf-Richarz-Museums. Zuerst vermachte Ferdinand Franz Wallraf, im Volksmunde „Vater Wallraf“ genannt, geboren 1748 in Köln und längere Zeit Professor und Rektor der ehemaligen Kölner Universität, der Stadt seine reichhaltigen Sammlungen an Gemälden, Büchern und Alterthümern. Namentlich sind seine Gemälde (über 1000) ein unschätzbare Beitrag für die Geschichte der Kölner Malerschule vom 14. Jahrhundert bis zu ihrem Verfall. Wallraf's Vermächtniß wurde noch ergänzt und vervollständigt durch den Kommerzienrath Johann Heinrich Richarz (geboren 1795 in Köln), welcher besonders die nöthigen Geldmittel (ein Kapital von 232,000 Thalern) zur Erbauung eines würdigen Gebäudes hergab. Dasselbe ist im sogenannten Tudorstil erbaut, und als Kuriosum erwähnen wir noch, daß ein altrömischer Bogen des früheren Pfaffenthors in die Hintermauer eines Hauses an der Ostseite in den Anlagen des Museums eingesetzt ward. Vor dem Portale stehen die Statuen der Erzbischöfe Bruno und Engelbert I., der Agrippina und der Kaiserin Helena; an der Seitenfront des östlichen Flügels steht der Patrizier Overstolz, der Gelehrte Albertus Magnus, der Dombaumeister Gerard, der Maler Rubens u. A. Im Innern sieht man in der Halle die Marmorbüsten der beiden Schöpfer des Museums. In den unteren Räumen befinden sich zumeist römische Alterthümer, vielfach Funde aus der Umgegend, zum Theil merkwürdige Altäre und Sarkophage. In dem oberen Kreuzgang interessirt uns besonders die Boissière'sche Sammlung von vorzüglichen Glasgemälden. Wichtig für die Geschichte der altkölnischen Malerschule sind mehrere Bilderfäle. Im Treppenhause fesseln uns die fein ausgeführten Fresken von Eduard Steinle aus der Kultur- und Kunstgeschichte Kölns nach drei Perioden, nämlich der römischen und romanischen (16 v. Chr. bis 1248 n. Chr.), der mittelalterlichen (1248—1550) und der modernen in zwei kleineren

Bildern: 1) der neuesten Renaissance und 2) des Kölner Domausbaues, bei welchem Friedrich Wilhelm IV. den Mittelpunkt bildet. Wir treten durch die Mittelthür in den sogenannten Empfangssaal, wo uns zwei große Reiterbilder, das berühmte Camphausen'sche: Kaiser Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz, von Simon Meißter, in die Augen fallen. Links befindet sich der sogenannte Rubenssaal mit vorzüglichen Gemälden dieses und vieler anderer großen Meister. Auch die italienische Schule ist würdig vertreten. Im östlichen Flügel ist die permanente Gemäldeausstellung des Kölner Kunstvereins.



Das Wallraf-Richarz-Museum.

Hier darf man nun nicht im raschen Fluge durch alle Säle laufen, um in kurzer Zeit Alles sehen zu wollen; der Eindruck einiger vorzüglichen Gemälde genügt bei einmaligem Besuche. So war es uns diesmal ein besonderer Genuß, vor dem seelenvollen Bildniß der erhabensten Frau, der Mutter unseres verehrten Kaisers, vor der engelgleichen Lichtgestalt der Königin Luise staunend zu verweilen. Der lebenswarme und edle Ton verklärt die herabschwebende Gestalt wie ein himmlisches, göttergleiches Wesen. Das Meisterwerk ist bekanntlich von Gustav Richter.

Fast nur kirchliche Kunstgegenstände aus dem Mittelalter enthält das Erzbischöfliche Diözesan-Museum in dem ehemaligen Sitz des erzbischöflichen Offizialats und der ehemaligen Kapelle St. Thomas, der früheren erzbischöflichen Hauskapelle. Bemerkenswerth ist die dem Priesterseminar gehörige Madonna aus der Schule des Meisters Wilhelm.

Auf dem Heumarkt steht das außerordentlich kunstvoll ausgeführte Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III., von Bläser modellirt, in Bronze gegossen im Eisenhüttenwerk Lauchhammer und am 26. September 1878 enthüllt. Was die Größe angeht, steht es in seiner Art einzig da. Die Höhe mißt 7 m, die Länge 5,5 m; mit dem Sockel erhebt es sich 12,5 m hoch. Dieser ist mit ebenso sinnigen wie fein ausgeführten Reliefs aus Kunst, Handel und Gewerbe geschmückt. Darüber sieht man in wirkungsvollen Gruppen die Helden der Freiheitskriege: Blücher, Bülow, Kleist und York an den vier Ecken; dazwischen: Hardenberg und Stein. Auf den Längenseiten sind links dargestellt: von Schön, Graf Solms, Scharnhorst, Benth und Wilhelm von Humboldt; rechts: Alexander von Humboldt, Niebuhr, Gneisenau, Vater Arndt und Moß. Alle Gestalten treten plastisch und markig hervor.

Auf dem Kasinoplatz steht das herrliche Bismarckmonument, von Schaper modellirt und am 1. April 1879 enthüllt; es trägt die einfache Inschrift: Bismarck. Und wozu bedarf es noch weiterer Worte? Lebte ja doch der gewaltige Mann noch mitten unter uns; sind doch seine Verdienste nicht dem abschwächenden Wechsel der Meinungen und Neigungen unterworfen, sondern werden hellstrahlend bleiben für alle Zeiten! —

Oeffentliche Vergnügungspfläze; Zoologischer Garten; Flora; Theater; Cirkus. Köln bietet zur Belustigung und Unterhaltung außerordentlich viel und bekundet so den heiteren, lebenslustigen Charakter seiner Einwohner. In erster Linie statten wir dem weitläufig, aber geschmackvoll angelegten Zoologischen Garten unseren Besuch ab, einem der größten in ganz Deutschland. Wir bewundern die großartigen, von Dampfmaschinen getriebenen Fontänen, das reizende künstliche Felsgebirge mit der schönen Aussicht auf Garten, Rhein und Mülheim und vor Allem die stattlichen wohlgepflegten Exemplare der vierfüßigen Thiere und Vögel. Mit gähnendem Machen, halb schläfrig mustern uns die stolzen Söhne der Wüste und Wälder, als ob sie sich langweilten in ihren schönen Käfigen des Müßiggangs und sich sehnten nach der Freiheit der Wildniß. Freund Bez und Braun klimmen plump die Kletterbäume hinauf, und der weiße Eisfahrer des Nordpols schüttelt bedenklich das Haupt. In buntem Geschwirre flattern zwitschernd und kreischend die in allen Farben schillernden Sängler in ihren bequemen Volieren, und hochmüthig schauen die Aare und Geier von ihren Bäumen auf uns herab. Emsig pickend huschen die prächtigen Hühner, Tauben und Fasanen hin und her; in dem Weiher ziehen Schwäne und Enten ihre Kreise; rothbeinige Flamingo's und Störche stehen am Ufer; in philosophischer Betrachtung, einem Säulenheiligen vergleichbar, steht auf einem Beine der Marabu und vergräbt sein grübelndes Haupt unter dem Flügel. Mit schmachkend feuchtem Blick naht scheu das Reh und die schlanke Gazelle, und auf jenem Hügel springt die Gans und der Steinbock.

Von da besuchen wir die benachbarte Flora mit ihrem schönen Wintergarten, einem Glasbau mit Galerien nach dem Muster des Londoner Glaspalastes. Kann sich die Kölner „Flora“ auch mit dem großartigen Gewächshaus des Frankfurter Palmengartens nicht messen, so genießt man doch hier die Annehmlichkeit, sich inmitten der Tropengewächse ein dauerndes Plätzchen zu erobern, und „hier weilt man ungestraft unter Palmen“. Die Teppichgärten, Teiche, Fontänen

und Statuen sind nach Plänen des Gartenkünstlers Lenné angelegt. Auch sie halten freilich, was Großartigkeit anbetrifft, den Vergleich mit dem Frankfurter Palmengarten nicht aus; doch entfaltet sich hier an schönen Frühlings- und Sommertagen ein reges Treiben. Wir besteigen die Plattform des Wintergartens und überschauen den Zoologischen Garten, sehen den Rhein in der Sonne blinken, das heilige Köln mit seinem Häusermeer und seinen Thürmen ragen und in dämmernder Ferne das malerisch gezackte Siebengebirge sich vom blauen Firmamente abgrenzen. In der Flora wie im Zoologischen Garten finden im Sommer wöchentlich mehrmals gute Konzerte statt. Sehr interessant ist auch das Aquarium mit seinen kühlen, unterirdischen Grotten, wo in mannichfaltigen Glaskassins die seltsamsten Geschöpfe der Tiefseewimmel: das niedliche Seeperdchen, die sich ringelnde Wasserschlange, der rückwärts wandelnde Krebs, der spinnenartig die Arme ausstreckende Polyp und Fische in den wunderbarlichsten Formen. Da wimmelt und kriecht es aus dem Schlamm, hinter Schlingpflanzen und graubraunem Gestein hervor; da glockt es und schnappt es mit dräuendem Nachen; da reckt es Füße und Arme, da ringelt es handartig den schimmernden Leib, und zwischendurch und nach oben und unten schießt es hin und her.



Bismarck-Monument in Köln. Von Schaper.

Doch inzwischen hat die Dämmerung ihre Schleier über das Gefilde gebreitet, und wir kehren wieder zur Stadt zurück, sei es per Lokaldampfer, per Omnibus, Pferdebahn oder in einer Droschke.

An lauen Sommerabenden pflegen die Kölner wol auch gern auf der Schiffbrücke zwischen Köln und Deutz spazieren zu gehen, indem sie die erfrischende Rheinflust genießen und den Klängen der Gartenmusik lauschen, welche von den Gasthöfen Marienbildchen und Prinz Karl in Deutz zu ihnen

herüberzuschallen. In diesen Wirthsgärten selbst, wie in dem noch nicht lange eröffneten Sommergarten „Marienburg“ auf der Kölner Seite, zu dem man mit der Pferdebahn vom Waidmarkt aus oder mit Lokalbooten gelangt, finden häufig Konzerte statt. Ferner liegt am Rheine auf dem Wege zur Flora der „Kaisergarten“ und vor dem Ehrenthore der herrliche Städtische Garten. Billige Konzerte kann man auch bei Weber in der Schildergasse und in den „Vier Jahreszeiten“ am Elogiusplatz genießen. Ueberhaupt ist für Musik in Köln ein guter Boden. Hat doch die Stadt ein rühmlichst anerkanntes Musikonservatorium unter der bewährten Leitung des Herrn Dr. Hiller, welcher im Verein mit der „Gürzenichgesellschaft“ sich die Pflege der Musik in hohem Maße angelegen sein läßt. Die Gürzenichkonzerte zeichnen sich durch Klarheit aus, und in der „Musikalischen Gesellschaft“ lassen sich die größten Künstler hören.

Es laden uns nun in der Stadt zahllose Wein- und Bierrestaurationen zur Erfrischung ein. Vielleicht zieht der Fremde das vorzügliche Bayerische Bier z. B. in „Unter Fettenhennen“ oder das Straßburger Bier in der „Elsässer Taberne“ dem leichten Kölnischen Gerstebier vor, an das man sich erst ein wenig gewöhnen muß. Doch liebt es der Kölner selbst sehr als ein im Sommer recht erfrischendes Getränk. Sie brauen davon zwei Sorten, ein Weißbier und ein Braumbier.

Zur angenehmen Abendunterhaltung sind zwei prächtige Etablissements eröffnet, das neue, im Renaissancestil nach dem Plane des Bauraths Raschdorf gebaute, gutbesetzte Stadttheater oder der in einem pompösen Rundbau eigens dazu errichtete elegante stehende Cirkus Oskar Carré.

Auch das gesellschaftliche Leben in Köln blüht in mannichfaltigen Vereinen und Gesellschaften, im „Casino“, in der „Erholung“ und „Lesegesellschaft“. Zahlreiche musikalische und wissenschaftliche Vereine, Turn-, Ruder-, Thierschutz- und Verschönerungsvereine, sowie ein Schachklub, Sprachgesellschaften, Ingenieur- und Architektenverein, endlich Volksbildungsvereine erfreuen sich reger Betheiligung und entziehen vielleicht in heilsamer Weise zeitig den zahllosen Wirthshäusern ein namhaftes Kontingent von Besuchern.

Geschichte der Kölnischen Zeitung. Da wir im Vorhergehenden kurz des geselligen und Vereinslebens von Köln gedacht haben, so wollen wir eine der wichtigsten Unterhaltungen, nämlich die Zeitungslektüre, nicht vergessen. Da nimmt denn unstreitig die „Kölnische Zeitung“ den höchsten Rang ein, eins der größten Pressorgane der Welt, von dessen hoher Bedeutung Bismarck's Worte zu Anfang des Krieges zeugen: „Die Kölnische Zeitung ist so viel werth wie ein Armeecorps am Rhein!“ —

Daß Köln schon im Mittelalter als einer der Hauptstapelplätze Europa's und auch später als ein Hauptverkehrspunkt der Völkerströmungen nach den vier Himmelsgegenden berufen schien, ein Sammelpfad von Neuigkeiten zu werden, ist einleuchtend.

Unterstützt ward die Verbreitung dieser Zeitung durch die Einrichtung von Postlinien vom Grafen v. Taxis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Die älteste deutsche gedruckte Zeitung: „Relation aller fürnehmnen und gedenkwürdigen Historien“ brachte fast immer einen Kölner Leitartikel. Das älteste Kölner Blatt war die „Postzeitung“, wozu später eine „Sambstägige Cöllnische Zeitung“ kam.

Das Verlagsrecht derselben ging 1762 an das kölnische Postamt über, welches viermal wöchentlich die „Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amtszeitung“ herausgab. Die Censur war damals sehr strenge und Geldbußen nichts Ungewöhnliches. Während der Besetzung der Stadt durch die Franzosen schwebte die Zeitung, später erwarb sie Franz Königen. Von nun an führte sie den Titel: „Kölnner Zeitung“.

Im Jahre 1802 ging das Eigenthumsrecht an die Erben Schauberg über und 1805 an Marcus Dumont, der sich mit einer Erbin Schauberg vermählte. Die Zahl der Abonnenten war von 250 auf 400 gestiegen. Der jetzige Eigenthümer kaufte auch ein neues Haus, den sogenannten Kesselrathes Hof, an. Napoleon suspendirte 1806 das Blatt und machte es schließlich ganz todt, indem er nur Aachen als Hauptsitz des Departements, zu dem jetzt Köln gehörte, ermächtigte, ein Regierungsorgan erscheinen zu lassen.

Erst 1814 konnte die kölnische Zeitung wieder erscheinen, viermal wöchentlich in klein Quartformat, ein Zwanzigstel des jetzigen Umfangs. Bei der Mangelhaftigkeit der Postverbindungen trafen Nachrichten aus Frankfurt erst nach vier Tagen, aus Paris erst nach acht Tagen ein. Die Haltung des Blattes war damals eine ziemlich rückwärtliche; es eiferte erbittert gegen jeden Fortschritt der Maschinen und plaidirte für die Zünfte.

Seit 1829 erschien die Zeitung in größerem Format und sechs mal wöchentlich; die Zahl der abgesetzten Exemplare war schon auf eine Anzahl von über 3000 gewachsen; das Lokal befand sich jetzt Hochstraße 133.

Mit Joseph Dumont, dem Sohne von Marcus Dumont, trat die kölnische Zeitung aus der Reihe der Provinzialblätter. Auch hatte die Druckerei große Fortschritte gemacht: an Stelle der früheren hölzernen Presse, unseren Wäschepressen nicht unähnlich, war eine von Friedrich König erfundene eiserne Cylindrepresse getreten, bei welcher der zu bedruckende Bogen nicht mehr ein- oder ausgehoben zu werden brauchte und welche zehn der früheren ersetzte. Von nun an erschien auch Sonntags eine Nummer und alle 14 Tage ein belehrendes Beiblatt, das sich bald in ein ständiges Feuilleton verwandelte. Darin erschien u. A. Becker's berühmtes Rheinlied:

„Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!“

Zur Förderung des Dombaues gründete J. Dumont in der uneigennützigsten Weise ein Domblatt. Unter dem Redakteur Brüggemann nahm das Blatt einen neuen Aufschwung, die Zahl der Abonnenten überschritt 9000. Auf einem neu erworbenen Grundstück, Breitestraße 76—78, ward eine neue Expedition und Druckerei hergestellt und 1847 mit einem Personal von 28 Setzern, 11 Druckern, 8 Nebenarbeitern und 15 Knaben bezogen. Drückend, oft lächerlich kleinlich griff hier und da die Censur ein; das Wort „blutig roth“ war selbst beim Sonnenuntergang verpönt. Die Berichte des Landtags in Berlin suchte sich die Zeitung durch Stafetten, d. i. reitende Postillone, zu verschaffen; doch immerhin dauerte es elf Tage.

Das Jahr 1848 mit seinen Gährungen brachte die langersehnte Pressfreiheit. Indessen ward der kölnischen Zeitung das Fallenlassen des provinziellen Wappens vom reaktionären Ministerium Mantouffel-Westfalen verdacht, und die Wirren der Revolutionszeit brachten auch der Expedition Gefahren. So sollte sie eines Abends von einem Pöbelhaufen gestürmt werden; schließlich begnügte

sich derselbe mit eingeworfenen Fensterscheiben. Während des badischen Aufstandes liefen die Nachrichten der Kölner Zeitung durch Benutzung eines Dampfbootes von Koblenz bis Bonn der Post den Rang ab. Die Pariser Kursberichte verschaffte sie sich per Taubenpost weit rascher als per Eisenbahn, die damals große Umwege machte und auf der die Züge auch noch lange nicht mit der heutigen Schnelligkeit und Regelmäßigkeit verkehrten. Doch alle Erfindungen überholte der Telegraph seit 1849; Anfangs war er noch sehr kostspielig und ward spärlich benutzt. Bald entstanden jedoch telegraphische Bureaus in London, Berlin und Paris und seit 1851 verband das unterseeische Kabel die Kulturstaaten Europa's.

Von wesentlicher Erleichterung war auch die Erbauung einer stehenden Brücke nach Deutz hinüber, da im Winter die Schiffsbrücke wegen starken Eisgangs oft abgefahren war.

Wie schon oben erwähnt, war das neue reaktionäre Ministerium der Kölnischen Zeitung nicht grün, drückte es durch das Stempelgesetz und drohte schließlich mit KonzeSSIONSENTZIEHUNG. Von diesem Alp ward das Blatt erst durch die Entlassung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, des Herrn von Kleist-Nezow, befreit.

Im Krimkriege lieferte Moritz Hartmann reizende Feuilletons, und im italienischen Kriege machte das Blatt Front gegen die weltliche Macht des Papstes, wodurch es sich den Haß der Ultramontanen erwarb.

Im Jahre 1858 hat die Zeitung ihr heutiges Format angenommen.

Im Kriegsjahre 1866 vertrat dieselbe mit Entschiedenheit preußische Interessen und ward deshalb von der süddeutschen Presse oft hart angegriffen. Die Technik hatte durch die Einrichtung einer Stereotypengießerei wesentlich gewonnen. Dadurch konnte der Schriftsatz durch Abgüsse vervielfältigt und eine Nummer auf mehreren Pressen zugleich gedruckt werden. Für das Ausland besorgte die Expedition Wochenberichte, welche guten Absatz fanden.

So nahte das große Jahr 1870, in welchem die Kölnische Zeitung in einem zündenden Aufruf alle deutschen Volksstämme zur Einigkeit ermahnte. Mit Wuth vernahmen dies die Franzosen und drohten, die Expedition bei ihrem Einrücken in Eselsställe zu verwandeln. Doch sie rückten nicht ein. Aus dieser Zeit stammen die launigen Kriegsberichte von Hans Wachenhusen. Mit Bier verschlang Alles die Zeitung; die Zahl der Abonnenten stieg auf 40,000. Ja auch den gemeinen Soldaten im Felde, wie den Verwundeten im Lazareth lieferte die Expedition wöchentlich 7000 Exemplare. Musterhaft besorgte dies die preußische Feldpost. Inzwischen ward die Druckerei erweitert. Diese Einrichtung zu sehen, ist höchst interessant; eine Miniatur der Druckerei bot der bekannte Pavillon in der Düsseldorfer Ausstellung im Sommer 1880. Durch eine neue sinnreiche Vorrichtung kommen jetzt die gedruckten Blätter gefalzt zum Vorschein. Sehr bedeutend war in der Gründerperiode der Druck der Werthpapiere, besonders für die beiden Kölner Eisenbahnen. Daneben ist der Dumont-Schauberg'sche Bucherverlag sehr thätig; so ward Ahn's Grammatik in einem Jahre in mehr als einer Million Exemplaren gedruckt. Durch das allgemeine Preßgesetz seit 1874 hatten zwar die Censurplackereien aufgehört, doch suchte man den Redakteur oft zu zwingen, die Verfasser mißfälliger Artikel zu nennen, und wenn er es nicht that, ihn zu maßregeln.

Auch ein Besuch der Buchbinderei und Gießerei ist sehr interessant.

Mit der Verbesserung des Postwesens, Einführung milderer Preßgesetze, Aufhebung der Stempelsteuer und Erlangung eines eigenen Telegraphendrahtes in Berlin nahm die Kölnische Zeitung einen ganz gewaltigen Aufschwung. Die Technik ward vervollkommenet durch Anwendung einer doppelcylindrigen Maschine, welche ein Blatt auf beiden Seiten hinter einander, nicht mehr wie früher in flachem, sondern in rundem Abguß bedruckt. Durch fortgesetzte Verbesserung der Maschinerie ist die Expedition im Stande, stündlich 16,200 Exemplare ganzer Bogenseiten und 32,400 Exemplare kleineren Formates zu drucken. Neuerdings sind auch statt der früheren schweren Dampfmaschinen die sogenannten Otto'schen Gaskraftmaschinen eingeführt. So treiben jetzt zwei Maschinen von vier Pferdekraft sämtliche kleineren Maschinen bis in den zweiten Stock und drei von je acht Pferdekraft die drei großen Zeitungsmaschinen.

Die Gediegenheit des Inhalts der Kölnischen Zeitung ist zu bekannt, als daß wir darüber viele Worte zu machen brauchen. Besonders pflegt sie die Länder- und Völkertunde. Scheut sie doch keine Opfer, bedeutende Schriftsteller und Gelehrte auf ihre Kosten in fernen Ländern reisen zu lassen! Aber auch der Landwirtschaft widmet sie große Aufmerksamkeit, steht mit den Fachlehrern der Poppelsdorfer Akademie in Verbindung und unterhält ihre eigene Wetterwarte.

Das Personal zählt jetzt 98 Setzer, Korrektoren und Faktoren, 21 Drucker, 6 Stereotypgießer, 5 Buchbinder, 25 sonstige Arbeiter und 78 Knaben. Für alle ihre Angestellten sorgt die Firma in der besten Weise. Darum rufen wir dem Blatte ein freudiges „Glückauf!“ zu und schließen mit den sinnigen Versen, die es einst Wolke überreichte und die das Lob und die Bedeutung der bleiernen Lettern enthalten:

„Ja, die kleinen Bleisoldaten sind, ver Hunderttausendacht,
Wohlgeführt und wohlberathen, eine respectable Macht.
Täglich rückt ihr Kriegsgeschwader tapfer aus zum Geisterstreit,
Ihre großen Hinterlader schießen tausend Meilen weit.
Sieh' im Raufen hier die Letter! Einzeln ist sie nur ein Zwerg,
Doch im Chor ein Siegesgeschmetter: Freiheit, Licht und Gutenberg!“ —

Kölnner Volksleben; Kölnner Blatt; Karneval; Henneschen; Kölnisch Wasser. Kölns Bedeutung und Charakter als Reichs- und Handelsstadt ist schon mehrfach betont worden und in vielen Chroniken ausführlich beschrieben. Doch es ist nicht allein sein Handel im Großen, sondern es sind besonders einzelne Industriezweige, die einen besonderen Ruf genossen, namentlich das Kleingewerbe. In ganz Deutschland waren Kölner Leder, Leim, gewirkte Spitzen und dergleichen verbreitet. In vielen Gassen saßen früher Frauen und Mädchen aus den ärmeren Klassen mit dem sogenannten Wirkfischen vor den Häusern und arbeiteten Spitzen in allerlei kunstvollen Mustern. Auch gab es eigens hierfür gegründete Wirkschulen für junge Mädchen.

Außer den reichen Kaufherren, dem Bürger- und Handwerkerstand waren in Köln auch die behägigen Landwirthe und begüterten Winzer vertreten. Bei gesegneter Weinernte rechnete man auf 10—12,000 Dhm Wein. Ebenso gab es sehr wohlhabende Gemüsepächter, welche besonders in den Wallstraßen wohnten und von Thor zu Thor einen sogenannten Boorband, d. i. Bauernverband, in Festen und Gelagen pflegten. Ihre auffallende Geldprozenttracht ward geradezu

sprüchwörtlich; noch heute sagt man von einem geschmacklos herausstaffirten Prahlhans, er „is staats we' ne Kappesboor“, d. i. herausgeputzt wie ein Gemüsezüchter. Die Innungen (Voorbände) dieser Gemüsehändler hatten ihre festen Satzungen und standen unter einem Vorsitzenden (Ovverdöörner). In der Regel verheiratheten sie sich innerhalb desselben Voorbandes; wer dies nicht befolgte, kam in Verruf. Da konnte es denn auch nicht an Eifersüchteleien und Streitigkeiten zwischen den einzelnen Voorbänden fehlen, die manchmal, besonders bei Kirmeßen, wenn sich Unbefugte eingedrängt hatten, blutig endigten.

Die Bierkneipen waren im alten Köln besuchter als die Weinschenken. Es haben sich noch manche Namen aus alter Zeit erhalten, z. B. „em lecker Mümfelche“ (Mundvoll), „em lange Gang“, „em Zuckerpuckel“, „en de ivige Lamp“, „em Weißfessel“ u. s. w. Die Einrichtung derselben war früher sehr primitiv: weißgeschauerte hölzerne Tische, Bänke und Stühle, an denen, wie man sagte, „die harte Seite nach oben lag“. Der Wirth saß neben der Thür oft mit seiner Frau in einem erhöhten Glaskasten, der auch zum Straßenverkauf auf die äußere Flur reichte. Nächst diesem Thron des „Bierokraten“, der sogenannten Theke, standen die Tische der Stammgäste und wurden von den Schenkburschen in wollenen Jacken und blauen Schürzen in der Regel angeredet: „Wa 's gefällig, ehr Häre? (Herren)“. Darauf folgte die stereotype Antwort: „E Glas Wies (Weißbier), Jung!“ oder „Halb und Halb“ (d. i. Gemisch von Braun- und Weißbier). Ein Anderer verlangte: „E Röggele met Ries!“ (Ein Roggenbrötchen mit Käse), aber „Wärms“ (Warmes) konnte man damals noch nicht bekommen.

Ein besonderes Leben kam unter die Biertrinker zur Zeit des Märzbiereanstichs. Da wanderten sie von einem Wirthshaus ins andere, um ausfindig zu machen, wo heuer das Bier am besten sei. Ihr Verdammungsurtheil lautete folgendermaßen: „Dat Gesöff soll mer keinem Esel en'en Ohr schödde“ (schütten). Bei besonderen festlichen Gelegenheiten, wie Kirmeß oder Neujahr, wo der Schenkjunge von den Stammgästen ein Trinkgeld erhielt, traktirte diese der Wirth mit einem „Citroneschiewcher un Beschot“ (Citronenscheibchen und Muskatnuß) zum Biere. Daß Damen in die Wirthshäuser gingen, war nach dem alten Sprüchwort: „Wer sing Frau leew hät, liet se zo Hus und brängf se nit in en et Gedräng!“ früher keine Sitte. Auch eigneten sich die niedrigen, räucherigen Wirthsstuben sowie der darin herrschende derbe Volkshumor wenig fürs zarte Geschlecht. Doch waren darum die Frauen und Töchter nicht ganz von Gelagen im engeren Familienkreise ausgeschlossen, wo der Witz in dem selbst bei feineren Zirkeln gern gebrauchten Platt nicht minder seine Zügel schießen ließ. So pflegte man im Frühling die übliche Maibowle zu trinken und am 1. Mai sich auf dem „Gereonsdriesch“ (Platz St. Gereon) ein Blumenbouquet für die Herzallerliebste zu kaufen, „en Flett“ (Nelke), „en Stockvijul“ (Goldlack), „e Mattfrüche“ (Maßliebchen) oder „e Selängerjeleeverche“ (Stiefmütterchen). Dann ging's zum Thore hinaus in den Stadtgarten oder in eine Gartenwirthschaft, um eine Schale „Makai“ (Dickmilch) zu schlürfen. Oder man genoß den Maitränk im „Heezekümpche“ (Hirschschißelchen) oder „em golde Krüzche“ (im goldenen Kreuzchen). Langte der „Rippet“, d. h. der Geldbeutel, so setzte man dem köstlichen Gebräu noch allerlei verfeinernde Ingredienzien zu, wie Apfelsinen und dergleichen, um „dat leker Gedränk müngsches mooß“ (mundgerecht) zu brauen.

Eine Art Volksfest war auch besonders für die niederen Volksklassen der Pfingstmontag, an welchem Alt und Jung („der Jung met dem Schatz an der Sief“, d. i. Seite) nach „Zintevring“ (St. Severin) in die Kirche ging, um die Reliquien des Schutzpatrons zu verehren. Man verwahrt und zeigt dort besonders Montags das Hirtenhorn des Heiligen, das von den andächtigen Gläubigen im Rundgang geküßt ward. Nach der sogenannten Höönchesmesse (Hörnchensmesse) ging das Volk zum St. Severinsthor hinaus ins Freie zu Spiel und Tanz. Allgemeine Familienfeste veranlaßten auch die Pfarrfirmessen, an welchen sich die Verwandten gegenseitig besuchten. „Da kam de Beß (d. h. beste Mutter, Großmutter), de Här Uehm (Onkel), de Frau Möhn (Muhme), de Jott (Pathin), de geistliche Här Broder, de Schnor (Schwiegersohn), de Schwürch (Schwiegetochter) und wie alle die Verwandten noch heißen mögen.“ Nach dem Sprüchwort: „Klein Kessle han große Ohre“, schickte man die Kinder zur Strafe und that sich gütlich beim Schmause. Die lieben Kleinen besorgten dann reichlich den Lärm auf der Strafe, zogen unter Gejohl den Ankömmlingen entgegen und ruhten nicht eher, bis sie „e Fettmännche“ (kurkölnische Münze, 4 Pfennige) oder „ene schäle Grosche“ (einen alten Groschen) erschrieken hatten. Ein solcher Kinderreim lautet wie folgt:

„Kode, roden Eichhorn (Rathe, rathe, Eichhorn),
 Gitt uns jett en't Zeighon (Gieb uns was ins Zeighorn, d. i. Sparbüchse),
 Roden dit, roden dat (Rathe dies, rathe das),
 Gitt uns jett en dem Knappack (Gieb uns was in den Futterack!)
 Muus, Muus, komm erus (Maus, Maus, komm heraus),
 Bräng uns e groß Stöck Geld erus (Bring uns ein groß Stück Geld heraus)!“*)

Hatten die Schreihälse etwas erreicht, so sangen sie zum Dank:

„Alle Härcher (resp. Madämcher) jolle lewwe,
 De uns hüd enen Opfer gewwe (die uns heut ein Opfer geben).“

Wer aber den Plagegeistern nichts gab, mußte den Spottvers hören: „Et siz en Schwalter op dem Daach (Es sizt eine Schwalbe auf dem Dach), de drief dem Här (bez. der Frau) en Aug us“, d. i. verblümt ausgedrückt: Die verhängt eine Strafe über dich, wie weiland die Schwalbe im Alten Testament dem Dulder Tobias.

Am Abend trug die Jugend auf einer Stange einen großen Hampelmann, sogenannten Zacheis (Zachäus), herum und ersang sich die üblichen Opfergaben. Das Geld ward dann an den bekannten Firmefrouletten verspielt, oder man kaufte sich kleine Lichtchen dafür.

Die Knaben holten sich „Knallhötchen“ (Zündhütchen), „Knäppcher oder Hexe“ (d. i. Feuerwerkskörper) und brannten mörderische „Schmidsföörcher“

*) Hönig vermuthet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß dieser Volksreim ursprünglich wol ein Spottlied auf die herumziehenden Savoyarden bedeutete, welche Eichhörchen, Meerschweinchen oder dressirte Mäuse sehen ließen und als Wittgesang etwa, wie folgt, sangen:

„Rude, ruden Eichhorn (Rothes, rothes Eichhorn),
 Gitt uns jett als Zeiglun (Gebt uns was als Zeigelohn);
 Rud eß ditt, rud eß dat (Roth ist dies, sc. Eichhorn, roth ist das, sc. Kupfermünze),
 Gitt uns jett en de Knappack (Gebt uns was in den Schnappack!)
 Muus, Muus, komm erus (Maus, Maus, komm heraus),
 Bräng e groß Stück Geld noh Hus (Bring ein groß Stück Geld nach Haus)!“ —

(d. h. Pulver=Sprühkegel) ab oder schossen aus „Schlüsselbüßen“ (Schlüsselbüchsen). Dabei geschah mancher Unfug, so daß die Polizei es ganz verbieten mußte. Bei den Landleuten dauerte die Feier bis zum Mittwoch, an welchem Tage die Knochen der verzehrten Schinken und Braten feierlichst bestattet wurden.

Im Herbst besuchte man die Kirmesse oder Schützenfeste der Umgegend, wie in Buchheim und Deuß. Hier tanzten selbst die vornehmeren Kölner einmal ein Tänzchen mit. Besonders tumultuarisch ging es immer auf dem Deutzer Schützenfeste her. Dies war wie auf einem großen Jahrmärkte oder auf einem großen Volksfeste. Da standen Buden an Buden, Karussells, Schießhallen, Menagerien, Seiltänzerarenen und Akrobatengerüste aller Art. Es empfing uns ein sinnverwirrendes Getöse von Blechmusikern, Orgeln, Pauken, Ausrufen, Gebrüll von Thieren, Gelächter und Gejohle von sich hin und her schiebenden Menschenmassen, daß Einem Hören und Sehen verging. Dort produzierte sich ein gefärbter Wilder, welcher zum Erstaunen und Entsetzen des Publikums lebendigen Hasen die Ohren und Tauben die Flügel ausriß und die blutigen Stücke mit Haut und Haar verschlang. Dort zerkaute ein „Eisensresser“ in des Wortes verwegenster Bedeutung Stücke Eisen oder harte Steine; oder der sogenannte „unverbrennliche Mensch“ legte sich glühendes Eisen auf die Zunge und schlang brennende Gegenstände in seinen vulkanischen Rachen. In jenem Bassin sollte man gar ein „lebendiges Meerweibchen“ schwimmen sehen; die auf den Leim gelockten Gaffer erblickten aber nur einen Seehund, vielleicht weiblichen Geschlechtes.

Doch wer kann all die Riesendamen, Däumlinge, echte Zulucaffern, Panorama's, Diorama's, Kosmorama's, Menagerien und Cirkusse aufzählen, die sich im Großen und Ganzen auf allen großen Messen wiederholen? Auch fehlt es nicht an Volksbelustigungen aller Art. Hier ertönt unauslöschliches Gelächter beim Sacklaufen, Breiessen und Heringschnappen, und dort zeigt die Jugend beim Stangenklettern ihre Gewandtheit. Die schon erwachsenere Jugend schwingt auf Bretertribünen oder auf dem Nasen in buntem Gewoge das Tanzbein, und die Alten „gießen sich in Trinkzelten einen nach dem andern hinter die Binde.“

Das eigentliche Kölner Leben entfaltet sich erst so recht im Winter. Da wird Musik, Tanz, Poesie und Gesellschaftsspiele in zahllosen Vereinen gepflegt; doch den Höhepunkt erreicht das Vereinsleben zur Zeit des weltberühmten Kölner Karnevals. Lange Zeit war diese Feier eingeschlafen, als sie in den zwanziger Jahren wieder belebt wurde. Es bildete sich eine große Karnevalsgesellschaft, welcher anzugehören jeder Kölner Bürger sich zur Ehre anrechnete. Den Glanzpunkt bildete der große Maskenzug, zu dem man lange vorher Vorbereitungen traf. Selbst Krieg und schlechte Zeiten vermochten nicht, Scherz und Frohsinn bei den lebenslustigen Kölnern gänzlich zu unterdrücken. Auch war es nicht bloß die leichtlebige Sinnesart, die Vergnügungssucht, die sich hier breit machten, nein, auch der Wohlthätigkeits Sinn der Kölner strahlte hier im vollsten Glanze; denn die Karnevalseinnahmen kamen zumeist den Stadtp Armen zugute. Jetzt freilich fließen die Beiträge minder reichlich, und die alte Pracht des Karnevals ist im Verschwinden. Noch immer aber treibt der Humor in Wort und Schrift neue Blüten und zeigt, daß der Kölner Mutterwitz noch nicht ganz erstorben ist. Während der Karnevalszeit galt die Rede für frei.

Da ward Alles ans Licht gezogen, was das Jahr hindurch in Stadt und Land, in der Verwaltung, in den Stadtverordnetensitzungen, ja sogar in den höchsten Regierungskreisen passirt war. Oft tändelte die leichte Ironie, oft scherzte der harmlose Humor, oft aber stach auch der beißende Witz, schwang der Sarkasmus seine schonungslose Geißel. Da durfte Niemand sich verletzt fühlen oder ein saures Gesicht schneiden — das Beste war: herzlich mitzulachen.



Großjährigkeitserklärung des Kölner Karnevals im Jahre 1844 (S. 110).

Trieben es die kühnen Redner aber mitunter zu toll, da legte die hochwohlwöbliche Obrigkeit ihr Veto ein und citirte wol auch Einen vor ihr Tribunal. Erfuhr es doch selbst unser Altmeister Goethe, als er in Erwiderung der Einladung zum Kölner Karnevalsfest 1823 das bekannte Gedicht einsandte:

„Öblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn“ u. s. w.,

daß die Censur darin staatsgefährliche Tendenzen witterte und zwei Strophen strich. Erst als man erfuhr, der Verfasser sei kein anderer als der Staatsminister von Goethe, gab man den Konsens zum Drucke.

Die jetzt noch übliche Faschingsfeier besteht in der Regel aus der Kappenzahrt sämtlicher Karnevalvereinsmitglieder in den herkömmlichen Mützen am Sonntag und in dem großen Maskenzuge am Rosenmontag. Früher aber begann das tolle Treiben schon am Donnerstag vorher, der sogenannten Weiberfastnacht. Der Name rührt daher, daß die Obst- und Gemüsehändlerinnen „des süßen Gottes voll“ nach den Klängen der Musik, welche zur Eröffnung der Feier vom Rathhausthurm herab spielte, auf dem Marktplatz nicht einen Elfenreigen, sondern mehr einen Elefantentanz ausführten. Alsdann herrschte ein tolles Weiberregiment à la Ekkeziuzusen des Aristophanes. Wehe dem Manne, welcher dann diesen begeistertesten Grazien, den „Töchtern der Halle“, in die Hände fiel! Ward er auch nicht wie von tollen Bacchantinnen oder Mänaden zerrissen, so kam er doch nur ziemlich zerzaust und barhäuptig wieder aus dem freischendenden Gedränge. Unter dem wilden Ruf: „Mühebestot“ (d. h. Mützenregiment im Sinne von: „nur Narrenmützen tragen!“) riß man ihm den Hut vom Kopfe und spielte damit „Livveraaaz“ (Fangball). Der Eigentümer hatte dann das Nachsehen.

Wie in Mainz die historische „Ranzengarde“ ihren Umzug hielt, so versammelten sich in Köln am Mittag die Rekruten der „Funken“ in der Tracht der alten kurfürstlichen Stadtsoldaten am Bayerhaufe oder am „todten Juden“ vor der Stadt und zogen unter Musik und von Vorbereitungswagen gefolgt durch das Severinsthor in die Stadt ein. Mitunter verklebte man das Stadthor mit Papier, so daß die Funken die Feste Köln in komischer Attaque für ihren Prinzen Karneval einnahmen. Von dem Gedränge und Getöse in den Hauptstraßen, wie Hochstraße, Schilderstraße, kann sich nur Der einen Begriff machen, der selbst darin machtlos fortgerissen ward.

Seit den zwanziger Jahren veranstaltet der Verein der Karnevalsfreunde jährliche Festzüge. Bei einem solchen, im Jahre 1844, wurde Kaiser Maximilians Besuch der Stadt Köln im Jahre 1505 dargestellt. Da dieser Aufzug zugleich der einundzwanzigste war, welcher den Kölner Karneval verherrlichte, so benutzte eine neue Gesellschaft von R ä p p l e r n, die aus dem Schoße des alten Karnevalvereins hervorgegangen war, diesen Umstand, um die Großjährigkeitserklärung des nach rheinischem Rechte mit 21 Jahren mündigen Hanswürstes zu feiern.

Eine der lebendigsten Schilderungen des Kölner Maskengetümmels lesen wir im 4. Bande des „Künstlerromans“ von Hackländer, nach dem wir versuchen wollen, einige charakteristische Figuren wiederzugeben. Da erblickt man ernsthaft aussehende Männer in langen dunklen Damaströcken aus dem vorigen Jahrhundert, mit ungeheuren Vatermördern und wehenden Jabots und kleinen Hütchen aus weißer Perrücke, und deklamiren aus großen Büchern spröden Schönen allerlei Drohprozeße oder melancholische Liebeslieder. Orgelmänner mit Mordgeschichten und betrunkene „Kappesbauern“ erscheinen, gefolgt von der lärmenden Straßenjugend, welche das Leierlied anstimmt:

„Zum zerum, zerum Zafferon,
Der Pudel en Papeer gedonn,
Zum zirrewiddewit, zum zirrewiddewit
Zum zerum, zerum Zafferon!“ —

Da nähert sich ein Bänkelsänger im blauen Track, dem ein Schoß fehlt, in großkarrirten Hosen mit einer Guitarre und singt so melancholisch als er kann:

„Ei, do sitz ne Fleeg an der Wand!“ — oder er bittet um ein Almosen, weil er seit sechs Wochen noch keinen warmen Löffel im Leib gehabt und er das jüngste von 20 hungerigen Kindern sei; dazu habe er noch seine Wittve mit acht unversorgten Würmern zu ernähren.“

Inzwischen strömt Alles zum Neumarkt, wo sich der große Zug ordnen soll. Der Platz ist abgesperrt und wird von den Karnevalswachen des tapferen Junkenheeres bewacht. An der östlichen Seite des Platzes sehen wir eine Tribüne aufgeschlagen, mit weiß und rothen Fahnen decorirt, wohin die Diplomaten zur „Gedenkversammlung und zu einem Versöhnungskongreß“ geschickt werden. Nicht weit davon ist das Hauptquartier der Junken, ihre Wachtstube, ihr Arrestlokal, und die Marketenderin sitzt dort neben ihrem Esel bei dem Kommandanten auf der Trommel beim Frühstück. Die „Junken“ sind die Zielscheibe des Witzes der Kölnischen Jungen, bis der Ruf: „Do kütt gett!“ verkündet, daß der Festzug naht.

Wirklich vernimmt man jetzt schmetternde Trompetenmusik, und eine stattliche Reiterchar, die Kölner Stadtwehr, in ihren Farben roth und weiß erscheint. Sie begleitet einen vier-spännigen Wagen, worin das Festkomité sitzt. Das Gewoge und Geschrei nimmt immer mehr zu und zeigt den eigentlichen Festzug an. Unter Anführung des bewährten Ritters „Jan von Werth“ naht ein reichgeschmückter sechs-spänniger Wagen mit dessen Hofkapelle. In seinem Gefolge gewahrt man auch die wohlbekannte Figur „Zill Eulenspiegels“ mit seinem Narrenspiegel auf der Brust. Mit lautem Jubelruf wird der Zug begrüßt, aus allen Thüren und Fenstern winkt und grüßt es mit Taschentüchern und Zurufen; gar manches holde Kölner Kind schaut hier lachend heraus, indem eine Narrenmütze den Lockenkopf schmückt. Nun erscheinen lauter typische Kölnische Figuren, u. A. der ehrenfesteste Stadtfähnrich „Wackererschwenk“, dem zu Ehren die Straßenjugend das Liedchen anstimmt:

„Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
 Frau Fänderich ben ich!
 Un wann minge Mann dat Fändel schwenk,
 Dann springe ich üwver Stöhl und Bänk.
 Minge Mann, minge Mann es Fänderich,
 Frau Fänderich ben ich!“ —

Dahinter reitet der berühmte Kölner Bürgermeister Gryn, der Sieger in der Worringer Schlacht, im Kettenpanzer, und ihm folgt der gehörnte Siegfried mit dem Kölner Stadtwappen und seinem Gefolge.

Als Vertreter der Kölner Kunst erscheint Meister Rubens und dann der unvermeidliche „kölnische Bauer“ mit seinem Sinnspruch:

„Halt faß, do kölscher Boor, am Nid, fall et söß or soor“ (fall es aus süß oder sauer).

Der Held von der Worringer Schlacht, in welche die Kölner übermüthig ihre Stadtschlüssel auf offenem Wagen mitführten, hält einen Dreschflegel in der Hand und führt am Aermel einen symbolischen Schlüssel als Wappen.

Man singt von ihm folgenden Vers:

„Vor Wurrigen auf dem weiten Plan
 Ließ ich meinen Flegel umbher gahn,
 Erwarb damit die Schlüssel fein
 Und trag' sie noch am Arme mein.“

Hinter ihm schreiten die Vertreter der alten Rittergeschlechter einher, die zur Steffen, von Spee, die Overstolzen, Leparten, von Juden, Hardebuyst, Hyrzelin, Mommersloch u. A.

Dann nahen die Zünfte, angeführt von den charakteristischen Figuren des Kölnner Henneschen: Bestewader, Maritzebill und Henneschen selbst. Die Bannerherren der Zunft trugen in Kriegszeiten Harnisch, Pickelhaube und Spieß, so gut wie beim Mummenschanz die Britsche; da sieht man den Brauermeister Schwabbelich, den Bäckermeister Kleienfaß, den Schuster Pechkloß, den Metzger Beihau, den Faßbinder Polterkloß, den Schmied Tubalkain, den Schneider Fippß, den Goldschmied Tombak, den Fischmengermeister Rümpchen, Alle im Sonntagsrock mit Ephen bekränzt und Zunftsymbolen. Den Zug beschließen mit riesigen Folianten und Tintenfassern die Diplomaten, der Bürgermeister Hardenrath, Syndikus Kronenberg, die Herren von Vyskirch und von Hagen.

Ein verstärktes Zehlen der lieben Straßenjugend verkündet eine neue Abtheilung des Zuges. Von der Schildergasse her ertönt eine zahlreiche Hornmusik, welcher 16 schwarzgekleidete Derwische folgen. Hinter ihnen erscheint Mephistopheles mit einer rothen Fahne, auf der ein Rabe als Sinnbild der finsternen Mächte prangt, gefolgt von einer Schar Gespenster und Spukgestalten. Dahinter kommt eine unendliche Reihe von Wagen, welche der Generalissimus Negrimm, Raugraf von Fahlhausen, eröffnet, begleitet von dem windigen Franzosen Marquis de la Bile. Die Diplomatenkanzlei des feindlichen Zuges leitet der Hofmarschall von Kalb, ihm zur Seite geht der Bürgermeister von Krähwinkel mit seinen Sekretären Grielächer und Mohnegröbzer. Mit charakteristischem Schweigen folgen die Zuschauer dem finsternen Zuge zum östlichen Theile des Neumarkts.

Plötzlich erschallt ein lustiges Schmettern von der Apostelstraße her. Es ist eine originelle Musikbande geflügelter Hanswürste in gelber und grüner Tracht, welche einen Zug eröffnet, angeführt von Ulrich von Hutten, halb als Ritter, halb als Dichter, mit seinem Adjutanten Schlichtegroll. Der Satiriker Mesop trägt ihm die Bundesfahne. In diesem Zuge sieht man die heitersten und lustigsten Personen vieler Jahrhunderte: den Spanier Arlequino mit seiner Gemahlin Graziosa, den Italiener Arlequino mit Columbine, neben Truffaldino den deutschen Hanswurst, Piervot und Pieronnette mit Polichinell, beliebte Opernfiguren, wie Figaro mit Susanne und dem Pagen Cherubim, Don Juan mit Leporello, Falstaff und Don Pedro mit dem hölzernen Beine, berühmte Satiriker, wie Plautus, Pasquino, Marforio, dann Vertreter der Mummerei, wie Rebekka, welche den Jakob als Esau maskirt, Abigall, die ihren Gemahl David durch eine Maske rettet, Aeschylus, den Erfinder der Theatermasken, Sufarion, den Stifter der alten Komödie, Noach, den Entdecker des Weins, und Anakreon, den Sänger des goldenen Nebenjaßes.

Nun rücken auch die Bundesgenossen durch die Straße „im Laach“ ein, angeführt von einer Musikbande von Schellennaren, an deren Spitze Graf Adolf von Kleve steht. Dieser stiftete 1381 mit dem Grafen von Mors und 34 anderen Rittern die Klevische Narrengesellschaft. Ihr Wappen ist ein Narr in roth- und weißgewürfelter Tracht. Ihr Panier trägt der Ritter von

Schwanenfeld mit einem Schwan als Wappen in himmelblauem Felde. Drei Herolde reiten einem stattlichen, von sechs Rossen gezogenen Wagen voran, welcher das Schloß zu Kleve führt mit Hinweisen auf die bekannte Schwanritterfage. Ein großer Schwan mit ausgebreiteten Flügeln überragt die Pferde und scheint auf Silberwellen daherzufegeln. Ein kleiner Amor lenkt ihn mit goldenen Zügeln und hinter ihm folgt ein muschelartiger Kahn, in welchem der Schwanenritter in leuchtender Rüstung nach seiner gegenüber auf dem Schloßthurm stehenden bedrängten Fürstin blickt.

Ein bunter Mischmasch von Narrenzünften folgt aus Schilda, Venedig, Dülken, Abdera und Cochem mit den „sieben Schwaben“, die alle einen Speer anfassen, um zusammen beherzt auf den Hasen loszugehen.

Auch der sinnreiche Ritter Don Quixote von der Mancha auf seiner Kozinante und sein treuer Schildknappe Sancho Panza auf seinem Esel mit einer mächtigen Cervelatwurst erscheinen. Nun entfaltet sich ein so reiches, heiteres, lebendiges Bild, daß es jeder Beschreibung spottet. Abwechslend spielen von allen Seiten die Musikbanden, oder der charakteristisch mit Notenblättern kostümierte Karnevalsgeneralmusikdirektor Radikati vereinigt Alle zur Anstimmung des Bundesliedes. Es entspinnen sich alsdann allerlei komische Verhandlungen zwischen den feindlichen Mächten.

Da erbrausen gewaltige Klänge von der Schildergasse her; man hört das hinreißende Lied: „Das ist Lühow's wilde, verwegene Jagd!“ Sie erscheint, die schwarze Reiterfchar, und wird mit Jubel begrüßt. Den Glanzpunkt dieses Zuges bildet der „wilde Jäger“ selbst oder der Rodensteiner, welcher geschickt seinen Rappen tummelt. Ihm zur Seite reiten zwei Bagen, welche nach der Auffassung Bürger's in seiner bekannten Ballade: „Der wilde Jäger“, den guten und bösen Geist darstellen, welche den Wütherich auf seiner Hezjagd begleiten. Der „böse Geist“ mit rabenschwarzen Locken läßt einen Rothschimmel courbettiren, und der „gute Engel“ in blonden Locken reitet fast schüchtern sein milchweißes Roß. Dahinter kommt ein wildes, tolles Gefolge von Jägern und zusammengekoppelten Hunden, wobei der Tod und der Teufel, die Moral der Sage, auch nicht fehlen. Vier unheimliche Reiter, mit Todtenschädeln verziert, begleiten die Geister der Hölle.

Nun erfolgt die komische Unterwerfung des feindlichen Heeres unter Jsegrim an den Generalissimus Jan von Werth, deren Bedingungen man bei Hackländer nachlesen wolle. Zum Zeichen des Sieges steigt ein farbiger Luftballon empor, Freudenschüsse krachen, Schwärmer prasseln und Raketen zischen. Plötzlich erscheint auf einem mit acht Pferden bespannten Wagen die „Kölnische Jungfrau“ und nimmt die Huldigung entgegen. Ihre typische Begrüßung lautet:

„Grüß Gott dich, Tochter vum dütschen Nid,
Geistlich und weltlich boolen (huhlen) um dich!“ —

Den Triumphzug eröffnet eine geschichtlich gewordene Figur, das sogenannte Gedenkänchen, wie man glaubt ursprünglich ein Vorträger bei Prozessionen als Anspielung auf David vor der Bundeslade. Dann folgt die Genossenschaft der Heiligenknechte mit dreieckigen Hüten und kurzen Hosen und Heiligenmädchen mit weißen Hauben und weißen Schürzen. Sie bewegen sich tanzend nach den Klängen des alten Kölner Nationalmarsches.

Hierauf reihen sich die überwundenen Feinde, die tapferen Verbündeten, die Kölner, die wilde Jagd und der Triumphwagen mit der Kölner Jungfrau an. So bewegt sich der gewaltige Zug durch Schildergasse, Hochstraße und durch

alle Hauptstraßen Kölns. Auf allen Hauptplätzen wird Halt gemacht und die Unterwerfungsakte verlesen.

Untermwegs knallen die Champagnerpfropfen lustig und wechselt der Wisz von oben nach unten und umgekehrt. Blumenbouquets und Confetti fliegen auf bis in die obersten Stockwerke und herab, daß oft die Masken ganz bedeckt sind. Zimmer toller und toller wird der Strudel; unwiderstehlich wird Jeder fortgerissen, selbst der ernsteste Mann wird zum Narren, und Alles fühlt sich gleich. „Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ ist der Wahlspruch. Der Anblick gleicht einer unendlichen wogenden, brausenden und schillernden Flut, welche sich durch die Straßen wälzt. Die Häuserfronten verschwinden vor flatternden Fahnen, Tüchern und bunten Narrenkappen. Dazu erschallt beständig eine sinnverwirrende Musik, ein Gejohle, Gelächter und Geschrei, daß man glauben möchte, ganz Köln sei wirklich toll. Mitunter, wenn der Zug stockt und der Menschenhaufen sich staut, verlassen die Masken Roß und Wagen und klimmen zu den Fenstern, lassen sich traktiren oder ihrer übermüthigen Faschingslaune die Zügel schießen. Man ergeht sich in Vermuthungen, man räth, glaubt errathen zu haben, neckt, foppt und hat bei Entdeckungen eine ausgelassene Freude. Der blonde Page ist ein Mädchen — doch dafür trinkt er zu viel Champagner — der schwarze Page aber ist sicher ein — doch siehe, wie kühn er reitet — das kann nicht sein, und so geht das tolle Treiben fort. Daß es im Getümmel nicht ohne Rippenstöße und Quetschungen abgeht, ist leicht begreiflich. Oft hört man bei solchen Karambolagen oder Refereien den Zuruf: „Geck, loß Geck elans!“ d. h. „Narr, laß Narr vorbei!“ Wir citiren hier eine poetische Schilderung des Kölner Karnevals von Dr. Firmenich in dem eigenthümlichen Blatt, das wir mit Noten verständlich machen wollen.

Fastelowendlied.

„Dä Fastelowend küt¹⁾ eran,
Wat git dat Freud un Loß!²⁾
Jitz schaff mer sich 'ne Flabes³⁾ an,
Dann kennt uns nit Verdrosch⁴⁾.“

Morzinter!⁵⁾ Mällig⁶⁾ hät jitz jo
Dä Rippet⁷⁾ voll Klamang⁸⁾,
De Selvermöschchen⁹⁾ ha' meer do,
Mer spaat se drop ald¹⁰⁾ lang.

Und deit¹¹⁾ et och ald schlääch ens ston,
Wat froge mer noh demm!
Dann muß mer gäng¹²⁾ noh'm Lum-
bad¹³⁾ gon,
Dat hilf uns us der Klemm.

Op Fastelowend drink mehr noch
En Dröppchen op der Doosch¹⁴⁾,
Zur Vollül süß sich keimol doch
Ne ächte kölsche Boosch¹⁵⁾.

Zoesech¹⁶⁾ do küt dä Donnereschdag,
Dann geit et Deer¹⁷⁾, morjü!¹⁸⁾
Mer rieß der Mäd de Möß¹⁹⁾ vum Daach
Und wief se en de Höß.

Vom Thöndchen²⁰⁾ or vum dude Jüüd²¹⁾
Tried²²⁾ ald 'ne Fog erenn.
Wer dann nit en et Laache küt
Dat eß 'nen hölze Penn²³⁾.

Des Sonntags eß Baruttschefahrt²⁴⁾,
Kein Häum²⁵⁾ blieb zunder²⁶⁾ Kapp,
Un mänch Mößköllg²⁷⁾ wed flog gemacht,
Dat jöns em Johr geslapp²⁸⁾.

Watt himw²⁹⁾ es sich emm Kumite
Des Dwends op vun Lück³⁰⁾!
We Mäncher tritt dann singe Thee³¹⁾,
Wat höt mer do für Jüüd³²⁾!

1) kommt. 2) Lust. 3) Maske. 4) Verdruß. 5) Ein Ausruf. 6) Mancher. 7) Geldbeutel. 8) Geld. 9) Silbermünzen. 10) schon. 11) thut. 12) strada. 13) Pfandhaus. 14) Durst. 15) Bursch. 16) zuerst. 17) dir. 18) Ein Ausruf. 19) Mütze. 20) Thörmchen. 21) Judenkirchhof. 22) zieht. 23) hölzerner Pinne = Nagel, Stift. 24) Kappensfahrt. 25) Haupt. 26) ohne. 27) Schlafmütze. 28) verrückt war. 29) häuft. 30) Leute. 31) seinen Thee. 32) Spaß.

Am Montag geit dä große Zog,
 Wörkränk¹⁾ dat eß 'ne Glanz,
 Dann paß ju rääch dä ale Sproch:
 „Do Geck, loß Geck elans!“

Em Thürnche kraut mer fruh dārnoh
 Noh'm Ball om Güzzenich;
 Do triff mer mänch staats Domino
 Un mäht de Kor im glich.

Des Dingsdags drier mer op der Stroß
 Jet Lotterbowerei.
 Dann wed sich ens rääch usgeroß²⁾,
 Et git kei Kunterfei.

Mer bäkt³⁾: „Wat hät dä Käl⁴⁾ en Nas!“
 Do geit jet, sieit jet, fick!
 Drop go 'mer all met Uhm un Bas
 Masket noh'm Pickenik.

Doch, oh! no kütt dä Godesdag⁵⁾
 Et Geld gingt durch de Kor,
 Dann geit mer düslich, grön un schwaach
 Un iß jet Hiringschlöt⁶⁾.

Noh'm Kohberg schlich mer zor Visit,
 Uns blot et Hez vun Troor⁷⁾,
 Un Mäncher krit sich me'm Schlawit
 Un kraß sich hinger'm Dhr.“ —

Des Abends vereinigten sich die Kölner zu heiteren Familienfesten oder man traf Vorbereitungen zum Maskenball. Die bekanntesten derart finden noch heute im Gürzenich statt. An solchen Tagen lud der Kölner alle Bekannte und Verwandte ein; selbst eingeführte Fremde fanden die herzlichste Aufnahme. Fehlte es dann an Platz zur Unterkunft, so sagte wol die freundliche Hauswirthin: „Verexküsee, et est jet winnig Plaaß — äöver gedöldige Schoß gon vil en'n Stall — mer brängen üch och noch unger — verdoort üch nor en Amelang“ (wartet nur ein Amen lang). Reiche Bürger hielten wol auch offene Tafel, welcher die Masken ungenirt zusprachen, darüber wol auch ihre Glossen machten. Man liebte dann, daß die Gäste tabula rasa machten, damit die Familienangehörigen am andern Tage nicht die „Schmeckelbrocke“ (Ueberbleibsel) zu essen brauchten.

Besuchen wir nun einen der Maskenbälle Kölns, so begegnet uns dasselbe tolle Getreibe wieder, welches uns schon der Festzug geboten. Fast alle Vereine und geschlossene Gesellschaften geben ihre eigenen Maskenbälle, und es geht auf denselben in der Regel feiner her als auf den nun einmal historisch, aber neuerdings sehr gemischt gewordenen Gürzenichbällen. Versetzen wir uns indessen im Geiste zurück in die Zeit, wo diese Maskenfeste noch so recht 'in Blüte waren, und folgen wir dabei der lebensfrischen Schilderung in dem bereits citirten „Künstlerroman“ von Hackländer.

Am Abend des Rosenmontags liegt das gewaltige Kaufhaus Gürzenich mit seinen zierlichen emporstrebenden Eck- und Wachtthürmchen vor uns und glänzt mit seinen blendend erleuchteten Fenstern und seinen vom rothen Lichte der Pechpfannen in warmem Tone angestrahlten Steinmauern heiter in die Nacht hinaus. Am Eingang entfaltet sich ein tolles, phantastisches Treiben, dem wilden Schwärmen eines Bienenstockes nicht unähnlich. Eine lange Wagenreihe kann sich des Gewühles wegen nur langsam fortbewegen, dazwischen schlüpfen und huschen schreiend und lachend die buntesten Gestalten. Wir winden uns durch den Menschenknäuel die Treppe hinan; durch die geöffneten Thüren empfängt uns ein blendender Lichterschein, braust uns eine lustige Tanzmusik entgegen, deren Klänge durch das eigenthümliche Gekreische der Masken gedämpft erscheint.

Durch die allgemeine Flut fortgerissen, befinden wir uns plötzlich am Ziel. Vor uns liegt der weite, weißglänzende Saal in feenhafter Beleuchtung, aus

1) Außer. 2) ausgerast. 3) schreit. 4) Kerl. 5) Godesdag, Wodanstag (engl. Wednesday), plattdeutsch: Gunstag = Mittwoch. 6) Hiringsalat. 7) Trauer.

tausend Kerzen und Mandelabern uns entgegenstrahlend — vor uns sehen wir eine bunte, heitere, glänzende Zauberwelt. Man glaubt zu träumen, die Märchen aus „Tausend und eine Nacht“, eine Elfen- und Nixenwelt im Krystallpalaste zu schauen — in der That ein wahres Feenreich. Statt der gewaltigen Säulen, welche sonst die Decke stützten, sieht man jetzt riesige Champagnergläser, aus deren Oeffnungen schäumender Nektar bis zur Decke zischt. Da fliegen bunte Schmetterlinge und zerren Blumenguirlanden aus einander, da ranken seltsam geformte Stengel in malerischem Gewirre durch einander und zeigen fremdartige Blüten in den grellsten Farben; da schweben kolossale Libellen mit durchsichtig glänzenden Flügeln und tragen auf ihrem Rücken Amoretten und Genien, welche sie an goldenen Flügeln regieren; hier wirft der weiße, wolkige Champagner= schaum riesige Perlen an die Decke, dort vertheilt er sich zu richtigem Gewölke und zeigt ein dunkelblaues Firmament mit strahlenden Sternen. Und wo am Rande der Champagnergläser das kostbare Raß übersießt, da verwandelt es sich ebenfalls in Blumen und Blüten, welche in zierlichen Festons bis auf das Masken= gewühl herabhängen.

An beiden Enden des Saales spielen abwechselnd zwei Musikbänden und auf den terrassenförmigen Tribünen entwickelt sich das tollste Maskengetümmel. Hin und her springt der uns aus dem Festzuge wohlbekannte Generalmusikdirektor Maestro Nabikati mit einer Riesenuhr in der Hand, um das Tempo zu regeln.

Schaut man sich so recht um, so wird man geblendet und betäubt zugleich. Das Gefunkel aus zahllosen krystallinen Kronleuchtern, der würzige Duft riesiger Guirlanden, welche geschmackvoll die Pfeiler verbinden, der Anblick von förmlichen Lorber-, Orangen- und Granatengebüschen mit blitzenden Fontänen und Naszkaden aus echtem, wohlriechendem kölnischen Wasser — das Alles zaubert uns in ein südliches Land, „wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Gold= orangen glüh'n, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorber steht“.

Doch zum langen Sinnen und Träumen ist hier keine Zeit. Der wilde Strudel mit seinem wechselvollen Leben reißt uns fort. Dort huscht ein reizender Engel, um den Krallen eines Teufels zu entrinnen, dort verfolgt der „wilde Jäger“ ein zartes Reh, hier hängt sich uns eine echte Zillerthalerin jodelnd an den Arm, dort nennt uns fichernd ein Page oder ein neidisch verhüllter Domino schelmisch neckend mit Namen.

Wie Irrwische hüpfen schillernde Hanswürste klatschend mit ihren Britschen an uns vorbei, bedufelte Pierrots fallen uns an, zahllose Gärtner und Gärtnerinnen, zierliche Italienerinnen wandeln traulich am Arme greulicher Banditen einher, junge Ritter in Baumwolle und Tricots, weiße Müller und rußige Schornsteinfeger, Türken, Griechen, Polen, Ungarn, Neger — alle Nationen, Berufs- und Altersklassen sind in buntem Durcheinander vertreten. Eine ziemlich plumpe und dralle Wasserfäule ward von einem Spottvogel mit der zweideutigen Anrede begrüßt: „Ich kenne dich, Amphitrite“ („am Viehstritte“). Da spaziert auch ein wandernder Ofen, dessen aufrecht stehendes Rohr süße Düfte entsendet, mit einer kleinen Thür hinten, die von neugierigen Masken geöffnet, aber eben so rasch wieder geschlossen wird. — Eine als riesiges Insekt verkleidete Maske hüpfst tänzelnd mit seinen Flügeln umher, um den zarten Schönen allerlei Süßes ins Ohr zu raunen.



Köfner Karneval: Maskenball im Gürtenich.

Doch da kommt er an die Unrechte: „Was, du leichtsinnige Fliege, bist du auch wieder da? — Du gingst auch geschiedter zu deiner Frau und Deinen sechs Kindern, die zu Hause nicht satt zu essen haben!“ — Als ob sie sich getroffen fühlte, faßt die „leichtsinnige Fliege“ weg. — „Nun, schöne Maske, wohin so eilig? Dürft' ich dich begleiten?“ — Mit einem seltsamen Blicke nickt die Unbekannte zu. Der Galan redet sich allmählich ins Liebesfeuer hinein und entdeckt schließlich, daß er, ohne es zu ahnen, all seine Süßigkeiten an — seine eigene Frau verschwendet, die vielleicht hier ihren Gatten beobachten wollte. Noch größer aber wird die Enttäuschung Tessen, der seiner Angebeteten endlich stürmisch die Larve entreißt und statt des holden Mädchenantlitzes — ein bärziges Männergesicht entdeckt, das ihn mit wieherndem Hohngelächter verläßt. Das Beste ist, wenn er dann kräftig mitlachen kann. Diese und ähnliche Vorkommnisse und Intriguen wiederholen sich wol auf allen derartigen Maskenbällen.

Nach und nach wird das Treiben immer animirter und toller. Maskenzüge von anderen Bällen und Gesellschaften erscheinen, Menagerien, Zeitbilder und politische Anspielungen machen das Treiben pikanter — doch übelnehmen darf man nichts. Gesandtschaften aller Art bringen der Regenschafft des Prinzen Karneval ihre Subdigungen dar, und dieselbe vertheilt gnädigt ihre Orden an verdiente Männer. Auch das tapfere Funkenheer ist mit Fahne und Musik aufgezogen und bildet Spalier, innerhalb dessen von hohen und höchsten Personen eine tolle Quadrille getanzt wird.

Da erscheint unter großem Jubel die berühmte Gesellschaft „Zum Hahnen“ mit ihren zahlreichen Käfigen, aus denen später das Grauen des Tages angekräht wird. Doch daneben rauscht die bunte, tolle Menge nach wie vor, kommt und geht, wie Flut und Ebbe des Meeres. Darüber braust immer wilder und lärmender die Tanzmusik.

Wir ziehen uns in ein Nebenzimmer zurück, wo ein Kreis lustiger Zecher die Champagnerpfropfen knallen läßt. Don Juan mit seiner Zerline, Figaro mit seiner Susanne und dem holden Pagen, Papageno mit seiner Papagena, der dicke Falstaff, Vater Noah und Leporello, Bestevader, Henneschen und Marzibill, Alles sitzt hier in holder Eintracht, scherzt, lacht, singt und trinkt. Plötzlich erscheint auch der „wilde Jäger“, und wir glauben das „wilde Heer“ durch die Lüfte sausen zu hören. Walküren reiten durch die Luft, Siegfried springt durch die Waberlohe — Richard Wagner erscheint, und die „Götterdämmerung“ bricht herein. Es donnert, wettet, blitzt und kracht — Alles sinkt zu Boden — da erwache ich — habe ich geträumt oder gewacht? — ich fühle meinen Kopf — wo bin ich? — Gott sei Dank! — ich liege in meinem Bette. —

Am Aschermittwoch fand das Fest in den Fischessen seinen Abschluß. Gar Mancher zieht oft sein „Rippet“ (Portemonnaie) und findet Alles wüst und leer.

Wie leichtsinnig oft das Volk und selbst die ärmere Klasse ist, mag die Verordnung der Leihhausverwaltung beweisen, acht Tage vor Karneval keine Verfaßgegenstände mehr anzunehmen. Wird ja doch von Köln oder von Mainz die bekannte Anekdoten erzählt, daß einst Mann und Frau aus mittelloser Klasse lange insgeheim hin und her grübelten, wie sie es möglich machen könnten, den Maskenball zu besuchen. Endlich trafen sie sich, ohne sich zu kennen, daselbst und erzählten sich mit Lachen, daß die Frau das Unterbett und der Mann das Oberbett verfeßt hatte. Welche Ueberraschung, als sie sich entpuppten!

Scherzhafterweise nannten sie sich jetzt: „Guten Morgen, Oberbett!“ — „Guten Tag, Unterbett!“ — und leichtsinnig und fröhlich tanzte das Oberbett mit dem Unterbett.

Aber nicht bloß zur Faschingszeit, sondern auch in jeder Lebenslage zeigt der Kölner einen schlagenden und drastischen Mutterwitz. Stirbt ein Schlemmer oder rundhäuchiger Lebemann, so hört man oft die Bemerkung: „ne netten Engel em Himmel!“ und dergleichen. Von dem regen Vereinsleben der Kölner war schon vorübergehend die Rede; wenig Städte haben relativ so viele Gesellschaften wie Köln. Da ist es besonders die Musik und der Gesang, der gepflegt wird, wie nirgendswo. Wer hätte noch nichts von den hervorragenden Leistungen im Quartettgesange des unter dem Protektorat Sr. Majestät des Kaisers stehenden Kölner Männergesangvereins gehört? Große Anerkennung errang derselbe unter seinem Stifter und langjährigen Dirigenten Franz Weber bei Wettstreiten mit anderen Vereinen. Aber auch für wohlthätige Zwecke, gemeinnützige Bauten, besonders für den Dombau, hat dieser Verein „Hunderttausende von Mark erfungen und gespendet.“ Ebenso ist schon der unter der Leitung des städtischen Kapellmeisters F. von Hiller stehenden Konzertgesellschaft vorübergehend gedacht worden, in deren großartigen Konzerten die bedeutendsten Künstler Europa's mitwirken. Würdig reiht sich daran der städtische Gesangsverein, der Domchor und viele andere namhafte Vereine.

Das Kölner Theater ist gleichfalls eins der bedeutendsten Provinzialtheater Deutschlands und bildete schon manchen großen Künstler aus. Auch begrüßte es auf seinen Brettern manch werthen Gast, manch großen Meister, wie Vorzing, die Geschwister Seebach, Konradin Kreuzer und viele Andere.

Auf einer freilich weit geringeren Stufe steht das weltberühmte Puppentheater, das „Kölner Hennesche“ (Hänschen), das wir seiner charakteristischen Bedeutung wegen nicht unerwähnt lassen dürfen. Hier amüsiert sich Alt wie Jung, und auch wir wollen ihm einen Besuch abstatten. Die mit Coulißfen und Hintergrund dekorirte Bühne nimmt ungefähr ein Fünftel der Breitseite des Lokals ein. Vor derselben ist ein mannshoher Raum, ungefähr 1 m breit, durch Bretterwand vom Zuschauerraum abgesperrt, damit man die agirenden Puppenspieler nicht sehen kann. Von der Bühne aus gehen rechts und links zwei Reihen praktikabler Häuser mit beweglichen Thüren und Fenstern in schräger Richtung bis zu der vorerwähnten Abspernung. Die rechte Seite bildet das Dach; hier figuriren die stereotypen Figuren: Bestevader (Großvater), Mehlwurms-Pitter (Peter), Speimanes (Spuckhermann), Rohbertünnes (Nachbar Anton), Schreibätes (Schrei-Hubert) und für jugendlich komische Rollen „et Hennesche“. Die Damenrollen vertheilen sich auf: Marizenbell (Maria Sibylla), Deschel (Ursula), Bilje (Cäcilie) und Bärbche; die Letztere als jugendliche Liebhaberin. Die linke Seite bildet die Stadt; hier wohnen der Bürgermeister, der Apotheker, der Gastwirth, der Herr Lehrer und der „Pfundjüd“ (Pfundjude); eines der Häuser ist für verschiedene Gewerbetreibende reservirt, in demselben wohnt, je nach der zur Aufführung kommenden Zwischenaktposse der „Pörkeseger“ (Friseur), der „Balbuß“ (Barbier), der „Schinner“ (Schinder) u. s. w.

Die Poffen oder Fazen, die hier aufgeführt werden, ähneln sehr unserem Kasperle- oder Polichinellentheater; der Knalleffekt ist immer eine große Prügellei.

Die Wiße sind meist derb und auf die Lachmuskeln des großen Haufens berechnet. So sieht der Arzt oder in Stellvertretung der Hanswurst dem Kranken in den Hals und entdeckt auf seiner Leber — Hühneraugen, die ihm Schmerzen verursachen; zu deren radikaler Heilung rät er ihm, einen „Balbut“ zu verschlucken, der ihm dieselben wegkratzt. Der „Schimmer“ und der „Pantjüd“ werden von dem Hanswurst schmähtlich gefoppt, gehängt oder todtgeprügelt. Doch weiß man auch bei Extra- oder Galavorstellungen vor einem feineren Publikum den derben Possen ihre anstößigen Pointen in usum delphini wegzuschneiden. Ja, mitunter haben auch solche Possen und deren Verfasser weit über die Bretter des engen „Kölner Hennesche“ hinaus Berühmtheit erlangt.

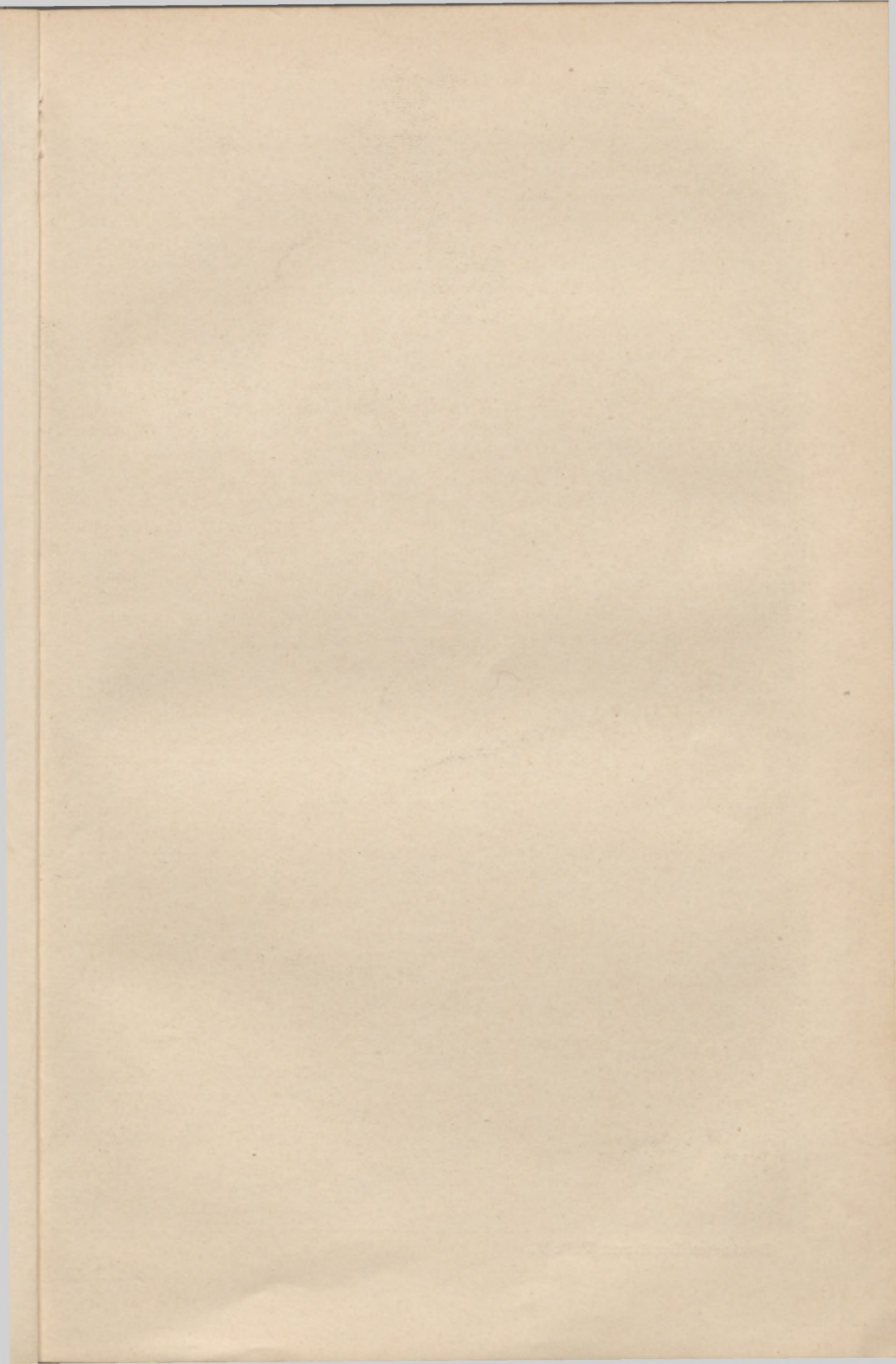
Doch nehmen wir nun mit diesem für die Kölner charakteristischen Volkstheater von Köln, seinem heiteren Leben und seinen lebenslustigen Einwohnern Abschied. Zum Andenken wollen wir uns noch ein Fläschchen des weltberühmten Kölnischen Wassers bei „einem der vielen einzigen Erfinder und ältesten echten vis-à-vis-Farina's“ einstecken. Als den ältesten Gründer dieses kostbaren Parfüms nennt die Statistik Joh. Ant. Farina zur Stadt Mailand vom Jahre 1695. Ein zweiter, Joh. Maria Farina zur Stadt Turin mit Eau de Cologne und sonstigen Parfümerien, datirt vom Jahre 1788 (Umfang der Produktion 300,000 Flacons; 20 Arbeiter; Absatz in ganz Europa, theilweise Asien, Amerika, Afrika, Australien). Wir nennen noch einen dritten, Franz Maria Farina, mit Eau de Cologne, Toilettenseifen und Parfümerien aller Art (1792 und 1873), mit Anfangs 15, jetzt 25, resp. 73 Arbeitern für das In- und Ausland.

Doch nun leb' wohl, du heiliges Köln, du „Stadt mit dem ewigen Dom“, du Handels- und Industriestadt, Alaaf Colonia, du Stadt der Kunst, Poesie und des heiteren Lebensgenusses, an den rebengrünen Ufern des schönsten aller Ströme, des deutschen Vater Rhein, in dessen Grunde der Nibelungenhort funkelt — doch das schönste Rheingold, das seine Wogen bergen, den seine köstlichen Weine beherbergen, das ist des Lebens Frohsinn und Heiterkeit.

Darum schließen wir mit dem Citate Friß König's, dessen lebendigen Stizzen aus dem Kölner Leben in der „Festschrift zur XXI. Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure im Jahre 1880“ wir hauptsächlich gefolgt sind:

„Der Mensch dat eß en Dufeldbeer
Und fröffelt sich zum Stabelged,*
Un wann e meint, hä hät eens Feer,
Dann eß' e futschig öm de Eck.
Dröm freut üch noch su lang et geit,
De Freud hält Vieu un Siel aläät,**
Un wer sich nit miß freuen deit,
Dä eß des Lewwens nit miß wäth.“ —

*) Narr. **) zusammen.





Deutsches Land und Volk V.

Köln aus der Vogelschau.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.





Die Diakonissenanstalt in Kaiserswerth.

Die alte Rheininsel bei Kaiserswerth.

Geschichte der Stadt Kaiserswerth. — Der heilige Suitbertus. — Bischof Hanno von Köln und der junge Heinrich IV. — Die Entführung. — Die Kaiserpfalz. — Friedrich v. Spee. — Das Diakonissenhaus. — Theodor Fliedner und seine Thätigkeit.

Die uralte Stadt Kaiserswerth, zwei Stunden unterhalb Düsseldorf am Rheine gelegen, ward von den Römern gegründet; im Jahre 710 predigte hier der heil. Suitbertus das Evangelium und gründete ein Stift auf einem Eilande des Rheines, das ursprünglich nach ihm Suitbertswörth, später aber von den Kaisern Kaiserswerth genannt wurde. Von diesem Heiligen erzählt man sich die Legende, daß er die Gabe besessen habe, die im Rheine Ertrunkenen ins Leben zurückzurufen. Noch jetzt glaubt man, daß die Leichen Derer, die im Strome ihren Tod gefunden, an dem Ufer antreiben, wo Suitbertus begraben liegt. Seine Gebeine ruhen in einem silbernen Sarge eingeschlossen in der alten Stiftskirche.

Im Jahre 788 ward die Stadt von den Sachsen verwüstet und kam später an die Pfalz. Die denkwürdigste Geschichte, die sich an den Namen Kaiserswerth knüpft, ist die berühmte Entführung des jungen Heinrich IV. durch Bischof Hanno von Köln (1062). Ehe wir diese jedoch

etwas ausführlicher hier mittheilen, wollen wir ein wenig bei der Schilderung jenes ebenso mächtigen wie ehrgeizigen Erzbischofs Hanno von Köln verweilen.

Sogar die Sage hat sich dieser in gewisser Beziehung gewaltigen Figur bemächtigt; das berühmte Annolied, um 1170 verfaßt, feiert in kurzen Reimpaaren in legendenmäßiger Weise das Leben und die Wunder des Erzbischofs Anno von Köln, welcher von 1045—1075 auf diesem erzbischöflichen Stuhle gesessen hat. Doch das Lied holt weit aus; es beginnt mit der Schöpfungsgeschichte und verweilt beim Uebergange zur Weltgeschichte besonders bei Julius Cäsar. Der Anfang erinnert an den Eingang des Nibelungenliedes und der echte Volkston des ganzen Gedichtes oft sehr an das Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht. Von Hanno selbst singt das Lied u. A. folgendermaßen:

Als ein lewo saz her vur din vuristin,
 Als ein lamb gin her untir diurftigin.
 (Wie ein Löwe saß er vor den Fürsten,
 Wie ein Lamm ging er unter den Dürftigen.)

Annolied. 599.

Die Kirche hat diesem Manne wegen seiner Frömmigkeit und Strenge, wegen seiner Verdienste um sein Erzbisthum, seiner Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende den Namen eines „Heiligen“ gegeben. Allein die Geschichte kennt ihn auch als einen stolzen, hab- und herrschsüchtigen Priester, der sich bei der Bereicherung seines Erzbisthums und der Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten nicht immer der edelsten Mittel bediente und zur Zerrüttung des Reiches in jenen Zeiten sein Theil beigetragen hat. Von Geburt ein schwäbischer Edelmann, war er von seinem Vater dazu bestimmt worden, ein wehrhafter Ritter zu werden; aber von einem Verwandten, der Kanonikus in Bamberg war, überredet, entschloß er sich, sein Heil im Dienste der Kirche zu suchen. Er begab sich heimlich zuerst nach Bamberg und dann zur Fortsetzung seiner Studien nach Paderborn. Als Propst zu Goslar zog er die Aufmerksamkeit Kaiser Heinrich's III. auf sich, der ihn zu seinem Weichvater und Rathgeber wählte und endlich, als der erzbischöfliche Stuhl zu Köln frei wurde, ihm diesen übertrug (1056). Leider starb dieser große Kaiser schon in demselben Jahre in der Fülle männlicher Kraft und hinterließ das Reich seinem unmündigen Sohne Heinrich, einem Kinde von sechs Jahren. Kaum hatten sich die Augen des Gewaltigen geschlossen, so regten sich allenthalben die deutschen Fürsten, um den lästigen Zwang, unter dem seine eiserne Hand sie gehalten, abzuschütteln. Und günstiger hätte hierzu die Gelegenheit nicht sein können als jetzt, wo für das königliche Kind dessen Mutter Agnes die Reichsregierung in Händen hatte, eine tugendhafte und kluge Frau, die aber beim besten Willen nicht vermochte, das Schiff des Reiches in dem ausgebrochenen Sturme zu lenken. Denn treulos ihres Eides vergessend, lehnten sich jetzt viele Fürsten gegen sie auf, Länder und Privilegien ertrozend; Raub und Blutvergießen herrschten überall. In dieser Bedrängniß stand nur ein treuer Freund der Kaiserin stützend zur Seite, der Bischof Heinrich von Augsburg, der denn auch den größten Einfluß auf sie und die Regierung ausübte. Umsonst versuchten die übrigen Großen, durch Verdächtigungen und üble Nachreden dies Verhältniß zu stören; es gelang ihnen nicht, die edle Frau in der Meinung des Volkes

herabzusetzen. Da beschloffen sie, Gewalt zu brauchen. An der Spitze der Verschwörung stand der Erzbischof Hanno. Mit dem Grafen Eckbert von Braunschweig und dem Bayernherzog Otto von Nordheim kam er überein, der Kaiserin ihren Sohn und mit diesem die Regentschaft zu entreißen.

Es war im lieblichen Monat Mai des Jahres 1062, als Agnes mit ihrem Sohne auf der schon näher bezeichneten Suihbertsinsel, jetzt Kaiserswerth genannt, zur Feier des Pfingstfestes verweilte. Dorthin kam Hanno mit seinen Verbündeten. Nach einem festlichen Mahle lud er den Prinzen ein, sein prächtiges, aufs Kostbarste eingerichtetes Schiff anzusehen, und wußte die Neugierde des Knaben so zu reizen, daß dieser der Lockung leicht nachgab.



Entführung des jungen Heinrich IV. durch Erzbischof Hanno von Köln. Nach W. v. Schwind.

Der junge König besteigt mit seinem Führer arglos das Schiff; Graf Eckbert und Herzog Otto folgen. Kaum aber sind sie Alle an Bord, als auf einen Wink Hanno's die Schiffsknechte die Taue lösen und die Ruderer mit aller Macht das Schiff in den Strom treiben. Der Prinz, ungewiß, was man mit ihm vorhabe, und das Schlimmste befürchtend, außerdem aber auch über den ihm gespielten Verrath empört, sprang, um sich den Händen seiner Entführer zu entziehen, muthig in den Strom. Doch sollte ihm sein jugendlicher Muth nichts helfen; denn Graf Eckbert stürzte sich ihm mit Gefahr seines Lebens nach und brachte den sich Sträubenden wieder auf das Schiff. Während dessen stand die arme Mutter händeringend am Ufer, und das um sie versammelte

Volk stieß Verwünschungen gegen die Räuber aus. Die Kaiserin, zu stolz, ihrem Sohne unter diesen Verhältnissen zu folgen, zog sich mehrere Jahre später hinter die stillen Mauern eines Klosters zurück; Hanno aber brachte den jungen König nach Köln. Für diesen begann jetzt eine schlimme Zeit. Sein jetziger Vormund hielt ihn nämlich unter gar strenger, fast mönchischer Zucht. Auch sein Lehrer ist er wol gewesen; doch waren die Früchte dieses Unterrichts kaum bedeutend, da dem Erzieher die Liebe zu seinem Schüler fehlte. Bald mußte jedoch Hanno, gedrängt von den übrigen Fürsten, das Reichsregiment und damit die Erziehung des jungen Fürsten mit Adalbert, dem Erzbischof von Bremen, theilen. Es wurde verordnet, daß immer Derjenige die Vormundschaft führen solle, in dessen Gebiet Heinrich sich aufhalte. Adalbert wußte den jungen König ganz für sich zu gewinnen. Während Hanno des Knaben angeborene Hestigkeit und eigensinnige Gemüthsart zu bändigen versucht und ihn nach fast klösterlichen Grundsätzen erzogen hatte, ließ Adalbert, der eben so ehrgeizig und herrschsüchtig war als Hanno, allen seinen Launen und Lüsten freien Lauf, um ihn zu Gunsten seiner Pläne besser leiten und lenken zu können. Ein lustiges Leben begann am Hofe zu Goslar; Schauspieler, Sänger, Gaukler zogen daselbst ein und aus, und man verübte die muthwilligsten Streiche. Endlich veranlaßte der Mißbrauch, den Adalbert mit seiner Stellung trieb, die übrigen Fürsten, den König auf einem Fürstentage zu Tribur zu zwingen, daß er seinen seitherigen Rathgeber entließ. Der Vormundschaft hatte sich der Erzbischof nämlich begeben, indem er 1065 Heinrich zu Worms mündig erklärte ließ. Die Reichsgeschäfte wurden von nun an durch die einzelnen Bischöfe verwaltet, die eine Art Staatsrath unter Hanno's Vorsitz bildeten; die laufenden Geschäfte wurden auf Fürstentagen erledigt. Nach wie vor unterhielt Heinrich in Goslar ein üppiges Hoflager. Um seiner Zügellosigkeit ein Ziel zu setzen, drangen auf Betreiben Hanno's die Fürsten darauf, daß er sich mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa, vermählte. Aber schon drei Jahre später verlangte Heinrich vor dem Fürstentage in Worms, von seiner Gemahlin geschieden zu werden; doch fügte er sich später den Vorstellungen des Papstes und Hanno's und gewann sogar mit der Zeit seine Gemahlin lieb. Zu seinem Unglück erlangte aber jetzt Adalbert wieder Einfluß auf ihn, einen Einfluß, der sich besonders in Bedrückung der Sachsen geltend machte, mit denen jener in steter Fehde lebte. Die ungerechte Behandlung des Herzogs Otto von Nordheim, den er auf eine wahrscheinlich falsche Anklage hin seines Herzogthums Bayern entsetzte und nebst Magnus, den Sohn des Sachsenherzogs, ächtete, dann die von seinen Zwingburgen aus im Sachsenlande verübten Gewaltthaten reizten dieses Volk zu immer größerer Wuth. Zum Glück starb Adalbert 1072, und nun trat Hanno nochmals an die Spitze der Reichsverwaltung. Mit un-nachsichtiger Strenge strafte er Diejenigen, welche die Armen und Dürftigen bedrückt hatten, und suchte in die Verwaltung wieder Ordnung zu bringen. Bald aber sah er ein, daß bei dem Gegensatz, in welchem seine Grundsätze zu denjenigen des Königs standen, seine Bemühungen vergeblich seien, und bat Heinrich um seine Entlassung. Er erhielt sie; doch bat ihn der König in der immer heftiger werdenden Empörung der Sachsen noch einmal um seine Vermittlung. Hanno konnte damals nichts für ihn thun, da er durch den bekannten Aufstand der Kölner Bürger vollauf beschäftigt war. 600 von den Aufriihren

waren aus Köln entflohen und riefen Heinrich, der sich damals zu einem Zuge nach Ungarn rüstete, um Hilfe an. Dieser eilte aus Regensburg herbei, und nachdem er in Mainz das Pfingstfest gefeiert, kam er nach Köln und lud Hanno vor, um über sein Verhalten in jener Fehde Gericht zu halten. Doch konnte er dem Erzbischof nichts anhaben, da jene 600 selbst zu viel gefrevelt hatten. Ja, als der König verlangte, Hanno solle ihnen die Rückkehr in die Stadt erlauben, weigerte sich dieser entschieden, und Heinrich gab auf den Rath seiner Freunde nach, da seine augenblickliche Lage es ihm unmöglich machte, seinen Willen durchzusetzen.

So schieden diese beiden Männer, um sich von da ab nicht mehr zu begegnen. Denn mit Hanno's Kraft war es seit jenem Aufstand vorbei, es ging mit ihm zu Ende. Sein geliebtes Köln hatte sich in Feindschaft von ihm abgewendet; darum sollte es auch seine Gebeine nicht haben. Nicht, wie er früher verordnet, in der Kirche Maria ad gradus wollte er beigesetzt sein, sondern in der von ihm gegründeten Abtei Siegburg. Vor seinem Tode aber verzieh er den Empörern, wie es heißt, infolge eines Traumes, in dem er sich in einer Versammlung der übrigen Bischöfe erblickte, angethan mit einem glänzend weißen Kleide. Auf der Brust aber hatte er einen großen, häßlichen Fleck, und der Bischof Arnulf von Worms bedeutete ihn, er möge diesen tilgen, denn er werde bald abberufen werden. Kurz darauf starb er und ward seinem Willen gemäß in Siegburg beigesetzt.

Hanno's kirchliche Wirksamkeit zeigte sich nicht nur in der Bekämpfung der damals herrschenden Simonie und der Verbesserung der klösterlichen Zucht, sondern auch in der Verschönerung und Bereicherung der Kölner Kirchen, besonders des Domes St. Peter und der Kirche Maria ad gradus. Noch größere Wichtigkeit für die ganze Rheingegend hatte die Gründung neuer Klöster. Von diesen Stiftungen ist die Abtei Siegburg die wichtigste. An die Erwerbung von Siegburg knüpft sich eine gar traurige Geschichte. Der mächtige Pfalzgraf Heinrich verwüstete Hanno's Gebiet mit Feuer und Schwert, meßhalb dieser den Bann über ihn aussprach. Da ging Heinrich in sich, schenkte die Siegburg der Kirche St. Peter in Köln und ging in ein Kloster. Lange hielt er es aber darin nicht aus, da brach er wieder los, und die Verwüstung und Plünderung ging von Neuem an. Endlich scharten sich die Kölner und ihre Nachbarn zusammen. Vor ihnen zog sich der Pfalzgraf auf sein festes Schloß bei Kochem an der Mosel zurück. In einem Anfall von Tobsucht, woran er oft gelitten haben soll, erschlug er dort seine Gemahlin Adelheid und zeigte den schauernden Feinden ihr abgeschlagenes Haupt. Damit war der Krieg zu Ende; denn das Licht des Geistes lehrte dem Unglücklichen nie wieder. Hanno verwandelte die Burg in ein Kloster, in das er zuerst Mönche aus der Gegend von Trier und später, als diese sich seiner strengen Ordnung nicht fügten, solche aus Oberitalien kommen ließ. Heinrich IV. sowol wie Hanno und seine Nachfolger statteten die Abtei reichlich mit Gütern und Gerechtigkeiten aus, so daß sie in der Folge sehr mächtig wurde. Erst im Jahre 1803 ward sie aufgehoben, und später gründete der edle König Friedrich Wilhelm III. auf ihr eine Irrenanstalt, die noch heute segensreich wirkt. —

Doch kehren wir nach dieser geschichtlichen Episode zu den weiteren Schicksalen der Stadt Kaiserswerth zurück.

Nach mehrmaliger Verpfändung kam es 1424 an Köln und erst 1768 fiel es wieder an die Pfalz. Früher war es auch stark befestigt und hielt zweimal starke Belagerungen aus in den Jahren 1689 und 1702. Jetzt blüht die Stadt durch verschiedene Industriezweige, Baumwoll- und Wollspinnereien, Sammt- und Seidenmanufaktur, Tabakfabriken, Töpfereien und hält drei Jahrmärkte ab. Von Gebäuden verdient die alte Stiftskirche romanischen Stils, im 12. und 13. Jahrhundert aus Tuffstein erbaut, erwähnt zu werden, in der sich der silberne Reliquienschrein des heil. Suitbertus befindet.

Am Ufer gewahrt man noch die Bogengänge und Mauerwände der ehemaligen kaiserlichen Pfalz, worin sich einst die kaiserliche Wittve mit dem Königskinde aufhielt. Im Jahre 1184 hatte sie der Kaiser Friedrich Barbarossa wieder herstellen lassen, aber bei der Vertreibung der Franzosen durch die Holländer 1702 ward die ehrwürdige Burg bis auf wenige Reste geschleift.

In Kaiserswerth war auch das freiherrliche Geschlecht der Spee von Langensfeld anässig, welchem Friedrich v. Spee, der Dichter der „Trutz-Nachtigall“ (Köln 1649) und des „Gülden Tugendbuchs“ (Köln 1666), angehörte, besonders bekannt als eifriger Bekämpfer der Hexenprozesse. Gegen diese schrieb er das Buch: „Kriminalistische Vorsicht, oder Buch über die Prozesse gegen die Hexen, an die deutschen Obrigkeiten, zu diesen Zeiten notwendig, aber auch den Rätthen und Beichtvätern der Fürsten, den Inquisitoren, Richtern, Advokaten u. s. w. sehr nützlich zu lesen.“ Dies beweist, daß Friedrich v. Spee ein humaner Mann war; er gehört aber auch zu den besten Dichtern des 17. Jahrhunderts. — Geboren 1591 in Kaiserswerth, trat er später dem Jesuitenorden bei und starb 1635 zu Trier. Seine Gedichte athmen eine tiefempfundene Andacht und ein weiches Gefühl. Der Wahn seiner Zeit hatte ihm die Haare vor der Zeit gebleicht, so daß er selbst dem Würzburger Kanonikus Johann Philipp von Schönborn, spätem Kurfürst von Mainz, auf sein Befragen darüber antwortete: „Das kommt von den vielen Hexen her, die ich zum Scheiterhaufen begleitet habe.“

Nicht weit von Kaiserswerth liegt das Schloß Heltorf, der Sitz der Grafen von Spee, im Innern mit Freskogemälden von Cornelius, Plüddemann, Mücke und Lessing ans geschmückt.

Am bekanntesten jedoch ist für die Gegenwart die Stadt geworden durch die vom Pastor Theodor Fliedner 1836 daselbst gegründete Diakonissenanstalt, welche das Mutterhaus vieler gleicher Töchteranstalten in Deutschland und weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus wurde.

Es gelang dem noch jugendlichen Pfarrer Fliedner mit Kollektentreisen, nicht nur der Noth der lutherischen Gemeinde in Kaiserswerth zu steuern, sondern auch für die Zukunft die Gemeinde, ihren Geistlichen und Schullehrer zu sichern. Nun arbeitete der treue Seelsorger an der Verwirklichung eines Ideals, das ihm den Titel eines Wohlthäters der gesunkenen Menschheit verdiente. Er erbarmte sich nämlich der Noth der Gefangenen, die bis dahin, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, ohne Rücksicht auf schwere oder leichte Vergehen, zusammengedrückt in dumpfen Verliesen schmachteten und oft noch lasterhafter und abgeseimter ihre Straflokale verließen, als sie dieselben betreten hatten.

Es ist wahrhaft rührend, wie Fliedner in Düsseldorf selbst den Versuch machte, sich mit den Verbrechern einkerkern zu lassen, um desto besser unter ihnen wirken zu können. Er rief 1826 die erste „Gefängnißgesellschaft“ ins

Leben, deren Bestreben besonders darauf gerichtet war, durch Anstellung von Geistlichen und Schullehrern die verwahrloste Bildung der Gefangenen zu bessern und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, für ihr späteres Fortkommen zu sorgen. Seine gleichgesinnte Frau, welche auch einen „Frauenverein“ zur Linderung des Elends der Gefangenen gegründet hatte, unterstützte ihn aufs Eifrigste. Bald erwies sich das kleine Gebäude zu eng, und man richtete das alte lutherische Pfarrhaus zum sogenannten Magdalenenstift ein, das gegenwärtig an 30 Pfleglinge beherbergt. —

Inzwischen hatte unser wackerer Philanthrop auch die erste Diakonissenanstalt gegründet (1836) und zwar in Kaiserswerth selbst. Unter mancherlei Anfechtungen und unter großen Sorgen wegen der fehlenden Mittel erkämpfte sich diese Einrichtung ihre Existenz. Einen warmen Freund fand die gute Sache in Fliedner's erlauchtem Gönner: Friedrich Wilhelm IV. Unter sehr ungünstigen Auspizien, ohne eigentliche Diakonissen und ohne genügenden Hausrath eröffnet, gedieh und wuchs die Anstalt doch so, daß sie schon 1842 über 200 Kranke verpflegte. In dem Küsterhaus zu Kaiserswerth richtete Fliedner eine Kleinkinderschule für alle Konfessionen ein, und bald entstand auch ein Seminar für Kleinkinderlehrerinnen.

Im Jahre 1842 gründete Fliedner auch ein Waisenhaus speziell für evangelische Waisenmädchen, welches ihm später seine „Nekuten“ zum Diakonissendienst lieferte.

Der Segen der Fliedner'schen Anstalten verbreitete sich bald über die Grenzen Deutschlands hinaus, und bald kamen von allen Seiten Jungfrauen, um sich für den hohen Beruf als Diakonissen ausbilden zu lassen. Da erwies sich denn bald ein Um- und Neubau als nothwendig, wobei ihm sein hoher Gönner hülfreich beistand. In einem Seminar für Elementarlehrerinnen gewann sodann der edle Menschenfreund seine, wie er sie selbst scherzweise zu nennen pflegte, „leichten Hülfstruppen“ zu seinem Liebeswerke.

Im Jahre 1845 nahm die Diakonissenanstalt wahrhaft großartige Dimensionen an: Apotheke, Eiskeller, Badehäuser, Bäckerei, Oekonomie u. s. w. wurden damit verbunden. Dazu kamen Aecker, Wiesen und Gärten, und eine aufblühende Landwirthschaft ging damit Hand in Hand.

In Duisburg hatte Fliedner eine Rettungsanstalt für verwahrloste Knaben gestiftet, über deren Gedeihen er emsig wachte. Stets kämpfte er mit pekuniärer Noth, die er dann durch aufopfernde Kollektenreisen zu decken suchte. Er stiftete in Kaiserswerth noch eine Heilanstalt für weibliche Gemüthsranke, sandte seine Diakonissen an auswärtige Schwesteranstalten, wie nach London, Berlin und Schlesien. Die vielen Amtsgeschäfte und Dienstreisen zwangen ihn, nach 25jährigem treuen Hirtenamte seine eigentliche Pfarrerstelle in Kaiserswerth (1849) niederzulegen. Von nun an widmete er sich einzig und allein der Pflege der Diakonissenanstalten. Oft unternahm er weite Reisen, wie nach Nordamerika, Jerusalem, Konstantinopel, England, Frankreich und der Schweiz. Zu dem Zwecke, im „gelobten Lande“ eine Diakonissenanstalt zu gründen, bildeten sich die sogenannten Zionsvereine. Zwanzig Kisten füllten sich mit Liebesgaben, ja eine ganze Apotheke begleitete den frommen Pilger. Damit passirte er den 1250 m hohen Semmering, über den damals noch keine Eisenbahn führte. Unter mancherlei Mühsal erreichte Fliedner die Stadt Smyrna, wo er

sein Brot mit den hungerigen Negern auf dem Sklavenmarke theilte. Wie schlug aber sein Herz, als er das heilige Land betrat! Mit Thränen und Segenswünschen nahm er dann Abschied von den theuren Schwestern, die er im Orient zurückließ. Nach ungefähr fünfmonatlicher Abwesenheit erreichte er wieder seine heimatliche Diakonissenanstalt. Auch erlebte er die Freude, daß der Same, den er im Orient gestreut, aufging zu segensreicher Frucht. Ja, seine dortigen Anstalten rangen sogar den Mohammedanern Achtung ab; besonderen Ruf erlangte auch die deutsche Apotheke unter den Arabern; gegen 7000 lassen sich dort jährlich unterweisen.

Nach der blutigen Niedermezelung der Maroniten, d. i. der christlichen Bewohner des Libanon, durch die Druzen im Jahre 1860 sprangen auch zuerst die Diakonissen den unglücklichen Flüchtlingen bei; es wurden für sie Hospitäler und Waisenhäuser in Beirut gegründet.

Zliedner's Korrespondenz wuchs ins Ungeheure, und trotzdem fand er noch Muße zu schriftstellerischen Arbeiten.

Von besonderem Segen für die Bildung von Mägden, namentlich in der Residenz Berlin, war der auf Zliedner's Betreiben ins Leben gerufene „Marthashof“.

Vor Allem sorgte er aber für seine lieben Diakonissen: für die Geschwächten stiftete er den Erholungsort Salem, für die Gealterten ein sogenanntes Feierabendhaus.

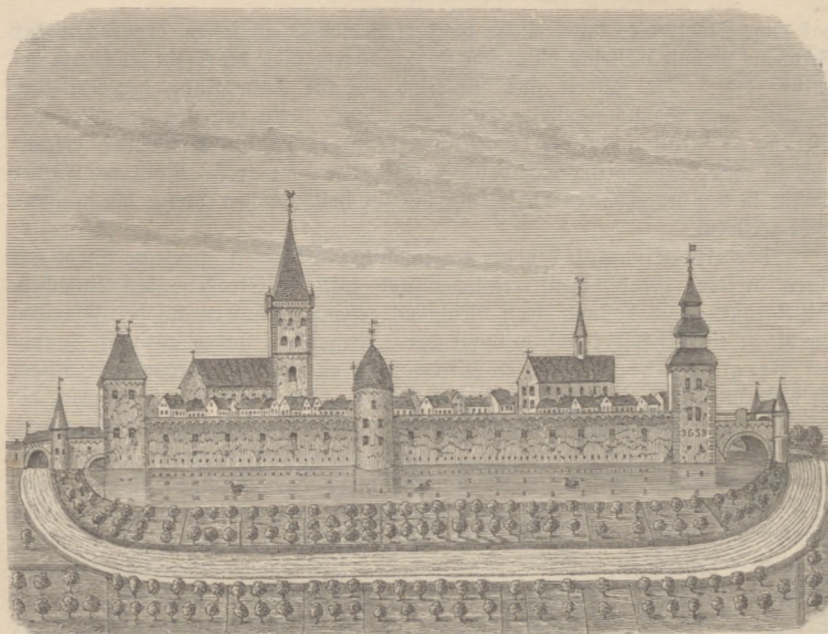
So aufreibende Amtsgeschäfte konnten nicht verfehlen, die Gesundheit des rüstigen Mannes zu untergraben. Auch gönnte er sich keine Erholung, selbst nicht im Bade. Zuletzt riethen ihm die Aerzte ein wärmeres Klima an. Sofort dachte der unermüdete Mann an eine Visitationstour in Jerusalem. Anfangs schien ihn die milde Luft zu kräftigen, aber bald verursachte ihm der Samum heftiges Blutspeien. Er konnte das Ziel nicht mehr erreichen und kehrte gebrochen in die Heimat zurück.

Die in Italien 1860 gewährte Religionsfreiheit benutzte er, um in Florenz ein Diakonissen-Lehrhaus zu eröffnen. Im dänischen Kriege 1864 sandte er 20 Diakonissen auf die eijigen Schlachtfelder Schleswigs, um die Verwundeten zu pflegen.

Am 16. Sept. 1861 war es ihm noch vergönnt, das 25jährige Bestehen der Diakonissenanstalt zu feiern. Bereits gab es 30 Mutterhäuser; 1600 Diakonissen wirkten auf mehr als 400 Stationen; in Kaiserswerth arbeiteten 425 Schwestern im Mutterhause.

Noch einmal, zum letzten Male, wohnte der Todtfranke der 28jährigen Gedenkfeier seiner Anstalten im Jahre 1864 bei, noch einmal erhob sich sein Organ zu wunderbarem Wohl laut, doch erschöpft sank er auf seinem Sitze zusammen. Endlich verschied er am 4. Oktober 1864.

Die Trauer und Theilnahme bei diesem Todesfall war eine allgemeine: aus Hütten und Palästen, aus Nah und Fern strömten Leidtragende herbei, kamen Beweise der Liebe und Verehrung. Ein einfacher Grabstein mit einer Traueresche, die er selbst dazu bezeichnet, deckt seine irdische Hülle; doch Tausende von gefallenen und gesunkenen Seelen, armen Kranken und Gefangenen, Tausende von verwaissten Kindern benezen mit Thränen des Dankes und der Liebe das Grab ihres Wohlthäters. Er war ein Retter und Erlöser der bedrängten Menschheit, er war ein würdiger Nachfolger unseres Heilands, gesegnet sei sein Andenken für und für! —



Krefeld um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Nach einer alten Handzeichnung.

Die Entwicklung der Krefelder Seiden- und Sammtindustrie.

Unter den linksrheinischen Städten des Düsseldorfer Regierungsbezirkes nimmt, was Industrie und Stärke der Bevölkerung betrifft, Krefeld unbestritten die erste Stelle ein; an geschichtlicher Bedeutung ist ihr dagegen manche kleinere Stadt im Bezirke weit überlegen, so Neuß, Xanten und Kleve. Krefeld ist rasch emporgeblüht, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit hat es eine Bedeutung in industrieller und kommerzieller Beziehung gewonnen, die den Reid und das Staunen mancher älteren Industriestadt hervorgerufen hat.

Vor zwei Jahrhunderten noch ein durch schwache Mauern und Gräben nothdürftig geschütztes Städtlein mit einer wenig ergiebigen Feldmark im Westen und mit stagnirenden Sümpfen und Waldungen im Osten, durchlebte Krefeld ein Stillleben, das es kaum von einem größeren Dorfe unterschied. Von einer eigentlichen Industrie war bis zu jener Zeit keine Rede. Die Bewohner beschäftigten sich mit dem Ackerbau und erzwangen durch angestrebten Fleiß vom sandigen Lehmboden kärgliche Ausbeute; daneben trieben sie die Leinen- und Wollenweberei, aber wol nur, um den eigenen Bedarf zu decken und den Flachs zu verwerthen, der auf dem Boden gezogen wurde. Damals vermochte

das enge Stadtbrevier kaum einige hundert Bewohner zu fassen, draußen in der Feldmark wohnte vielleicht die gleiche Zahl, und jetzt zählt die Stadt die fünfzigfache Zahl. Die Zahlen sind sprechend für die Entwicklung der Krefelder Seiden- und Sammtindustrie: 1680 = 1500, 1780 zur Zeit der Monopolisirung = 6500, 1830 = 18,000 und 1880 = 75,000 Einwohner. Gleichwol ist dieser Gradmesser kein vollkommener, denn die große Masse der Weber wohnt in den benachbarten Ortschaften bis zur holländischen Grenze hin stundenweit zerstreut.

Der erste Eindruck, den die regelmäßig ins Geviert angelegte Stadt mit ihren breiten, geradlinigen, reinlichen und lustigen Straßen, den einfachen, mittelgroßen, nach holländischem Geschmack gebauten Häusern auf den Fremden macht, ist ein behäbiges und gewinnendes. Nirgendwo stoßen wir auf Spuren der Vergangenheit, weder an Kirchen noch an sonstigen Gebäuden. Allen ist das Gepräge der Gegenwart aufgedrückt. Die große Regelmäßigkeit, die sich überall widerspiegelt, giebt der Stadt fast den Charakter der Nüchternheit, man möchte sagen der Langeweile. Freilich ist in den letzten 30 Jahren gar Manches geschehen, um erfrischende Abwechslung in das eintönige Bild zu bringen. Wir rechnen dahin die Anlagen von schönen, mit Bäumen und Beeten gezierten Wällen und Plätzen, stilgerechte öffentliche Gebäude, wie Kirchen und Schulen. Man darf behaupten, daß die industrielle Physiognomie Krefelds sich nirgends anspruchsvoll hervordrängt, wie dies anderwärts geschieht. In den Straßen ist es ziemlich schweigsam; nur um die Mittagszeit, wenn die Färber mit bunten Händen und die Appreturgehülfen und Winderinnen von der Arbeit zum Mittagsbrot eilen, dann wird es mit einem Schlage lebendig, eine Stunde später herrscht wieder die alte Ruhe. Nur auf einzelnen Straßen — eigentliche Arbeiterviertel giebt es nicht — ist es etwas regsam. Es tönt uns da das Geflapper des Webstuhles und Webeschiffchens, das Schnurren der Winde und Spule oder der regelmäßige und eintönige Tritt des Jacquardstuhles entgegen, die Thätigkeit der Arbeiter verrathend. In Krefeld herrscht die Hausindustrie vor, und diese vollzieht sich in geräuschloser Weise.

Was Krefeld geworden ist, hat es ausschließlich dem betriebsamen Geiste zu danken, der ihm von außen gleichsam als ein Gegengeschenk für die konfessionelle Duldung zugeflossen ist. Ehemals rings von kurfölnischen Landestheilen eingeschlossen, mit einem kleinen, politisch unbedeutenden Ländchen, der Grafschaft Mörz, seit der ältesten Zeit zu einem Ganzen verbunden, hatte der Ort für seine Zukunft wenig zu erhoffen; aber auch die lokale Beschaffenheit war wenig dazu angethan, der Gegend einen großen Aufschwung zu versprechen. Die Wasser- wie die Heerstraße führte eine gute Stunde seitwärts vorüber, eine bruchreiche Gegend dazwischen erschwerte den Verkehr. Nur rastlose Arbeitskraft und zäher Fleiß und sprüchwörtlich gewordene Duldsamkeit gegen die verschiedenen religiösen Bekenntnisse haben alle jene Schwierigkeiten überwinden lassen, welche Natur, Lage und politische Gestaltung der Entwicklung des Ortes entgegenstellten. Mit dem Jahre 1166 erscheint Krefeld zum ersten Male auf den Blättern der Geschichte als ein kleines Pfarrdorf, dessen Grund und Boden zum größten Theil in der Hand des damals gegründeten adeligen Damenstiftes Meer bei Neuß sich befand. Im folgenden Jahrhundert stand es unter der landesherrlichen Jurisdiktion der Grafen von Mörz, während der große und

schmale Zehnt an das Kloster abzuführen war. Zwischen dem Kloster und dem Landesherren kam es zu mannichfachen Streitigkeiten über das Besetzungsrecht der Krefelder Pfarre. Das Kloster siegte ob, und der Landesherr mußte sich in die Besetzung der Pfarre mit Steinfelder Prämonstratensermönchen fügen, bis der Graf Hermann von Neuenahr von Mörz um das Jahr 1565 gewaltsam eingriff und das Kloster zur Anstellung eines protestantischen Predigers zwang. Die Reformation kam damals nur vorläufig zum Siege. Zweimal wurde sie später mit Hülfe der spanischen Besatzung zurückgedrängt, gleichwol bemächtigte sie sich im Jahre 1605 wiederum der Pfarre und des Stadtreiments und zwar diesmal bleibend; die Mehrzahl der Bewohner blieb stets dem alten Bekenntniß zugethan. Bis zum Jahre 1361 hatte der Ort ein stilles, bedeutungsloses Dasein. Im genannten Jahre begnadigte Kaiser Karl IV. ihn auf Verwendung des Kurfürsten von Köln mit dem Rechte, einen Wochen- und Jahrmarkt abhalten zu dürfen. 1373 bewilligte derselbe Kaiser ihm Stadtrechte und einen zweiten Jahrmarkt mit den gebräuchlichen Privilegien. Einen Schritt zur Weiterentwicklung hatte Krefeld damit gethan. Eigener Herr in den inneren städtischen Angelegenheiten, gesichert durch Mauern, Wälle und Gräben gegen die raublustigen Junker der Umgegend, konnte es friedlicher Beschäftigung nachgehen. Aber es dauerte noch volle zweihundert Jahre, ehe seine industrielle Thätigkeit über die engen Grenzen des Stadtbannes hinausstrat in den öffentlichen Verkehr und dort Ermuthigung und Belohnung empfing. Die politische Gestaltung der Grafschaft Mörz ließ in der älteren Zeit keine weitgehenden Unternehmungen zu; überall erhoben sich Zoll- und Wachtthürme, den Verkehr hemmend oder erschwerend. Das Verhalten des gräflichen Hauses brachte gegen Ausgang des 15. Jahrhunderts die größte Gefahr für den selbstständigen Fortbestand der Grafschaft. Verpfändungen und kaiserliche Sequestration, wechselnder Besitz, Fehde und Krieg in dessen Gefolge brachten Leid über Leid über das Ländchen und dessen Bewohner. Endlich im Jahre 1519 schien eine Zeit der Ruhe zu kommen, nachdem acht Jahre vorher durch burgundische Kriegstruppen die Stadt Krefeld in Feuer und Flammen zerstört worden war. Langsam erhob sie sich wieder aus Schutt und Asche. Die Grafen von Neuenahr waren nunmehr in den Besitz der Grafschaft Mörz und der Herrlichkeit Krefeld gelangt. Er verblieb ihnen bis zum Ausgang des Jahrhunderts, wo die letzte Gräfin aus diesem Hause Walburgis den Prinzen Moriz von Oranien zu ihrem Erben einsetzte. Noch einmal hatte in dieser Zeit Krefeld die Leiden des Krieges vollauf zu kosten. Im Jahre 1584, im truchsessischen Kriege, wurde es wiederum bis auf den Grund zerstört. Erst mit dem Beginn der neuen oranischen Dynastie konnte sich die Stadt zu frischem Leben erholen. Mit den Oranieren hielt der Geist der Duldung seinen Einzug in die wiedererstandene Stadt. Im Jahre 1604 erneuerte der Prinz Moriz der Stadt ihre Privilegien, ihr auch ferner seinen Schutz verheißend. Noch einmal wurde ein Jahr später auf kurze Zeit die Stadt von den spanischen Truppen unter dem Grafen Bucquoi hart mitgenommen und gebrandschaft, bald kam aber trotz des Dreißigjährigen Krieges eine Zeit der erträglichen Ruhe. Einwanderungen von verfolgten wiedertäuferisch gesinnten Protestanten aus den benachbarten Orten, wie Kempen, Gladbach, Rheydt und aus dem Jülich'schen, erfolgten; sie brachten fleißige und betriebame

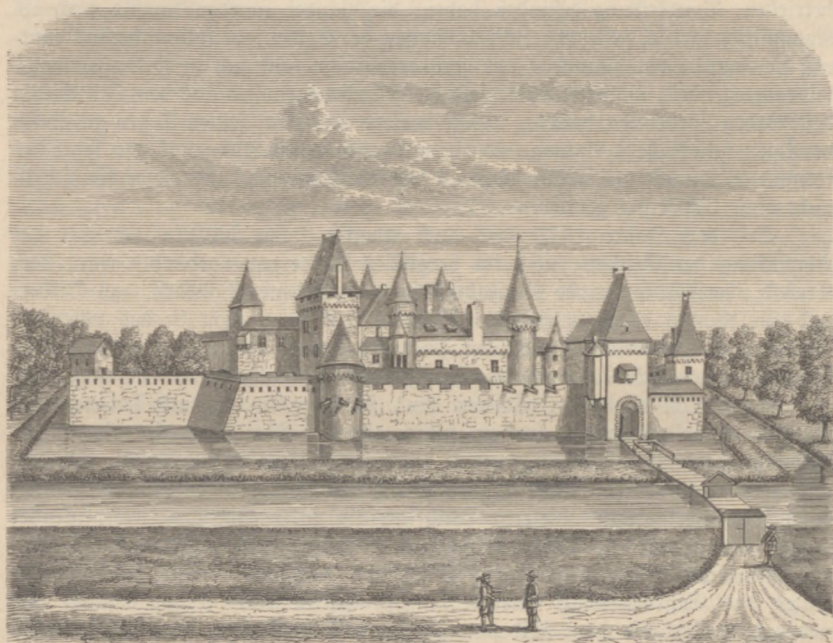
Weber, die sich auf die Anfertigung von Leinentüchern und deren Vertrieb verstanden. Die weitere politische Verbindung mit dem benachbarten Holland infolge der oranischen Herrschaft erleichterte den merkantilen Verkehr und gewährte die Möglichkeit zu einer erweiterten industriellen Thätigkeit. Freilich trat der Krieg noch öfter hindernd dazwischen; am 17. Januar 1642 entbrannte sogar in der unmittelbaren Nähe der Stadt eine mörderische Schlacht, welche mit der Niederlage und Gefangennahme des kaiserlichen Generals Lamboy endigte. Auch in den nachfolgenden Kriegen Ludwig's XIV., namentlich in den Jahren 1672, 1674 und 1676, wurde der aufblühenden Stadt durch die Brandschätzungen der Franzosen hart zugesetzt, bis endlich ein theuer erkaufter Sauegardebrief dieses Königs weiterem Unheil ein Ziel setzte. Nebenstehend geben wir eine Abbildung des Schlosses Krakau vor seiner Schließung (1679).

Wir stehen an dem Wendepunkte in der industriellen Thätigkeit Krefelds. Die Einwanderungen der Mennoniten, im Verlaufe der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nur sporadisch erfolgt, wurden stärker und stärker; seit dem Jahre 1650 etwa fanden sich Jahr um Jahr mehrere mennonitische Familien in Krefeld ein, um hier einen gesicherten Hausstand und freie Ausübung ihres Gottesdienstes zu suchen. Sie fanden Beides. Seit 1679 war ihnen die Erwerbung des Bürgerrechtes gestattet. Gegen 29 Mennonitenfamilien machten in dem genannten Jahre hiervon Gebrauch. Eine zweite und dritte starke Einwanderung von Mennoniten fand in den Jahren 1691 und 1694 statt. Diese neuen Bürger kamen theils aus dem Bergischen, theils aus der Gegend von Gladbach und Rheydt. Die bergisch-jülichische oder, wenn wir wollen, die kurpfälzische Regierung hatte durch ihre unduldsamen Maßregeln dieselben zur Auswanderung genöthigt. Krefeld öffnete den betriebsamen und gewerbseißigen Ankömmlingen gern die Thore; es wußte deren Bedeutung für die eben erwachende Industriethätigkeit zu schätzen. Die meisten der Einwanderer hatten sich schon früher mit der Leinenfabrikation beschäftigt und es darin zu einer großen Geschicklichkeit gebracht. Bald entwickelte sich ein recht lebendiger Geschäftsverkehr namentlich mit dem nahegelegenen, politisch enge verbundenen Holland, das durch seine berühmten Bleichereien in Harlem der aufblühenden Leinenindustrie anfänglich unentbehrlich war. Erst gegen 1719, als die Blüte dieses Industriezweiges bereits im Absterben begriffen war, ging Krefeld selbst mit der Anlage einer Bleiche nach holländischer Art vor.

In diesen geschäftlichen und industriellen Unternehmungen lagen die nothwendigen Vorbedingungen für ein segensreiches Emporblühen und Gedeihen einer neuen Industrie, die für Krefeld so bedeutungsvoll werden sollte, der Seiden- und Sammtindustrie. Freilich war die Technik, wie sie diese neue Industrie verlangte, eine wesentlich andere. Die Leinenweber waren erst noch geschickt zu machen zu der sorgfältigen und feinen Behandlung des zarten Seidenfadens; der Webstuhl, den die Verarbeitung der Seide verlangte, war von ganz anderer Konstruktion. Die Schwierigkeiten waren aber bald überwunden, es gelang in nicht allzu langer Zeit, bei der lohnenderen Beschäftigung die geeigneten Kräfte zu finden und zu fesseln. Mit der vollen Entwicklung der Seidenindustrie erhielt die Leinenfabrikation den Todesstoß. Sie wurde immer weiter zurückgedrängt, bald flüchtete sie sich aufs Land, von da in die benachbarten Städte Biersen und Gladbach; aber auch dorthin verfolgte sie, rastlos und

siegreich vorwärts dringend, der neue Industriezweig. Der Kampf dauerte ein volles halbes Jahrhundert. Noch im Jahre 1741 beweist ein Aufstand der Leineweber in der Stadt, daß diese Industrie hier noch nicht gänzlich abgestorben war, wol aber, daß die Lohnverhältnisse dieselbe nicht länger mehr dulden konnten. Es war übrigens das letzte Todeszucken.

Es ist das Verdienst einer einzigen Mennonitenfamilie, die Seiden- und Sammtindustrie im Rheinlande ins Leben gerufen und entwickelt zu haben.



Das ehemalige Schloß Stratau bei Krefeld vor der Schleichung 1679. Nach einer alten Handszeichnung.

Elberfeld, Barmen, Mülheim am Rhein auf der rechten Rheinseite, Biersen, Gladbach, Rheydt und Köln auf der linken Seite, sie alle haben für ihre Seidenfabrikation den Ausgangspunkt in Krefeld zu suchen. Es sind gewissermaßen Filialen, die von letzterer Stadt ausgegangen sind. Der erste Versuch, die Seidenindustrie nach Krefeld zu verpflanzen, ging von der jetzt freiherrlichen Familie von der Leyen aus. Infolge religiöser Verfolgungen war dieselbe im 16. Jahrhundert aus den Niederlanden nach dem bergischen Städtchen Nadebornwalde ausgewandert; aber auch hier verleidete religiöse Unduldsamkeit der Familie den Aufenthalt. Abermals griff sie zum Wanderstabe, um in Krefeld unter oranischem Schutze eine bleibende Stätte und ein trautes Heim zu finden. Und darin hatte sie sich nicht getäuscht! An der Spitze dieser zwischen 1665 und 1680 eingewanderten Familie steht Heinrich von der Leyen; er bereitete die Uebersiedelung vor und sondirte das Terrain. Erst nach einigen Jahren folgte der Bruder Adolf, den wir als den eigentlichen

Begründer der ersten Nähseide-, Posamentier- und Seidenbandsfabrik anzusehen haben. Das Krefelder Bürgerrecht erwarb er sich 1679. Diesen Zeitpunkt dürfen wir wol für den Ausgangspunkt der Entwicklung der Krefelder Seidenindustrie annehmen, wenn auch das Geschäftsbuch, zehn Jahre früher auf der Frankfurter Messe angelegt, dem zu widersprechen scheint, wenn es für die Jahre 1669 und 1671 den Verkauf von Floret-, Taffet- und Samtband und den Ankauf von Rohseide in den Jahren 1675 und 1678 meldet. Letztere wird in dem Posamentiergeschäft, das die von der Leyen bereits in Radevormwalde betrieben, Verwendung gefunden haben; die Bänder wurden damals noch als Kommissionsartikel geführt. Zur Ausübung der Seidenfabrikation, deren Kenntniß die Familie von Flandern mit herübergebracht, fand sich in Radevormwalde keine Gelegenheit, während in Krefeld die Glaubensgenossen aus dem Nülichchen den Boden vorbereitet hatten. „Gott verlene (verleihe) seinen Segen zu einem heudigen (glücklichen) Anfang end einem Gottsalichen Aufzgang!“ so setzte der fromme Mennonit als Motto vorn in das Geschäftsbuch, und dieser Wunsch ist nicht ohne Erhörung geblieben.

Seit dem Jahre 1679, wo auch Adolfs Sohn Wilhelm, welcher zur Abwicklung der Geschäfte noch im bergischen Lande zurückgeblieben war, nach Krefeld übersiedelte, wurde die Fabrikation von seidenen Bändern, von Silber- und Goldborten eifrig betrieben. Wilhelm trat zwar nicht in das väterliche Geschäft, eben so wenig sein Bruder Friedrich, sondern Beide begründeten neben demselben eigene; Wilhelm gab dem seinigen eine mannichfache Ausdehnung, denn er handelte nicht allein mit seidenem Lind, seidenen Knöpfen und seidenen, mit Gold durchwirkten Borten, sondern führte alle jene Artikel, welche mit der Bekleidung irgend eine Beziehung hatten; ja er verschmähete es selbst nicht, Schreib- und Bauernalmanache, ABC-Bücher und Katechismen, Tabaks- und Tunteldosen zum Verkaufe anzubieten. Wilhelm, ein unternehmender, weitblickender junger Mann, der mit kaufmännischen Kenntnissen reichlich ausgestattet war, zog mit seinen Waaren hausierend über Land von Ort zu Ort, während der Vater das Engroßgeschäft betrieb, die Frankfurter Messe fleißig besuchte und neben dem Verkaufe von Seiden- und Samtband sogenanntes holländisches Leinen in Kommission nahm und hier abzusetzen suchte. — Leipzig wurde im 17. Jahrhundert wegen der mangelhaften und schwierigen Verbindung nicht besucht; Elberfelder Kaufleute übernahmen dort für die Krefelder Fabrikanten den Verkauf der von diesen angefertigten Artikel. — Die Sage erzählt, und sie ist wol nicht unbegründet, daß noch im Anfange dieses Jahrhunderts die Familie von der Leyen die Kiepe (Rückenkorb) als heilige Reliquie aufbewahrt habe, in welcher Wilhelm seine Waaren selbst herumgetragen habe. Als der Vater alterte, löste ihn der jüngere Sohn Friedrich in dem Besuche der Messen ab, dabei die Einkäufe der Rohseide bei Züricher Seidehändlern besorgend, während die Näh- und Stickseide aus dem holländischen, vornehmlich aus Amsterdam, bezogen wurde. Bearbeitet wurde italienische Seide aus Mailand und Bergamo, später auch aus Turin. Wilhelm scheint dagegen die kleineren Geschäftsreisen in der Umgegend besorgt und dem innern Geschäftsbetrieb und der Fabrikation vorgestanden zu haben. Noch zu Lebzeiten Adolfs (er starb am 25. September 1698 kurz nach dem Hingange seiner zweiten Gemahlin) hatte das Seidengeschäft einen bedeutenden Aufschwung

genommen, wie dies nicht allein die gesteigerten Einkäufe an Rohseide beweisen, sondern auch die Einrichtung von Kommissionslagern in Wesel, Mülheim a. Rh. und Köln. Auch die Auswanderung von 13 Krefelder Familien nach Pennsylvanien um 1683 scheint nicht ausschließlich auf religiöse Motive zurückgeführt werden zu müssen. Die Auswanderer, größtentheils Leineweber, fanden sich wahrscheinlich durch die fortschreitende Entwicklung der Seidenindustrie, welche ihnen die Arbeiter entzog, in ihrer geschäftlichen Thätigkeit beengt; denn in den religiösen Anschauungen standen sie mit den von der Leyen, die stark zu denen der Mystiker jener Zeit sich neigten, auf demselben Boden.

Wilhelm von der Leyen wurde der Erbe des Geschäftes, der Bruder Friedrich blieb nur am Nähseidenhandel theilhaftig, und mehr und mehr mit dem Heranwachsen der Söhne seines Bruders zog er, der kinderlose Onkel, sich zurück. Wilhelm arbeitete mit unverdrossenem Fleiße an der Erweiterung und Ausdehnung seines Geschäftes; die selbständige Herstellung von Sammtband wurde jetzt versucht und bald mit großem Erfolge kultivirt. Des Vaters geschäftliche Tüchtigkeit ging auf die strebsamen Söhne über. Noch vor dessen Tode hatte der eine Sohn, Peter von der Leyen, eine Seidenzwirnerlei angelegt; ein Jahr später (1721) hatten zwei andere Söhne unter der finanziellen Theilnehmung der übrigen Familienmitglieder eine Sammtfabrik unter der Firma „Johann, Friedrich von der Leyen & Cie.“ errichtet. Nach wenigen Jahren, als der Vater gestorben, wurde diese Fabrik mit der alten Seiden- und Sammtbandfabrik verschmolzen; der Stiefbruder Johann trat aus und gründete im Verein mit seinen Schwägern Lentges und von Elten ein neues Geschäft, das unter der Firma Johann von der Leyen & Cie. sich vornehmlich der Fabrikation von Sammt und Sammtbändern zuwandte. An dem älteren Geschäft waren die drei Söhne Wilhelm's aus zweiter Ehe (Peter, Friedrich und Heinrich) theilhaftig, alle drei rührige Kaufleute, von denen namentlich der mittlere, Friedrich, durch Intelligenz und Geschäftsroutine sich auszeichnete. Bis jetzt war die Fabrikation noch vielfach gehemmt gewesen. In Straßburg und Köln war das Färben der Seide, natürlich mit großem Zeitverlust und erheblichen Kosten, besorgt worden. Seit dem Jahre 1724 machte man sich durch die Errichtung einer eigenen Färberei, die aufs Genaueste kontrollirt werden konnte, von außen unabhängig. Man zog geschickte Arbeiter selbst aus weiter Ferne heran, der Einkauf der Rohseide wurde direkt an der Quelle besorgt, kurz jeder Vortheil wahrgenommen, um die Fabrikation in jeglicher Weise zu vervollkommen, aber auch gegen jegliche Konkurrenz, die bereits aus nächster Nähe drohte, zu sichern. Bereits um 1725 hatte die Seidenindustrie einen so mächtigen Einfluß auf die örtlichen Verhältnisse gewonnen, daß die Regierung meinte, wenn die Industrie in Krefeld noch zwanzig Jahre in dem Flore verbliebe, so würde die Stadt ein so großes Renommé von Handel und Kaufmannschaft haben, wie die allerberühmtesten Kauf- und Handelsstädte in ganz Deutschland. Die Regierung verfolgte mit warmer Theilnahme das Aufblühen der jungen Industrie und zeigte sich gern bereit, dieselbe möglichst zu unterstützen. Mit großem Interesse nahm der sonst für geschäftliche Dinge ziemlich nüchtern urtheilende König Friedrich Wilhelm I. bei seiner Anwesenheit in Krefeld am 7. August 1738 Anßicht von der Fabrik der Gebrüder von der Leyen; er zeigte sich äußerst befriedigt und versicherte die Geschäftsinhaber jeglichen Schutzes.

Nach dem Tode des älteren Bruders Peter änderte das älteste Geschäft noch einmal seine Firma. Seit 1742 lautete sie „Friedrich & Heinrich von der Leyen“. Zwei Kinder Peter's wurden bei der Verheirathung mit einzelnen Zweigen des Geschäftes, die sich wol bei der großen Ausdehnung der Seiden- und Sammtfabrik als hindernd und minder lohnend herausgestellt hatten, abgegütet, mit der Seidenstrumpf- und Nähseidefabrik, die übrigen drei Söhne Peter's — Friedrich und Heinrich lebten in kinderloser Ehe — wurden im Jahre 1764 in deren Geschäft aufgenommen. Der Schwiegersohn Franz Heinrich Heydweiller erhielt die erstere, der Sohn Wilhelm von der Leyen die Nähseidefabrik. — Auf diese Weise blieb die große Kapitalmacht, über welche die Familie verfügte, zusammen und gestattete neben einem vornehmen Aufwand immer weitere Ausdehnung des Geschäftes. Die Firma Johann von der Leyen & Cie. vermochte mit der älteren nicht gleichen Schritt zu halten, zumal gewisse bei der Separation übernommene Verpflichtungen sie in einzelnen gewinnbringenden Branchen nicht konkurrenzfähig machten. Sie versuchte auswärts in Geldern das zu erreichen, was ihr in Krefeld versagt war. 22 Mühlen für Seidenband wurden dort eingerichtet, aber ohne besondern Erfolg.

Der älteren Firma stand die Gunst der Regierung und das besondere Wohlwollen des Königs zur Seite. Neben königlichen Aufträgen erhielten die Inhaber Gnadenbeweisungen aller Art. Ihre Waaren waren frei von Accise, ihre Personen frei von der städtischen Gerichtsbarkeit. Kein Wunder, daß ihre Arbeiter sie wie kleine Fürsten ansahen und sich mit einer gewissen Scheu ihnen naheten, namentlich seitdem sie mit dem für die Krefelder Gegend fremdartigen Titel „Kommerzienrath“ ausgestattet worden waren.

Ein schlimmer Feind erwuchs der Seidenindustrie schon in verhältnißmäßig früher Zeit in der leicht ermöglichten Entwendung der noch nicht verarbeiteten Seide. Schon im Jahre 1735 mußten die von der Leyen gegen dieses Uebel den Schutz der Regierung anrufen, welche auch bald mit starken Strafandrohungen helfend einzuschreiten suchte. Freilich viel half die Maßregel nicht, selbst die harte Bestrafung des einen oder andern Frevlers schreckte einen dritten nicht ab, einen neuen, vielleicht glücklicheren und erfolgreichern Versuch zu machen. Um jene Zeit muß es nun doch einigermaßen schwer gehalten haben, die entwundene Seide zu verwerthen, da an die in Krefeld vorhandenen Fabrikanten dieselbe schwerlich wieder verkauft werden konnte. Nur bei den jungen Fabriken der Umgegend konnte der Verkauf solcher Seide vielleicht gelingen. Der Seidendiebstahl hat, um das hier gleich vorwegzunehmen, sich seit jener Zeit als ein in der Stille umherschleichendes, unheilbares Uebel bis auf den heutigen Tag erhalten. Mitunter anscheinend völlig unterdrückt, drängt es sich dann wieder allervwärts um so überraschender und frecher hervor. Die Klagen über Entfremdungen von Seide kehren nach gewissen Zeiträumen immer wieder, gewöhnlich dann am stärksten, wenn der Geschäftsgang ein schlechter geworden ist. Der Reiz zu dem Diebstahle ist um so größer und gefährlicher, je schwieriger die Verhütung desselben und je leichter die Gelegenheit dazu ist. Es kommt schließlich stets auf die Entdeckung des Abnehmers der gestohlenen Seide an. Gelingt es, diesen zu erhaschen, so wird gleichzeitig mit ihm ein ganzes Duzend ungetreuer Weber, Winder oder Färber in die Untersuchung verwickelt. Unglaublich

ist es, ein wie beträchtlicher Verlust durch solche Diebstähle einer Firma zuweilen erwachsen kann, sie mag eine noch so sorgsame Kontrolle ausüben. Bald bleibt dem Färber ein Pfund, bald dem Winder ein paar Loth, dann dem Weber ein Gleiches von dem kostbaren Material an den Fingern kleben. Man schätzte den Werth der jährlich entwendeten Seide bereits um 1850 auf 500,000 Mark. Die Frage: Wo bleibt dieselbe? wer verarbeitet sie? ist leicht beantwortet; schwerer die: Wie kommt dieselbe wieder in ehrliche Hand? Die Diebe sitzen, wie das die von Zeit zu Zeit zur Untersuchung gekommenen Fälle ausgewiesen haben, nicht ausschließlich unter den Arbeitern; sie finden ihre Helfershelfer und Fehler bis in die Reihen der Werkmeister und sogenannten Kaufleute selbst. Im Jahre 1805 entdeckte der Polizeikommissar Kniffler eine weitverzweigte Diebesbande; 37 Komplizen wurden zur Haft gebracht und mit harten Strafen belegt. Einige Jahre fruchtete dies; mit der erlöschenden Erinnerung stellte sich das Uebel wieder ein. Man verfuhr in der Folge nur besonnener und raffinirter. Jahrelang kann der Fehler sein trauriges Handwerk treiben, ehe er der strafenden Gerechtigkeit in die Hände fällt. Neben der gestohlenen Seide kauft er auch beim Seidenhändler, um den Verdacht von sich abzulenken, reine, reelle Waare, und zugleich mit dieser verarbeitet er die erstere. Gegen ein so schlimmes und kostspieliges Uebel bedurfte es ganz besonderer Maßnahmen. Der Einzelne konnte sich nicht hinreichend schützen, man mußte in der Gesamtheit vorgehen. Und so entstand denn gerade in der Zeit der Noth, wo die Entwendung große Ausdehnung genommen hatte, im Jahre 1861 ein eigener Verein, der sich die Verhütung des Seidendiebstahls zur Aufgabe stellte; gänzlich verhindert hat er indeß ihn auch nicht, so verlockend auch die großen Prämien sind, die er auf die Entdeckung und Ueberführung der Diebe gesetzt hat.

Das Aufblühen Krefelds infolge der glänzenden Entwicklung der Seidenindustrie führte neben vielen Handwerkern und Arbeitern auch manchen Kaufmann zum bleibenden Aufenthalt in die Stadt. Merkwürdig immerhin ist es, daß in dem Maße, wie die Leinwandfabrikation zurückschritt und nachließ, die Wollen- und Tuchfabrikation fortschritt und an Ausdehnung gewann. Es war ein Wagniß, gleichwol glückte es, die geeigneten Arbeitskräfte wurden gefunden und eine Anzahl Stühle selbst in der Stadt in Betrieb gesetzt. Einzelne dieser Fabriken fanden lohnenden Absatz und eine verhältnißmäßig bedeutende Ausdehnung; sie vermochten sich bis zur Mitte dieses Jahrhunderts zu erhalten. Es ist schwer verständlich, wie es diesen Kaufleuten gelang, sich die nöthige Zahl Weber zu verschaffen, da die Seidenindustrie in Bezug auf den Lohn denselben günstigere Verhältnisse bot. Freilich war nicht jeder Weber, der von auswärt kam, fähig, sich mit der komplizirten Seidenweberei zu befassen. Sie erfordert eine leichte Hand und große Aufmerksamkeit, selbst einen gewissen Grad von Scharfsinn. Dem Seidenweber hingegen fällt es leicht, bei verwandten Zweigen der Textilindustrie sich bald zurecht zu finden. In schlechten Zeiten mochte es daher für die Tuchfabriken, vorausgesetzt, daß diese von denselben nicht mitbetroffen wurden, nicht schwer fallen, die nöthige Anzahl von Webern zu finden, zumal die Anfertigung der einfachen Militärtuche, die hier vornehmlich verarbeitet wurden, ein Arbeiten für das Lager ohne großen Verlust bei mäßigem Arbeitslohn möglich machte. Die hervorragendsten Firmen waren: Peter Lobach & Cie., Konrad Sohmann & Duack, Hauser & Crous.

Der günstige Fortgang der Seidenindustrie lockte aber auch unternehmende Kaufleute an, es mit dieser selbst zu versuchen, namentlich zu einer Zeit, wo die Regierung solche Versuche zu begünstigen schien. In einem offiziellen Reskripte sprach dieselbe es laut und offen aus, daß sie, „um Krefeld ferner in Aufnahme zu bringen, auch in selbige immer mehr und mehr bemittelte Leute und Fabrikanten zu Beförderung des daselbst bereits florirenden Commerci, wozu sothane Stadt besonders wohl situiret ist, hereinzuziehen“, den Katholiken freie Religionsübung gewährt habe. Am 3. Juni 1751 forderte die Regierung im Auftrage des Königs den Krefelder Magistrat auf, „um den Flor der Fabriken und des Commerci zu befördern, die Fabriqueurs, Kaufleute, Handwerksleute und was mit allen diesen konnex, auf die allerbeste Weise zu behandeln, einem Jeden bei allen Vorfällen billigmäßig beförderlich zu sein und einem Jeden den Aufenthalt in Krefeld auf alle Weise erträglich zu machen“. So war es zunächst Gerhard Lingen, vordem ein Nadelmacher, der bereits um 1750 in Verbindung mit dem frühern von der Leyen'schen Commis Peter Drts als Konkurrent der von der Leyen auftrat. Er errichtete unter der Firma Gerhard Lingen & Cie. eine Fabrik von Sammtband, seidenen Stoffen und Väandern, und es gelang ihm in kurzer Zeit, eine nicht unbeträchtliche Anzahl Stühle zu beschäftigen. Als diese Fabrik im Jahre 1759 dazu überging, auch Wand- und Zwirnmühlen in Thätigkeit zu setzen, erhob die Fabrik der Gebrüder von der Leyen Einspruch, indem sie behauptete, sie habe für diesen Zweig der Fabrikation ein Monopol. Sie wußte es bei der Regierung durchzusetzen, daß Lingen den Betrieb der Wandmühlen nicht allein einstellen, sondern sogar die Mühlen selbst aus dem nahen kölnischen Flecken Anrath aufs Rathhaus liefern mußte. Die Gebrüder von Beckerath, welche nach dem Tode Lingen's Besitzer der Fabrik geworden, traten gegen solche gewaltsame Maßregeln mit vollem Rechte auf, indem sie die Monopolisirung des Gewerbes für eine Schädigung der Landesinteressen erklärten. „Durch viele Fabriken“, sagten sie in ihrer Eingabe an den König, „vermehrt sich die Aemulation und es wird die Güte der Arbeit bis aufs Höchste getrieben“, sie müßten daher verlangen, daß das durch unlautere Demarchen erwirkte Monopol aufgehoben würde. Natürlich unterließen es die von der Leyen nicht, auf solche schwere Anschuldigungen in derber Weise zu antworten. Sie verlangten, sagten sie, in keiner Weise ein allgemeines Monopol, wol aber Schutz für die von ihnen erfundenen Artikel und Muster, mit anderen Worten, sie redeten für die Patentirung ihrer besonderen Artikel. Es kam zu einer eingehenden und langen Untersuchung, die mehrfach durch das persönliche Eingreifen Friedrich's des Großen beeinflusst wurde. Schließlich meinte der König, die Erben Lingen könnten am besten ihr Etablissement nach Berlin verlegen, wo es ihnen am Debit nicht fehlen würde. Auf diese Zumuthung gingen dieselben aber nicht ein, und so erfolgte denn am 27. Dezember 1763 von dem Generaldirektorium des Handels in Berlin an Lingen & Cie. der Bescheid, daß sie von der Etablirung neuer Seidenband- und Zwirnmühlen gänzlich abstehen müßten und sich nicht unterfangen dürften, solche weder im Lande noch außerhalb zu etabliren. Eine neue Eingabe an den König im Januar 1764 hatte keinen bessern Erfolg. Friedrich der Große erklärte: „Ich lasse es schlechterdings dabei, daß die von der Leyen protegirt werden sollen.“ Er löste damit das Versprechen ein, das er bei seiner Anwesenheit in Krefeld den Gebrüdern

von der Leyen unlängst gegeben hatte: „Sie können sich auf mich verlassen, ich werde Sie zu jeder Zeit protegiren, daß in dero Fabrik und Handlung kein Mensch Tödt thun kann.“

Aus diesem interessanten Prozeß ging die Fabrik von der Leyen siegreich hervor, und voll Muth nahm sie den Kampf gegen die neuen Konkurrenten, die sich bald einfanden, auf; sie wußte, daß sie auf nachhaltigen Schutz in Berlin rechnen konnte. Dahin gingen neben den ersten umfangreichen Proben neuer Muster und Stoffe auch Proben von feinen Kap- und Rheinweinen, von indischen Gewürzen, Parmesanke u. s. w.; die Minister und Kabinettsräthe waren nicht unempfindlich für solche gelegentlich gemachte Aufmerksamkeiten. — Auch an den König und Kurprinzen wurden besonders feine Seiden- und Sammtstoffe für Schlaf- und Ueberröcke zum Geschenke übersandt und angenommen und durch ein Gegengeschenk an Porzellan vergütet. — Von Zeit zu Zeit mußte die Firma direkt an das königliche Kabinet Bericht über den Stand und Fortgang der Industrie einsenden. Hier fand sich denn Gelegenheit, fromme Wünsche zum Ausdruck zu bringen, Vorschläge zu erwünschten Zollabänderungen oder zu erhöhten Eingangszöllen zu machen, um sich lästige und bedenkliche Konkurrenz des Auslandes fernzuhalten. So setzten sie unter Anderem den Fortfall der Eingangsteuer auf Rohseide durch. Die Gebrüder Friedrich und Heinrich von der Leyen standen in Berlin in so großem Ansehen, daß man mannichfach ihren Rath bei kommerziellen Unternehmungen einholte und nicht selten demselben zustimmte. Trotz alledem erreichten sie es aber nicht, daß ihnen die preussischen Provinzen jenseit der Weser oder die Frankfurter Messe für ihre Waaren aufgeschlossen wurden.

Ein zweiter einheimischer Konkurrent erstand den Gebrüdern von der Leyen aus der eigenen Familie. Der Inhaber der jüngeren von der Leyen'schen Fabrik, Johann, war im Jahre 1764 gestorben. Die Erben derselben, die Gebrüder Cornelius und Johannes Floh, schon früher Mittheilhaber des Geschäftes, setzten alle Familienrücksichten beiseite und führten nicht allein die Fabrik unter dem Namen der alten Firma fort, sondern begannen auch die Fabrikation von Stoffen, welche die ältere Firma als ihr ausschließliches Recht bisher betrachtet hatte. Letztere hatte mit beträchtlichem Kostenaufwand sich die dazu nöthigen Kunstmaschinen aus weiter Ferne verschrieben, das Geheimniß der Fabrikation sich angeblich sogar aus Ostindien verschafft. Die Gebrüder von der Leyen erwirkten es alsbald bei der Regierung, daß ihren Konkurrenten nicht nur die Anfertigung der betreffenden Stoffe verboten, sondern auch ihnen untersagt wurde, die Firma Johann von der Leyen & Cie. ferner zu führen. Alle Gegenbemühungen seitens der Gebrüder Floh, die verhängte Maßregel rückgängig zu machen, blieben erfolglos; ebenso mißlang ein späterer Versuch der genannten Konkurrenten, gestreifte Taffete zu fabriziren. Die Firma von der Leyen reklamierte auch diesen Fabrikationszweig als ihre Erfindung. Die Gebrüder Floh mußten sich auf die Anfertigung von Sammtwaaren beschränken, und in dieser Branche verstanden sie es, ihre Rivalin, wenn auch nicht zu überflügeln, so doch sich derselben ebenbürtig an die Seite zu stellen. Ein dritter Konkurrent, der um 1775 in der Firma Preyers & Cie. sich einfand, wurde mit leichterer Mühe zurückgehalten und verhindert, in das Monopol der Fabrik von der Leyen irgendetwie einzugreifen.

Die heimischen Fabrikanten waren unter solchen Umständen gezwungen, auf andere Artikel zu sinnen oder sich auf die Anfertigung von Sammtwaaren zu beschränken, so daß die Gebrüder von der Leyen Jahrzehnte lang das Gebiet der Seidenindustrie fast uneingeschränkt beherrschten. Allerdings erwuchsen ihr auf der andern Seite des Rheines allmählich neue Nebenbuhler, die um so gefährlicher wurden, als die preußische Regierung hier nicht beispringen und auch nicht verhindern konnte, daß Arbeiter den Krefelder Fabriken abspenstig gemacht wurden.

Durch große Versprechungen wurden die geschickten Arbeiter von jenen verlockt, ihnen ihre Dienste zu widmen und ihnen die Geheimnisse der Fabrikation zu verrathen. Die Fabrik von Andrea in Mülheim a./Rh. wagte es sogar, durchreisende italienische Arbeiter, welche die von der Leyen engagirt hatten, in ihrem Dienste festzuhalten; aber bald nöthigte die energische Erklärung, welche Friedrich der Große an den Landesfürsten erließ, diesen, den Mülheimer Fabrikherrn aufzufordern, die Arbeiter ruhig weiter ziehen zu lassen. Andrea mußte Folge leisten. — Die Andrea'sche Fabrik in Mülheim ward wiederholt der Verlockung der Arbeiter beschuldigt.

Einen Einblick in die Bedeutung der von der Leyen'schen Fabrik gewährt uns ein an den König gesandter Bericht aus dem Schluß der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Hiernach wurden im Ganzen nahezu 3000 Arbeiter beschäftigt, 175 Webstühle beschäftigten sich ausschließlich mit der Anfertigung von seidenen Schnupstüchern, 140 mit Sammt, 125 mit Damast und façonirten Stoffen, andere mit Gros de Tours und Atlas, 97 kleinere Stühle mit brodirten Bändern und figurirtem Sammtband; 197 große Bandmühlen fertigten allwöchentlich gegen 8000 Stück Bänder aller Art. Daneben unterhielt die Fabrik zwei eigene Seidefärbereien und eine eigene Appretur. Der Lohn, welcher jährlich gezahlt wurde, wird auf 175,000 Rthlr. angegeben. Um jene Zeit war die Weberei schon nicht mehr auf die Stadt beschränkt; in den benachbarten Orten bis nach Xanten, Goch und Biersen hin waren für die Fabrik Stühle in Thätigkeit. Alle Maschinen und Stühle waren dazumal noch Eigenthum der Fabrikherrn. Es läßt sich hieraus ermessen, ein wie riesiges Kapital in deren Händen sein mußte, zumal auch die Rohseide in großen Vorräthen entweder direkt in Italien oder in bedeutenden Posten in Amsterdam eingekauft werden mußte. Es erklärt sich hieraus zugleich, wie wenig erfolgreich eine finanziell nicht sehr leistungsfähige oder schwache Konkurrenz hiergegen ankämpfen konnte; ohne ein bedeutendes Kapital war das, von allem Anderen abgesehen, gar nicht möglich.

Die Arbeiter, in großer Abhängigkeit von den Fabrikherrn, hatten verhältnismäßig gleichwol eine erträgliche Existenz, indem sie von den Geschäftskrisen wenig berührt wurden. Freilich, es wurde in schlechten Zeiten mitunter die Arbeitszeit beschränkt, auf der andern Seite wurde aber auch für wohlfeiles Brot gesorgt; entlassen wegen mangelnder Nachfrage wurde kein Arbeiter. Mit furchtsamem Herzen indeß erschien der Weber auf der Lieferkammer, denn streng wurde die Arbeit untersucht, und neben scharfen Redensarten gab es selbst für kleine Mängel Kürzung des Lohnes. Erzählt man sich doch, daß die Arbeiter auf dem Gange zur Fabrik es nicht unterließen, unterwegs die Kirche zu betreten, um hier gnädige Behandlung bei der Einlieferung des Werkes sich zu erbitten.

Erschien der Landesfürst, so wurde die ganze Armee der Arbeiter aufgeboten, und sie mußte in reinlichem Arbeitsanzug vom Stadthore aus bis zum Absteigequartier Spalier bilden. Die Fabrikherren, seit den achtziger Jahren mit dem freiherrlichen Prädikate ausgezeichnet, fuhren im prächtigen Vierspanner mit Vorreiter, Leibjäger und Bedienten auf dem Schlage, dem Fürsten zum Willkomm entgegen. Sie konnten, auf die Arbeiter hinweisend, mit einem gewissen Rechte sagen: Die Alle sind uns unterthänig, es sind unsere Getreuen!



Das Rathhaus zu Krefeld. (Vormals Wohnhaus der Familie von der Leyen.)

Das ist ein Bild des vergangenen Jahrhunderts! Wie ganz anders gestalteten sich die Arbeiterverhältnisse in der Jetztzeit! Die Lohnliste allein ist entscheidend für die Zuverlässigkeit und Ausdauer des Arbeiters; jede Lohnverkürzung ruft eine kleine Gährung hervor. Freilich, es stocket die Arbeit, eine Beschäftigung bei einer andern Fabrik ist schwerlich zu finden, und so muß sich der Arbeiter in das Unvermeidliche schicken, bis der Handel sich wieder regt und der Kaufmann nun umgekehrt sich in die Forderungen der Arbeiter schicken und die Lohnliste erhöhen muß. In großen Geschäftskrisen ist heutzutage die Lage der Arbeiter eine recht mißliche. Sparen haben sie nicht gelernt; in der guten Zeit wird flott und gut gelebt, in der schlechten wird gedarbt und gehungert. Da kommt es denn zuweilen zum Krawall, lärmend fordern die Weber die Wiederherstellung der alten Lohnliste. So geschah es Anfangs November 1828, als eine Reduktion des Lohnes um volle 15 % stattgefunden hatte.

Eine Schwadron Husaren reichte hin, um die Ruhe in Bälde wiederherzustellen. Das Jahr 1846 brachte eine weit schlimmere Kalamität. Die Geschäftsverhältnisse zwangen die Fabrikanten nicht allein zur Reduktion des Lohnes, sondern zur Entlassung einiger tausend Arbeiter. Die Noth, durch schlechte Ernte vermehrt, war groß und forderte außerordentliche Unterstützungen. Das folgende Jahr brachte wenig Besserung. So konnte es nicht Wunder nehmen, daß das Jahr 1848 hier einen vorbereiteten Boden fand. Kaum daß die Kunde von den Pariser Ereignissen herübergekungen war, so fing es an, sich im Weberstande bedenklich zu regen. Man verlangte, selbständiger Meister zu werden; die Zeit des Lohnarbeiters sei vorüber, so lautete die Parole des Tages. Lange genug sei man von den eigennütigen Fabrikanten ausgebeutet worden, der Schweiß der Arbeiter klebe an ihrem Gelde. Die Gährung wurde so bedenklich, daß man seitens der Behörde sowol wie von Seiten der Kaufleute es für gerathen hielt, mit einem Ausschuß der Weber in gemeinsame Berathung zu treten, wie den Beschwerden und Mißständen, den Wünschen und Forderungen entsprochen werden könne. Aber noch war die Kommission mit der Untersuchung beschäftigt, da trat schon gewaltfamer Nachdruck ein. Am Vorabend des Lenzes kam es zu Erzeffen. An mehreren Fabriken fanden beklagenswerthe Kundgebungen statt, Fenster und Möbel wurden zerstört und das Leben einzelner mißliebiger Fabrikanten bedroht. Der rohe Uebermuth wurde zwar bald gedämpft, hatte aber den Erfolg, daß bereits wenige Tage nachher eine Vereinbarung zu Stande kam. Der Weber wurde sein eigener Herr, der Webstuhl sein Eigenthum, die Weberei wurde zum Handwerk erklärt. Eine gemeinsame, alle Fabriken bindende Lohnliste wurde vereinbart und damit, wie man glaubte, den stets wiederkehrenden Lohnschwankungen ein Ende gemacht. Im Laufe der Jahre hat sich dies als Aberglauben bewiesen. Die Lohnliste ist allerdings ein verbrieftes Recht, das aber in schlechten Geschäftsjahren schlummert, um beim Flor der Fabriken um so lebendiger sich wieder geltend zu machen. 10, 15 und noch mehr Prozente über die Lohnliste hinaus heißt dann der Köder, worauf der Weber anbeißen soll. Wird das Geschäft stiller, so hört auch das Bieten der Prozente auf, es kommt jetzt wieder zum leidigen Abzug. Das ist die Lage der Weber bis auf den heutigen Tag.

Die Weber sind, um das gleich hier noch anzuschließen, durchgängig lebhaften und geweckten Geistes, leichtlebig und genußsüchtig. „Wir sind das lustige Webercorps“ singen sie selbst von sich, und lustig sind sie von Jugend auf bis zum späten Alter, in der guten, verdienstreichen Zeit, wie in dem Augenblicke, wo schon die Noth nebenan Einfuhr hält und zum Verfaß des einen oder andern Kleidungsstückes zwingt: auch in der Blouse darf er auf dem Tanzboden erscheinen. Er ist mißtrauisch und argwöhnisch gegen seine Arbeitgeber, von ihnen glaubt er sich Gutes niemals versprechen zu dürfen, sie sind seine Ausdauer; aber eben so wenig sind ihm die Werkmeister, die von Zeit zu Zeit sich zur Kontrolle des Gemebes einfinden, genehm; sie ziehen, sagt er sich, dieselbe Leine. Bei der Arbeit stets auf sich selbst angewiesen, an der Unterhaltung mit den Seinen durch das Geklapper des Webstuhles behindert, ist er zur Selbstbetrachtung gewissermaßen von vornherein verurtheilt, und diese bezieht sich zumeist auf die mißliche Lage, in der er sich befindet und in die er im Grunde genommen sich meist selbst durch zu frühe Heirath und leichtes Leben gebracht hat. Es wird viel gefeiert, jeder Sonn- und Feiertag hat noch eine Nachfeier am

blauen Montag im Gefolge. Am Sonntage muß der Weber mit seiner Familie aus den engen Räumen der Wohnung heraus; mit Kind und Kegel geht es in die Wirthschaften vor der Stadt, bis der späte Abend endlich zur Heimkehr mahnt. Die kaum erwachsenen Söhne und Töchter, alle schon von früher Jugend an Geld verdienend, gehen ihre eigenen Wege. Letztere verdienen als Winderinnen oder Schermädchen einen artigen Wochenlohn; er wird theils in Fuß und Tand, theils in Lust und Jubel am Sonntage mit dem Liebsten verthan. Eine frühe Ehe schließt in der Regel das lustige Leben. Nicht selten ist der junge Weber schon Ehemann, bevor er seiner Militärpflicht Genüge geleistet hat. Er muß Weib und Kind in Stiche und darben lassen und in das Heer treten. Nach seiner Dienstzeit findet er Alles verloddert; die junge Frau ist wieder zur alten Arbeit zurückgekehrt, um nicht hungern zu müssen. Manche Weberfamilie indeß — leider ist es die Ausnahme — hält treu zusammen; Eltern und Kinder arbeiten Hand in Hand, bis sie ein Eigenthum gewonnen haben, das sie in schlechten Zeiten vor Noth und Demüthigungen schützt. Namentlich auf dem Lande sind die Arbeiterverhältnisse noch ziemlich gesund, während in der Stadt Genußsucht und Leichtsin in der Arbeiterbevölkerung mehr und mehr um sich greift. Für soziale Fragen ist der Krefelder Weber wenig empfänglich; er verbindet sich nur, wenn es gilt, für die Lohnliste zu arbeiten; für alles Uebrige fehlt ihm der Sinn und das Verständniß.

Der Wendepunkt in den Krefelder Fabrikverhältnissen fällt so ziemlich mit jenem großen welthistorischen Ereignisse zusammen, das wir mit dem Namen der großen französischen Revolution belegt haben. Die Einwirkung auf die Krefelder Industrie war eine unmittelbare und nachhaltige. Mit einem Schlage zerfiel der Glanz, der sich um eine einzige hochverdiente Familie gelegt hatte; ihr Ansehen brach mehr und mehr zusammen, sowie mit dem Einmarsche der Franzosen im Jahre 1794 das von der Leyen'sche Monopol jede Bedeutung verlor. Der Schuß, den die Familie seitens der Regierung genossen hatte, hörte auf, die Konkurrenz der französischen Seidenfabriken legte sich störend und hemmend eine lange Zeit auf die weitere Entwicklung der Krefelder Industrie, namentlich seit die Einführung des Eingangszolles auf Rohseide, die trotz aller Vorstellungen der Krefelder Kaufleute stattgefunden hatte, Lyon einen gewaltigen Vorsprung gab. Es trat in der französischen Zeit ein vollständiger Stillstand in den Krefelder Fabrikverhältnissen ein. Schon trug man sich mit dem Gedanken, die Fabriken nach Westfalen zu verlegen. Zum Glück für Krefeld zerfielen sich die Verhandlungen, welche die Familie von der Leyen dieserhalb mit der preussischen Regierung, die sich sehr entgegenkommend zeigte, führte. Der Stillstand der Entwicklung erhellt am besten aus einzelnen Berichten, die sich aus jener Zeit erhalten haben. Im Jahre 1809 waren für Krefelder Fabriken, deren Zahl sich auf neun erhöht hatte, 6264 Arbeiter in Krefeld und Umgegend beschäftigt; der Absatz der Seiden- und Sammtwaaren repräsentirte einen Gesamtwertb von $5\frac{1}{4}$ Millionen Francs; 21 kleinere Fabriken im Noerdepartement unterhielten gegen 2000 Arbeiter, ihr Absatz bezifferte sich auf etwa 2 Millionen Francs, ein Verhältniß, das sich wesentlich von dem um 1790 nicht unterscheiden dürfte. Nur Eines war erreicht: die Fabrikanten waren gezwungen worden, der Industrie einen vielseitigeren Charakter zu geben. Sie mußten, um konkurriren zu können, auf Mannichfaltigkeit der Muster und auf

Wohlfeilheit der Waaren sehen. Freilich bewährte sich auch hier gar bald der fatale Satz: Wohlfeil und schlecht. Die alte Solidität der Waaren verschwand mit den soliden Preisen. Das alte System der Fabrikation wurde Schlag um Schlag durchbrochen. Die Arbeiter, früher auf sehr wenige Fabriken angewiesen, die alle nur bestimmte Zweige der Industrie pfl egten und daher auch in der Wahl der Arbeitskräfte beschränkt waren, fühlten sich allmählich freier von den engen Fesseln, freilich durften sie das nur so lange, als sie sich nicht durch Vorschüsse von Neuem an eine bestimmte Firma banden. Das Rohmaterial wurde durch Zwischenhändler auch in kleineren Quantitäten angeboten und abgelassen. Kaufleute mit mäßigem Kapital durften unter solchen Umständen daran denken, eine Fabrik zu begründen. Es kam nur darauf an, einen besondern Artikel stark zu poussiren und auf geschickte Weise mit demselben auf den Markt zu treten. Es verband sich in der Regel ein Kapitalist mit einem in der Seidenbranche erfahrenen Werkmeister oder Commis, und das neue Geschäft war fertig und florirte, wenn es gelang, einen routinirten Reisenden als Dritten im Bunde zu gewinnen. Zum Glück ging diese Umwälzung, in der französischen Zeit vorbereitet, langsam und in gesunder Weise von statten. Argwöhnischen Auges wurde der neue Konkurrent von den älteren Firmen verfolgt, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe er als ebenbürtig angesehen wurde.

Anfänglich wagten sich nur Wenige hervor, erst nach und nach mit dem Umschwung der deutschen Handelsverhältnisse ist der Zuwachs an Firmen stärker geworden. Je mehr die Wenigen prosperirten, desto verlockender wirkte das Beispiel. Günstig auf die Entwicklung der Krefelder industriellen Verhältnisse wirkte außer den früher entwickelten Gründen seit der Rückkehr der Stadt unter das preußische Scepter neben der Errichtung des Zollvereins, den günstigen Handelsverträgen mit den verschiedenen Staaten eine gesicherte und prompte Verkehrsrichtung, und vor Allem der seit den dreißiger Jahren mit Nordamerika ohne Zwischenhandel ermöglichte Verkehr. Die Zahl der Fabriken hatte sich von 1816 bis zum Jahre 1828 von 12 auf 13, bis 1835 auf 28 vermehrt; die 1600 Jacquardstühle in seidenen und halbseidenen Stoffen, 1280 in Sammt, 740 in Plüsch, 630 Sammtbandstühlchen und 280 Wandmühlen mit ungefähr 10,000 Personen beschäftigten. Bis zum Jahre 1848 hatte sich die Zahl der Firmen bereits bis auf 98 gehoben, die gegen 10,000 Webstühle und 14,300 Weber und Gehülfen in Arbeit erhielten. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Fabrikanten 141, welche 32,639 Stühle in Betrieb haben, die sich folgendermaßen vertheilen:

Thätig sind in Sammt und Schlingdraht	16,456	Stühle,
in feikantigem Sammtband	250	"
in Stoffen	15,845	"
in Stoffband	88	"

Ein Mehrbetrieb von nahezu 5600 Stühlen gegen das Jahr 1877 ist in diesen Zahlen enthalten. So wuchs also die Fabrikation im Krefelder Gebiete ins Riesenhafte, und das zu einer Zeit, wo allerwärts über Geschäftsstockung gewaltig geklagt wurde. Auf die fetten Jahre von 1848—56 folgte ein Duzend magerer, wie am besten die Stetigkeit in der Bevölkerungsziffer von 1858—68 ausweist. Der Zuwachs betrug kaum 7000 Seelen, während in der gleichen Zeit von 1844—56 derselbe sich auf 18,000 belief.

Ein ähnliches Verhältniß kehrte seit 1868 bis zum gegenwärtigen Jahre wieder, der Zuwachs an Einwohnern erreicht in dieser Zeit die beträchtliche Höhe von 20,000. Die glänzendste Zeit für die Krefelder Industrie fällt in die Jahre von 1868—78; das Jahr nach dem großen Kriege, 1872, brachte den großartigsten Aufschwung: Lyon war außer Stande zu arbeiten, Krefeld kaum im Stande, der Nachfrage zu genügen. Und doch hat dieses Jahr nach einer andern Seite hin unheilvoll gewirkt. Es brachte schließlich eine Ueberproduktion, die über jedes vernünftige Maß ging und einen schlimmen Rückschlag im Gefolge hatte.

Schon im 18. Jahrhundert vermochte man trotz der mehrfachen Erweiterung Krefelds nicht die hinreichende Zahl Weber in der Stadt zu finden; man mußte in den Nachbarorten sich die geeigneten Kräfte heranziehen. Dazu zwang auch schon die Höhe der Löhne, zu welcher man sich in flotten Zeiten den städtischen Arbeitern gegenüber verstehen mußte.

Im Laufe der Jahre hat sich der ganze Umkreis von Krefeld in einen Weberbezirk umgewandelt. Wenn auch die Stadt Krefeld als der Centralpunkt angesehen werden muß, in welchem die eigentliche Kunstindustrie, die Jacquardweberei, verblieben ist, so sind dagegen die einfachen Gewebe insgesammt hinausgewandert aufs Land, wo man mit billigeren Löhnen sich zufrieden giebt als in der Stadt. Und das ist erklärlich. Denn hier vereint sich das Gewerbe mit dem Ackerbau; die freie Zeit oder der späte Nachmittag wird auf die Bestellung des kleinen Feldes oder Gartens verwandt. Die Verführung zu leichtsinnigem Geldausgeben tritt dort weniger heran. Interessant ist es, an den sogenannten Liefertagen Umschau vor den Thoren der Stadt zu halten. Von allen Seiten strömen die ländlichen Weber der Stadt zu; sie bemühen sich, einander im hastigen Vorwärtseilen zu überbieten, denn es gilt, zuerst auf der Lieferkammer in der Fabrik zu sein, um nicht allein zuerst abgefertigt, sondern auch mit neuer Arbeit versehen zu werden.

Für die weiter entlegenen Ortschaften hat man feststehende Liefertage eingerichtet. Ein von der Fabrik beauftragter sachverständiger Commis oder Werkmeister nimmt die fertigen Stoffe entgegen und theilt neue Ketten und den verdienten Lohn dem Weber zu. An anderen Orten hatte man besondere Factorzien errichtet, die aber nicht allein wegen der Kostspieligkeit, sondern auch wegen mancher mißlichen Erfahrung (z. B. gewissenloser Ausbeutung der Arbeiter) in schlechten Ruf und damit auch in Abgang gekommen sind.

Mehr und mehr geht das lobenswerthe Bestreben des Fabrikanten wieder dahin, sich in ununterbrochener und fördernder Fühlung mit seinen Arbeitern zu halten. Durch den persönlichen Verkehr mit der Fabrik ist allerdings der Geschäftsgang und die Kontrolle erleichtert, das Mißverständniß leichter beseitigt und die aufreizende Willkür der Fabrikbeamten erschwert, während auf der andern Seite für den Arbeiter Zeit- und Geldverlust eintritt, wenn nicht ein höherer Lohn einen Ausgleich herbeiführt.

Auch auf dem Lande ist die Bevölkerungsziffer ein sprechender Beleg für die Entwicklung und Einwirkung der Krefelder Industrie auf die dortigen Verhältnisse. Wir führen die Dörfer in unmittelbarer Nähe der Stadt an: Fischen, Borst, Bockum und Willich stiegen von 1830—1875 ungefähr um das Doppelte, St. Tönis und Hüls fast um das Dreifache, während

Uerdingen, welches nicht in den eisernen Ring dieser Industrie gezogen wurde, nur in bescheidener Weise sich fortentwickelte.

Windereien, Färbereien und Appreturen, kurz die Hülfsgewerbe der Seidenindustrie, sind vielleicht mit Ausschluß eines Theiles der ersteren sämmtlich in der Stadt anständig. Die Zahl der Färbereien hat sich auch in den letzten Jahrzehnten analog der übrigen Entwicklung ansehnlich vermehrt. 1822 beschäftigten die 20 vorhandenen Schwarz- und Schönfärber etwa 95 Arbeiter, 1852 waren deren 300 vorhanden, während gegenwärtig die 43 vorhandenen Färbereien gegen 750 Arbeiter zählen. Etwa 600 Arbeiter und Arbeiterinnen sind in den Appreturen, Windereien und Scherereien beschäftigt. Das gesammte mit der Weberei und den davon abhängigen Nebengewerben beschäftigte Personal im Fabrikbezirk Krefeld mag sich auf etwa 45,000 beziffern, deren Jahresverdienst sich durchschnittlich pro Kopf auf 450—500 Mark belaufen wird.

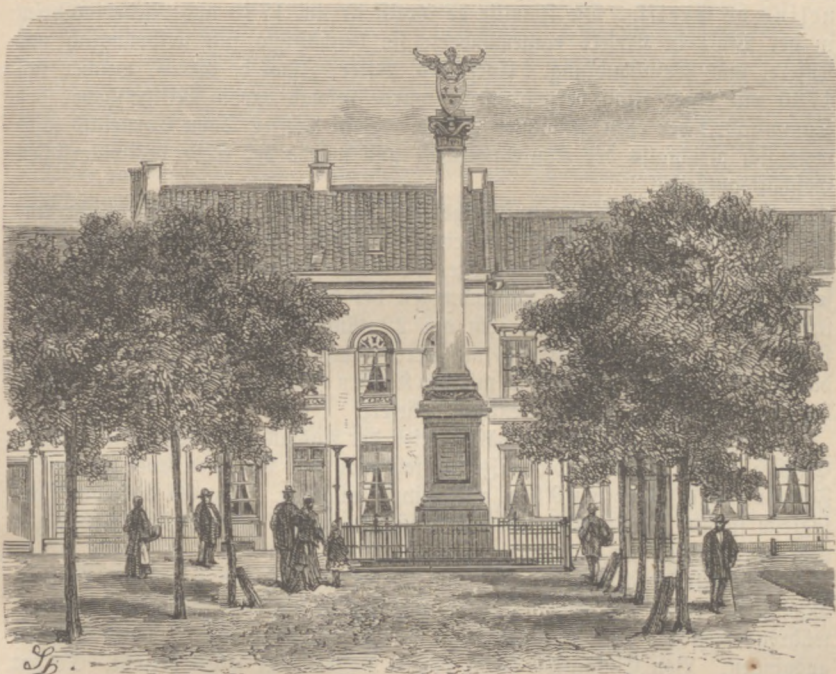
Der stärkste Aufschwung der Industrie und die verhältnißmäßig stärkste Zunahme der Fabrikanten trifft mit dem Zeitpunkte zusammen, wo eigene Windereien, Färbereien und Appreturen entstanden und Rohseidenhändler in der Stadt selbst sich niederließen und den Einkauf vermittelten und erleichterten. Weit über das frühere Absatzgebiet hinaus wurde der Handel ausgedehnt, mit einem wahren Bienenfleiß der Detaillist in Stadt und Dorf aufgesucht, während man in der Fabrik bestrebt war, sich mit allen Neuerungen und Kunstgriffen bekannt zu machen, die auf dem Gebiete der Seiden- und Sammtindustrie zu Tage getreten waren. Jüngere talentvolle Leute wurden nach Lyon geschickt, um den Franzosen ihre Geheimnisse abzulauschen, Andere gingen zum selben Zwecke nach Zürich, während der angehende Seidenfärber nach bestandener Lehrzeit nach Basel ging, um sich dort weiter auszubilden. Kurz, keine Gelegenheit wurde versäumt, die der Industrie von Nutzen werden konnte.

Eine merkwürdige Beleuchtung, diesem frischen Aufstreben jüngerer Kräfte und Firmen gegenüber, fällt auf die alten Firmen, welche die Neuzeit mit ihren Forderungen nicht verstehen wollten oder nicht konnten. Als nämlich im Jahre 1839 Verhandlungen über die Errichtung einer Webeschule angeknüpft wurden, waren es eben diese alten Firmen, welche in falschem Eigendünkel sich gegen dieselbe erklärten; denn sie befürchteten, es könnten die durch langjährige Erfahrung und Kosten erlangten Vortheile in der Seidenfabrikation dadurch Gemeingut Aller werden und die Weber sich zu höheren Dingen berufen fühlen. Sie hatten ganz und gar den Wahlspruch ihrer Vorfahren vergegessen, die an das erste deutsche Schulhaus im Jahre 1749 die mahnenden Worte geheset hatten:

Behauet, wie ihr wollt, ein wildes Krähenfeld,
Führt schöne Häuser auf, erweitert Mau'r und Thoren (!),
Ja, legt Fabriken an und häufet Geld auf Geld,
Ist keine Schule da, so bleibt es wie zuvor!

Die Schule verhinderten sie damals, aber in diesem Gebaren hatten sie sich selbst das Todesurtheil gesprochen. Sie verschwanden denn auch nach und nach und wichen den jüngeren Kräften; diese operirten zum Theil noch unter dem alten Firmenschild weiter, und dies nicht ohne Glück, aber wol nur dadurch, daß sie die alten Gewohnheiten und den alten Pöppel verließen und auf die gänzlich veränderten Geschäftsverhältnisse gebührende Rücksicht nahmen. Auch die

von der Leyen'sche Fabrik wurde von diesem Geschick ereilt; sie vermochte sich nicht in den Verlust der alten Privilegien zu finden, operirte mit weniger Glück denn früher und fand es schließlich rathsam, den Betrieb einzustellen. Die beiden Gründer der berühmten Firma Friedrich und Heinrich von der Leyen waren kurz nach einander (1778 und 1782) gestorben. Der Erstere durfte wol mit vollem Rechte von sich in seinem Testamente sagen, „daß der Allerhöchste seinen unermüdeten Eifer besonders auch darin gesegnet habe, daß dieser anfänglich geringe Ort sich ungemein bevölkert und zu einer wichtigen Stadt angewachsen, daß die in ihrer ersten Grundlage noch ganz mittelmäßige Seidenfabrikation zu einem hohen Grade der möglichsten Vollkommenheit gebracht und erweitert sei.“



Cornelius de Greiff-Denkmal.

Die drei Nissen (die Söhne Peter's) wurden die Erben des großartigen Geschäftes. Sie führten es in dem alten Geiste weiter fort, in welchem sie groß gezogen waren und sich bisher bewegt hatten.

Schon vor Ausgang des Jahrhunderts hatten alle Drei das Zeitliche gesegnet; das Geschäft blieb ungetheilt in den Händen der zahlreichen Kinder. Von zwölf zu zwölf Jahren wurde der Geschäftsvertrag erneuert, bis er endlich am 1. Oktober 1823 zerrissen wurde. Die alte Firma hörte auf zu existiren. Zwei neue gingen daraus hervor, beide zeigten sich aber bald den Forderungen der Neuzeit nicht gewachsen. Die alte Autokratie fesselte keine Arbeiter und Werkmeister mehr; der alte Schlendrian, wie er sich fortgeerbt hatte in den Hülfsgewerben, kontrastirte zu stark

zu dem frischen Streben, das die Färbereien und Appreturen für eigene Rechnung an den Tag legten. Im Jahre 1845 beschloß bereits die eine von der Lehens'sche Firma ihre geschäftliche Thätigkeit, zehn Jahre später folgte die andere. Aber auch die anderen alten Firmen, welche das vorige Jahrhundert ins Leben gerufen hatte, die Heydweiller, von Nigal, Floh, von Beckerath, Freyers, sie alle haben schon längst den Fabrikbetrieb eingestellt und haben jugendlicheren Kräften mit anderen kaufmännischen Anschauungen Platz gemacht. Diese haben die Krefelder Industrie zur weitem Entwicklung gebracht, ja, man darf sagen, sie zu einer neuen Blüte getrieben.

Theilhaber an der alten Firma Cornelius & Johannes Floh war der am 16. April 1863 im 81. Lebensjahre gestorbene Wohlthäter Krefelds, Cornelius de Greiff. Die Familie de Greiff ist um 1730 aus Niedersaulheim in der Pfalz in Krefeld eingewandert; sie beschäftigte sich ursprünglich mit Küferei und Weinhandlung. Cornelius' Vater, Jsaak de Greiff, welcher sich 1780 mit einer Floh verheirathete, wurde infolge davon Mittheilhaber der Sammtfabrik der eben genannten Firma. Sein ältester Sohn Cornelius widmete sich gleichfalls der Kaufmannschaft und wurde der Erbe des väterlichen Geschäftsantheiles.

Er war ein schlichter, anspruchsloser Mann, der sich um öffentliche An- gelegenheiten wenig kümmerte, in seinem Geschäfte aber durch Tüchtigkeit und Umsicht sich auszeichnete. Sein großes Vermögen vermachte er zu einem Drittel seiner Vaterstadt, der diese Zuwendungen bei der starken Arbeiterbevölkerung sehr zugute kamen. Sie setzte ihm am 22. August 1865 eine einfache Denk- säule aus schlesischem Marmor, auf deren Spitze der fabelhafte Vogel Greif das Familienwappen de Greiff's mit den Krallen festhält. Der Architekt Heyden hat den Entwurf zu diesem Denkmal geliefert.

Früher übte auf den Geschäftsbetrieb der Ausfall der Messe einen großen Einfluß. Mit einem gewissen Zagen sah man den Berichten aus den beiden Frankfurt und später vor Allem aus Leipzig entgegen. Lauteten dieselben flau, fogleich stockten die Fabriken, oder sie mäßigten zum Mindesten ihre Arbeitszeit oder den Arbeitslohn.

Erst allmählich hat man sich von diesem Einfluß frei zu machen gewußt. Man suchte orts- und geschäftskundige Agenten in den Haupthandelsplätzen auf, während Reisende auf Detailkundschaft in den mittleren und kleineren Städten ausgingen. Von Einkäufern selbst wurde Krefeld nur selten besucht. So hat sich die Stadt erst nach und nach unter endlosen Mühen auf dem Weltmarkt einführen und sich eine ruhmvolle Stelle auf demselben sichern können. Wie manches seiner Fabrikate mußte erst unter fremder Etikette anklopfen und sich Eingang verschaffen; nach und nach durfte es endlich die fremde Hülle abstreifen und sich als Krefelder Spezialität repräsentiren.

Von großer Bedeutung für die Entwicklung der gesammten Krefelder Industrie wurde der Aufschluß des Marktes in England und Nordamerika. Bis her hatte Paris diesen Handel vermitteln müssen, und da läßt sich leicht ermes sen, daß der Löwenantheil nicht an Krefeld fiel. Man versuchte hierauf, durch eigenes Personal — es war dies die alte Firma Cornelius und Johannes Floh, welche im Jahre 1838 dazu die Initiative ergriff — sich dort einzuführen. Aber den anfänglich glücklichen Erfolgen folgten schlimme Verluste, die indeß jüngere Häuser nicht

abhielten, dem gegebenen Impuls zu folgen. Schließlich gelang es, Frankreich auf dem amerikanischen Boden aus dem Felde zu schlagen und stolze Resultate zu erzielen, trotz aller Zollschikanen, die von Nordamerika aus in den Weg traten und das Geschäft erschwerten. Ebenso gelang es, Frankreich in England und Rußland erfolgreiche Konkurrenz zu machen; in neuester Zeit scheint auch der Markt in Skandinavien sich für Krefeld günstig zu gestalten. So darf denn wol behauptet werden, daß Krefeld neben Lyon und Zürich als ebenbürtige und leistungsfähige Rivalin auftreten kann. Freilich mag Lyon in einzelnen Stoffen, namentlich in den ganzseidenen und schweren Sammtstoffen, noch Krefeld den Vorrang ablaufen; lange wird es nicht dauern, so wird Krefeld es auch hierin versuchen obzusegen.

Ein schlimmer Umstand ist der, daß die Pariser Muster selbst für den Konsum in Deutschland maßgebend sind; es bedingt dies eine Abhängigkeit vom Auslande, die unmöglich vortheilhaft auf die Fortentwicklung der Industrie einwirken kann. Man macht gegenwärtig den Versuch, sich davon frei zu machen, und hat zu dem Zwecke die 1855 ins Leben gerufene Seidewebeschule in einer Weise umgewandelt, daß die heilsamste Einwirkung auf die Ausbildung der Schüler zu erwarten steht. Eine schöne und umfangreiche Sammlung klassischer Muster und Vorbilder werden den Formensinn veredeln helfen, und so wird die Krefelder Seiden- und Sammtindustrie mehr und mehr zu einer Kunstindustrie sich hoffentlich aufschwingen.

Eines bleibt dabei doch höchst wünschenswerth, daß nämlich auch die Weber selbst ein regeres Interesse und ein besseres Verständniß für die dringend nothwendigen Verbesserungen des Handstuhls zeigen, was namentlich für die gemusterten Stoffe von großem Belang wäre. Noch fehlt es der Krefelder Industrie für diesen Artikel an geeigneten Kräften.

Als ein weiterer Uebelstand wird von Seiten der Handelskammer das Bestreben einzelner Fabrikanten beklagt, daß sie jeden neuen Artikel sofort nach seinem Erscheinen in einer möglichst geringen und billigen Qualität nachzuahmen suchen, so daß durch die Massenproduktion geringer Waaren der Marktwert wesentlich heruntergedrückt werde.

Es ist von anderer Seite auf die anormale Stellung hingewiesen worden, die der Krefelder Fabrikant dem Lyoner gegenüber einnehme. In Krefeld sei der Fabrikant zugleich der Verleger und Verkäufer seiner eigenen Waaren, während der französische Fabrikant in der Hauptsache Techniker sei, der seine Waaren an die großen Pariser Kommissionshäuser absetze. Man mag das auswärts tabeln oder schwer verständlich finden; die Krefelder Kaufleute mögen vielleicht der gegentheiligen Ansicht sein und dafür halten, daß die direkte Fühlung mit der Kundschaft sie stets im Klaren darüber hält, was Absatz und Belohnung findet.

Dazu kommt noch, daß in der Regel in jeder Krefelder Firma die Doppelseele des Kaufmannes und des Technikers steckt. Während der eine Theilhaber in der Fabrikthätigkeit seine Hauptaufgabe erblickt, kann der andere seiner Vorliebe für den Handel und die Spekulation dienen. Fraglich bleibt es dabei freilich, ob dieses kaufmännische Prinzip von Dauer, ob es nicht bereits durch eine am Orte entstandene Zwischeninstanz, nämlich durch die Seidenwarenhändler, stark angebohrt und durchlöchert ist. Unter den 42 vorhandenen

sind merkwürdigerweise 15 Israeliten, während unter den 141 Fabrikanten deren nur acht sind. Da ist der Krefelder Kaufmann denn doch trotz aller liberalen Gesinnung etwas bedenklich, und um so mehr, als er auch bei seinem Detailverkauf keine schlimmen Erfahrungen gemacht hat. Er will sich auch die kleinen Vortheile nicht vor der Nase wegnehmen lassen. Die mit England und Paris angestellten Versuche, nach französischer Art den Absatz der fertigen Waaren zu treiben, haben noch keine völlig befriedigenden Resultate aufzuweisen. Einstweilen wenigstens ist noch jeder Krefelder in einer Person Fabrikant, Kaufmann und Detaillist.

Wie augenblicklich die Lage der Krefelder Industrie ist, kommt auf Deutschland, dessen Markt Krefeld ziemlich ausschließlich befriedigt und beherrscht, nur ein Drittel des Gesamtumschlages, während das Geschäft in England schon ein Drittel bedeutend übersteigt; Amerika kommt dann an dritter Stelle in Betracht. Nach amtlichem Bericht vertheilt sich der Umschlag in den drei letzten Jahren wie folgt:

Er betrug:	1877	1878	1879
in Deutschland	Mk. 22,249,392	20,599,565	23,413,409
in Oesterreich-Ungarn	" —	1,411,750	1,208,446
in England	" 20,335,703	23,755,875	25,024,370
in Frankreich	" 2,478,723	4,122,810	3,644,355
in anderen europäischen Ländern	" 3,566,205	2,582,340	2,877,900
in außereuropäischen Ländern	" 9,648,421	13,007,350	14,202,042
	Mk. 58,278,444	65,479,690	70,370,522

Im Jahre 1872 war sogar ein Gesamtumschlag von 77,200,000 Mk. erzielt worden.

In stetigem Wachsthum ist neben dem englischen der nordamerikanische Markt für die Krefelder Industrie in dem letzten Jahrzehnt begriffen. Wir heben in der folgenden Uebersicht über die letzten fünf Jahre die amtlich ermittelten Resultate heraus:

Der Umschlag betrug in:	1875	1876	1877	1878	1879
Sammt	Mk. 2,523,758	2,888,134	2,840,897	4,072,249	5,190,453
ganzseidenen Stoffen	" 1,781,948	1,887,584	1,015,076	764,517	592,389
halbseidenen Stoffen	" 2,042,491	2,458,504	3,091,493	3,147,861	5,144,066
Knopfstoffen	" 120,082	354,338	383,796	174,659	114,163
seidenen und halbseidenen Bändern	" 159,135	101,618	96,334	219,977	316,299
Sammtbändern	" 47,194	27,661	100,935	102,577	47,056
	Mk. 6,674,608	7,717,839	7,528,531	8,481,840	11,404,426

Von gleichem Interesse dürfte noch eine Uebersicht des in den oben genannten drei Jahren verbrauchten Rohmaterials (A) und der in demselben Zeitraume gezahlten Arbeitslöhne (B) sein:

A.

	1877	1878	1879
Rohseide kg	283,065	312,002	366,507
Schappe (Abfallseide) "	150,598	175,822	176,470
Baumwolle "	536,657	742,543	846,683

B.

	1877	1878	1879
Weblöhne Mk.	12,285,435	13,455,067	15,341,796
Windlöhne "	1,558,856	1,656,358	1,784,314
Scheerlöhne "	567,461	626,339	694,413
Farblöhne "	3,280,152	3,795,894	3,983,045
Appreturlöhne "	1,173,929	1,535,285	1,831,676

Die Entwicklung der Krefelder Industrie ist ein Produkt der Konjunktur. Letztere allein entscheidet über Wohl und Wehe der ganzen Gegend; leider ist sie unberechenbar und läßt sich nicht auf Dezennien, ja nicht einmal auf Jahre voraussagen. Die günstige Konjunktur nach allen Seiten ausnutzen, das ist die Aufgabe des Fabrikanten wie des Webers.

Mit der raschen, gewaltfamen Entwicklung der Industrie sowie des materiellen Wohlstandes konnte der geistige Aufschwung kaum Schritt halten. Wenn vor Jahrzehnten ein bekannter Politiker sich in etwas wegwerfender Weise über Krefeld äußerte und sie als eine ville des aventuriers bezeichnete, so mag das für eine gewisse Zeit zutreffend gewesen sein; jetzt darf man diesen Ausspruch nur noch in sehr eingeschränktem Sinne gelten lassen. Krefeld hat, wie kaum eine zweite Stadt am Rhein, für sein Schulwesen aufs Beste gesorgt. Neben einer Reihe von stattlichen Volksschulen hat die junge Stadt ein Gymnasium, eine Realschule, eine Gewerbeschule, eine höhere Webeschule und zwei höhere Töchterschulen ins Leben gerufen, und das Alles aus eigenen Mitteln in wenigen Jahrzehnten und ohne jede Unterstützung des Staates. Neben dem Wissen hat man in der Industriestadt auch den Müssen der Musik von jeher gehuldigt und mit besonderer Vorliebe den Gesang gepflegt.

Karl Wilhelm, der Komponist der „Wacht am Rhein“, hat fast ein Viertel Säculum die Gesangvereine Liedertafel und Singverein als Dirigent geleitet; die meisten seiner Kompositionen sind in Krefeld entstanden und zum Theil auch hier zur ersten Aufführung gebracht worden; so seine lieblichen Liederschöpfungen: „Frühlingszeit“, „Waldlust“, „Mädchen, wenn ich von dir ziehe“ u. s. w. Auch die Wacht am Rhein hat in Krefeld das Licht der Welt erblickt und kam hier im Jahre 1854 zum ersten Male zur Aufführung.

Wilhelm war am 5. September 1815 in Schmalkalden geboren; vorgebildet wurde er in Kassel unter Spohr, in Frankfurt bei Mloys Schmitt und bei André in Offenbach. In Krefeld wirkte er von 1841 bis 1865. Hierauf kehrte er an den heimischen Herd nach Schmalkalden zurück, bis die Kriegsjahre 1870—71 dem geistig verstimmtten Manne, leider nur auf kurze Zeit, neuen Lebensmuth brachten. Es war das letzte Auflackern der erlöschenden Lebensflamme. Die vielen Anerkennungen und Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten wurden, vermochte der hinsiechende Komponist nicht mehr zu ertragen.

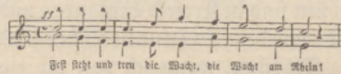
Trotz der treuesten Pflege, die er in Krefeld fand, trieb es ihn wieder fort nach Schmalkalden, wo ihn ein sanfter Tod bald hinwegnahm. Seine Freunde in Krefeld haben ihm auf einem der schönsten Wälle der Stadt ein Denkmal durch die Künstlerhand Walger's errichten lassen.

Karl Wilhelm.
Dem begeisterten Tondichter
vaterländischer Lieder,
dem Sänger der Wacht am Rhein

Seine Freunde.

so lautet die treffende Inschrift an dem Postament unter der Büste des verdienten Komponisten.

Krefeld ist auch die Geburtsstätte des bekannten freisinnigen Politikers Hermann von Beckerath (geb. 1801, gest. 12. Mai 1870). Im Vereine mit Camphausen, Hansemann und Mevissen half er in Preußen den Verfassungsstaat zur Geltung zu bringen. Bekannt ist seine hervorragende Theilnahme an den parlamentarischen Verhandlungen zu Frankfurt und Berlin 1848 und 1849 und seine Thätigkeit als Reichsfinanzminister.





Hofgarten in Düsseldorf.

Deutsche Kunst in Düsseldorf.

Geschichte und Statistik der Stadt Düsseldorf. — Jakobe von Baden. — Johann Wilhelm. — Die Malerakademie. — Peter v. Cornelius. — Friedrich Wilhelm v. Schadow. — Der Kunstverein für Rheinland und Westfalen. — Lessing. — Bendemann und andere Düsseldorfer Maler. — Der Malkasten. — Der Jakobi'sche Garten. — Ein Künstlerfest.

„Am Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theiltest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.“

Schiller.

An der Mündung der Düffel soll ein Graf v. Berg, Namens Engelbert I, einst ein nettes Dorf angekauft haben, aus dem sich die jetzige schöne Stadt Düsseldorf entwickelte. Der bergische Apostel Suitbertus (gest. 717) kam von Suitbertswörth (später Kaiserswerth) herüber und verkündete hier das Evangelium. Einer Ueberlieferung gemäß hat er auch die alte Kirche von Bilk eingeweiht. Die gegenwärtige Gestalt der Stadt macht einen durchaus jungen und neuen Eindruck; Gebäude aus dem früheren Mittelalter trifft man kaum eines an. Lange und breite Straßen, meist regelmäßige, wenngleich keine Häuser geben dem Innern einen gefälligen, doch hin und wieder auch etwas kasernenmäßigen Anstrich. Was aber dem Ganzen einen besondern Reiz verleiht, das sind die herrlichen Alleen und die reizenden Parkanlagen des Hofgartens, welche die Stadt zum Theil in einen blühenden Garten verwandeln, weshalb man sie nicht mit Unrecht geradezu eine „Gartenstadt“ genannt hat. Dazu kommen schöne Umgebungen, die zu lohnenden Ausflügen

einladen, wie der Grafenberg, so daß es wol wenig anmuthiger und freundlicher gelegene Städte Deutschlands giebt als Düsseldorf.

In staunenswerther Weise hat sich Düsseldorf vergrößert. Nach der Zählung von 1875 betrug die Bevölkerungszahl 80,695 Einwohner, 1880 bereits gegen 95,500 Einwohner, ist also in fünf Jahren um 18% gestiegen. Von den fünf Theilen, aus welchen Düsseldorf sich zusammensetzt, ist die unregelmäßig gebaute Altstadt mit ihren engen und sehr finsternen Straßen oder Gassen am wenigsten anmuthig und einladend. Freundlicher erscheint die sich im Südosten ausbreitende Neustadt, zumal der unter dem prachtliebenden Fürsten Johann Wilhelm rheinaufwärts gebaute Theil derselben. Hier sind breite Straßen und jene reizenden Parkanlagen, welche so viel Anziehungskraft für kunstsinelige Ausländer und alle Besucher Düsseldorfs besitzen. Ebenso zeigen auch die übrigen neueren Stadttheile: Friedrichstadt, Königsstadt und Pempelfort das Gepräge der Anmuth und Wohnlichkeit. Zwischen den einzelnen Stadttheilen, zum Theil auch innerhalb derselben, liegen 10 größere, von prächtigen Häusern umrahmte und mit Monumenten geschmückte Plätze. In der Altstadt zeichnen sich unter den Gebäuden aus: Die alte Akademie und das alte Ständehaus am Burgplatz, ferner das Rathhaus (im Jahre 1567 erbaut) und das Gebäude des alten Stadttheaters am Marktplatz. Außerdem sind bemerkenswerth: das Präsidial- und das Regierungsgebäude, das an der Außenseite der Altstadt befindliche Gymnasium, das neue Theater (1875 erbaut), die Kunsthalle am Friedrichsplatz, die 1879 eingeweihte neue Akademie am Sicherheitshafen, die St. Andreaskirche (auch Jesuiten- oder Hofkirche genannt) und die im spätgothischen Stile gebaute Lambertuskirche mit zahlreichen Fürstendenkmälern, einem schönen Altargemälde von Andreas Achenbach und an der Außenseite mit einer aus dem 15. Jahrhundert stammenden „Kreuzigung“.

Von den wichtigen Bauten der übrigen Stadttheile sind zu erwähnen: das 1879 vollendete Provinzial-Ständehaus, welches im italienischen Renaissance-Stile vom Baurath Raschdorff in Köln erbaut wurde, die Post, im Florentiner Palaststile, das Justizgebäude am Königsplatz, in dessen Apsidensale Gemälde von Wilhelm v. Schadow zu finden sind, die Tonhalle, ein prächtiger Backsteinbau, worin die rheinischen Musikfeste, die Ausstellungen u. abgehalten werden, das Künstlerlokal des „Malkasten“, von welchem späterhin die Rede sein wird, und das 1750 erbaute Schloß Jägerhof, ein vielgenanntes und vielbesuchtes Jagdschloß. Außerdem nennen wir von Kirchen: Die Franziskaner- oder Maximilians-Pfarrkirche und die evangelische Kirche auf dem Königsplatz. An Denkmälern ist Düsseldorf reich; das bedeutendste derselben ist die auf dem Marktplatz stehende Kolossalstatue des Fürsten Johann Wilhelm, 1711 von Grupillo errichtet. Einiger anderer wird späterhin Erwähnung geschehen.

Die Industrie Düsseldorfs hat durch allgemeine Regsamkeit in neuester Zeit einen großen Aufschwung genommen. Am lebhaftesten zeigt sich die Hebung in der Metallindustrie, welche durch leistungskräftige Eisen- und Metallgießereien, Walz- und Puddlingswerke, Nägel- und Stiffabriken, Gußstahl-, Eisen-, Blech-, Messingwaren-, Zündhütchenfabrikation, Drahtziehereien, Dampfkeffelschmiederei, Maschinenbau, Lokomotiv-, Bleirohren- und Geldschrank-

fabriken u. vertreten ist. Außerdem sind wichtig die Kattendruckeri, Färberei sowie die berühmten Senffabriken. Auch der Verkehr auf dem Rheine, auf dem die güterbeladenen Dampfschiffe ununterbrochen ab- und zugehen (jährlich im Durchschnitt 3000), ist ein bedeutender.



Marktplatz mit Rathhaus in Düsseldorf.

Die Erhebung zur eigentlichen Stadt verdankt Düsseldorf der Fehde, in welche der Graf Adolf VII. von Berg mit dem Erzbischof Siegfried von Köln verwickelt war. In der Schlacht auf der Worringer Heide am 4. Juli 1288 raubte der Graf dem streitlustigen Kirchenfürsten Sieg und Freiheit. Um sich gegen Ueberfälle des rachsüchtigen Erzstifts Köln zu sichern, befestigte er dann einen Theil der jetzigen Altstadt Düsseldorfs mit Gräben und Mauern. Um diesen befestigten Platz baute sich allmählich die Neustadt an. Als die Herzöge

von Berg periodisch und zu Anfang des 16. Jahrhunderts dauernd Düsseldorf zu ihrer Residenz erhoben, gewann die Stadt immer größere Ausdehnung.

Ein dunkles Blatt in der Geschichte des Herrschergeschlechtes bildet die Regierung des geisteschwachen Herzogs Johann Wilhelm und der tragische Tod seiner Gemahlin Jakobe von Baden. Diese, die Tochter des Markgrafen Philipp, obwohl bereits mit dem Grafen Philipp von Manderscheid verlobt, ward gezwungen, in den ihr verhaßten Ehebund zu willigen. Zwar ward ein glänzendes Hochzeitsfest gefeiert mit Turnieren, Gelagen, Luftfahrten und Fackeltänzen — Alles jubelte und war guter Dinge, nur die Braut nicht.

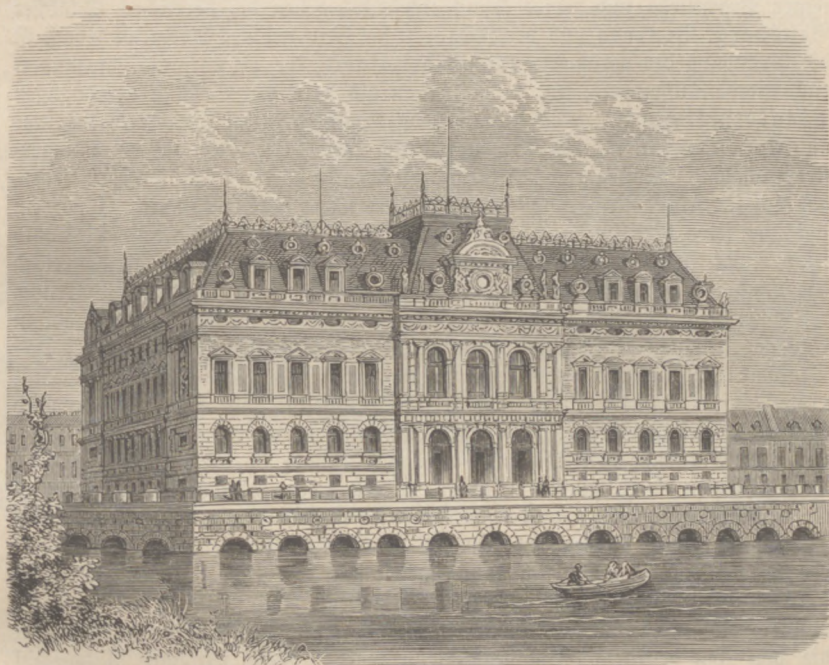


Schloß Jägerhof in Düsseldorf.

Ihr blutete das Herz, und wie bitter sah sie sich noch obendrein getäuscht, da sie sich als die Gattin eines vor der Zeit gealterten und fast blödsinnigen Mannes sah. Was Wunder also, wenn die schöne Fürstin sich um so stärker nach ihrem früheren Bräutigam zurücksehnte? — Was nützte ihr die goldene Tugendrose, welche ihr der Papst übersandte?! — Glühende Liebesbriefe des Grafen Philipp fanden den Weg in ihr Schloß und rührten ihr Herz. Dazu kam, daß sie noch ihrer früheren Religion treu blieb und es mit der protestantischen Partei hielt. Eine Verleumderin fand sich in der auf die Schönheit und Beliebtheit Jakobe's eifersüchtigen Schwägerin Sibylle, welche eine Anklageschrift mit 90 Artikeln an den Kaiser Rudolf absandte. Infolge dessen erschien am 27. April 1598 in Düsseldorf eine kaiserliche Untersuchungskommission. Aber noch ehe die Akten geschlossen waren, fand man Jakobe eines Morgens in ihrem

Bette ermordet, und bis heute ist die dunkle That noch nicht aufgehehlt. Daß sich Dichtung und Sage dieser tragischen Geschichte bemächtigt, ist leicht begreiflich. So geht im Volke das unheimliche Gerücht, daß die Fürstin des Nachts in langen blutigen Gewändern im Schlosse umgehe — wie Einige gesehen haben wollen, ohne Kopf. Davon singt eine schaurige Ballade:

„Im Thurm im alten Schlosse sah man sie oftmals geh'n,
Sie ward vom Dienertrosse dort ohne Haupt gefeh'n, —
Von dem Gemahl gerichtet — schritt sie im Todtenkleid
Und suchte tastend dorten den Graf von Manderstheid.“ —



Ständehaus zu Düsseldorf.

Herzog Johann Wilhelm ging noch eine zweite Ehe ein, aber auch diese blieb kinderlos. Mit ihm erlosch der Mannesstamm des Herrschergeschlechtes im Jahre 1609.

Hierauf erfolgte ein langwieriger Erbfolgestreit. Die inzwischen vereinigten Länder Berg, Jülich, Mark und Kleve, der mächtigste Staat am Niederrhein, ward zum Zankapfel zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg. Eine gütliche Vergleichung durch eine Vermählung des Pfalzgrafen Wolfgang von Neuburg mit der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg war durch einen mißlichen Zwischenfall vereitelt worden. Bei einem Gelage nämlich geriethen Beide in einen heftigen Wortwechsel, und der Kurfürst gab seinem zukünftigen Schwiegersohne

eine Ohrfeige. Infolge dessen ward die Verbindung gelöst, der Pfalzgraf heirathete nun eine Schwester des Herzogs von Bayern und trat zur katholischen Religion über. Mit Hilfe spanischer Truppen suchte er sich hierauf seines Erbes zu verschern, während der Kurfürst der kalvinischen Lehre beitrug, um die Holländer zu Bundesgenossen zu gewinnen. Nach mancherlei Wechselfällen eines unseligen Krieges kam endlich ein Theilungsvertrag zu Stande, durch den Kleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg fiel, Jülich-Berg aber mit Düsseldorf dem Pfalzgrafen von Neuburg verblieb.

Von seinen Nachfolgern verdient besonders Kurfürst Johann Wilhelm ehrenvolle Erwähnung als Förderer der schönen Künste (1690—1716). Zeugniß seiner Prachtliebe und seines Kunstgeschmackes geben die herrlichen Schlösser Bensberg, Benrath und der Jägerhof. Sein größtes Verdienst jedoch ist die Gründung der berühmten Gemäldegalerie, die, im vorigen Jahrhundert eine Zierde Düsseldorfs, jetzt in München als herrlicher Schmuck der dortigen Pinakothek prangt. Der kunstliebende Kurfürst berief auch viele Künstler an seinen Hof, u. A. Adrian van der Werff, welcher auf der Flingerstraße wohnte. So legte er den Grund zu dem großartigen künstlerischen Leben, das sich seit seiner Regierung bis auf unsere Tage dort entfaltete. Außerdem suchte er seine Residenz nach dem System Baubau zu befestigen. Dies und seine Sucht, im Luxus mit dem französischen Hofe zu wetten, stürzte freilich das Land in große Schuldenlast. Trotzdem ehrte ihn sein dankbares Volk noch bei seinen Lebzeiten durch eine Reiterstatue auf dem Marktplatz der Altstadt in Erz, gegossen von dem Kabinetts-Statuarius Ritter Gabriel de Grupello. Das Denkmal trägt die Inschrift: *Urbis amplificatori, pinakothecae fundatori posuit grata civitas 1711*. Man sagt freilich, er selbst habe sich das Standbild errichtet. Der Kurfürst trug sich mit weitgehenden Plänen, ja, er wollte sogar nach dem Vorgange von Sachsen (Polen) und Brandenburg ein „Königreich bei Rhein“ stiften, doch mußte er dieses Projekt wegen „Mangels an erlauchter Descendenz“ aufgeben.

Unter seiner Regierung verheerte eine große Feuersbrunst einen Theil der Stadt, doch sie erhob sich umso schöner aus der Asche. Johann Wilhelm kann als Gründer der eigentlichen Neustadt gelten. Auch stellte er das durch eine Pulverexplosion theilweise zerstörte alte Schloß wieder her, in dessen einem Flügel die von ihm gestiftete Gemäldegalerie prangte. Durch seltsames Mißgeschick ward das Schloß später mehrmals wieder zerstört: im Jahre 1794 schossen es die Franzosen in Brand und 1872 ward es aufs Neue ein Raub der Flammen.

Als seine Nachfolger die Residenz ihres Landes nach Heidelberg und dann nach München verlegten, sank Düsseldorfs Bedeutung gewaltig, doch blieb es stets eine gesegnete Stätte der Kunst. Ein besonders kunstfreundlicher Fürst war Karl Theodor, welchem die Stadt viele herrliche öffentliche Gebäude, wie den Marstall, das Gouvernement, vor Allem aber die Gründung der Malerakademie verdankt. Doch mit den französischen Revolutionskriegen brachen schwere Zeiten über Düsseldorf herein. Zweimal ward die Stadt bombardirt, drückende Einquartierungen saugten die Bürgerschaft aus. So hatte sie in den Jahren 1794—1806 an vier Millionen Soldaten der „grande nation“ und 420,000 Pferde zu verpflegen. Deshalb konnte sie die in dem Luneviller Frieden 1801 beschlossene Schleiung ihrer Festungsmauern als eine wahre

Erlösung betrachten. Der gewonnene Raum ward in eine Art Feengarten, den jetzigen Hofgarten, umgewandelt, und da, wo früher die Schildwachen unheimlich auf und ab gingen, ziehen jetzt stolze Schwäne mit aufgeblähten Flügeln ihre stillen, ruhigen Kreise.



Die neue Kunstakademie zu Düsseldorf.

Unter Wilhelm von Bayern, dem Statthalter des Kurfürsten Maximilian Joseph, welcher die Düsseldorfer Gemäldegalerie nach München überführte, ward die Stadt noch einmal vorübergehend zur Residenz und kam schließlich 1815 an die preussische Krone, nachdem sie eine Zeit lang in französischer Knechtschaft geschmachtet hatte. Düsseldorf ward nun der Sitz einer Bezirksregierung und vor Allem der Centralpunkt der Malerkunst. Aber auch Handel und Industrie nahmen einen großartigen Aufschwung, wovon die letzte Gewerbe- und Kunstausstellung (Sommer 1880) glänzendes Zeugniß ablegte.

Die Malerakademie. Peter von Cornelius. Die größte Berühmtheit, ja europäischen Ruf verdankt aber Düsseldorf in erster Linie seiner Malerakademie, deren erster Direktor Joh. Leonhard Krahe, ein Freund Winkelmann's, war. Diesem folgte Joh. Peter Lange; Beide waren tüchtige Künstler, aber keine bahnbrechenden Genies. Während der französischen Knechtschaft unter Joachim Murat, welcher 1806 in den Jägerhof einzog, und unter Napoleon's eigener Herrschaft (1808—1813) lag die Kunst in Düsseldorf

danieder und alles Treffliche ward nach München gerettet. Außerdem wuchs damals ein Genius in Düsseldorf auf, welcher dazu berufen schien, ein Wiederhersteller der deutschen Kunst zu werden. Dies war Peter von Cornelius, 1783 in Düsseldorf geboren.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war in der deutschen Kunst eine trostlose Ebbe und Dürre eingetreten. Da trat die schöpferische Riesengestalt des Cornelius in den verwilderten Garten und schuf Leben, Wärme und Empfindung in eigenartigen Gestalten. Er vereinigte in seinem gewaltigen Geiste die ganze Bildung der Vergangenheit und Gegenwart, fühlte sich auf antik-klassischem Boden ebenso heimisch wie auf mittelalterlich-christlichem. Cornelius war über ein halbes Jahrhundert das Haupt und der Träger einer weltberühmten Malerschule und ließ alle seine Vorgänger an Originalität und Großartigkeit der Konzeption weit hinter sich.

Von der Jugendzeit des großen Meisters wissen wir nur wenig. Seine Phantasie ward vorzugsweise durch Betrachtung der großartigen Schöpfungen von Rubens angeregt, sowie durch die aufregenden Bilder, welche die Revolutionszeit im wirklichen Leben und vor seinen Augen an den fruchtbaren Ufern des Rheinstromes entrollte. Schon frühe half er seinem Vater, dem Akademie-Inspektor Moys Cornelius, Pinsel und Palette reinigen und schnitt mit Eifer Silhouetten aus, welche Scenen aus der biblischen Geschichte darstellen sollten. Aber bald zeigte sich der überschwelligend schöpferische Trieb des Knaben; mit Vorliebe entwarf er Jagd- und Schlachtengruppen auf die Schiefertafel, welche schon Staunen erregten, so daß ein alter Freund des Vaters einst mit Recht beim Betrachten eines solchen Entwurfes ausrief: „Nehmt mir das Kind in Acht! Das wird ein Ueberflieger!“

Schon im sechzehnten Jahre verlor der junge Künstler seinen Vater, und die materielle Noth drängte noch mehr seinen Schaffenstrieb zur That. So arbeitete er Kalenderzeichnungen, Kirchenfahnenbilder, Stammbuchblätter, Porträtköpfe u. dgl. für Geld, Allem aber suchte er ein eigenartiges künstlerisches Gepräge zu geben. Besonders anregend wirkten auf ihn die Sammlungen des Universitätsrektors Walraf in Köln und der Gebrüder Boisseree, welche die Schätze der deutschen Malerei aus dem 15. und 16. Jahrhundert ans Licht zogen. Durch Ersteren ward denn auch die Ausmalung des Chors und der Kuppel der St. Quirinskirche in Neuß betrieben, welche Cornelius erst dem größeren Publikum bekannt machten. Von ihm stammen nämlich die Evangelisten, Apostel und Engelgestalten. Allmählich regte sein Genius die Schwingen, schon zeigten zwei Delbilder eine über das dunkle Erdenthal hinschwebende Psyche und eine Pallas Athene als Göttin der Webekunst die sich in dem Künstler entwickelnde phantasievolle Richtung; schon sehnte sich sein Herz nach dem Lande ewiger Kunst, nach Italien, aber noch fesselten ihn zu Frankfurt mancherlei Beziehungen. Von der Idee beherrscht, wieder eine Brücke der Kunst zu dem ihr immer mehr entfremdeten Leben zu bauen, bemächtigte sich sein Genius Shakespeare'scher Gestalten, und so entstanden seine sorgfältig ausgeführten Kompositionen zu Romeo und Julia, von denen besonders die Federzeichnung von „Romeo's Tod neben der Scheinleiche Julia's“ im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M. (später gestochen von Eugen Schaffer) Erwähnung verdient, weil sie alle Vorzüge und Härten der Cornelius'schen Muse vereinigt. Bewundernswerth ist wol die

scheintodte Julia, doch die Beinstellung Romeo's macht einen ästhetisch unschönen Eindruck. Die sonstigen Figuren sind zum Theil unklar in ihrer Bedeutung, wenigstens entsprechen sie der Shakespeare'schen Darstellung nicht.



Cornelius-Denkmal. Von Donndorf.

Für den Fürst-Primas v. Dalberg, welcher unserem jungen Künstler ein ganz besonderes Wohlwollen bewies, malte Cornelius zunächst eine „Heilige Familie“ in Del. Dieses Bild, welches reizende Züge der Maidetät in sich
Deutsches Land und Volk. V.

trägt, stellt den Engel gewissermaßen zur Familie gehörig dar. Das Städel'sche Institut verwahrt die Original-Federzeichnungen von seinen Kompositionen zu Goethe's Faust, die mehr oder weniger allen späteren bildlichen Wiedergaben dieses Gedichtes zur Anknüpfung dienten. Besonders packend, unheimlich und erhaben zugleich sind „Faust und Mephisto, den Blocksberg erklimmend“ und „am Rabenstein vorbeireitend“. Einen schauerlichen Eindruck macht z. B. das Irrlicht auf dem Blocksberg und das gräßliche Gewürm und die Sputzgestalten. Sein Mephisto jedoch zeigt fast durchweg etwas allzu Geducktes und Verzerrtes, hat auch sonderbarerweise Teufelskrallen. Anmutig ist Gretchen in der Gartenszene, aber Martha ist zu einer wahren Karikatur geworden. In der Kirchenszene hat sich der Künstler selbst unter die Reihe der Betenden links zuletzt angebracht. Absonderlich ist der „böse Geist“ mit Krallen und Pferdefuß; man hat ja hier nicht an den leibhaftigen Teufel, sondern an das böse Gewissen zu denken. Weniger gelungen ist sein Gretchen vor dem Muttergottesbilde; ihre Verzweiflung kommt nicht recht zum Ausdruck. Altmeister Goethe sprach sich recht anerkennend über die Auffassung unseres jungen Malers aus, empfahl ihm aber mit seiner Ironie als Gegengift der romantischen Ueberschwenglichkeit das Studium des Dürer'schen Gebetbuches.

Endlich, im Herbst 1811, kam Cornelius am Ziele seiner Sehnsucht, in Rom, an. Hier lebte er in einem Kreise strebsamer, aber einseitiger Künstler, die fast alle im Banne der Romantik standen. Die meisten lebten wie Klosterbrüder zusammen, und als Haupt der „Nazarener“ galt der sanfte Dverbeck, mit dem sich Cornelius bald auf das Innigste verband. Hier setzte unser Maler zunächst seine Faustkompositionen fort, von denen besonders „Valentin's Tod“ charakteristisch ist. Am meisterhaftesten jedoch ist die Kerkerzene. Auch das Titelblatt enthält zwar recht phantastische, aber auch höchst wirksame Gestalten. Bei diesen sowie den Kompositionen aus dem Nibelungenliede leitete den Künstler besonders das nationale Moment. Er gab die urdeutschen Riesengestalten dieses gewaltigsten aller germanischen Epen recht charakteristisch wieder, wie schon das Titelblatt befundet, auf dem namentlich König Etzel unter den Leichen „von graufig-erhabener Schönheit“ ist. Ergreifend ist die Szene dargestellt, wie Krimhild die Leiche ihres Gemahls findet. Unschön und geradezu grauerregend ist der „grimme Hagen“ wiedergegeben, besonders bei Siegfried's Ermordung. Von der kirchlich-romantischen Richtung seiner Umgebung hielt sich Cornelius nicht ganz frei. Besonderes Aufsehen erregten einige Fresken, welche Cornelius in Gemeinschaft mit Dverbeck, Beit und Schadow in einem italienischen Saale herstellte. Sie waren aus der biblischen Geschichte Joseph's entlehnt, und namentlich die Erkennungszene war meisterhaft. Ebenso genial waren des Meisters Entwürfe zu mehreren Dantefresken, die indessen nicht zur Ausführung gekommen sind. Inzwischen hatten sich dem Künstler zwei Ausichten eröffnet, wieder in die Heimat zurückzukehren. Die Veranlassung hierzu bot das „deutsche Künstlerfest in Rom“, das dem Kronprinzen Ludwig von Bayern gegeben wurde. Hierzu hatte nämlich Cornelius Transparente zur Dekoration anfertigen lassen. Die Feier bildete den Schluß des kronprinzlichen Aufenthaltes. Doch schied der Fürst nicht, ohne Cornelius zu bewegen, ihm behufs Ausschmückung der Glyptothek nach München zu folgen. Zugleich erhielt er durch Empfehlung Niebuhr's eine schmeichelhafte Berufung als Direktor der Akademie zu Düsseldorf.



11*

Ansicht von Düsseldorf.

Del. R. P. R. 1810

Cornelius folgte beiden Einladungen insofern, als er im Sommer in München und im Winter in Düsseldorf zu wirken versprach. Indessen konnte er die Direktion der dortigen Akademie doch erst nach zwei Jahren annehmen (1821). Cornelius ward aber nicht nur ein tüchtiger Leiter dieser Kunstanstalt, sondern zugleich ein gründlicher Reformator: er verbannte die eingeriffene Pedanterie und führte wieder die freie Entfaltung der Individualität ein. An das leuchtende Vorbild schlossen sich bald begeisterte Jünger an, von denen wir besonders Wilhelm Kaulbach, Jakob Gözenberger, Karl Hermann und Ernst Förster nennen. Berühmt sind die Fresken der vier Fakultäten in der Aula der Bonner Universität, von denen die „Theologie“ unter Cornelius' Leitung von Förster, Hermann und Gözenberger, die drei anderen von Gözenberger allein gemalt sind. Auch die mythologischen Darstellungen auf der Burg des Barons v. Pleffen bei Düsseldorf wurden unter des Meisters Regide gefertigt. Im Sommer siedelte Cornelius mit seinen Schülern nach München über. Nach dem Tode des Münchener Akademiedirektors rückte er in die ihm schon lange zuge dachte ehrenvolle Stelle ein, wo er der Schöpfer einer neuen Kunstära ward (1825). Viele Schüler und Freunde folgten ihm dorthin nach und genossen gleich ihm Anerkennung unter des kunstliebenden Königs Protektorat. Ludwig von Bayern war ein wahrhafter Mäcenat; er selbst erschien am letzten Tage des Jahres 1825 in der Glyptothek, um den ersten, von ihm zu vertheilenden Civilverdienstorden, mit dem der persönliche Adel verbunden ist, an Cornelius' Brust zu heften.

„Es ist das erste (Kreuz)“, sagte er gütig, „welches ich seit meiner Thronbesteigung verleihe; man pfligt Helden auf dem Schauplatze ihrer Thaten zu Rittersn zu schlagen.“

Die Fresken in der Glyptothek gehören zum Besten, was der Meister in München geschaffen. Den Stoff dazu schöpfte er zumeist aus der griechischen Mythologie nach Homer und Hesiod, jedoch individuell vergeistigt und in etwas zu moderner Auffassung. So gleicht sein Gott der Unterwelt eher einem Tyrannen und Wütherrich als dem Herrscher im Reiche der Schatten, ja er hat etwas von dem christlichen Satan an sich. Wahrhaft großartig ist die Darstellung von der Zerstörung Troja's. Ein besonderes Lob zollt auch Förster den Arabesken, welche die Glyptothekbilder einfassen. Die Arbeiten dauerten im Ganzen zehn Jahre.

Nach deren Vollendung reiste Cornelius 1830 mit seiner Familie nach Rom, wo er ein Jahr verweilte. Aus dieser Zeit stammt ein Porträt seines Freundes Sulpius Boisserée, das Goethe für stark idealisirt hielt. Bald sollte Bedeutenderes unsern Künstler ein Decennium lang beschäftigen, nämlich die malerische Ausschmückung der Ludwigskirche und der Pinakothek in München. Diese Arbeit führte ihn in die des kirchlich-romantischen Mittelalters.

Die Fresken der Ludwigskirche in München bewegten sich in Darstellungen aus der christlichen Offenbarung von der Welterschöpfung bis zum Weltgericht. Doch schuf er hier trotz der traditionellen Dogmen, namentlich des von der Dreieinigkeit, in seiner Konzeption ein malerisch-christliches Epos. Seine Darstellung des Allerhöchsten erinnert etwas an den hellenischen Zeus. Einige, ob zufällige oder beabsichtigte Aehnlichkeiten in einzelnen Figuren, wie z. B. in einer dem Teufel sich nahenden, dem Dr. Luther gleichenden Gestalt, haben dem Meister viel gerechten Tadel zugezogen.

In seinen Abendstunden zumeist fand der Künstler noch Zeit, jenen heiteren Bildercyklus aus der Geschichte der Malerei in Italien, Frankreich, Deutschland und den Niederlanden herzustellen, welcher eine Hauptzierde der Münchener Pinakothek bildet. Derselbe vertheilt sich auf 25 Loggien, deren Mitte den Kulminationspunkt der Malerei überhaupt darstellen sollte. Sie enthalten hauptsächlich charakteristische oder geistreiche Züge aus der Künstlerwelt, wie z. B. Karl V., der Tizian den entfallenen Pinsel aufhebt, oder Maximilian, der Albrecht Dürer die Leiter hält, u. dergl. Der ganze Cyklus offenbart reiche dichterische Phantasie und muthet durch seine Heiterkeit und Lebendigkeit an. Recht originell und charakteristisch sind oft die Künstler in ihrer Eigenart dargestellt. So leuchtet dem Meister des Hellsdunkels, dem Rembrandt, der Gott der Träume, auf einem phantastischen Wunderthiere sitzend, mit der Laterne voran, und Claude Lorrain, den Maler der Sonnenuntergänge, erblicken wir am Fenster, die Abendlandschaft betrachtend, während Zephyr ihm Kühlung zufächelt, und Amor und Psyche mit Flöte und Lyra seine Träume zu leiten scheinen. Einen wunderbaren Reichthum entfaltet er auch in Pflanzen- und Thiergebildern. Diese Arbeiten fielen in das Jahr 1840. Da ward der Meister mit anderen Künstlern von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen; warum er München verließ, wissen wir nicht genau. Hier sehen wir ihn Anfangs mit Herstellung von Fresken beschäftigt, welche Schinkel zum alten Museum entworfen hatte. Sodann vollendete er in sechs Wochen höchst geistvolle Zeichnungen zu dem sogenannten Glaubensschild, welchen der König für den von ihm aus der Taufe gehobenen Prinzen von Wales bestimmt hatte. Es waren Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente sowie Anbetungen auf die damaligen Beziehungen zwischen Preußen und England. Bei allem Vortreflichen fehlt es jedoch auch hier an Wunderlichem nicht. Wie seltsam nimmt sich z. B. die Königin Viktoria mit der Krone auf dem Haupte in der Wochenstube mit einer entblößten Brust neben der fast ganz unbeskleideten Dienerin aus! Weniger künstlerischen Werth sprach man einem Delbilde des Cornelius zu, welches er schon in München komponirte, aber erst in Berlin ausführte, es stellt „Christi Herabsteigen in die Vorhölle, um die Vorchristen daraus zu befreien“, dar. Auch seine Scenen aus „Tasso's befreitem Jerusalem“ fanden wenig Anklang, obwol sie poetisch empfunden waren und viel Schönes enthalten, wie die sterbende Chlorinde und den zusammengesunkenen Tancred. Zu seinen kleineren Arbeiten gehören mehrere recht gelungene Ausführungen zu Denkmünzen sowie Entwürfe zu Glasmalereien für den Schweriner Dom. Hierauf übertrug der König von Preußen unserem Meister bei seinem Projekte eines protestantischen Domes an Stelle des alten die Ausschmückung des an die Nordseite desselben grenzenden Friedhofes (Campo Santo). Im Jahre 1843 erhielt Cornelius den Auftrag, und bereits 1845 hatte er den ganzen ersten Entwurf in vier Blättern fertig. In Anerkennung dieser Riesearbeit ernannte ihn die philosophische Fakultät in Münster zum Ehrendoktor. In diesen Campo Santo-Bildern stellte der Meister, von der Grabesstätte ausgehend, die kirchliche Lehre von „den letzten Dingen“ dar. Es offenbart sich in denselben ein staunenswerther Reichthum der Phantasie und, einzelne Verzeichnungen abgerechnet, eine große Meisterschaft in der Ausführung. Leider sind die Darstellungen als Fresken nicht verwirklicht worden — leider? — oder sollen wir sagen glücklicherweise?

Denn bekanntlich war das Kolorit unseres Meisters schwache Seite. Obwohl ihm durch die Nichtverwirklichung seiner Lieblingsidee eine seiner schönsten Hoffnungen geraubt wurde, schaffte doch der Künstler unverdrossen weiter. Für den neben dem Campo Santo projektierten Dom entwarf er ein Chornischenbild: „Die Erwartung des jüngsten Gerichts“, das aber trotz des Zuges hoher Weihe in der oberen Partie in seiner Gesamttidee für verfehlt gilt. Trotzdem macht die Darstellung der triumphirenden Kirche einen gewaltigen Eindruck.

Während eines abermaligen Aufenthaltes in Rom 1853—56 zeichnete Cornelius noch ein Blatt zu den Nibelungen, nämlich „Hagen, der den Schatz der Nibelungen versenkt“. Ferner entstand in dieser Zeit eine Darstellung der „schlafwandelnden Lady Macbeth“, die trotz schiefher Auffassung als wahrhaft tragische Gestalt gelten muß und diejenige Kaulbach's an Großartigkeit übertrifft.

Die Zeit, welche unser Meister in den fünfziger Jahren in Italien verlebte, kann auch insofern zu einer seiner glücklichsten Lebensepochen gezählt werden, als ihm der Himmel in seiner Einsamkeit eine zweite Gattin, ein edles aufopferndes Herz, zuführte und ihm der erste Enkel geboren ward. Leider war das Glück nur von kurzer Dauer. Der Tod entriß ihm auch diese Lebensgefährtin und dazu seine einzige, mit dem Grafen Marcelli vermählte Tochter. Im höchsten Alter fand er einigermaßen Ersatz in einer begeisterten jungen Freundin, die ihm als seine dritte Gattin nach Deutschland folgte. Von nun an arbeitete er wieder rüstig in Berlin weiter und pflegte zugleich in seinem Hause liebenswürdige und heitere Geselligkeit. Seinen zuletzt vollendeten Carton zum „Pflingstfest“ bestimmte er für die Pariser Weltausstellung im Jahre 1867.

Eins der besten Porträts von unserem Meister selbst ist der Stich Karl Jakob's, und eine schöne Büste desselben hat Hähnel in Dresden ausgeführt.

Nach einem langen schaffens- und segensreichen Wirken starb Peter von Cornelius am 10. März 1867 zu Berlin. Die dankbare Stadt Düsseldorf widmete ihm ein von Dommendorf ausgeführtes, künstlerisch ansprechendes Monument, das am Eingange des Hofgartens zu finden ist.

Blicken wir noch einmal auf die Thätigkeit von Cornelius zurück, so müssen wir als Hauptvorzüge seiner Werke den Ernst, die Tiefe, Hoheit, Energie und Erhabenheit anerkennen. Dann gebührt ihm das große Verdienst, die Malerei ihrer Isolirung entrisen und in innigen Zusammenhang mit den anderen bildenden Künsten, Architektur und Bildhauerkunst, gebracht zu haben. Ferner kultivirte er in den Fresken die Einheit der Idee und verschmolz sie aufs Harmonischste mit der Architektur. Friedrich Theodor Vischer macht ihm in seiner Aesthetik den Vorwurf, daß er zu sehr vom Mythischen beherrscht war und insofern dessen seine Darstellungen nicht populär wurden. Dazu kommt noch seine Schwäche der Inkorrektheit und sein Mangel an wahrem Kolorit, endlich die Schwerverständlichkeit seiner Kompositionen, die zumeist einen ganzen Kommentar erheischen. Aber trotz Alledem bleibt Cornelius einer jener seltenen Genien, die eine neue Epoche der Kunst hervorgerufen haben, und Düsseldorf ist mit Recht stolz darauf, ihn eine Zeit lang als Leiter ihrer Malerakademie gehabt zu haben.

Wilhelm v. Schadow. Im Jahre 1826 folgte auf Cornelius als Direktor der Düsseldorfer Malerschule Friedrich Wilhelm v. Schadow, welcher ein vorzügliches Lehrtalent besaß. Geboren 1789 zu Berlin, studirte

er zuerst unter der Leitung seines Vaters und ward 1810 in Rom mit Cornelius, Overbeck, Veith und anderen berühmten Künstlern bekannt. Besonders beschäftigten ihn damals Gegenstände aus der Bibel und religiöse Darstellungen im Sinne der katholischen Kirche. So malte er eine Himmelskönigin für die Frau Wilhelms v. Humboldt. Im Jahre 1819 ward er zum Professor der Akademie in Berlin ernannt, wo er unter Anderm ein großes Bacchanal für das neue Schauspielhaus malte. Auch schuf er damals viele Porträts, wie das Zimmermann's. Ferner malte er für die Garnisonkirche in Potsdam eine Anbetung der Könige und ein Altarblatt für die Kirche in Schulpforta. Zu seinen schönsten Bildern gehört „Die von der Erde zum Himmel aufstiege Poesie“.



Wilhelm v. Schadow.

Im Jahre 1827 folgte er dem Rufe nach Düsseldorf, wohin ihn mehrere Schüler, wie Hildebrandt, Hübner und Lessing, mit seinem Sohne begleiteten. Dort malte der Künstler hauptsächlich historische Bilder und Porträts; großes Aufsehen erregte seine „Mignon“ nach Goethe's „Wilhelm Meister“. Doch als sein bestes Werk aus dieser Zeit gelten „Die klugen und thörichten Jungfrauen“, welche er in Del für das Städelsche Institut in Frankfurt a. M. malte. Im Jahre 1829 gründete er den Kunstverein für Rheinland und Westfalen, für welchen Verein Schadow 1830 eine Charitas malte, eine Mutter mit ihren Kindern in lebensgroßen Figuren, worin die Kritik alle Vorzüge des Meisters vereinigt fand. Andere hervorragende Gemälde Schadow's sind noch sein „Christus auf dem Delberge“, „Der Heiland bei den Jüngern in Emmaus“, „Der Leichnam des Herrn im Schoße der Mutter von Engeln umgeben“, welchen

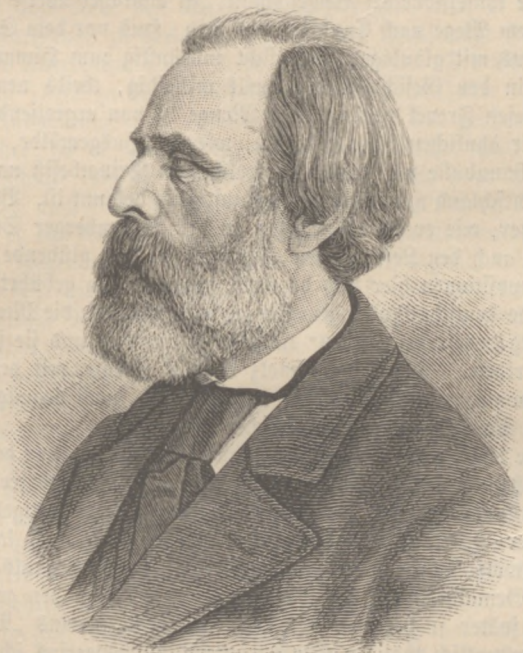
der rheinisch-westfälische Kunstverein 1836 in die Pfarrkirche zu Dülmen stiftete. In diese Zeit fällt auch des Meisters Zeichnung zum Prachtexemplare des Dramatoriums Paulus von Mendelssohn-Bartholdy. Aus Gesundheitsrückichten begab sich Schadow 1840 noch einmal nach Italien, aus welcher Zeit eine eigenthümliche Auffassung der himmlischen und irdischen Liebe stammt. An der Vollenbung seiner allegorischen Darstellung von Himmel, Segfeuer und Hölle nach Dante hinderte ihn ein gefährliches Augenleiden, das ihm sogar eine zeitweilige Blindheit zuzog. Wenn Schadow ein Tadel trifft, so ist es sein Hang zum Symbolisiren und seine Befangenheit im Katholizismus, außerhalb dessen er keine Kunst gelten lassen wollte. Dies entfremdete ihm viele seiner treuesten Schüler und gab ihn schließlich der Vereinsamung preis. Nichtsdestoweniger hat ihm Düsseldorf in gerechter Würdigung seiner Verdienste ein ehrenvolles Denkmal auf dem danach benannten Schadowplaz gesetzt.

Der Rheinisch-westfälische Kunstverein hat seinen Segen weithin verbreitet und seine Produkte durch jährliche Verlosungen überall bekannt gemacht. Zu seinen großartigsten Schöpfungen sind die Kaiserbilder im Rathhause zu Aachen zu rechnen. Im Jahre 1859 folgte auf Schadow, der aus Gesundheitsrückichten sein Amt niederlegen mußte, in der Leitung Eduard Bendemann. Aber auch dieser erfreute sich nicht lange der ehrenvollen Stellung; schon 1868 mußte er die Führung seiner geschwächten Gesundheit halber aufgeben. Jetzt steht der Anstalt der aus Prag berufene Professor Wislicenus vor. Trotz der Ueber siedelung großer Kunstschatze nach München birgt die Düsseldorfer Akademie immer noch werthvolle Sammlungen aller Hauptschulen Europa's. Auch die städtische Gemäldegalerie hat sehr zugenommen; sie besitzt überdies eine Handzeichnungen sammlung von 14,241 und eine Kupferstichsammlung von ca. 24,000 Blättern, worunter eine von Raffael selbst gestochene Madonna. Ferner eine in ihrer Art einzige Aquarellsammlung nach italienischen Meistern von Ramboux.

Karl Friedrich Lessing. Wir können die Betrachtung über die Bedeutung der Düsseldorfer Malerakademie wol nicht besser schließen, als indem wir noch wenigstens kurz die ausgezeichnetsten und berühmtesten Künstler erwähnen, welche aus ihr hervorgegangen sind. In erster Linie ist zu nennen: Karl Friedrich Lessing, ein Großneffe des unsterblichen Dichters und Koryphäen der deutschen Literatur, Gotthold Ephraim Lessing. Diesem Künstler galt es bei seinen bedeutenden Darstellungen weniger, äußerliche Schönheit, als den Ideengehalt der Zeit darzustellen, und hierin steht er einzig da. Er ward am 15. Februar 1808 in Breslau geboren; seine Vorfahren sollen bei der Vertreibung der Husiten aus Böhmen nach Schlesien eingewandert sein, was seine Vorliebe für reformatorische Motive und namentlich aus der Husitengeschichte erklärt. Er war eigentlich von seinem Vater für die Baukunst bestimmt und erhielt seine erste Ausbildung in Berlin. Doch bald befandete sich des Jünglings unbefiegbare Neigung zur Malerei. Als er nun auch (1825) mit seinem ersten Wlde, dem „Kirchhof mit Ruinen“, Aufsehen erregte, schickte ihn sein Vater zu Wilhelm v. Schadow in die Düsseldorfer Akademie.

Dort übte der achtzehnjährige Jüngling mit seinem blonden Lockenkopf nicht bloß durch seine Erscheinung wie durch ein gewinnendes Wesen, sondern vornehmlich durch seine künstlerische Begabung großen Einfluß auf die Künstlerwelt. Sein erster Entwurf daselbst, eine zwischen Felsen eingeklemmte Raubritterburg

vorstellend, riß zur Bewunderung hin. Darauf folgten noch zahlreiche Studien von mittelalterlichen Burgen, Klosterruinen und Walddickichten, sowie Stimmungsbilder aus Geschichte und Leben, von denen das bekannteste, „Das trauernde Königspaar“, 1828 vollendet ward. Einige Jahre später fällt seine berühmte „Leonore“. Er gab der Düsseldorfer Malerschule eine bestimmte Richtung, wenn auch seine Nachahmer den elegischen und einfachen Ton nicht immer trafen. Ein Fortschritt vom lyrischen Charakter zur Objektivität poetischer Anschauung zeigt des Meisters „Räuber und sein Kind“.



Karl Friedrich Lessing.

Durch Schadow's und des Dichters v. Nechtritz Einfluß ward Lessing zu historischen Studien hingelenkt. Da fesselten ihn denn vor Allem die dramatisch lebendigen Scenen der Reformation. Sein erstes großes Geschichtsbild war die „Husitenpredigt“ (1836), welche außerordentliches Aufsehen erregte. Der Prediger mit der wilden Begeisterung, die aus seinen Augen leuchtet, mit dem Hintergrunde eines brennenden Klosters, ist ungemein wirkungsvoll. Nicht auf gleicher Höhe stehen die beiden historischen Bilder: „Gzzelin im Kerker“ und die „Gefangennahme des Papstes Paschalis durch Heinrich V.“ (1839 vollendet). Bedeutend aber ist sein „Hus vor dem Konzil in Konstanz“, obwol es nur die vorläufige Vernehmung des Märtyrers und nicht das Konzil darstellt. Von ultramontaner Seite freilich ward das Bild als tendenziös verschrien, zumal der Gegensatz des geistig verklärten Hus zu den lauernden und höhnisch lächelnden Kardinälen nicht ohne Absicht des Künstlers markirt zu sein scheint. Ja, es knüpfte sich eine unerquickliche Zeitungs polemik daran, und als

das Städel'sche Institut zu Frankfurt a. M. das Bild ankaufte, siedelte der damalige Leiter desselben nach Mainz über. Selbst in Düsseldorf rief dies eine Verstimmung und Spaltung hervor, so daß die freier gesinnten Anhänger Lessing's außerhalb der Akademie selbständige Meisterateliers gründeten. Doch dies befreite den Künstlergenius von den romantisch-mittelalterlichen Fesseln der Altdüsseldorfer Schule, und somit kann Lessing als ihr Regenerator angesehen werden. Aber das Tendenziös-Religiöse lag unserem Meister eigentlich fern; ihm galt es mehr um die Darstellung einer historischen Idee, der Idee geistiger Befreiung ohne konfessionellen Beigeschmack. In ähnlicher Weise ist sein „Heinrich IV. auf dem Wege nach Canossa“ und sein „Hus vor dem Scheiterhaufen“ zu deuten. Hus mit gläubiger Zuversicht inbrünstig zum Himmel betend und der Ausdruck in den Gesichtern der theils mitleidig, theils neugierig, theils zornig über diesen Frevler zuschauenden Menge ist von ergreifender Wirkung.

Von einer ähnlichen Idee getragen, wie die Husgemälde, war Lessing's „Luther, die Bannbulle verbrennend“, welches in Privatbesitz nach Rotterdam kam und in Deutschland nur durch einen Kupferstich bekannt ist. Bloßer Entwurf blieb sein Luther, wie er die 96 Thesen an der Wittenberger Schloßkirche anschlägt. Fehlt auch den Lessing'schen Schöpfungen das glühende Kolorit, sind auch seine Kompositionen hier und da mehr genrehaft, so gebührt ihm doch der Ruhm, der erste deutsche Maler gewesen zu sein, welcher „die Menschengeschichte als Offenbarung des freien Geistes“ künstlerisch auffaßte und sie so in der Darstellung verwerthete. Dabei verschmolz er das Ideale mit dem Realen in schönster Harmonie, verlor sich weder in Symbolik, noch begnügte er sich mit der nüchternen Darstellung nach historischen Angaben.

Im Jahre 1846 ward ihm der ehrenvolle Ruf als Direktor des Städel'schen Instituts, welchen er jedoch zur großen Freude der Düsseldorfer ablehnte; ja, die Bürgerschaft veranstaltete ihm infolge dessen ein großartiges Fest. Aber die Düsseldorfer sollten ihren allverehrten Meister doch nicht lange mehr beherbergen. Zwölf Jahre später nahm Lessing einen Ruf als Direktor der Karlsruher Gemäldegalerie an. Mit Schmerz sah man den geschätzten Mitbegründer des später so berühmt gewordenen Künstlervereins „Malkasten“ sowie des außerordentlich thätigen Künstlerunterstützungsvereins scheiden.

Mit Lessing standen außer dem schon genannten Dichter Uechtritz auch Zimmermann, Schnaase, F. Mendelssohn, Schumann, Ziller u. A. in der innigsten Beziehung. Das erste große Künstlerfest des Malkastens in dem Jakobi'schen Garten war zugleich sein Abschiedsfest. Um ihm die allgemeine Verehrung und Liebe zu veranschaulichen, suchte man des Meisters Wirksamkeit in lebendigen Bildern darzustellen.

Da ritten unter den hohen Platanen und alten Ulmen des Gartens die hohentausischen und salischen Kaiser; da sah man die Husiten geschart um ihren Prediger; es bewegte sich vorbei in glänzender Prozession das Kostnitzer Konzil, und in der Mitte erblickte man den zum Scheiterhaufen verurtheilten Hus. Zum Schlusse der Feier hörte man den von Ziller eigens dazu komponirten Lessingmarsch. Als man 1873 das erste Jubelfest des Malkastens und zugleich die Feier des deutschen Einigungswerkes beging, ward neben Bismarck auch Lessing die Ehrenmitgliedschaft zuerkannt, ein Beweis, daß man den Meister, obwol er seine frühere Kunstheimat nicht wiedergesehen, in Düsseldorf noch stets im Herzen trug.

Als Lessing seine neue Direktorstelle in Karlsruhe antrat, war er bereits 50 Jahre alt. Zwar übte er auch in Karlsruhe einen bestimmenden Einfluß auf die Kunstichtung aus, auch hier war sein Haus der geistige Mittelpunkt fast aller großen Geister; doch schuf er, außer mehreren stimmungsvollen Landschaften, keine so packenden Gemälde mehr wie in Düsseldorf. Noch 20 Jahre wirkte er in Karlsruhe und noch war ihm die hohe Freude beschieden, die Vollendung der deutschen Einheit zu erleben.

Im Jahre 1867 hatte ihm die Düsseldorfer Akademie bei dem Rücktritt Bendemann's aufs Neue das Direktorat angetragen, aber er konnte sich nicht entschließen, Karlsruhe zu verlassen, wo ihm das kunstsinnige Fürstenpaar stets Beweise seiner Anerkennung und Liebe gegeben hatte. Die Berliner Akademie hatte ihn schon 1832 zu ihrem Mitgliede ernannt; im Jahre 1838 wurde auf der Pariser Ausstellung seine „Husitenpredigt“ mit der großen Medaille prämiirt, eine Ehre, die er nur mit Cornelius und Rietschel theilt, und Friedrich Wilhelm IV. schickte ihm die Friedensklasse des Ordens pour le mérite. Sein letztes und, wol auch reifstes Historiengemälde war „Luther's Disputation mit Eck“, worauf er den Reformator noch als jugendlichen Asketen voll Begeisterung darstellte, im Gegensatz zu der hausbackenen Behäbigkeit, wie sie seit Lucas Cranach allzu sehr typisch geworden war. Meisterhaft charakterisirt erscheinen der leidenschaftliche Bilderstürmer Karlstadt und der sanfte Humanist Melancthon. Bei der Trauerfeierlichkeit stellte man auch dieses Bild hinter den Sarg des verbliebenen Meisters.

Die letzten dreizehn Jahre seines Lebens hatte Lessing vorwiegend der Landschaftsmalerei gewidmet. Hier ist er vielleicht noch originaler oder packender als in seiner Historienmalerei. Ein idealer Zug, der keusche Hauch einer gefühlsinnigen Poesie mit zarter Sentimentalität verklärt seine Landschaften fast alle — es sind farbige Elegien. Dabei bewegt er sich auf realem Boden, zeichnet so naturwahr, daß selbst Forstkleute und Geologen keinen Fehler entdecken. Während nun in seinen historischen Gemälden eher eine protestantische Tendenz vorherrschte, gewahren wir seltener Weise in seinen Landschaftsgemälden eine Vorliebe für speziell katholische Staffagen. Dies mag wol einfach darin seinen Grund haben, daß in dem katholischen Kult nun einmal mehr Romantik, folglich auch mehr Naturpoesie herrscht als im protestantischen. Aber auch für den elegischen Zug einer Lessingnatur bot der Anblick eines weltentfagenden Mönches im Gegensatz zur schönen Natur mehr malerisches und menschliches Relief. So zieht ein welterschmerzlicher Ton durch seine Klosterhöfe und Burgruinen; stumme Resignation liegt in seinen Nonnen vor dem schwarz verhangenen Sarge ihrer Schwester; ein verlorenes Leben drückt der alte Kapuziner aus, der nachdenklich in das für seinen Bruder geschaukelte Grab blickt; berühmt ist die Landschaft mit der alten Eiche, mit einer Staffage von Wallfahrern, die vor dem an der Eiche angebrachten Muttergottesbilde ihre Andacht verrichten (1837), dann die prächtige Berglandschaft mit dem brennenden Kloster (1846), ferner die große Landschaft mit den Landsknechten und Arkebusieren, die einen Kirchhof vertheidigen (1848), und endlich die stimmungsvolle Eifelandschaft bei Gewitter.

Im Jahre 1878 feierte der Karlsruher Künstlerverein den 70. Geburtstag des Greises; es war sein letztes Fest. Die Beweise von Liebe und Verehrung, regten ihn so auf, daß ihn ein Schlaganfall traf. Zwar erholte er sich wieder,

aber der Tod seiner treuen Lebensgefährtin, einer Schwester Adolf Schrödter's, beugte ihn so danieder, daß er einem dritten Schlaganfall am 5. Juni 1880 erlag. Die Leichenfeier war eine wahrhaft großartige; acht Künstler trugen den mit Blumen und Kränzen verhüllten Sarg, der Großherzog von Baden wohnte selbst dem Trauerakte bei. Mit Lessing verschied ein Künstler, der für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild sittlichen Ernstes und hohen, idealen Strebens für die deutsche Kunst bleiben wird.



Eduard Bendemann.

Bendemann. Nächst Lessing verdient hier Eduard Bendemann genannt zu werden, welcher in seinem 18. Jahre Schadow's Schüler wurde und 1831 auf der Düsseldorfer Ausstellung mit seinem berühmten Gemälde: „Die trauernden Juden in der babylonischen Gefangenschaft“ großes Aufsehen erregte. Das Gemälde befindet sich jetzt im städtischen Museum zu Köln. Sein zweites, sehr berühmt gewordenes Gemälde ist sein „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems“, welches auf verschiedenen deutschen Kunstausstellungen, sowie 1837 in Paris Sensation erregte und dem Künstler eine Preismedaille eintrug. Im Jahre 1838 ward er als Professor der Kunstakademie nach Dresden berufen, wo er größere Freskomalereien ausführen sollte, aber ein hartnäckiges Augenleiden zwang ihn, eine Erholungsreise nach Italien zu machen. Erst später näherte sich diese Arbeit ihrer Vollendung. Es waren drei aneinander stoßende Säle des königlichen Schlosses in Dresden auszuschnücken. Ueber dem Throne des Thronsaales schwebt die Saxonia und zu beiden Seiten sieht man die

Gestalten großer Herrscher und Gesetzgeber auf Goldgrund, wie Moses, David, Salomo, Zoroaster, Pythagoras, Solon, Numa, Alexander d. Gr., Konstantin d. Gr., Gregor d. Gr., Karl d. Gr., Heinrich I., Otto I., Konrad II., Friedrich I., Rudolf v. Habsburg, Maximilian I. und Albrecht der Beherzte, der Stammherr des regierenden Königshauses. Das Denkmal von Sebastian Bach in Leipzig ist nach einem Entwurf Wendemann's und J. Hübner's von Knauer in Sandstein ausgeführt worden. Das Bild Kaiser Lothar's im Römer zu Frankfurt a. M. ist gleichfalls von Wendemann. In allen seinen Bildern herrscht das lyrische Element vor, und thront die edelste Grazie. Eins seiner besten Werke ist das Bild seiner seit 1838 ihm vermählten Frau, einer Tochter Schadow's. Ein warmes, naturwahres Kolorit, macht auch dieses Gemälde zu einem Schätze der Porträtmalerei. Im Jahre 1858 übernahm Wendemann die Leitung der Düsseldorfer Kunstakademie und stand derselben zehn Jahre lang vor.

Von anderen aus dieser hervorgegangenen Malern nennen wir noch seinen Schwager Julius Hübner aus Schlesien, C. Hildebrandt, Karl Sohn aus Berlin, welcher Letzterer sich hauptsächlich durch seinen „Tasso“ und die beiden „Leonoren“ bekannt gemacht hat. Ferner Heinrich Mücke, Ed. Steinbrück aus Magdeburg und Lorenz Clasen dürfen nicht vergessen werden. Im komischen Genre leistete Ad. Schrödter Vortreffliches in seinem „Don Quixote“, „Falstaff“ und „Münchhausen“ und Hasenclever in seinen Jobliaden; ferner Rud. Jordan und J. B. Sonderland. Von Landschaftsmalern verdienen besondere Erwähnung: Achenbach, bekannt durch seine außerordentlich stimmungsvollen norwegischen und italienischen Landschaften; ferner Schirmer, Scheuren, Jul. Lange, Lasinsky u. A.

Der Malkasten. Nachdem wir so der Hauptvertreter der Düsseldorfer Kunst gedacht, wollen wir in den Musentempel der Heiterkeit eintreten, wo der Genius in jedem Humor übersprudelt und sich nach des Tages Mühe und Last beim Becherklang und Liedersang wonnige Behaglichkeit gönnt — wir meinen den Malkasten. Auf dem feierlichen Diplome der Mitgliedschaft steht die charakteristische Devise:

„Fest mach' dein' Sack',
Dann trink' und lach!“

Schon die komische Heraldik des Wappens deutet die Herrschaft des Humors an: Ein zweiköpfiger Adler breitet seine Schwingen aus, welcher statt Reichsapfel und Schwert ein riesiges Bierseidel und den Hausschlüssel in den Klauen trägt, zum Zeichen, daß hier der Durst regiert und der sichere Besitz zu den Pforten des Himmelreichs und Schlummorgottes Morpheus keine Polizeistunde kennt und zu dem Augenblicke sagen will: „Verweile doch, du bist so schön!“ — Und was die Geselligkeit besonders belebt, das ist die Vielseitigkeit der Mitglieder sowie die bunte Menge der künstlerisch begeisterten Gäste.

Der Malkasten ward in dem stürmischen Jahre 1848 gestiftet — wie Pallas Athene gewappnet emporstieg aus dem Haupte des gedankenschweren Jupiters, so entsprang das heiter lächelnde Kind der Museen und Grazien aus dem mit der bunten Schellenkappe gekrönten Kopfe des Jokus und erhielt in der Taufe den Namen „Malkasten“. Das war denn in der That Anfangs ein Kasten mit wenig Licht, doch wie in einem Käfer-, Raupen- und Puppenkasten regte es sich darinnen und schwirrte; allein das lustige Böldchen, die zu bunten

und prächtigen Schmetterlingen ausgekrochene Chrysaliden sehnten sich nach mehr Raum, Licht und Freiheit.

Der Jacobi'sche Garten. Dies ward gewonnen durch den Ankauf des früheren Besizthums des berühmten Philosophen Friedr. Heinr. Jacobi. Derselbe ward mit seinem Bruder Joh. Georg, dem Dichter, auf der Marktstraße geboren und verbrachte seine Blütezeit in dem nahen, jetzt mit der Stadt verbundenen Bempelfort. Von seinem gastfreien Hause mit dem herrlichen Park erzählt uns Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ sowie in seinem „Zeldzug in der Champagne“. Hier versammelten sich alle feingebildeten Menschen zu heiterer Geselligkeit.

So lebte hier längere Zeit Wilhelm Heinse, der Verfasser des sinnlich glühenden Romans *Ardinghello*; hierher kamen Forster, die beiden Stolberg, Hamann, Herder, die Fürstin Galizin und Hemsterhuis zu Besuch.

In einem Nachbarhause ward Ed. v. Schenk geboren; dann sind Varnhagen v. Ense und seine Schwester Rosa Maria in Düsseldorf geboren. Wer gedenkt hier ferner nicht des deutschen Dichters Heinrich Heine, des „geistreichen, aber ungezogenen Lieblings der Grazien.“ Wohlthuender wirkt die Muse Karl Immermann's, der hier seinen unsterblichen „Oberhof“ (Münchhausen) dichtete. Sein Sterbehaus ist Ratingerstraße 45, ein einfaches Denkmal schmückt sein Grab. Seine Bühnenleitung war anerkannt musterhaft und steht einzig da in der Geschichte der Dramaturgie. Mit ihm verbunden war der Dichter Lechtritz sowie der berühmte Kunsthistoriker Schnaase, der später nach Berlin berufen ward. Hier erklangen auch die gefühlsinnigen Weisen des liebenswürdigen Malers und Dichters Robert Reinick; auch Grabbe und Freiligrath erhielten hier vorübergehend dichterische Anregung. Endlich lebte und dichtete hier eine Zeit lang der begeisterte Rheinsänger Wolfgang Müller v. Königswinter, von dem wir noch später ausführlicher reden werden.

Endlich nennt hier die Tonkunst einige ihrer größten Meister. Hier gründete sich Felix Mendelssohn seinen Ruf als Kapellmeister und komponirte den größten Theil seines Paulus. Seine Nachfolger waren Jul. Riez, dann der liebenswürdige Hiller und Robert Schumann, der sich in den Rhein stürzte und auch nach seiner Rettung im Banne der unheilbaren Krankheit blieb. Seine Gattin, die unvergleichliche Pianistin Clara Wieck, hatte hier einen großen Kreis kunstsinniger Jünger vereinigt. So war also Düsseldorf von jeher ein ganz besonders bevorzugter Siz der Kunst und ist es noch heute.

Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Malkasten zurück, welcher 1860 seinen feierlichen Einzug in den Jacobi'schen Garten hielt. Das große Treibhaus verwandelte sich in einen Festsaal, in welchem das allgemeine deutsche Künstlerfest bald darauf viele Gäste empfing. Bald entstand auch ein geräumiges Gesellschaftsgebäude im Renaissancestil, in welchem eine Bühne hergerichtet ward. Da fehlt es denn im Innern nicht an Reliefs, allegorischen Darstellungen und Büsten, wie der des Schutzpatrons des Malkastens, Albrecht Dürer's. Das Wandgetäfel zeigt humoristische Schnitzarbeiten, oft in groteske Komik hinüberspielend. An den Wänden hängen die Abzeichen des Ritterthums, wie Schwert und Schild, auf dem Gesimse stehen alte Humpen und Bowlen. An den Hauptsaal stoßen Gesellschafts-, Spiel- und Speisezimmer, und im oberen Stockwerk befindet sich die reiche Kostümgarderobe.



Das Kaiserfest des „Malkasten“. Zeichnung von G. Lüders.

Durch die rauschende Almenallee im Garten gelangt man zum Nixenteich, wo die Düsseldorfixe träumerisch vom Postamente schaut. Hier befindet sich das eigentliche Sommerlokal des Malkastens, wo die Jünger der Kunst mit ihren Damen ihre herrlichen Sommer- und Nachtfeste feiern. Hier entfaltet sich der ganze Feenglanz einer reichen dichterischen Phantasie, hier schlingen die Elfen zum Klange weicher Sirenenmusik in magischen Lichtreflexen ihren Zauberreigen, hier huschen unter Nidern und Rosen die Gnome, die zierlichen Gestalten, bis plötzlich nach wechselnden Lichteffecten das Märchenbild im Dunkeln verschwindet.

Das Kaiserfest. Eins der schönsten Feste jedoch, die der Düsseldorfer Malkasten je gefeiert, war das Nachtfest, welches er dem Kaiser bei seinem letzten dortigen Aufenthalte (6. September 1877) veranstaltete.

Der Feenglanz und die Märchenpracht, die hier entfaltet wurden, erreichten die üppigsten Phantasiegebilde orientalischer Dichter, verwirklichten einen Traum aus „Tausend und eine Nacht“. Hier zeigten sich die Künstler als gottbegnadete Zauberer im Reiche der Phantasie und Poesie im glänzendsten Lichte.

Nachdem der Kaiser und die hohen Herrschaften vom Vorstande des Malkastens feierlichst empfangen worden waren, begann das Vorspiel auf einer kleinen Bühne mit einer dichterischen Ansprache des Professors Camphausen in der Maske des „wilden Mannes“ aus dem preußischen Wappen. Auf dieses Wappen, welches auf der Bühne stand, Bezug nehmend, begrüßte er die Majestäten in der sinnigsten Weise und geleitete sie zu ihren Sitzen vor das Theater. Hier erhob sich das Publikum ehrfurchtsvoll, um das Kaiserpaar zu begrüßen.

Zur Eröffnung ward ein wirkungsvoller Prolog gesprochen, welcher mit einem Hoch auf das kaiserliche Haus schloß. Nun begann das von dem Maler Karl Hoff verfaßte Festspiel in reicher poetischer und patriotischer Sprache. Hierauf ertönte die Ouvertüre und nach zertheiltem Vorhang erblickte man die „Alten“ um ihren Meister versammelt, zum Theil komisch und karikirt. Ihren heitern geselligen Abend unterbricht ein Jüngling, der in Aufregung mit der Nachricht hereinstürzt: ein Weib in Waffen erregt das Land. Plötzlich erscheint Germania mit sechs deutsch gekleideten Pagen und fordert die Alten als würdige Jünger der Kunst auf, dem hohen Herrn die Zeit zu verkürzen. Zu dem Ende erschienen die sinnigen Gestalten der Geschichte, Sage und Kunst.

Es entrollte sich nun in farbenreichen Bildern die ganze Entwicklungsgeschichte des Deutschen Reiches, verklärt von der Sagenpoesie des Rheins. Zuerst zog der von Professor A. Baur arrangirte „Germanenzug“ in lebensvollen Gestalten vorbei, umrahmt von den aus den Meisterhänden A. Achenbach's stammenden Dekorationen. Dann folgte der von demselben Künstler decorirte und von Grot-Johann geordnete „mittelalterliche Zug“. Diesem folgte der „Jagdzug aus dem 17. Jahrhundert“, ganz das Werk von W. Simmbe. Daran reihte sich der von W. Hünten arrangirte und wiederum von Achenbach decorirte „Befreiungskrieg“ und den Schluß bildete ein „Friedensbild aus der Gegenwart“ (Winter- und Hochzeitszug), von Professor Bautier arrangirt und mit Dekorationen von H. Deiters. Unbeschreiblich war die Grazie und Pracht dieser fünf lebenden Bilder. Der Kaiser und die Kaiserin riefen lebhaft Beifall, namentlich als im Bilde von den Befreiungskriegen der „Marschall Vorwärts“ hoch zu Roß erschien. Kaum hatte sich das Entzücken etwas beruhigt, da lud der „wilde Mann“ im Frack Ihre Majestäten zu einem Rundgang durch den

Garten ein. In feierlichem Zuge durchschritt man, angeführt von sechs Trabanten, welche sechs Riesenballons trugen, eine triumphbogenartig erleuchtete Ulmenallee. Rechts und links sah man sechs, ungefähr 8 m hohe Transparente, welche die „rheinische Sagenwelt“ darstellten. Aber den Glanzpunkt bot doch der Nixenteich, welcher die Schilderungen der feenhaftesten Elfen- und Nixenmärchen übertraf. Auf dem schimmernden Gewässer schwammen riesige rothe und weiße, hell erleuchtete Wasseroesen; die Beleuchtung war eine wahrhaft zauberische; ein heller Sternenhimmel ruhte über dem vom Duft und Schleier der mildesten Herbstnacht umwobenen Zaubergarten.



Stadttheater zu Düsseldorf.

Mitten aus den Fluten erhob sich ein zackiger Fels, auf dessen Gipfel die Rheinnixen in weißen, schilf- und rebenumkränzten Gewändern erschienen. Gegenüber schlangen die Elfen bei magischer Beleuchtung der Grotte, des Gartens und des Teiches durch die Zweige ihren lustigen Reigen. Da nahte aus der Felsengrotte eine silberne, von zwei Schwänen gezogene Gondel, von einem schilfbekränzten Wassergeist gelenkt, und steuerte auf das kaiserliche Paar zu. Darin standen in würdiger Haltung die „Sage“ und die „Poesie“ und überreichten dem Kaiser zwei Eichenkränze. Die Ufer erstrahlten bald in smaragdgrünem, bald in bläulich-violettem Lichte, und geheimnißvoll zog der Kahn seine schimmernden Kreise in dem stillen See. Eine fast überirdische Musik machte Luft, Wogen, Hain und Laub erzittern; mehr aber erbeben vor Wonnenschauer und in Entzücken die wunderbar ergriffenen Menschenherzen. War es eine jener leuchtenden Visionen, wie sie uns die reizende Sage vom Schwanenritter vorzaubert und zu der Richard Wagner so unbeschreiblich süße Klänge

voll Sehnsucht und Entzücken gedichtet hat, was in uns wach wurde und nachklang? — Stumm und schweigend saß Alles, eingewiegt in die Traumphantastien einer ganz andern Welt. „Man träumte von den Rosen von Schiras und lauschte den Erzählungen der Schemerezeade, geheimnißvoll neigten die alten Ulmen ihre Häupter; ein würziger und milder Septemberabend säthelte Kühlung, und aus der Flut stieg der Rheinzauber empor; ein jubelnder Chor aber ließ tausendstimmig das Lied von Kaiser und Reich über den deutschen Rhein in die stille Nacht hinaus erschallen. —

Von sonstigen Sehenswürdigkeiten Düsseldorfs wollen wir nicht die Kunstausstellungen von Ed. Schulte und von Bismeyer und Kraus vergessen, wo fast immer neue Gemälde einheimischer und auswärtiger Künstler ausgestellt sind. Zum Besuche ladet ferner der freundliche Ananasberg ein, welcher an einem herrlichen Weiher liegt, und der botanische Garten mit der Marmorbüste der Königin Stephanie von Portugal, zu dem die sogenannte „goldene Brücke“ führt. Gegenüber ist das neue Stadttheater, dessen Hauptfacade und Eingang nach der Allee zu liegen; in der Nähe auf dem Friedrichsplatze erstet eine neue Kunsthalle zum Zwecke einer harmonisch geordneten Kunstausstellung.

Wir schließen unsern Abschnitt über diesen von den Musen und Grazien gesegneten Ort mit den humoristischen Worten des genialen Heine in seinen Reisebildern. Dort sagt er im zweiten Theile von seiner Vaterstadt wie folgt:

„Ja, Madame, dort bin ich geboren, und ich bemerke dieses ausdrücklich für den Fall, daß etwa nach meinem Tode sieben Städte — Schilba, Krähwinkel, Polkwitz, Bockum, Dülken, Göttingen und Schöppenstedt — sich um die Ehre streiten, meine Vaterstadt zu sein. — — — Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird Einem wunderbar zu Muth. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen. Und wenn ich sage, nach Hause gehen, so meine ich die Volkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte.“





Großer Markt mit Rathhaus und Willibrordskirche zu Wesel.

Wesel. (Zwei Erinnerungsblätter aus der preussischen Geschichte.)

Die Lippe. — Wesels Lage. — Die Willibrords- und Matenakirche. — Das Rathhaus. — Die Citadelle und Thore. — Aus der Geschichte Wesels. — Aus Friedrich's des Großen Jugendzeit. — Der Fluchtversuch. — Die Erziehung der Offiziere des Freicorps von Schill.

„Non soli coedit“ (Er weicht der Sonne nicht!)

(Inscription unter dem preussischen Nar am Berliner Thore zu Wesel.)

Große Bedeutung für den Alterthumsforscher hat der keineswegs romantische Nebenfluß des Rheins, die Lippe, welche bei dem kleinen Badeorte Lippespringe, unweit Paderborn am Teutoburger Walde, entspringt und bei der Festung Wesel mündet. An ihren Ufern sind noch deutliche Spuren von Straßen, Lagern, Kastellen und Kolonien der Römer vorhanden. Der Lauf des Flusses war einst der Schauplatz wichtiger militärischer Operationen in den Kämpfen der alten Germanen gegen ihre Unterdrücker. An den Ufern der Lippia, wie sie der römische Geschichtschreiber Tacitus nennt, stand das berühmte castellum Aliso, in welches sich unter Anderen die Flüchtlinge aus der Varianischen Niederlage hinretteten. Wo dieses Kastell lag, darüber wird noch bis auf den heutigen Tag gestritten; daß es aber an der Stelle des heutigen

Wesel gelegen habe, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. Es ist vielmehr weiter am oberen Laufe der Lippe zu suchen. Essellen, ein durch seine Schriften über die „Barusschlacht“ und das „Kastell Aliso“ bekannter Alterthumsforscher, vertheidigt seine Lage bei Hamm in Westfalen, Andere suchen es bei Liesborn unweit Lippstadt, wieder Andere in dem Dorfe Elsen bei Paderborn. Auch die bei Tacitus erwähnte silva Caesia sucht man nicht weit von der Lippe, und so noch viele andere Punkte, wo germanisches und römisches Blut floß. Die Lippe hinauf zog man auch ein Schiff als Geschenk für die germanische Seherin Velleda, welche bekanntlich die Vataver an den Rheinmündungen zum Freiheitskampfe gegen die römischen Unterdrücker in dem Aufstande des Claudius Civilis (69 n. Chr.) begeisterte.

Unter den Nebenflüssen der Lippe nimmt die Alme wegen ihres romantischen Quellthales die erste Stelle ein. Der Lauf der 237 km langen Lippe ist in seiner weitaus größten Strecke, auf 190,3 km, fahrbar gemacht, selbst für größere Schiffe und Holzflöße, und vermittelt so einen lebhaften Handelsverkehr zwischen Westfalen, der Grafschaft Mark und dem Rhein. In mannichfachen Windungen schlängelt sie sich an Lippstadt, Hamm, Lünen und Dorsten vorbei, verleiht einigen Fürstenthümern ihren Namen und sinkt so als fürstliche Braut dem königlichen Strome, dem Vater Rhein, an die Brust, wie es eine Gruppe an dem prächtigen Berliner Thore der Stadt Wesel sehr sinnig darstellt.

Vom Rhein aus gesehen, wo im Vordergrunde eine Windmühle ihre Kiesenarme ausstreckt, macht am Einfluß der Lippe die Festung Wesel mit ihren zwischen Bäumen hervorschimmernden Häusern und den seltsam emporragenden Thürmen ihrer Hauptkirchen einen ganz malerischen Eindruck. Treten wir in das Innere, so sind wir einigermaßen überrascht von den für den Charakter einer Festung auffallend freundlichen, mit Lindenzweigen bepflanzten Straßen, von den etwas altfränkischen hohen Giebelhäusern und von so manchen merkwürdigen Gebäuden, wie das Rathhaus, die Willibrordskirche und die schöne Matenakirche.

Als Stadt kommt Wesel schon zu Karls des Großen Zeiten unter dem Namen Besalia vor. Im Jahre 939 erfocht hier Kaiser Otto I. einen Sieg über Eberhard, Herzog von Franken, und Giselbert, Herzog von Lothringen. Später kam die Stadt als ein Theil der Herrschaft Dinslaken an den Grafen Dietrich von Kleve (1220). Sie genoß schon frühe mancher Privilegien, erhielt die Nutznießung umliegender Ländereien und 1404 Zollfreiheit zu Wasser und zu Lande.

Eins der ältesten und merkwürdigsten Gebäude ist die Willibrordskirche, auch „Markt“= oder „große Kirche“ genannt, welche von den ältesten Grafen von Kleve in altdeutschem Stile erbaut und von dem Kölner Erzbischof Philipp v. Heinsberg eingeweiht wurde; in ihrer jetzigen Gestalt zeigt sie eine wunderliche Zusammensetzung aus verschiedenen Jahrhunderten. Schon ums Jahr 700 soll an der Stelle des jetzigen Chors Willibrord, der Stifter des Bisthums Utrecht und der Apostel des Niederlandes, in einer Kapelle die rheinischen Heiden getauft haben. Am 11. Januar 1594 schlug der Blitz in den um 1470 erbauten hohen Thurm, so daß die Glocken schmolzen und die Kirche starken Schaden litt. Leider mußte der aus dem Jahre 1521 stammende herrliche gothische Giebel wegen Baufälleigkeit schon vor fünfzig Jahren abgetragen

werden. Der jezige kolossale Thurm mit seinen 9000 kg wiegenden Glocken macht mit seiner kleinen Spitze auf niederem Dachwerke und seinem dreifachen Zifferblatt über der Mauerkrone seiner Galerie einen sonderbaren Eindruck. Neuerdings geht das merkwürdige Gebäude, wie es scheint, einem ganz kläglichen Verfall entgegen. Sämmtliche Fenster Scheiben sind zerbrochen und in den Thurmfenstern nisten zahllose wilde Tauben; eine schwarze Schar von Dohlen und Krähen fliegt laut schreiend und unheimlich flatternd hin und her.

Von der Marktseite her erscheint die Kirche ganz geschmacklos durch Seitengebäude rechts und links verbaut (1658); im Innern befindet sich ein merkwürdiges Denkmal aus der Zeit der Glaubensverfolgungen. Hier fanden einst flüchtige Protestanten aus England zur Zeit der Königin Maria ein Asyl, und es soll damals (1555) die Herzogin Katharina von Suffolk, die Gemahlin des Grafen Richard Bertie, in dieser Kirche einen Knaben geboren haben, welcher in der Matenakirche getauft ward und als Fremdling den Namen Peregrinus erhielt. Zum Andenken ließ die Familie nach ihrer Rückkehr in die Heimat in der Willibrordskirche ein kleines Denkmal setzen, das jedoch wahrscheinlich von Franzosen, als 1672 das Gotteshaus in ein Heumagazin verwandelt worden war, zerstört ward. Später (1680) ließ ein Nachkomme jenes Peregrinus die schwarze Marmortafel mit weißer Einfassung einsetzen, die man jetzt noch sieht. Diese Gedenktafel enthält in einer langen Inschrift eine Verewigung der merkwürdigen Geburtsstätte seines Ahnherrn. Von anderen Grabdenkmälern erwähnen wir noch links das des gelehrten Kleve'schen Kanzlers Konrad Heresbach (gest. 1576), welcher seine erzürnten Manen über etwaige Grabschänder heraufbeschwor. Im Jahre 1603 hatte der Magistrat eine künstliche astronomische Uhr aufstellen lassen, welche vermittels eines Drahtes von der Thurmuhr aus in Bewegung gesetzt ward und auf ihrem Zifferblatte die Monate, die Zeichen des Thierkreises, die regierenden Planeten, die Mondwechsel und die Tage und Stunden anzeigte, wie noch ein alter Spruch besagt. Leider hat der Blitz den Verbindungsdraht schon lange zerstört. Am Eckpfeiler nach der Hauptwache und über der Marktpforte sind lateinische Inschriften, welche fromme Wünsche für die Kirche und die Todten enthalten.

In der Vorstadt auf der Wiesenau vor dem Biechthore steht die schöne Matena- oder Matenaerkirche, welche aus einer den beiden Heiligen Nikolaus und Antonius Eremita 1352 erbauten Kapelle entstanden ist. Dieselbe war ein berühmter Wallfahrtsort, und aus den Opferspennigen sowie milden Gaben der Bürger erstand die prächtige Matenakirche, welche 1508 vollendet ward. Leider hat im Jahre 1540 ein Pöbelhaufe die wunderthätige Statue des heiligen Antonius niedergedrückt; aber der Besitzer eines kleinen Häuschens, des sogenannten Kapellchens, bewahrt noch einige Reliquien. Man soll dort in der Mauer auch noch einige kopfartige Vertiefungen sehen, welche von Schädeln eingemauerter spanischer Hauptlinge herrührten. Im Jahre 1623 zerstörte der Blitz einen Theil des herrlichen Thurmes, und nach seiner Restauration riß ihn 1703 ein heftiger Sturm nieder, so daß er die Kirche stark beschädigte. Bald darauf ward er restaurirt und ragt jetzt mit seiner schlanken Spitze 100 m über die Häuser der Stadt zum Himmel empor. In dem Kriege Ludwig's XIV. gegen Holland diente auch die Matenakirche seit 1672 zum Proviantmagazin der Franzosen.

Ein wechselvolles Schicksal hatte auch die Klosterkirche auf der „Aare“, welche sammt dem Dominikanerkloster 1354 ein Raub der Flammen ward. Darauf restaurirt, geriethen die ganzen Gebäulichkeiten der Dominikaner so in Verfall, daß sie 1730 abgerissen wurden. Schon im folgenden Jahre ward der Neubau begonnen, doch dient er jetzt als Kaserne. Manche werthvolle Reliquien sind verschwunden; Einzelnes, wie die Särge des Herzogs Adolf von Kleve und seiner Angehörigen, bewahrt noch die Dominikanerkirche. Diese Reliquien wurden nämlich 1590 dorthin gebracht, als die Bürger nach Vertreibung der Spanier das von Herzog Adolf von Kleve auf der Gravinsel 1417 gestiftete Rathhäuserkloster zerstörten, welches den Feinden als Bollwerk gedient hatte. Nunmehr ist aber selbst die Stätte der Rathhause mit einem Theile des Ulands von den Fluten des Rheins hinweggespült worden. Die Rathhäuser, die namentlich den Kindern durch die beliebten Rathhäuserklöße bekannt sind, mußten sich des Genusses von Fleischspeisen gänzlich enthalten. Glücklicherweise wurden zu letzteren die köstlichen Rheinische nicht gerechnet. Deshalb legten sie sich auf die Zubereitung derselben in solchem Maße, daß Feinschmecker behaupteten, man könne sie dreist für Schinken essen. Da sie aber den Bürgern all die besten Fische weg schnappten, so scheinen oft Streitigkeiten wegen der Fischerei stattgefunden zu haben, die erst 1553 geschlichtet wurden.

Eins der merkwürdigsten Gebäude Wesels ist das Rathhaus auf dem Marktplatz, welches statt des in dem furchtbaren Brande von 1354 abgebrannten Rathhauses in den Jahren 1390—96 in gothischem Stile erbaut ward. Sein prächtiges Giebelwerk und die reiche Ornamentik von Meister Geliß sind nebst der Willibrordskirche eine Zierde des Platzes. Nach der Front schmücken es die Steinbilder der Jungfrau Maria, der heiligen drei Könige, des großen Christoph und des heiligen Willibrord. In der inneren Bogenwölbung der Ganges liest man auf einer hölzernen Tafel folgende Inschrift in lateinischen Hexametern:

Curia si curae est, pariet tibi curia curas;
Vivit secure, cui non est curia curae.

Des Wortspiels wegen, welches die Wörter curia „das Rathhaus“ und cura „die Sorge“ enthalten, ist dieser Spruch nicht leicht zu übersetzen. Doch wollen wir es versuchen, wie folgt:

„Ist in Röthen der Rath, so bringt dir Sorgen das Rathhaus;
Harmlos lebet, den nie die Sorge im Rathhaus bedrückte.“

Auf der Rückseite desselben Bogens befindet sich eine Gedenktafel, welche 1578 reformirte Flüchtlinge aus den Niederlanden vor ihrer Rückkehr ins Vaterland errichteten. Dieselben waren nämlich 1567 vor der Verfolgungswuth Alba's geflohen und hatten elf Jahre lang in Wesel mit dem Schutze Melanchthon's ein Asyl gefunden. Sie verehrten der Stadt auch zwei vergoldete Pokale mit Reliefdarstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente, welche die Gastfreundschaft preisen. Alljährlich ward aus diesen Pokalen am Gedenktage der Befreiung Wesels aus spanischen Händen, dem sogenannten „spanischen Blute“ (19. August 1629), ein Festtrunk gespendet. Auf diesen Tag weist auch eine silberne Denkmünze an einem der Becher hin, welche die Generalstaaten zur Erinnerung hatten schlagen lassen. Es wird noch ein dritter Ehrenbecher in Wesel aufbewahrt, welchen die „dankbare Bürgerschaft ihren freiwilligen

Jägern und Vaterlandsverteidigern im Kriege 1815“ gestiftet hat. Ferner bewahrt im Rathhause eine kleine Gedächtnistafel in lateinischer und plattdeutscher Schrift die Erinnerung an den ersten Ostertag 1540, an dem der Magistrat mit 1500 Bürgern zum ersten Male das Abendmahl in lutherischer Weise unter beiderlei Gestalten nahm. Die neue Lehre war erst nach langen Kämpfen in Wesel zur Geltung gekommen. Hatte man doch ihren ersten Bekenner, den Konrektor Adolph Klarenbach, aus der Stadt verbannt und 1529 zu Köln als Ketzer verbrannt. Seit der Zeit galt aber Wesel als Haupthort der Reformation, wie ein Spottvers der Katholiken es benennt:

„Genf, Wesel und Rochelle sind des Teufels and're Höll.“

Im November 1568 ward in Wesel die erste evangelische Synode abgehalten, an der sich jedoch die lutherischen Prediger der Stadt nicht betheiligten. Diese Synode war für die Verfassung der reformirten niederländischen Kirche von großer Bedeutung.

In dem Rathhause befinden sich noch andere Merkwürdigkeiten, wie die fünf Bilder der Kurfürsten Johann Sigismund, Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm von Brandenburg und der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. von Preußen, und außer anderen ein Gemälde, welches dem berühmten Meister Joh. v. Calcar zugeschrieben wird. Es stellt eine Gerichtsscene vor, bei der ein Engel rät, recht zu schwören, der Teufel aber verleitet, falsch zu schwören. Auch ermahnt eine alte Pergamenttafel aus dem 14. Jahrhundert die Richter, auf die Sache und nicht auf die Person zu sehen.

Von merkwürdigen Gebäuden erwähnen wir noch das alte Gymnasium, welches 1520 aus der seit 1390 mit der Willibrordskirche verbundenen lateinischen Schule hervorging. Berühmt war als Rektor der aus Köln vertriebene freisinnige Gelehrte Hermann Busch, genannt Papiophilus, ein Freund Melancthon's und Mitarbeiter an desselben „Epistolae obscurorum virorum“. Nachmals ward das Gymnasium in das Sülsternhaus, Mariengarden op de Matena, verlegt und erhielt statt der bisherigen klösterlichen Ornamentik folgende Inschrift:

Hic Latiis Graiisque locat Vesalia Musis

Gymnasium coeptis, auxiliante Deo.

Hic pietas artesque bonae moresque docentur,

Huc igitur natos, Clivia, mitte tuos!

d. h. „Hier verpflanzt Wesel den lateinischen und griechischen Musen unter Gottes Beistand das Gymnasium. Hier werden Frömmigkeit, schöne Wissenschaften und Sitten gelehrt. Hierher also sende, Kleverland, deine Söhne!“

Daß Wesel reich an Kasernen ist, bringt sein Charakter als Festung mit sich. Damit hängen Lazarethe und Hospitäler zusammen; auch an Wohlthätigkeits- und Geselligkeitslokalen ist Wesel nicht arm.

Interessant ist eine Befestigung der umfangreichen halbmondsförmigen Befestigungswerke und der Citadelle. Auf letzterer bezeichnet eine Platte mit Inschrift die Kasematten, worin die elf Schill'schen Offiziere saßen, ehe sie draußen erschossen wurden, wo ihnen ein Monument gesetzt ist. Man zeigt noch das Glas in der Wand der Citadelle, aus dem die unglücklichen Offiziere zuletzt getrunken. Frau Sulikowsky erhielt es als kleines Kind und verehrte es der Kommandantur.

Unter den sieben Thoren Wesels zeichnet sich besonders das Berliner Thor aus, welches 1722 vollendet wurde und früher das „Dammthor“ hieß. Es ward besonders von Holländern bewundert, verlor aber im Jahre 1791 durch neue Bedachung viel von seiner ursprünglichen Schönheit, unter Anderem das preussische Wappen mit der Königskrone, die Trophäen und eine geflügelte Jama. 1854 ward das Thor wiederhergestellt. Im Innern sieht man Kriegsemebleme, den Namenszug F. R. und zwei große Figuren mit Ketten geziert. Auf der Außenseite steht rechts zwischen zwei Säulen die Statue des Herkules mit der Keule an einen Baumstumpf gelehnt, das Symbol der Kraft; darüber ruht ein Löwe mit der Aufschrift: „In ipsa quiete timendus“ (Selbst in seiner Ruhe zu fürchten). Als Pendant zu Herkules erblicken wir links die Kriegsgöttin Pallas Athene in voller Rüstung; ihr zu Füßen sitzt ihr Lieblingsvogel, die Gule; auf ihrem Schilde liest man den Namenszug F. W. R. mit der Königskrone; über ihr fliegt ein Aar zur Sonne mit der Aufschrift: „Non soli cedit“ (Er weicht der Sonne nicht). Mitten auf dem Thore erblickt man oben den rebenbekränzten „Vater Rhein“, wie er eine anmuthige weibliche Gestalt, die Lippe, zärtlich in die Arme schließt.

Am Kleverthor ist besonders die arg verstümmelte und darum räthselhafte Giebelgruppe merkwürdig, um deren Auslegung sich der bewährte Weseler Alterthumsforscher Prof. Fiedler (Gymnasialprogramm 1848) verdient gemacht hat. Danach stellt die Gruppe die Ertheilung der Herzogswürde an den Grafen Adolf von Kleve durch Kaiser Sigismund auf dem Konzil zu Konstanz dar. Dieser Graf hatte nämlich mit Hülfe der tapferen Bürger von Wesel seinen Heim, Herzog Wilhelm von Berg, welcher ihm die seiner Mutter schuldige Pfandschaft auf Kaiserswerth verweigert hatte, in einer ruhmvollen Schlacht bei dem Dorfe Kellen besiegt (1397) und damit die Grafschaft Berg gewonnen. Dafür und für andere Verdienste hatte ihn also der Kaiser mit Verleihung der Herzogswürde beehrt. Doch blieb er nach wie vor der einfache, schlichte Mann, der er gewesen. Als ihn einst der Kaiser deshalb beredete, erwiederte er: „Wenn ich mein Kleid eher ändere als meine Sitten, so werden meine Unterthanen nicht mehr den Herzog, sondern den Hock in mir ehren.“ Er erhielt den schönen Beinamen: „Der Kluge und Siegreiche“, und seine Tugenden rühmt ein alter Vers, wie folgt:

„Sein nein wasz nein gerechtigh, sein jha wasz jha wolmechtigh,
 Er wasz seins Wortis gedechtigh, sein Mundi, sein Grundt eindrechtigh.
 Ein Prinsz aller Princen Spigel, sein Wort dasz war sein Sigel,
 Seins Mudts gar unverjagt, — wer hat ihn auß dem Felst gejagth?“ —

Um die Festungswerke ziehen sich im Halbkreis die etwas verwilderten Glacis. Man wandelt in denselben wie in parkartigen Anlagen und vernimmt den einförmigen Ruf des Ruckels und den melodischen Gesang der Nachtigallen inmitten des kriegerischen Lärms von Trommelwirbel und Signalhörnern. Unser Spaziergang führt uns zu Gärten und Wiesen. Dabei wollen wir nicht den botanischen Garten vergessen, zu welchem der Fürst Joh. Moriz von Nassau, früher Gouverneur der damals holländischen Citadelle, die Anregung gegeben hat. Zu den gemeinnützigsten Anlagen jedoch gehört der bequeme und sichere Freihafen, welcher eine lebhaftere Schifffahrt, ergiebigen Lachsfang und regen Handel, sowie Wollen- und Baumwollen-, Zucker- und

Seifen-, Hut- und Lederfabrikation fördert. Ueber den alten Rhein führt eine Schiffsbrücke nach der Bübericher Insel und von da eine zweite über den neuen Durchstich des Stromes zum linken Ufer, wo der Brückenkopf der Festung und das Fort Blücher wie der Flecken Büberich liegt. 1785 ward hier ein Kanal gegraben und dazu die Bübericher Insel zur Befestigung Wesels gezogen. Die Schiffe passiren aber immer noch den alten Kanal. Der Lauf des Rheins ward durch den neuen Kanal sowol wie infolge eines Durchstichs weiter unterhalb bei der sogenannten Bislicher Rose, wo ein mehr als 1560 m langer Kanal gegraben ward (1790), verändert. Noch mehr Veränderungen erlitt der Strom bei Xanten, an dessen Mauern er ehemals vorbeifloß.

Aus der Geschichte Wesels heben wir die wichtigsten Data hervor. Welche Rolle die Stadt, etwa als ein verschanztes Lager, zur Römerzeit gespielt hat, ist nicht sicher festgestellt. Daß aber Karl der Große von Wesel aus, als militärischem Stützpunkte, seine Kriege gegen Sachsen und Normannen unternommen, steht ziemlich fest, wenigstens von dieser Gegend aus, wenn auch früher ein anderer Ort — Fiedler meint Lippeham — an der Stätte des heutigen Wesel gestanden hat. Die Annalen der Karolinger erzählen, daß hier Karl der Große mehrmals den Rhein überschritt, wobei er den prächtigen Elefanten „Abulabaz“ verloren haben soll, den ihm Aron, der König der Sarazenen, verehrt hatte. Ueber die Etymologie des Namens Wesel wird Allerlei gefabelt. Da das alte Stadtwappen drei Wiesel im Felde führt und auf einer Denkmünze ein Löwe ein Wiesel gegen die Angriffe eines Wolfes vertheidigt, mit der Inschrift: „Regia res ideoque meum est, succurrere lapsis“, so hat man den Namen von dem häufigen Vorkommen dieses Thierleins zur Zeit Heinrich's des Finklers (919—36) abgeleitet. Das Dorf Wesel, neben dem im 12. Jahrhundert von zwei Grafen v. Cappenberg gegründeten Kloster Averdorp, blühte bald zu einer freien Reichs- und Hansestadt empor und erhielt städtische Freiheit und Verfassung. Nach Fiedler hatte schon der Reichsverweser Konrad während der Abwesenheit seines Vaters, Kaiser Friedrich's II., 1220 die „reichsunmittelbare Stadt Wesel“ dem Kleve'schen Grafen Dietrich VI. zu Lehn gegeben, aber sie blieb doch auch unter den Grafen und Herzögen von Kleve eine unabhängige und selbständige Stadt. Zu ihrer Hebung trugen auch wesentlich Flüchtlinge aus England, Frankreich und den Niederlanden bei. Hart mitgenommen ward jedoch die Stadt in dem spanischen Kriege: 1586 ward es von den Spaniern unter Herzog Alexander von Parma belagert, 1589 von Mendoza bestürmt und 1614 unter Spinola zur Zeit des Kleve'schen Erbfolgestreites für den katholisch gewordenen Pfalzgrafen Philipp von Neuburg erobert. Nun drückte die Stadt fünfzehn Jahre lang eine spanische Besatzung, bis sie endlich von den Holländern durch eine gelungene Ueberumpelung am 19. August 1629 erlöst wurde. Diese Befreiung verdankte Wesel hauptsächlich dem Hochsinne dreier seiner Mitbürger, namentlich dem wackeren Peter Mülder. Ein holländischer Oberst van Dyden täuschte die Besatzung glücklich über seine eigentliche Absicht, und unter Anführung Peter Mülders erfolgte der Sturm. Unser wackerer Patriot bemächtigte sich einiger Schmiedehämmer, schlug das Schloß eines Thores ab, erbrach dieses und ließ das Fallgitter nieder. Nun sprengte die holländische Reiterei herein, und bald waren alle Wachen niedergemacht. Der spanische Gouverneur Francisco Lozano mußte

sich mit seiner Besatzung ergeben und ward später mit seinem Platzmajor enthaupet. Nun blieb Wesel niederländisch, bis es 1630 mit Kleve wieder an Brandenburg kam.

Vorübergehend fiel die Festung auch in die Hände der Franzosen (1672), und 1714 büßte Wesel zum Theil durch eigene Schuld seine alten Freiheiten und Privilegien ein und damit auch seinen alten Wohlstand.

Aus der Geschichte Friedrich's des Großen verdient hier eine Episode seiner Jugendgeschichte eingehendere Erwähnung, weil einige Gebäude in Wesel selbst die Erinnerung daran noch frisch und lebendig bewahrt haben. Ebenso wollen wir am Schillmonumente den Heldensohnen Preußens ein dankbares Blatt der Erinnerung weihen.

Aus Friedrich's des Großen Jugendzeit. Der Fluchtversuch. Das Schillmonument. Siegreicher deutscher Adler! Wenn du, Wache haltend an den Grenzen unseres Vaterlandes, auf deinem kühnen Fluge über des Reiches äußerster nordwestlicher Schutzwehr dahinschwebst, so hemmst du wol auf kurze Weile den raschen Schlag deiner Flügel, und dein sonst so heller und scharfer Blick trübt sich! Denn du gedenkst jener elf heldenmüthigen Jünglinge, die hier als Märtyrer für die deutsche Freiheit starben! Du siehst ferner noch weiter zurück einen königlichen Jüngling, berufen zur Herrlichkeit zukünftigen Ruhmes, aber geschmäht und mißhandelt vom eigenen Vater. Denn kein Anderer als der große Friedrich war es, der in den Mauern von Wesel durch seinen Vater Friedrich Wilhelm I. die größte Demüthigung erlitt. — Es sei mir vergönnt, lieber Leser, dir diese beiden dunklen Blätter der Geschichte von Wesel in kurzen Worten zu entrollen.

Die Grundverschiedenheit der Charaktere und Ansichten Friedrich's des Großen und seines Vaters führten allmählich eine Entfremdung Beider herbei, die sich endlich zu einem verhängnißvollen Konflikte steigerte. Während nämlich der König der Ausbildung seines Sohnes sehr enge Grenzen zog, so daß Bibel und Exerzierreglement beinahe die einzigen Bücher waren, die er benutzen sollte, trieb der Prinz mit dem größten Eifer das Studium französischer Klassiker; er las auch die Schriften der Alten in französischer Uebersetzung und vertiefte sich in die Geschichte. Daneben ließ er sich heimlich Unterricht im Klötenspiel geben, das er über Alles liebte. Alles dies konnte dem Könige nicht verborgen bleiben und machte ihm großen Kummer, der durch Friedrich's Mangel an religiöser Gesinnung noch gesteigert ward. Dem Sohne dagegen war die militärische Pedanterie des Vaters, sein Schelten, Fluchen und Fuchteln, sowie das rohe Treiben des sogenannten Tabakskollegiums, zu dem er hinzugezogen ward, ein Greuel. Der König nannte ihn einen Querpfeifer, der ihm seine ganze Arbeit verderben würde. Er ließ ihn nicht mehr aus den Augen und stellte ihn ganz unter seine Aufsicht; und so kam es auch, daß Friedrich jene Reise an den üppigen Hof August's des Starken in Dresden mitmachte, die für die Sittlichkeit des Jünglings so verhängnißvoll werden sollte.

Je mehr nun Friedrich heranwuchs, desto weniger war er geneigt, sich den Wünschen und Befehlen des Vaters, die seinen Ansichten stets widersprachen, zu fügen. Dabei fehlte es zwischen Beiden an einer vermittelnden Person. Denn die Mutter, die sehr viel zur Besserung dieses Verhältnisses hätte thun

können, trug eher noch zur Verschlimmerung desselben bei. Ihr Plan, ihren Sohn Friedrich mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, fand zwar die Billigung des Prinzen, aber nicht die des Vaters, der gegen den König Georg II. von England, den Bruder seiner Gemahlin, feindselig gesinnt war. Die Hartnäckigkeit, womit sie trotzdem an diesem Projekte festhielt, steigerte seinen Groll noch mehr. Er forderte den Kronprinzen auf, zu Gunsten seines Bruders Wilhelm auf den Thron zu verzichten; aber Friedrich erwiderte, lieber wolle er sich den Kopf abhauen lassen. Nun suchte der König ihn bei jeder Gelegenheit zu kränken. Er demüthigte ihn auf der Parade, ließ ihn Fähnrichsdienst thun, drohte ihm öffentlich mit dem Stocke; ja er sagte ihm in Gesellschaft, wenn sein eigener Vater ihn so behandelt hätte, wäre er davon gelaufen, ihm aber gehe dazu der Muth ab. Von seiner Wuth über die Schulden, die sein Sohn gemacht, ließ er sich sogar zu körperlicher Mißhandlung hinreißen und hätte ihn erwürgt, wäre er nicht von einem hinzueilenden Kammerdiener daran gehindert worden.

Endlich entschloß sich Friedrich zur Flucht nach England. Der Zufall schien die Ausführung dieses Vorhabens zu begünstigen. Der Prinz sollte im Juli 1730 seinen Vater auf einer Reise nach Süddeutschland begleiten. Seine Freunde Ratte und Keith wollten ihm zur Flucht behülflich sein. Ersterer sollte mit des Kronprinzen Papieren, Geldern und Kostbarkeiten voraus flüchten, während Keith, den der König, um ihn von seinem Sohne zu entfernen, von Berlin in ein Regiment nach Wesel versetzt hatte, dem Prinzen von dort aus die Flucht über die holländische Grenze zu erleichtern übernommen hatte. Auf jener süddeutschen Reise schrieb Friedrich von Ansbach aus an den noch in Berlin weilenden Ratte einen Brief, worin er ihm genauere Verhaltungsmaßregeln gab und den Haag als den Ort festsetzte, wo sie sich treffen wollten. Infolge mangelhafter Adresse jedoch gelangte dieses Schreiben in die Hände von Ratte's Vetter in Erlangen, ein Umstand, der, wie wir noch sehen werden, sehr verhängnißvoll wurde.

In Steinfurth, einem Dorfe bei dem badischen Städtchen Sinzheim, übernachtete der König mit seinem Gefolge in verschiedenen Scheunen. Der Kronprinz, die günstige Gelegenheit benutzend, entfernte sich heimlich aus der Scheune, in welcher er mit dem Obersten Kochow zusammen schlafen sollte, wurde aber von dem Kammerdiener dieses Herrn bemerkt. Kochow und drei andere Offiziere eilten ihm nach und brachten den sich wüthend Sträubenden wieder zurück. Der König, der natürlich von diesem Vorfalle sogleich Kunde erhielt, verhielt sich scheinbar ruhig, weil er erst unwiderlegliche Beweise abwartete. Als man jedoch in Frankfurt angelangt war, von wo aus man die Reise zu Wasser main- und rheinabwärts nach Wesel fortsetzen wollte, erhielt der König jenen unseligen Brief, den der oben erwähnte Vetter Ratte's ihm übersandte. Sofort wurde Friedrich auf eines der für die Fahrt gemietheten Schiffe gebracht und streng bewacht. Am nächsten Tage kam der Könige, und außer Stande, seinen Zorn zu bezwingen, schlug er seinen Sohn mit dem Stocke ins Gesicht, so daß es blutete. Den Schmerz verbeißend, rief Friedrich: „Wie hat ein brandenburgisches Gesicht solche Schmach erduldet!“ Den anwesenden Offizieren gelang es, ihn den Händen des Wüthenden zu entziehen und auf ein anderes Schiff zu bringen.

Eine traurige Fahrt war es, die der unglückliche Königssohn auf dem schönen Rheinstrome jetzt machte. Glücklicherweise gelang es ihm noch, verschiedene Briefe zu vernichten und seinen Freund Keith in Wesel zu warnen, der denn auch glücklich nach England entkam. In Wesel wurde der Kronprinz sogleich in festen Gewahrsam und am zweiten Tage vor seinen Vater gebracht, auf dessen Frage, warum er habe desertiren wollen, er die Antwort gab: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben.“ Und als ihm der König entgegenrief: „Du bist ein ehrloser Deserteur, der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat!“ da entgegnete er: „Ich habe so viel wie Sie, und ich that nur, was Sie, wie Sie mir mehr als hundertmal gesagt haben, an meiner Stelle auch gethan hätten.“ Ueber diese Antwort gerieth der König in solche Wuth, daß er den Degen zog und seinen Sohn durchbohrt hätte, hätte sich nicht der General Mosel vor den Prinzen gestellt, indem er rief: „Tödteten Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!“ Der König stutzte, und diesen Moment benutzend, führte Mosel den Prinzen hinaus. Die Generale beschwichtigten den König so weit, daß er wenige Tage darauf abreiste, ohne seinen Sohn noch einmal gesehen zu haben. Dieser sollte kurz nach ihm unter strenger Bewachung nach Mittenwalde aufbrechen. Beinahe wäre es Friedrich noch in Wesel gelungen, zu entkommen. Man hatte ihn den Anzug einer Bäuerin und eine Strickleiter zukommen lassen; aber eine Schildwache bereitete den schon unternommenen Fluchtversuch. Von Mittenwalde, wohin man ihn zuerst gebracht hatte, wurde der Prinz nach Küstrin übergeführt und hier im strengsten Gewahrsam gehalten. Die gegen ihn eingeleitete Untersuchung ergab keine näheren Details über seinen Fluchtplan. Doch der Zorn des Königs verlangte ein blutiges Opfer, und dieses war der arme Ratte. Er, der sich nicht mehr hatte flüchten können, ward auf Befehl des Königs in Küstrin hingerichtet, und Friedrich mußte vom Fenster seines Gewahrsams aus den unglücklichen Freund den letzten Gang gehen sehen. Die vereinten Bemühungen der Generale und die dringende Verwendung der fremden Höfe, vor Allem die des Kaisers, sowie die Vorstellungen des Predigers Müller, der dem Könige die Nachricht brachte, sein Sohn sei religiös geworden, bestimmten den Vater endlich, ihm zu verzeihen. Doch wollte er ihn noch nicht sehen. Friedrich blieb als Kriegs- und Domänenrath noch bis zu seiner vollen Ausöhnung mit dem Vater, die am 15. August 1731 stattfand, in Küstrin. Auf diese traurigen Tage folgten bald jene glücklichen Zeiten in Rheinsberg, wo der zukünftige Held im Kreise hochgebildeter Männer die schönsten Stunden seines Lebens genoß, bis ihn 1740 der Tod seines Vaters auf den Thron berief, auf dem er als Herrscher und Feldherr sich mit unvergänglichem Ruhme bedeckt hat.

Nahel beim Schützenhause, unweit des nach Fürstenberg führenden Weges, steht das von Schinkel entworfene, am 16. September 1834 enthüllte Denkmal für die am gleichen Tage des Jahres 1809 auf derselben Stelle erschossenen elf Offiziere vom Schill'schen Corps. Gestatte mir, lieber Leser, den Manen dieser heldenmüthigen Märtyrer der deutschen Freiheit einige Worte zu widmen! Ihre Namen mögen niemals vergessen werden; sie mögen, sowie sie auf dem Denksteine eingegraben sind, noch unvergänglicher verewigt bleiben im Buche der Geschichte! Sie hießen: Leopold Jahn, Adolf v. Keller,

Konstantin Gabain, Ernst Friedrich v. Flemming, Carl v. Reffenbrenk, Friedrich v. Trachenberg, die Brüder Albert und Karl v. Wedell, Friedrich Felgentreu, Daniel Schmidt und Ferdinand Galle. Mit seinem kühnen Führer war das 2. Brandenburgische Husarenregiment am 28. April durch das Halle'sche Thor aus Berlin hinausgerückt, ohne jedoch damals von Schill's Plänen eine Ahnung zu haben. Erst auf dem Wege nach Potsdam machte Schill die Offiziere in einer begeisterten Anrede mit seinem Vorhaben bekannt, zur Befreiung des Vaterlandes auszuziehen, und obgleich er Offizieren und Gemeinen freistellte, nach Berlin zurückzukehren, erklärten Alle einmüthig, ihm folgen zu wollen.



Denkmal der elf Schill'schen Offiziere.

„Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten all' nach Franzosenblut“ —

singt Vater Arndt von ihnen. Der Zug, verstärkt durch eine Anzahl Fußjäger, ging der Elbe zu nach Wittenberg; da aber seine Lage in Sachsen schwierig wurde, setzte Schill auf das linke Ufer über und gelangte durch das Anhaltische nach Dödenorf, wo sich ihm eine überlegene Abtheilung der Besatzung von Magdeburg entgegenstellte. Nach diesem Treffen, das, ohne etwas zu entscheiden, Schill verschiedene seiner besten Offiziere kostete, wandte er sich durch die Altmark nach Mecklenburg, wo er Dömitz, „das feste Haus“, wie es Vater Arndt in seinem „Lied vom Schill“ nennt, stürmte und die „Schelmenfranzosen“ hinausjagte.

„Dann zogen sie lustig ins Pommerland ein,
Da soll kein Franzose sein Kiwi mehr schrei'n.“

Schill hatte Dömitz nämlich bald wieder aufgegeben und sich nach Wismar und Rostock gewendet, weil er glaubte, hier von Seiten der Engländer Unterstützung zu finden. Statt dessen verschlimmerte sich seine Lage immer mehr. Dänen und Holländer rückten gegen ihn heran, weshalb er sich nach Stralsund warf 10,000 Dänen und Holländer drangen bald nach ihm in Stralsund ein; ein erbitterter Straßenkampf entspann sich, in welchem Schill selbst, tapfer kämpfend, den Tod fand. Das Loß seiner Leute war verschieden. Ein Theil erhielt freien Abzug nach Preußen, ein anderer entkam über Rügen nach Swinemünde; Andere wurden gefangen und nach Frankreich auf die Galeeren geschickt. Jene oben genannten elf Offiziere aber, die gleichfalls in Gefangenschaft gerietzen, brachte man nach Wesel, wo der Kommandant, General Lemoine, sie in den Kasematten der Citadelle einferkerte. Dann wurde vom Gouverneur Dallemagne ein Kriegsgericht berufen, um das Urtheil über die Gefangenen zu sprechen. Nachdem sie vorher schon einzeln vernommen worden waren, führte man sie vor das Kriegsgericht, wo der von ihnen gewählte Bertheidiger Perwez, ein Offizier aus Lüttich, ihre Sache aufs Wärmste und Muthigste vertrat. Aber obshon er nachdrücklich darauf hinwies, daß die Angeklagten nur den Befehlen ihres Vorgesetzten Gehorsam geleistet, obwol er auch daran erinnerte, daß man einem Theile des Schillschen Corps freien Abzug bewilligt habe — ihr Urtheil war schon im voraus gesprochen und ihr Tod beschlossene Sache, schon ehe die Verhandlung begonnen hatte. Um halb Zwölf wurde das Todesurtheil verkündet. Man gestattete den Verurtheilten noch eine kurze Zeit, um an die Ihrigen zu schreiben. Schon um 1 Uhr führte man sie hinaus, je zwei mit Stricken aneinander gebunden.

Furchtlos, wie sie im Kampfe gestanden, gingen die Elf den letzten Gang. 66 Kanoniere, also für jeden sechs Kugeln, stellte man ihnen gegenüber. Die nochmalige Verlesung des Urtheils verboten sie sich, auch ließen sie sich die Augen nicht verbinden. Nachdem sie sich unter dem Rufe: „Es lebe unser König! Preußen hoch!“ noch einmal umarmt, warf Flemming seine Mütze empor. 66 Gewehre feuerten, und zehn tapfere Herzen schlugen nicht mehr. Nur Albert v. Wedell, dem der Arm zerschmettert war, richtete sich noch einmal empor, indem er rief: „Zielt besser auf das preussische Herz!“ Da streckte eine neue Salve auch ihn todt nieder. Einige Soldaten entkleideten die Leichen und warfen sie in die mit Wasser angefüllten Gruben.

Die Bewohner von Wesel aber ließen es sich nicht nehmen, die Gräber der Gemordeten zu besuchen, und mehr als einmal fand man in der Frühe die Ruhestätte der Helden von unbekanntem Händen mit Blumen geschmückt. Und als endlich auch für Wesel der Tag der Befreiung gekommen war, wurden durch den Platzingenieur Eichen, Tannen, Akazien, Pappeln und Strauchweid gepflanzt und der Hügel eingezäunt.

Das Denkmal, von Eisengitter umschlossen, ruht auf einem Piedestal von drei Stufen und zeigt auf der einen Seite eine gesenkte Fackel, die trauernde Borussia mit einer Mauerkrone und den Engel der Unsterblichkeit mit einer Palme, der einen Lorberkranz auf eine Urne mit dem Senkerbeile legt. Auf der andern Seite breitet der preussische Adl seine Flügel aus und darunter ließt man die Worte: „Sie starben als Preußen und Helden am 16. September 1809.“ Das Gefirnß schmücken allerlei kriegerische Embleme.



Xanten.

Xanten.

Xanten, das römische Castra Vetera; Claudius Civilis; Legenden des heil. Viktor und der heil. Helena; Siegfried und die Nibelungenjage; der St. Viktor'sdom. — Calcar. — Johannes Stephanus (von Calcar). — General v. Seydlitz. — Die Kirche von Calcar. — Der Monreberg.

~~~~~  
 „Es wuchs in Niederlanden eines edlen Königs Kind,  
 Des Vaters, der hieß Sigmund, seine Mutter Sigelind;  
 In einer Burg hochherrlich, weithin wohl bekannt,  
 Drunten an dem Rheine, Burg Xanten war sie genannt.“

„Die Stirn mit einem Diadem bunter Sagen geschmückt, das Haupt von ersten Kränzen der Geschichte umwunden und das Haar von frischen Blüten der Gegenwart durchflochten, tritt Xanten vor das Auge des Wanderers, ein ebenso ehrwürdiges als freundliches Stadtbild. Seine Lage ist immer noch reizend, wenngleich Vater Rhein St. Viktor's prächtigen Dom sich nicht mehr in seinen Fluten spiegeln läßt und seine in den Nibelungen verherrlichte Tochter des Reizes entbehrt, den ein so majestätischer Strom einer Stadt im Vorüberwallen verleihet.“ So beginnt Moys Henninger in seinen Bildern vom „Rhein und den Rheinlanden“, denen wir mehrfach gefolgt sind, das Kapitel des sagenberühmten Xanten und ergießt sich in landschaftlichen Schilderungen der waldigen

Bergkuppen, die das friedlich gelegene Städtchen malerisch am Horizonte abgrenzen. Diese Höhen sind vermuthlich dieselben, welche Tacitus mit dem Namen *sacrum nemus* benennt, derselbe „heilige Wald“, wo einst der heldenkühne Bataver Claudius Civilis seine Landsleute unter dem Schatten uralter Eichen zum Freiheitskampfe gegen die römischen Unterdrücker begeisterte (69 n. Chr.); es ist derselbe ehrwürdige Hain, den sich schon in alten Urkunden die Grafen von Geldern und Kleve verpflichteten weder auszuoden, noch anzubauen, noch urbar zu machen.

Wandern wir von dem bescheidenen Bahnhofe dem Städtchen zu, so bietet sich uns ein ganz eigenthümliches Bild dar. Rechts zieht sich eine lange Allee hinunter, links dreht eine riesige Windmühle ihre gewaltigen Arme in der Luft herum, und mitten ragen aus dem Gebüsch nette Häuser und der stattliche St. Viktorstom in das Blaue; über dem Ganzen aber ruht ein geheimnißvolles, ehrfurchtgebietendes Schweigen. Außer den Erinnerungen aus der Römerzeit webt die Legende ihren heiligen Nimbus um diesen Ort, besonders um das prächtige Zwillingsspaar der himmelanstrebenden Thürme des Domes und um den uralten Marktplatz, den zum Theil sehr merkwürdige Giebelhäuser begrenzen. Hier liest man an einem alten Erker die Inschrift: „St. Victor, Patronus Xantensis, hic Martyrium passus sub Maximiano imperatore“, d. h. „Hier erlitt der heil. Viktor, der Schutzpatron von Xanten, unter Kaiser Maximilian den Märtyrertod.“ Darunter ist ein altes Wappen mit der Jahreszahl 1624 und dem Sinnspruche: „Hodie flos, cras foenum!“ d. h. „Heute roth, morgen todt!“ —

Rings um die Stadt gewahrt man noch die Reste der alten Mauer und Thürme, sowie ein ziemlich wohl erhaltenes Stadthor; auch die Spuren eines breiten Wallgrabens sind noch sichtbar. Neuerdings hat ein Ingenieur im freien Felde höchst merkwürdige Ausgrabungen vorgenommen, die er leider aus Mangel an Unterstützung wieder zuwerfen ließ, nachdem er die gepachteten Grundstücke ihren Eigenthümern wieder hatte zurückgeben müssen. Er entdeckte dabei die Fundamente sehr fest gemauerter Gebäude, über deren einstige Bestimmung man noch nicht recht im Klaren ist. Interessante Alterthümer bewahrt auch die Frau des verstorbenen Gasthofbesizers Ingenlath. Außer einem Schranke voll der mannichfaltigsten Urnen, Lampen, Gemmen und Münzen zeigt sie in ihrem Garten eine ziemlich unversehrte Sphinx, die im römischen Amphitheater bei Birten gefunden ward. Wir bewundern das von Querbändern über dem Kopfe derselben zusammengehaltene, lockenartig über den Nacken und zopfartig über die Brust herabfallende, an den Schläfen wulstförmig aufgewundene üppige Haar. Ueber ihren Löwenrücken liegt eine Decke, und um Hals und Busen ist ein Kragen geschlungen, dessen beide Vorderzipfel in Quasten enden und reich mit Blumen und Arabesken verziert sind. Hinter dem Garten liegt das sogenannte Mertekamp, wo der Legende nach St. Viktor und seine 330 Genossen der thebaischen Legion den Märtyrertod erlitten; ihre Gebeine soll die heilige Helene gesammelt und in einem eigens dazu erbauten adligen Stift aufgehoben haben.

Daß Xanten einst eine römische Niederlassung, das Lager römischer Legionen gewesen, ist über allen Zweifel erhaben. Dies beweisen namentlich die zahlreichen Funde aus der Römerzeit, von denen Notar Houben eine

reichhaltige Sammlung besitzt. Interessant für die Sittengeschichte und Raffinirtheit römischer Sinnlichkeit sind dabei namentlich die erotischen Lampen und Gemmen, von denen auch das von Prof. Dr. Fiedler herausgegebene Antiquarium Houben's getreue Abbildungen mit lateinischem Kommentar enthält. In der Houben'schen Sammlung befinden sich Gold-, Silber- und Kupfermünzen aus der Zeit Hadrian's bis Commodus chronologisch geordnet, gegen 300 Gemmen und Rameen, worunter die Gefangennehmung Thuzneldens, entsprechend der Darstellung bei Tacitus (Ann. I, 57), sich durch seine Ausführung und Reichtum der Figuren auszeichnet. Wir können hier unmöglich alle Alterthümer, die kostbaren Ringe, Broschen, Schmucksachen jeder Art, wie silberne Halsketten aus Medaillons mit Brustbildern berühmter Männer und Schildchen mit Legionszahlen, wol Feldherrndekorationen, die Steindenkmäler, einen merkwürdigen Dreifuß zc., aufzählen. Der Alterthumsforscher findet hier die reichste Ausbeute.

In der Nähe der Stadt muß die berühmte Römerburg Castra Vetera sowie die römische Ansiedelung Colonia Traiana gelegen haben. Die Stadt selbst war Ulpia castra oder Tricesimae, der Standort der 30. Legion, nicht in den Alpen, wie Einige annehmen. Vor dem Klever Thor an der Straße nach Marienburg zeigt man die Trümmer der sogenannten alten Burg; hier soll die Colonia Traiana gelegen haben. Daran erinnert noch der Name einer Wirthschaft: „Zum Römerbrunnen“, wo man 1822 einen römischen Brunnen aus Tuffsteinquadern ausgrub. Schon Julius Cäsar soll hier ein besetztes Lager angelegt haben; südlich von der Stadt auf dem sogenannten Fürstenberg (Vorstenberg oder Starisberg) legte Kaiser Augustus die Castra Vetera an, und man entdeckte dort außer einem Brunnen auch die Reste einer römischen Wasserleitung. Auch die Spuren eines römischen Amphitheaters hat man auf dem Wege von Xanten nach Winnetthal ausgegraben, und zwar ein amphitheatrum castrense, ein hölzernes, wie man sie bei römischen Kastellen häufig hatte. Noch kann man den Umfang der Arena mit ihren vier Eingängen an einem ovalrunden Erdwall erkennen. Der Legende gemäß soll sich jedoch hier der heilige Viktor mit seinen 10,000 Märtyrern lange vertheidigt haben; deshalb heißt der Ort auch im Volksmunde „St. Viktor'sloch“ oder „St. Viktor'slager“. Andere verlegen Castra Vetera nach dem nahegelegenen Birten oder nach Biederich. So viel ist gewiß, daß das „alte Kastell“ einen Hauptstützpunkt für die Römer bei ihren kriegerischen Operationen gegen die Germanen jenseit des Rheins bildete, und daß Legionen des Drusus, Tiberius und Germanicus hier ihr Standquartier hatten. Auf dem Fürstenberg stand auch das Prätorium des Quintilius Varus, und von Castra Vetera rückten im Jahre 9 n. Chr. die 18., 19., und 30. Legion, die berühmte Ulpia victrix, gegen die Germanen aus und fielen in der berühmten Schlacht im Teutoburger Walde. Ferner erhob hier nach Tacitus (Ann. I.) die 5. und 21. Legion nach dem Tode des Augustus die Fahne der Empörung, bis ihnen der aus Gallien herbeieilende Germanicus mit Waffengewalt drohte. Da bildete sich innerhalb der Verschwörung eine Gegenverschwörung, und als Germanicus erschien, fand er das Lager in Bruderverblut schwimmend. Um ihr Vergehen zu sühnen, verlangten die aufgeregten Soldaten gegen den Feind geführt zu werden. Germanicus führte sie über den Rhein, doch es fehlte nicht viel, so hätten sie das Schicksal der marianischen Legionen getheilt (15 n. Chr.).

Wie schon erwähnt, war auch Xanten der Schauplatz des batavischen Freiheitskampfes unter Claudius Civilis, dem „niederländischen Hannibal“, wie man ihn seiner Einäugigkeit und seines wilden Römerhasses wegen nannte. Besonders entflammte ihn die Rachsucht, seinem einzigen, von den Römern gemordeten Bruder blutige Todtenopfer zu bringen. Er verjagte die Feinde aus der batavischen Insel (69 n. Chr.), rückte dem heranziehenden Legaten Mummius Lupercus entgegen und lieferte seinen zwei Legionen bei Monreberg, zwischen Xanten und Calcar, eine siegreiche Schlacht. Hinter den Reihen der Bataver standen ihre Weiber, um sie durch Geheul zu ermutigen. Die Römer warfen sich in wilder Flucht nach Castra Vetera zurück. Dies ward nun von den siegestrunkenen Batavern belagert. Die beiden Ufer des Stromes waren von kampfbegierigen Germanen bedeckt; auf den Wellen schwammen ihre Schiffe, in der Ebene tummelte sich ihre Reiterei, lagerten die wilden Scharen mit ihren Thierbildern aus den heiligen Hainen. Die Belagerten (ein Häuflein von 5000 gegen 100,000), die nicht einmal ausreichend für Lebensmittel gesorgt hatten, geriethen gar bald in große Noth. Zum Glück für sie waren die Germanen Neulinge in der Belagerungskunst, und ihr erster Sturm ward abgeschlagen. Ein Ausfall der Römer wegen eines Getreideschiffes mißglückte. Trotzdem schlugen die Belagerten auch eine zweite Verrennung der Bataver ab. Inzwischen hatte Vespasian den Schlemmer Vitellius besiegt und forderte den Civilis auf, die Waffen niederzulegen. Doch trotzig antwortete der Freiheitsheld, von den Römern sei nur Knechtschaft zu erwarten. Nun rückte den Belagerten ein römisches Heer zu Hülfe, das nach einem siegreichen Gefecht gegen Civilis Lebensmittel in die Feste hineinbrachte. Das zweite Mal aber gelang es unserm Helden, die Zufuhr abzuschneiden. Auch schloß er jetzt das Lager von allen Seiten ein. Verrath und Meuchelmord unter den römischen Heeren kamen ihm zu Hülfe, und das Uebrige that der Hunger. Die Besatzung mußte sich ergeben, erhielt von Civilis freien Abzug, ward aber bei Monreberg von einer herumschwärmenden germanischen Horde fast gänzlich ausgerieben.

Civilis und die gottbegeisterte Seherin Belleba, welche ihn besonders zum Freiheitskampfe begeisterte, wurden in allen deutschen Gauen als die Erlöser ihres Volkes gefeiert. Aber Civilis hatte den Zenith seines Glückes erreicht. Ein neues römisches Heer unter Petilius Cerealis besiegte ihn in einer Schlacht an der Mosel, und seine Gattin und Tochter geriethen in römische Gefangenschaft. Noch einmal raffte der batavische Hannibal ein großes Heer zusammen: es kam bei Xanten zu einer mörderischen Schlacht, doch sie blieb unentschieden.

Am folgenden Tage ward der Kampf erneuert. Beide Heerführer feuerten ihre Scharen in ihrer Weise. „Schaut um euch her!“ — so rief Civilis — „erblickt ihr einen Römer, so seht ihr die schandvolle Zwingherrschafft in ihrer ganzen abscheulichen Gestalt! Seid ihr von ihnen je besiegt worden, so war die Treulosigkeit eurer Verbündeten schuld! Vertilgt diese Schande! Alles ist euch günstig. Belleba hat euch den Sieg verheißen. . . . Die Römer werden im Sumpfe versinken!“ — Civilis hatte nämlich das Bett des Rheins durch einen Damm abgeleitet und dadurch das flache Land unter Wasser gesetzt. „Der Rhein“ — so fuhr er begeistert fort — „und die Götter des Vaterlandes harren eures Sieges. Denkt an eure Familie und an euren Herd! Vergesset nicht, daß dieser Tag euch für alle Zukunft die Wahl zwischen Ehre und Schande

lassen wird. Ehre ist das Heiligthum der Deutschen!“ — Ein sinnbetäubendes Waffengeklirr war der Beifallsruf der Germanen. Sie stimmten ihre Bardiete an und zogen mordbegierig zur Schlacht. Kühn warf sich ein Haufe Bruckerer, von ihrer Seherin Belleba entflammt, in den Rhein und schwamm hinüber. Wol wäre es mit der römischen Macht für lange ausgewesen, hätte nicht ein treulofer Ephyialtes den Feinden den Weg in den Rücken seiner Landsleute gezeigt. Dies nöthigte die Germanen zum Rückzug, doch der Einbruch der Nacht und ein heftiger Platzregen hinderten die Römer an der Verfolgung. Ueber die weiteren Schicksale des batavischen Freiheitshelden und der Feste Xanten meldet die Geschichte nichts. Wahrscheinlich ward die Feste später (355) von den Franken oder von anderen germanischen Völkerstämmen (406) zerstört.

Auf dem mit Römerblut gedüngten Boden erhebt zwei Jahrhunderte später die Legende ihr heiliges Banner; es ist die Legende von der thebaischen Legion. Simrock verweist ihre Entstehung ins fünfte Jahrhundert und nach Griechenland, wo nach Theodoret der heilige Mauritius durch den grausamen Maximian Hercules den Märtyrertod erlitten haben soll; von da sei die Legende ins Rhonethal und zu den Zeiten des Geschichtschreibers Gregor von Tours nach Xanten gewandert. Auch andere Städte am Rhein, wie Köln und Bonn, ferner Trier, und in der Schweiz Martinach, Zürich, Zurzach und Solothurn, werden in diese Sage hereingezogen.

Unsere Legende fällt in die Zeit der Christenverfolgung unter Diocletian (284—305 n. Chr.), welcher besonders gegen die christlichen Soldaten seiner Armee aufs Grausamste verfuhr. Darin unterstützte ihn sein zwar tapferer, aber roher Mitregent Maximian in den westlichen Provinzen getreulich. Namentlich pflegten die Soldaten vor der Schlacht den heidnischen Göttern die üblichen Opfer darzubringen, sowie den Bildsäulen gewisser Kaiser und Helden göttliche Verehrung zu zollen. Nun befand sich in der Armee des Maximian eine fast ganz aus Christen (man zählt 6666) bestehende Legion, welche nach der Stadt Theben den Namen der thebaischen führte. Besonders bekannten sich ihre Anführer, der Tribun Mauritius, die Centurionen Cassius und Florentius, der Fahmenträger Gereon und der Kohortenfürher Viktor, zu der neuen Religion. Dadurch erweckten sie den Haß ihrer heidnischen Kommilitonen. Auf einem Heereszuge gegen das nördliche Gallien, um einen dortigen Aufstand zu dämpfen, kam dieser Haß zum Ausbruch. Bei Martigny (dem alten Octodurum) an der Rhone sollten alle Soldaten den heidnischen Götzen opfern. Die Christen aber weigerten sich und zogen sich an den Genfer See nach Agaunum, dem jetzigen St. Maurice, zurück, das sicherlich von Mauritius seinen Namen erhielt. Denn hier ward Mauritius, weil er seine Religion nicht abschwören wollte, von Maximian getödtet (286 n. Chr.). Dadurch hoffte der Barbar die anderen Christen abzuschrecken. Als sie aber dennoch ihrem Glauben treu blieben, ließ er die thebaische Legion dezimiren. Hierauf zog das Heer weiter den Rhein hinunter bis Bonn. Dort fand ein abermaliges Blutgericht statt, bei dem die beiden Centurionen Cassius und Florentius mit sieben Soldaten den Märtyrertod erlitten. Bei Colonia Agrippina, dem heutigen Köln, wurden 318 christliche Krieger mit ihrem Fahmenträger Gereon hingeschlachtet. Doch die Wuth war noch nicht gesättigt; noch waren 330 Christen übrig. Diese zogen unter ihrem Kohortenfürher Viktor weiter rheinabwärts

bis nach Colonia Traiana, dem heutigen Kanten. Hier schlugen sie auf den Wiesen ein Lager auf, wurden aber von den nachdringenden heidnischen Soldaten umzingelt und niedergemacht (305 oder 298 n. Chr.). Ihre Leichen warf man in einen nahen Sumpf. Die Quellen dieser Legende finden sich in Berichten der Bischöfe Eucherius von Lyon und Ambrosius von Mailand aus dem vierten Jahrhundert. Auch bei anderen Bischöfen, im Leben des heiligen Romanus (520 n. Chr.) und bei Gregor von Tours, finden sich Hinweise auf das Kloster Agaunum, das castra martyrum, welches später den Namen St. Maurice erhielt. In all den durch Märtyrerblut geheiligten Stätten wurden später Kapellen errichtet, deren Gründung man zumeist der Kaiserin Helena zuschreibt. Bekanntlich ward ja unter Kaiser Konstantin das Christenthum zur Staatsreligion erhoben, und seine Mutter Helena soll es sich nicht nur im Orient, sondern auch im Occident zur heiligen Aufgabe gemacht haben, den Reliquien der christlichen Märtyrer würdige Kultstätten zu stiften. Wir erwähnten schon im ersten Kapitel dieses Bandes, daß man ihr die erste Gründung des Bonner Münsters zuschrieb, wenn auch die jetzige Gestalt nach einer alten Inschrift im Orgelchor auf den Propst und Archidiacon Gerard (1130—1180) als den neuen Schöpfer zurückzuführen ist. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß an derselben Stelle früher eine von Helena gestiftete Kirche gestanden habe. Ebenso schreibt man die Gründung der ältesten Gereonskirche in Köln dem Andenken des Märtyrers Gereon und die Kantener Viktoriskirche dem des heiligen Viktor durch die Kaiserin Helena zu. Doch damit verhält es sich offenbar ähnlich wie mit dem Bonner Münster. Zunächst soll Helena die Gebeine des heiligen Viktor in dem Sumpfe gesammelt und dort eine Kapelle errichtet haben. Man zeigt die Stelle zwischen dem sogenannten Hagenbusch und dem alten Wege nach Sonsbeck, und der Volksmund benennt den Ort noch die Wertpforte (Märtyrerpforte). Auch ein Stück Feld am Wege nach Sonsbeck hinter dem Hause Köschchen heißt Hagenbosch Marten. Hier soll eine alte, von der Kaiserin Helena erbaute Gereonskapelle gestanden haben. Indessen wird die Ableitung des Namens Wertpforte von Märtyrern bezweifelt. Nach Urkunden, wie nach dem Kantischen Kalendarium im ersten Bande der Kölner Erzdiözese und im Codex diplomaticus derselben führt die durch die Wertpforte gehende Straße den Namen platea maris, „Meerstraße“, verwandt mit dem mittelalterlichen maar, d. h. Sumpf, was sehr gut auf das Bruch bei Hagenbosch passen würde. Auch in einer ungedruckten Urkunde von 1354 heißt es von einem Hause: in platea maris, und in einer früheren von 1289: apud paludem, que mare vocatur apud Hagenbosch, d. h. „bei dem Sumpf, welcher mare genannt wird bei Hagenbosch.“ Ebenso bestreitet der Alterthumsforscher Mooren der Kantener Marktstraße die Ableitung vom Kriegsgotte Mars, sondern vermuthet die alte Benennung platea fori, d. h. Marktstraße. Letzteres kommt uns sehr unwahrscheinlich vor.

Der Volksfage nach soll sich aber der heilige Viktor, wie bereits erwähnt, an der Stelle des alten römischen Amphitheatres bei Birten vertheidigt und die noch sichtbaren vier Eingänge gehauen haben. Noch jetzt dient der Ort gottesdienstlichen Ceremonien, wie Prozessionen, worauf ein Kreuzifix und ein Betschemel hinweist. Doch ist es unwahrscheinlich, daß in dieser hochgelegenen trockenen Stelle Viktor umgekommen sei; es soll ja in einer sumpfigen Gegend gewesen sein. Dieses sogenannte Viktorlager oder Viktorstoch war vielmehr,

wie bereits gesagt, ein amphitheatrum castrense im Umfange von 350 Schritten und einer Arena von 120 Schritten im Umkreis. Zu Ende des 17. Jahrhunderts konnten sich noch alte Leute erinnern, die Meta dieses Amphitheatere aus über einander gelegten Mühlsteinen gesehen zu haben. Endlich wird der Name Xanten selbst von den Märtyrern (sancti) abgeleitet, was uns sehr plausibel erscheint. Früher hieß die Stadt merkwürdigerweise Klein-Troja, wie es auch in dem berühmten Hannoliede (um 1180) heißt:

„Franko gesaz mit den Sinen vili verre nider bi Rini; da worhtin (gründeten) sie duo mit vrowdie (Freude) eine „luzzile (klein) Troia“; den bach hizin si Sante na dem wazzern in iri lante.“

Danach bringt man die Gründung Xantens mit den Nachkommen der Trojaner zusammen. Ein Sohn Hektors nämlich, Francus oder Franco, von dem aber kein alter Schriftsteller etwas weiß, gilt für den Gründer Klein-Troja's oder Xantens, das auch Troia Francorum genannt wird. Doch dies ist höchst wahrscheinlich eine Verwechslung mit der Colonia Traiana vor dem jetzigen Alevischen Thore, etwas unterhalb Xanten. Aus Traiana ward Troiana, wie die Peutinger'schen Tafeln haben und vielleicht auch auf einer Münze im römisch-germanischen Museum zu Mainz zu lesen ist. Spricht doch auch der Geograph von Ravenna (IV, 24) von Traia, in der Leydener Handschrift freilich steht Troia. Doch die römischen Schriftsteller, besonders Tacitus, wissen von einer Gründung eines Troia minor oder junior durch die Trojaner, als deren Nachkommen die Franken sich gern, doch ohne Grund, bekannten, gar nichts. Zwar erwähnt Tacitus (Germania) die fabelhafte Sage, daß Hercules auf seinen Wanderungen und auch Ulysses (Odysseus) auf seinen Irrfahrten in diese Gegenden gekommen sei. Letzterer habe eine Stadt Asoiburgium hier gegründet, welches man in dem Orte Aßberg bei Mörs wieder erkennen will. Merkwürdigerweise trägt auch ein Hof im Mörsischen den Namen „Uelshesburg“, vielleicht aus Ulyssesburg entstanden. Wir werden im folgenden Kapitel auf diese Sage noch ausführlicher zurückkommen; sie hängt vermuthlich mit einer germanischen Göttersage zusammen, welche Tacitus mit einer verwandten griechischen verwechselte.

Dem Glauben, daß die Franken Nachkommen der Trojaner seien und Xanten oder Klein-Troja gegründet haben, begegnen wir zuerst bei dem Geschichtschreiber Fredegar (hist. ep. c. 2) zu Anfang des 7. Jahrhunderts. Doch kommt der Name Troia für Xanten schon früher vor. In einem alten deutschen Liede heißt es: „Die Trojanischen Franken, die sollen Gott danken“, und auf Münzen, welche die Xantener dem Herzoge Johann von Kleve (1448—81) zu Ehren schlugen, als er Xanten eroberte und an Kleve brachte, lesen wir die Inschrift: „Johannes, Trojanorum rex, moneta nova Troi“. Seltsamerweise wird auch der Name von Siegfried's Mörder in der Nibelungensage, der des grimmen Hagen von Trojen (oder Tronegge), von Troia abgeleitet und als Besitzer des Fürstenberges bei Xanten genannt. Ja die Namen Sancta und Troia kommen in holder Eintracht neben einander vor. So lesen wir auf einer Münze des Erzbischofs Hermann von Köln aus der Mitte des elften Jahrhunderts: „Sca (sancta) Troia“. Doch reicht der Name Sancta fast ebenso weit zurück als Troia. In den Xantener Annalen von Perz (II. p. 230) heißt es zum Jahre 864 über die Normannen: „Sie kamen ad sanctas und zerstörten da Troia Sanctorum (offenbar St. Viktor und seine Getreuen). Troz all dieser Konfusion



hat sich der Name Kanten wol aus Sanctum mit Auslassung des mittleren c gebildet, wie der Volksmund noch heutzutage Santen sagt und es auch im Nibelungenliede heißt. In einem Kaufakt von 1237 liest man auch vom „Zantener Capitel“. Wie aber erklärt man nun das K zu Anfang des Wortes Kanten? Soll man an eine Verschmelzung des in Sanctum ausgefallenen c mit dem Anfangsbuchstaben S denken? Oder hat bei der einmal vorhandenen Trojasage der Bach Kanthus, welchen auch das Annolied erwähnt, der aber freilich bei Kanten nicht zu entdecken ist, mitgewirkt? — Das sind Streitfragen, die wir den Herren Gelehrten überlassen wollen.

Wir kommen jetzt zu einer sehr interessanten, noch nicht hinlänglich von den Sagenforschern gewürdigten Frage, ob nämlich die Legende vom heiligen Viktor mit der Siegfriedsage Beziehungen haben kann. Da ist denn vor allen Dingen der Name selbst frappant. Viktor bedeutet ohne Zweifel das Nämliche wie Siegfried (nordisch Sigurd). Wie so viele Heilige, wird auch Viktor im Kampfe mit dem Drachen, der nach christlicher Auffassung den Teufel oder das böse Prinzip versinnlicht, dargestellt. Wir erblicken eine solche Figur auch auf der einen Seite des Thorwegs zur St. Viktorskirche, die man auf den gehörnten Siegfried, den Drachentödter, gedeutet hat. Ein anderer Zusammenhang zwischen der kirchlichen und geschichtlichen Bedeutung Kantens liegt wol auch darin, daß die Stiftskirche zu Kanten in alter Zeit in der Nähe von Worms, bekanntlich dem burgundischen Königssitz, ein Allodialgut Guntersblumen besaß, das sie laut einer Urkunde vom 1. Februar 1237 an die Kirche von Worms verkaufte. Guntersblum erinnert aber an Gunther\*), den Bruder Krimhildens. Mit dem Namen dieser Königstochter hat man nun wieder den der heiligen Helena zusammengebracht. Nach Johannes v. Müller kommt Krimhilde auch unter den Namen Hildiko, Hildike vor; Hildike ist aber die Verkleinerung von Hilde und zugleich von Helena. Sollte auch hier eine Verwechslung stattgefunden haben? Wir finden bei allen Anklängen der Namen wenig greifbaren Halt. Von einem Drachenkampf in der Legende des heiligen Viktor wissen wir eigentlich nichts. Auch kehren in den Mythen aller Völker solche Kämpfe mit Ungeheuern wieder. Uns bedünkt der Inhalt der Nibelungensage durch und durch heidnisch. In den nordischen Uebersieferungen dieser Sage merken wir vom Einfluß des Christenthums nichts, und selbst in dem mittelalterlichen Nibelungenliede sehen wir außer dem Gange in das Münster und der farblosen Figur des Schloßkaplans keine Spur vom Christenthum; im Gegentheil, da werden echt heidnische Leidenschaften, wie Blutrache, auf das Heftigste entfesselt.

Wir können uns leider über den Gehalt und die Bedeutung dieser wichtigsten aller germanischen Sagen, deren poetischer Werth sie ebenbürtig neben die großen Epen des klassischen Alterthums stellt, hier des Weiteren nicht verbreiten und verweisen deshalb auf das neuerdings in unserm Verlage erschienene Werk: „Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen“ von Dr. F. Nover unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Wäger, sowie auf die Monographie: „Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungensage“ von Dr. F. Nover (Mainz 1880, F. Diemer).

\*) Soll seinen Namen auch nach einem gewissen Grafen Günther von Leiningen haben, der es seine „Blume“ nannte.

Wenden wir uns nunmehr zu einem der großartigsten Denkmale gothischer Baukunst, das, weil es älter ist als der berühmte Kölner Dom, wenn es auch nicht so rein und großartig die Ideale der Gothik verwirklicht, doch verdient, in zweiter Linie genannt zu werden; wir meinen die prächtige St. Viktorskirche, eine Zierde und ein Stolz der Stadt Xanten. Wir haben bereits erwähnt, daß man ihre Gründung der heiligen Helena zuschrieb, wenngleich die jetzige Kirche erst im 13. oder 14. Jahrhundert entstanden sein kann. Dagegen hat sich die Volksüberlieferung erhalten, daß schon im 4. Jahrhundert die Mutter Konstantin's über den im Bruch gesammelten Gebeinen des heiligen Viktor vor der Stadt eine Kapelle gründete. Vielleicht gaben die Kreuzzüge, an denen sich nachweislich auch Xantener betheiligten, Veranlassung, der heiligen Helena, welche im Orient bekanntlich viele Kirchen gründete, auch mehrere abendländische, wie das Münster in Bonn, die St. Gereonskirche in Köln und die St. Viktorskirche in Xanten, zuzuschreiben. Muthmaßlich könnte auch eine symbolische weibliche Figur mit einem Kreuz, wie eine solche in St. Gereon stand, zu diesem Glauben geführt haben; galt doch Helena für die Auffinderin des Kreuzes.

Ueber die früheren Schicksale der St. Viktorskirche theilen wir Folgendes mit: Als die Hunnen 451 bei ihrem Einfall in Gallien das neben den Castra Vetera entstandene Dörfchen Birten zerstörten, ward auch die Colonia Traiana und die Viktorskirche mit verheert. Von einer Zerstörung der Xantener Kirche durch die Normannen hören wir auch aus dem neunten Jahrhundert. Damals soll der Propst, bei Nachtzeit zu Pferde entfliehend, die Gebeine des heiligen Viktor gerettet haben. Um diese Zeit (853) ward das Xantener Stift durch Erzbischof Gunthar von Köln und Kaiser Lothar als eine selbständige Korporation erklärt. Sodann ward die Kirche zweimal von großen Feuersbrünsten, 1081 und 1109, schwer heimgesucht; das letzte Mal brannte sie vollständig ab. Nicht einmal das Archiv des Stiftes und der Kirche ward gerettet. Erst nach siebenzehn Jahren erstand die Kirche wieder und ward 1128 auf Ersuchen des Erzbischofs Friedrich von Köln durch den heiligen Norbertus, Erzbischof zu Magdeburg und Kanonikus zu Xanten, eingeweiht. Im Jahre 1165 ward sie nach mannichfachen Veränderungen abermals durch Erzbischof Reinold von Köln feierlich geweiht. Die Kirche in ihrer jetzigen Gestalt datirt aber erst aus dem 13. Jahrhundert. So wurden der alte Chor und die Thürme 1213, der Hauptchor 1263 und die Ostseite 1264 gebaut. Dabei sollen 17 Leichname mit Marterzeichen aufgefunden worden sein. Man hielt solche Ueberreste für die von der heiligen Helena gesammelten Gebeine der Märtyrer. Doch einem Chronisten gemäß sollen die in der Kapelle vor Xanten aufbewahrten Reliquien erst 1392 mit einer Prozession in die Stadtkirche heraufgeholt worden sein. Im Jahre 1372 litt der Dom abermals infolge einer Einschüpfung der Stadt durch die Herren v. Mörs und v. Erkel, welche während einer Fehde mit dem Grafen Adolf von Kleve Xanten erstürmt hatten. Von der Feuersbrunst ward einer von den mit Blei gedeckten Thürmen ergriffen, so daß alle Glocken schmolzen. Erst 1389 ward der Neubau vollendet. Darauf erfolgten noch mancherlei Ausbauten und Verschönerungen, die wir hier nicht weiter verfolgen können. Eine der letzten fand im Jahre 1756 statt, wie eine Inschrift an der Decke des Hauptchores bekundet. In den letzten Dezennien halfen milde Gaben und Kollekten die Kirche vollständig

restauriren. Viel ging auch bei den sogenannten Viktorstrachten ein, d. h. feierlichen Prozessionen, bei denen der kostbare silberne, vergoldete und mit Edelsteinen besetzte Schrein mit den Reliquien des heiligen Viktor von hohen, oft von fürstlichen Personen aus der Kirche nach dem Fürstenberge hin- und zurückgetragen wurde. Besonders glänzend war die von 1421 gewesen, bei welcher Herzog Adolf von Kleve selbst die Reliquien trug und 360 kleinere Prozessionen einzeln nachfolgten. Nicht minder prächtig war die von 1464, wo die drei Söhne des Herzogs Johann von Kleve die Reliquien trugen, der Herzog und die Herzogin mitgingen und 300,000 Andächtige mitzogen. Da brachte Jeder eine Gabe für den heiligen Viktor. Auch Ablässe wurden zum Besten der Kantener Kirche ausgeschrieben. Die Bedeutung des Kantener Stifts war zur Würde eines Archidiaconats gestiegen, so daß der Propst desselben bei Prozessionen seinen Rang hinter dem der Metropolitankirche (des Kölner Doms) behauptete. Ein Archidiacon von Kanten nahm seinen Dekanaten (Duisburg, Süchteln, Strälen) gegenüber den Rang eines Bischofs ein, er konnte jährlich eine dreitägige Synode berufen und in allen zugehörigen Kirchen eine Visitation vornehmen. Diese Rechte wurden oft von Kaisern, Erzbischöfen und Päpsten bestätigt.

Betrachten wir uns denselben nun etwas näher, so gewahren wir auch in ihm jenes ungehemmte, harmonische Emporstreben, das der Gothik eigen ist: die hohen spitzbogigen Fenster, die mächtigen Strebebögen mit ihren oben ausgespannten Bögen, die prächtigen Doppelthürme mit Kreuzen, freilich byzantinischen Charakters, dazwischen das reich geschmückte Hauptportal, ein Hauptlängsschiff mit je zwei parallel laufenden Seitenschiffen, die leider nicht von Querschiffen durchkreuzt sind; auch fehlt der Kapellenkranz rund um den Hochaltar, so daß das Ideal der gothischen Baukunst, wie es am reinsten und vollendetsten der Kölner Dom verwirklicht, nicht völlig erreicht wird. Nichtsdestoweniger muß die Kantener Viktorkirche zu den schönsten Bauwerken gothischen Stils gerechnet werden. Rechts von dem prachtvollen Hauptportal neben dem Thurme an der südlichen Seite der Kirche sieht man in zwei großen Nischen die Grablegung und Auferstehung des Herrn und links seine Verspottung vor Pilatus, lebensgroße Bildergruppen aus Sandstein. Unter den Figuren der letzteren erkennt man porträtähnlich nicht nur einen Kantener Kanonikus, den Stifter dieser Stationen, sondern auch zwei berühmte Männer der Reformation, — Luther und Calvin. Ferner sieht man auf dem freien Platze vor dem Portal die Kreuzigung Christi und gegenüber an einer Hausmauer die Gruppe: „Jesus in Gethsemane“, welche als Meisterstücke der Bildhauerkunst des 16. Jahrhunderts gelten. Ihre Rettung während der französischen Revolution verdankt man der Fürsorge des Notars Gouben, auf dessen Rath sie ummauert wurden und so den Bilderstürmern verborgen blieben. — Der Hauptchor und das Hauptschiff werden von zwei niedrigeren Nebenschiffen begleitet, die einen Kranz von Kapellen bilden. Das frühere romanische Hauptportal, dem Chore gerade gegenüber, ist leider zugemauert, damit, wie der Volksmund sagt, die Reliquien des heiligen Viktor nicht mehr, wie sie es früher mehrmals gethan, zu ihrer alten Lagerstätte vor dem Thore zurückkehren könnten.

Bemerkenswerth ist an der Südseite das Portal neben der Sakristei mit der Inschrift: „Ad sanctos martyres“, in dessen Rundbogen man die Figuren der drei berühmten Märtyrer Viktor, Mauritius und Gereon sieht. Gegenüber

ist das alte Stiftsgebäude, an dessen Ecke sich auf wunderschönem Säulenkapitäl mit arabischenartig verschlungenem Zweig- und Blätterwerk sich eine kolossale Figur mit Schwert und Schild erhebt, welche an die großen Rolandssäulen anderwärts erinnert, hier aber wol den heil. Viktor darstellen soll.

Rings um den früheren Begräbnißplatz der Kantener Stiftsherren zieht sich ein vierseitiger Kreuzgang, welcher reich ist an merkwürdigen Grabsteinen, Gedenktafeln und Inschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Mitten auf dem Kirchhofe steht ein hohes Denkmal aus Sandstein in gothischem Stile, einem Sakramentshäuschen nicht unähnlich. An der Westseite ragt eine hohe Spitzsäule, welche die Ruhestätte des gelehrten Kanonikus Cornelius de Pamo bezeichnet. Dieser war ein berühmter Schriftsteller von französischer Geschmacksbildung und eine Zeit lang Vorleser Friedrich's des Großen.

Das Innere gewährt einen äußerst harmonischen und kunstvollen, reichgegliederten und doch so einheitlichen Bau, daß er sich leichter und, fast möchten wir sagen, für das Auge beruhigender überblicken läßt, als das Innere des Kölner Domes. Es überfällt uns ein heiliger Schauer, ein ehrfurchtsvolles Ahnen der Gottheit, wenn wir zwischen den hoch aufstrebenden Pfeilern mit ihren Blätterkronen und gebogenen Zweigen hinwandeln wie in einem versteinerten Walde. Dazu kommt die magische Dämmerung, welche die bemalten gothischen Fenster bewirken. Eine Menge von Altären, 23 im Ganzen, begegnen uns an den Pfeilern, aber wenige, die dem Bau zur Zierde gereichen. Die Statuen der heil. Maria, der zwölf Apostel und des heil. Viktor dagegen auf den felsartigen Konsolen nehmen sich recht stattlich aus.

Besondere Betrachtung verdient der um 1400 erbaute sogenannte Lettner (von lectorium, d. i. Vorlesebühne), auch interstitium oder cancellum genannt, welcher das Schiff der Kirche von dem für die Stiftsherren reservirten Raume des Hauptchors trennt und zur Vorlesung der Heiligen Schrift an die Gläubigen diente: ein prächtiger Bau, wenn er auch den Hochaltar des Chors verdeckt. Rechts und links führen Thore durch Gitterwerk in den Hauptchor, wo auf erhöhten Stufen die kunstvoll geschnitzten Stühle der Stiftsherren stehen. Auf den Pulken ruhen interessante alte Meßbücher, ringsum hängen Reliquienkästchen, im Hochaltare aber steht der kostbare Sarkophag mit den Gebeinen des heil. Viktor. Prächtige Querleuchter von Messingguß, in Belgien zu Anfang des 16. Jahrhunderts gearbeitet, stehen vor dem Hochaltare. Links ist das Tabernakel aus Sandstein zur Aufbewahrung der Monstranz. Dort sieht man die vier Evangelisten, die heil. Helena und den heil. Viktor sowie die Einsetzung des heiligen Abendmahls dargestellt. Der Hochaltar selbst, 1533 in Köln erbaut, enthält außer den Reliquien der Märtyrer Kantens in runden Glaskästchen über dem Altartische vier große Tafeln mit herrlichen Gemälden von Bartholomäus de Bruyn, in den Jahren 1529—34 zu Köln gefertigt. Dafür zahlte das Kapitel dem Künstler einen Preis von 600 Goldgulden, 100 mehr, als es ihm vertragsmäßig zugesichert hatte. Wir erblicken auf diesen Gemälden den Auszug der thebaischen Legion aus ihrer Vaterstadt Theben und ihren Einzug in Rom, wo sie der Papst segnet und der Kaiser Maximian den Viktor mit Handschlag verabschiedet vor seinem Zuge an den Rhein. Auf der zweiten Tafel sehen wir die Niedermeglung des standhaften Glaubenshelden mit den Seinigen und im Hintergrunde das Bild der Stadt Kanten aus dem 16. Jahrhundert. Die beiden

anderen Tafeln stellen Scenen aus der Legende der heil. Helena dar, wie sie durch ein Wunder des Papstes Sylvester sich sammt ihren jüdischen Rabbinern taufen läßt und dann sich in Jerusalem nach dem heil. Kreuze erkundigt. Ein alter Jude, Namens Judas, ist ihr bei Auffindung desselben behülflich, und sie trägt es triumphirend nach Jerusalem. Einen Theil desselben trägt sie unter ihrem Schleier auf der Hand, um ihn der Legende gemäß in dem Dome in Kanten niederzulegen, über dessen Gründung sie sich mit einem Bauherrn und dem heil. Viktor beräth. Im Gefolge der Helena erscheinen dann die Stiftsherren und die Gräfin Eriga (Erubsa) von Necklinghausen, die mit ihrem Sohne im Dome begraben liegt. Diese vier Tafeln lassen sich als Altarflügel offen schlagen und zeigen auf der andern Seite die Vorstellung Christi an das Volk durch Pilatus, die Auferstehung des Herrn, die Jungfrau Maria, den heiligen Viktor und Gereon, die heil. Helena, Papst Sylvester und Kaiser Konstantin.

Wenn man die Flügel des Hochaltars zurückschlägt, erblickt man unten drei kleine, aber wunderschöne Brustbilder, eine sehr werthvolle Madonna von Jean de Beau und die Bilder des heil. Hieronymus und des heil. Blasius, welche aus der italienischen Schule des 16. Jahrhunderts stammen. Früher befand sich dort eine kostbare, von den Erzbischöfen Bruno und Folkmar gestiftete Goldplatte, worauf das Abendmahl dargestellt war; sie ist aber in der französischen Zeit geraubt worden. Oben erblickt man die Vorderseite des silbernen und vergoldeten sowie mit Edelsteinen reich geschmückten Sarkophags des heil. Viktor, welcher in Zeiten der Noth mehrmals gesüchtet ward. So kam er im 9. Jahrhundert nach Köln, in der französischen Zeit jenseit des Rheines nach Elten, von da nach Rees und am 31. Mai 1804 ward er in feierlicher Prozession nach Kanten zurückgebracht. Im August desselben Jahres ward der Sarg geöffnet und die Reliquien 31 Tage lang dem Volke ausgestellt. 50 Jahre später ward eine Jubiläumsfeier mit einer Wallfahrt nach der Kapelle auf dem Fürstenberge abgehalten. Den St. Viktorsschrein findet man nebst anderen interessanten Ornamenten der Kirche ausführlich beschrieben in dem Werke von Ernst aus'm Werth: „Mittelalterliche Kunstdenkmäler des Rheinlandes“ (Leipzig 1857, bei T. D. Weigel). — Außer mehreren Figuren von Aposteln erwähnen wir im Innern des in drei schmale und vier breite Flächen durch acht emaillirte Pfeiler abgetheilten Sarges ein Oval, in dessen Mitte sich ein Kreuz von Bergkrysalall befindet, wahrscheinlich zur Aufnahme eines Theilchens vom heiligen Kreuze bestimmt. Am Rande des giebelartigen Deckels lesen wir eine lateinische Inschrift, deren Sinn folgender ist: „Die Bundeslade enthielt für die Väter nur ein Zeichen; diese Lade enthält fürs Volk sowol die Sache als die Hoffnung für alle Zeiten. Der mit Gold umfaßte Stein glänzt nach außen von eines Menschen Kunst, aber kostbarer glänzt nach innen der Tugend Werk.“ Auf dem Deckel erkennt man noch auf der einen Seite die fünf thörichten Jungfrauen, auf der andern die fünf klugen, allerdings ziemlich defekt. Der Deckel wie die Vorderseite stammen wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert, die Langseiten dagegen mit ihren Pfeilern und Kapitälern gehören einer früheren Zeit an. Das Grabmal mit dem Sarkophag des heil. Viktor befand sich ehemals in einem eigenen Raume.

Die Pfeiler zu beiden Seiten des Hauptthors sind mit Flügelbildern von Jan van Calcar: Maria mit dem Jesuskinde und ähnlichen geziert. Von den

anderen Altären erwähnen wir den St. Antoniusaltar mit Bildern aus dem Leben des heil. Antonius, gleichfalls von Jan van Calcar; dann einen Seitenaltar mit einem vorzüglichem Bilde aus der holländischen Schule von de Jager, welches die Enthauptung des heil. Johannes darstellt. Besonders wirkungsvoll dabei ist die schauerliche fahle Beleuchtung des Kerkers; auch die Köpfe der Herodias, des Henkers und des Enthaupteten sind ganz meisterhaft. In der Nähe, im innern nördlichen Seitenschiff, ist ein Bild von der Geburt Johannes des Täufers, welches theilweise Rubens zugeschrieben wird; seiner würdig ist wenigstens der ehrwürdige Kopf des alten Zacharias. Die Anbetung der heil. drei Könige dagegen in dem Altare des südlichen Seitenschiffes neben dem Lettner ist nur eine Kopie nach Rubens. Aesthetisch widerlich wirkt das Bild am dritten Altare desselben Schiffes, welches darstellt, wie der heil. Agatha von Henkershand mit ungeheurer Schere die Brust abgeschnitten wird. Ueberhaupt könnten mehrere Altäre ganz fehlen. Merkwürdig dagegen ist der Marienaltar am zweiten Pfeiler des südlichen Seitenschiffes, wo außer vielen schönen Figuren besonders der aus einer einzigen Wurzel kunstvoll in verschlungenen Arabesken gearbeitete Stammbaum Christi, die Wurzel Jesse, mit Szenen aus dem Leben Maria's unser Staunen erregt. Auch der Märtyreraltar mit seinen Darstellungen aus der Passionsgeschichte und Christenverfolgungen mit gothischen Verzierungen in reicher Vergoldung ist bemerkenswerth. Ein besonderes Mirakel aber ist das wunderthätige Christusbild, das, in einem Glaskästchen verschlossen, auf dem Kreuzaltare zu sehen oder besser kaum zu erkennen ist. Es sieht so schwarz wie eine Mumie aus und soll in einem Rabenneste gefunden worden sein. Der Küster erzählt, daß ihm früher Haare und Nägel wuchsen, die alle sieben Jahre geschnitten werden mußten. Als ihn aber einmal der „Alte Fritz“ in Kanten sehen wollte, ließ der Küster zitternd das Christusbild fallen und seit der Zeit wuchs ihm nichts mehr. Wahrscheinlich bezog sich auf dies Bild auch einen Ablassbrief vom Konzil zu Basel 1436.

In der Sakristei werden ein paar sehr werthvolle alte Elfenbeinkästchen gezeigt. Eins davon ist ein sechseckiges, emailirtes Reliquiengefäß mit vergoldeten Heiligenfiguren aus der Mitte des 11. Jahrhunderts mit einer lateinischen Inschrift, welche Folgendes bedeutet: „Was hier geschieht auf dem äußeren Altare, es wird vollendet auf dem inneren Altare des Herzens. Geopfert wird eine sichtbare Hostie unter verdeckter Gestalt, auf einem Altare opfert sie des Herzens Frömmigkeit.“ In dem größten dieser Reliquarien werden die Schlüssel zur Krypta aufbewahrt, in der einst Schätze vor den Feinden sollen verborgen worden sein. Doch später fand man den Eingang zur Krypta nicht mehr und die Schätze blieben verborgen. Außer einem alten kunstvollen Kruzifix aus Elfenbein sind besonders die kostbaren Meßgewänder im Schranke der Sakristei sehr sehenswerth. Vor Allem verdient das hochgelbe Meßgewand Bernhard's von Clairvaux aus dem 12. Jahrhundert, ferner das von Maria von Burgund und ein drittes aus dem Brautkleide der Kaiserin Marie Antoinette gefertigtes Erwähnung. Durch kostbare Stickerei zeichnet sich das schwarze Antependium mit Darstellungen des heil. Viktor und der heil. Helena vom Jahre 1521 aus, sowie das von violettem Sammt aus dem Jahre 1630. Die Orgel steht zu hoch; früher stand sie besser zwischen den beiden Hauptthürmen, aber da war sie zu weit vom Hochaltare entfernt.

An der Südseite der Kirche, an der ehemaligen St. Michaelskapelle von Tuffstein, die später in ihrem unteren Theile zu einem Durchgange, der sogenannten Halle vom Markte nach der St. Viktoriskirche, umgebaut ward, sind rechts und links am Eingange unter einer schönen gothischen Galerie zwei höchst merkwürdige Steinbilder eingelassen, welche man auf die Nibelungen-*sage* deutet. Es sind Basreliefs von 1 m Höhe und 27 cm Breite aus gelblichgrauem Steine, ziemlich roh, doch nicht ohne Ausdruck. Wahrscheinlich stammen sie aus dem ersten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts und sind vielleicht die letzten Reste aus der alten fränkischen Burg bei Kanten, welche man in diese Kirchenmauern eingesenkt hat. Man erkennt darauf alte Ritter in Panzerhemden mit einfachen, niedrigen Helmen, welche sich mit der linken Hand auf ihre nach unten spitz zulaufenden Helme stützen und mit der rechten einen Speer halten. Namentlich bot die eine Figur an der einen Seite des Thorwegs, welche auf einen Drachen tritt, wie wir bereits erwähnt, gegründete Veranlassung, sie auf den gehörnten Drachentödtter Siegfried zu beziehen, wenn es nicht einen Heiligen, wie den St. Georg im Kampfe mit dem Drachen oder Satanas, vorstellen soll. Eher könnte man eine Beziehung von Kanten zu Worms und der Nibelungen-*sage* in der Nachricht erblicken, daß eine fränkische Fürstin die Villa zu Kanten an die Kölner Kirche schenkte; man könnte in jener Schenkerin Krimhilde oder Brunhilde vermuthen. Von der Vermengung der heil. Helena mit Hildike (Abkürzung oder Verkleinerung von Krimhilde) haben wir bereits gesprochen. Doch wem gelänge es, den Ariadnesfaden in diesem wunderbar verschlungenen Sagenlabyrinth zu finden?

Träumerisch wandern wir vom Dome über den altehrwürdigen Marktplatz, durch die stille und doch so heimisch uns berührende Stadt dem Fürstenberge zu, wo einst der Löwenküchne Bataverheros Claudius Civilis seinen grimmigen Strauß mit den Unterdrückern germanischer Freiheit ausfocht. Wir besteigen nach einer schattigen Wanderung durch Linden- und Kastanienalleen den klassischen Hügel. Jetzt schauen dort moderne Villen herab ins idyllische Thal, und doch gemahnen uns noch die Reste alter Gebäude an die Vergangenheit. Wir blicken hinab auf die fruchtbaren Gelände, auf die üppigen Obst- und Gartenanlagen, und in der Ferne blitzt in einzelnen Silberbändern der alte Vater Rhein. Ja, der alte Vater Rhein, was hat er nicht Alles hier erlebt! Durch seine Fluten schwammen die todesmuthigen Germanen und färbten sie mit Römerblut. Aber nicht nur Feindesblut düngte seine fruchtbaren Afer, es floß ja auch hier das Blut der standhaften Glaubenshelden. Und hier stand die Wiege des göttlichen Helden Siegfried, der edelsten und erhabensten Gestalt germanischer Sagenpoesie. Aber auch die neuere Geschichte ist mit Kanten vielfach verknüpft. Hier ward 1614 der Vergleich zwischen Kurpfalz und Kurbrandenburg wegen des Jülichischen Erbfolgestreites abgeschlossen. Seitwärts von Birten liegt die sogenannte Maikammer, ein Berg des alten Reichswaldes, auf dem von den Grafen von Kleve die berühmten Maiverfassungen zur Rechnungsablegung über die Landesverwaltung abgehalten wurden.

Nicht weit von Kanten liegt Revelaer, ein berühmter Wallfahrtsort, uns Allen wohlbekannt durch Heine's stimmungsvolle: „Wallfahrt nach Revelaer“.

Sehr lohnend ist ein Ausflug von Kanten nach Calcar; rechts begleitet uns der Rhein mit seinen gesegneten Fluren, links erhebt sich die malerische Hügelkette des Reichswaldes mit seinen romantischen Thalschluchten und seinem

waldigen Gipfel des Monreberges. Calcar liegt auf einem durch die Ley gebildeten Eiland, das einem Sporn ähnlich sieht, woher man seinen Namen calcar, d. i. Sporn, ableitet. Es kommt als Städtchen zuerst unter dem Grafen Dietrich von Kleve (gest. 1305) vor, war dereinst stark befestigt und hatte mancherlei Schicksale im Jülich-Kleve'schen Erbfolgestreit und Dreißigjährigen Kriege zu erleiden. Auf seinem Marktplatze unter der Linde warfen einst die Jakobiner ihre rothen Mützen in die Luft. Ernst und mit verhüllten Augen, wie noch heute, schaute diesen Greuel die Justitia vom ehrwürdigen Rathhause.

In dem Hause Nr. 11 am Marktplatze ward der berühmte Maler Joh. von Calcar geboren (ums Jahr 1500); eigentlich hieß er Johannes Stephanus. Er bildete sich in der Schule des berühmten Meisters Joh. van Eyck aus und nahm sich unter Anderen auch Titian zum Muster. 1532 ging er nach Italien und starb schon 1546 zu Neapel, als er gerade auf der Höhe seines künstlerischen Ruhmes stand. Seinen Gemälden haften zwar auch die Fehler der damaligen deutschen Malerschule, zu lange Arme und Beine, Hände und Füße, an, doch zeichnen sie sich durch ausdrucksvolle Köpfe und lebendiges Kolorit aus.

Auch der kühne Reitergeneral Friedrich's des Großen, v. Seydlitz, der Sieger bei Rossbach, soll in Calcar geboren sein. Von seinen tollkühnen Reiterkünsten erzählt man sich manch artig Stücklein. So soll er schon in seinem siebenten Jahre zwischen den tausenden Flügeln einer Windmühle hindurchgeritten sein. Schon im 23. Jahre war er Major und nahm in der Schlacht den General v. Schlichting gefangen. Aus Gotha vertrieb er den Marschall Soubise so eilig von der Tafel, daß er die Seinen mit dem für die Franzosen servirten Mahle traktiren konnte. Der Marschall entkam zwar, aber eine ganze Bande von Friseuren, Köchen, Schauspielern und Lakaien sammt ihrem Depot von Parfumerien und Haarbeuteln fielen den lachenden Preußen in die Hände. Wir können hier die Einzelheiten nicht weiter verfolgen und verweisen die Freunde des „alten Fritz“ auf das frisch und mit Humor geschriebene Buch von Franz Otto: „Der große König und sein Rekrut“ (Leipzig, D. Spamer).

Auf dem Wilhelmsplatze in Berlin steht sein Standbild aus Erz, einst mit der ehrenvollen Inschrift: „Dies ist das Schattenbild des edlen Seydlitz, des Feldherrn der Preußen; unter den Menschenfreunden der menschenfreundlichste, unter den Helden der tapferste. Er liebte seinen König, er liebte die Wahrheit, zu groß für Ehre, die man erschmeichelt, zu groß für Schätze, die man erbeutet. Der Gütige schonte das Leben der Menschen, der Kühne schonte sein eigenes nie. Ihr Krieger, schneidet mit den Schwertern Nasen zum Altare! Ihr Feldherren, opfert! Ihr Freunde, weint!“ — Auch auf dem Marktplatze in Calcar ist ihm ein Standbild von Bayerle errichtet. Da steht der tapfere General in voller Uniform, das gezogene Schwert in der Hand, wie zum Sturme gegen den Feind, und mit der andern Hand den Mantel zusammenfassend. Sein Geburtshaus bezeichnet eine einfache Gedenktafel.

Die größte Sehenswürdigkeit in Calcar aber ist die durch ihre Holzschnitzereien und werthvollen Gemälde berühmte Pfarrkirche. So bietet namentlich der Hochaltar ein überaus reiches und kunstvolles Schnitzwerk dar, welches Scenen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi enthält, scheinbar aus einem Stück Eichenholz gearbeitet. Nicht minder bewundernswerth sind die um 1530 gemalten Flügelbilder des Hochaltars von Johann von Calcar



mit Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testamente. Bei einer Scene malte sich der Künstler selbst unter der Menge und bei einer andern ein rothhaariges, boshaftes Bäckerweib von Calcar, welches dem Maler kein Brot mehr borgen wollte, mit einem symbolischen Fuchs unter den Füßen. Aehnlich wie im Dome zu Kanten sehen wir hier auch am Marienaltar der Kirche in Calcar eine „Wurzel Jesse“. Darüber thront die Himmelskönigin mit ihren Engeln, umgeben von so kunstvollen Arabesken, daß die Schnitzarbeiten dieses Altars für das Großartigste dieser Art gelten. Einige werthvollere Bilder, wie die Abfahrt und Landung der heiligen Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen in Köln, werden auch unserem Meister zugeschrieben. Recht kunstvoll ist ferner das Schnitzwerk des Johannisaltars im südlichen Seitenschiffe der Kirche, sowie die von Joh. von Calcar gemalten Flügelbilder desselben. Die geschnitzten Bildwerke der anderen Altäre hier zu besprechen, würde uns zu weit führen. Ausführlich beschrieben findet man die Denkmäler des Niederrheins in dem Werke: „Die Stadt Kleve, ihre nächste und entfernteste Umgebung“, von Gustav v. Belsen (Kleve und Leipzig 1846, Verlag von Friedrich Char).

So könnten wir uns noch über den kunstvoll gearbeiteten Kronleuchter, über das reizende Tabernakel, die schönen Glasmalereien und die kostbaren Messgewänder verbreiten; doch der uns zugemessene Raum gebietet uns, hier abzubrechen. Zum Abschied besteigen wir noch den Monreberg, auf dem vielleicht vor alten Zeiten ein römisches Kastell stand, und lassen das entzückte Auge über die herrliche Landschaft hinschweifen, welche, vom Rheine, der Ley und anderen Gewässern durchschnitten, 50—60 Städte und Dörfer in anmuthiger Gruppierung in sich schließt. In der Gegend des sogenannten Todtenhügels steigen noch einmal die blutigen Gestalten der Römer und Germanen empor; dort sieht der tapfere Schatte des edlen Bataver-Hannibals, Claudius Civilis, gegen die legio victrix des Kaisers Vespasian, deren Standquartier, das alte Burginatium, vielleicht hier zu suchen ist. Vermuthlich brausten auch die Verheerungszüge der Völkerwanderung über den Monreberg, und später erhob sich eine neue Burg, die den Grafen und Herzögen von Kleve zu ihrem Aufenthalte und Wittwenitz diente. Vorübergehend stand ein Kanonikatstift auf seinem Gipfel und im Jülich-Kleve'schen Erbfolgestreite war es ein Zankapfel der beiden Parteien. Damals war Monreberg stark befestigt und beherrschte eine Zeit lang brandenburgische Besatzung. Mit Hülfe der Spanier gewann es Heinrich von Berg, dann Prinz Heinrich Friedrich von Nassau, und vor der Einnahme Calcars durch kaiserlich spanische Truppen unter Marquis de Grana ward die Burg 1638 wieder von den Holländern entrisen. Selbst nach Ueberrumpelung der Stadt durch den hessischen Oberst Rabenhaupt scheint Monreberg noch kaiserlich geblieben zu sein; denn dem Kirchenarchiv der evangelischen Gemeinde gemäß kamen die Feldherren Piccolomini und Solani auf das Schloß, um die Auslieferung des evangelischen Predigers Wilkins für einen Preis von 1000 Thalern zu verlangen. Nach und nach zerfiel Schloß und Kapelle, und nur ein hoher einsamer Thurm gemahnte an vergangene Zeiten. Jetzt ist auch dieser verschwunden, und nur dem lebhaften Träumer erscheinen der wechselnden Gestalten gar viele und flüstern ihm von der bewegten Geschichte dieser Burg zu, wenn er in der dunklen Tannenallee oder dem schönen Garten des dort liegenden Pächterhauses umherwandelt.



Kleve von Adolf's Lust gesehen.

## Kleve.

Der Schwanenthurm und die Schwanritterjagd. — Lohengrin. — Die Stadt Kleve. — Schloß, Kirchen, Parkanlagen, Bad. — „Der alte Rhein“. — Klever Volksleben. — Geschichtliches über die Grafschaften Berg, Kleve, Jülich. — Das Jülicher Land. — Kleve's Umgebung: Thiergarten, Kleverberg, Schloß Moyland. — Die Ueberschwemmungen. — Johanna Sebus, ein deutsches Heldenmädchen. Ihr Denkmal.

„Noch einmal sattelt mir den Hippogriffen, ihr Musen,  
Zum Ritt ins alte, romantische Land!“

(Wieland's Oberon.)

Ringsum von waldigen Bergtuppen bekränzt liegt das reizende Kleve mit seinem sagenberühmten Schwanenthurm, der wie zum Abschiedsgruße noch einmal die leuchtenden Gestalten der Poesie und Sage heraufbeschwört, ehe der „Water Rhein“ die deutschen Gefilde verläßt, um in Holland seinem unermeßlichen Grabe, dem Dzean, entgegen zu rauschen. Noch zum letzten Male drücken deutsche Berge, wie der Kleverberg und der gegenüberliegende Eltenberg, den königlichen Strom innig in ihre Arme, so daß sie gleichsam eine Ehrenpforte bilden, durch die sie ihrem Liebling hinaus das Geleite in die Fremde geben. An den Höhen des Schloß-, Hei- und Kirchbergs amphitheatralisch sich erhebend, liegt Kleve auf einem sippigen Wiesengrunde in malerischer Umgebung,

so daß es wol die „Perle des Niederrheins“ genannt zu werden verdient. Ein mildes Klima, eine reine gesunde Luft beglücken die Einwohner und führen sie einem hohen Alter entgegen. Oft weht zwar ein mehr als frischer Wind über die offen liegende Landschaft, doch man macht ihn sich dienstbar und läßt ihn die langen Arme vieler Windmühlen drehen. Daher heißt es von Kleve mit Recht:

„Hier ist die Luft gesund; hier lebt man vom dem Wind;  
Hier bleibt man lange frisch und stirbt nicht so geschwind.“

Kleve war einst die Hauptstadt des geschichtlich berühmten gleichnamigen Herzogthums, jetzt ist es der Hauptort des nach ihm benannten Kreises mit 22,000 Einwohnern. Sind auch die Straßen zum Theil wegen der bergigen Lage steil und abschüssig, so wandert man doch gern im Innern der gefällig gebauten Stadt umher, die durch ihr schmuckes, freundliches Aussehen schon die Nähe holländischer Keinlichkeit anzeigt. Stolz überragt die Stadt der alte Schwanenthurm, und auf dem nahen Mühlberge schwingt eine Windmühle ihre riesigen Flügel. Nur wenig Mauerreste erinnern daran, daß Kleve einst eine Festung war. Noch sind die Namen der früheren Festungsthore erhalten. Auf dem Mittelthore soll eine Glocke gehangen haben, die nur bei Feuerbrünsten, Hinrichtungen und Aufruhren geläutet wurde, und zwar nur mit Verdriet, d. h. „mit Verdruß“; sie hieß nach einer Inschrift: „Boose gramme Griet“. Von öffentlichen Plätzen verdient nur der Marktplatz Erwähnung, der einst ein Waffenplatz gewesen sein und durch einen unterirdischen Gang mit der Schwanenburg zusammengehangen haben soll.

Unser erster Besuch gilt natürlich dem auf einem Felsenvorsprunge auf der Südostseite der Stadt gelegenen berühmten Schloß, der sogenannten Schwanenburg, deren Bau in ein graues Alterthum hinaufreicht. Sie trägt die Merkmale verschiedener Jahrhunderte, hatte zwei Höfe und war von drei gewaltigen Warten, dem Schwanen-, Spiegel- und Johannisthurm, gedeckt. Jetzt zeigt sie kaum noch die Hälfte des einst so bedeutenden Bollwerks und ist zum Theil durch Neubauten entstellt. Der Sage nach hatte schon Julius Cäsar (56 v. Chr.) hier einen Wirththurm errichtet; wenigstens bezeugen Funde von Urnen, Münzen und Totivsteinen die Anwesenheit der Römer. Unwahrscheinlich dagegen ist, daß der alte Name des Schloßberges Hertenkamp von Hercules herstamme, dem hier zu Ehren ein geweihter Tempel gestanden habe; vielmehr bedeutet das plattdeutsche Wort hert so viel als Hirsch. Nicht minder zweifelhaft ist die Etymologie des Heibergs von Heidenberg, und die Annahme, daß hier einst Augustus einen Apollotempel erbaut, entbehrt jeden Grundes.

**Schwanenthurm. Schwanrittersage.** Ein besonderer Nimbus umweht den majestätischen, 56 m hohen Schwanenthurm, dessen Spitze ein Schwan zielt zur Erinnerung an jenen sagenhaften Ritter, welcher der bedrängten Beatrix von Kleve auf so wunderbare Weise zu Hülfe kam. Ist es auch nur eine Sage, die höchst wahrscheinlich jedes historischen Anhaltes entbehrt, so liegt in ihr doch ein ganz besonderer Zauber, welcher dem auch sonst so anmuthig gelegenen Schlosse noch einen eigenartigen Reiz verleiht. Geben wir uns zunächst dem unmittelbaren Eindrucke der Volksüberlieferung hin, ohne uns zum voraus durch Zweifel oder gelehrte Untersuchungen den Schmelz und die Schönheit derselben zu verwischen.

Nachdem das uralte, aus Troja stammende, edle römische Herrscher-geschlecht der Ursiner in seinem Mannsstamme (ums Jahr 713) erloschen war, bestieg die durch ihre Schönheit sprichwörtlich gewordene einzige Tochter Dieterich's von Kleve, Namens Beatrix, den Thron zweier Länder (Kleve und Gelderland). Ihre Reize lockten eine Schar ungestümer Freier an; doch sie konnte sich nicht entschließen, einem von diesen die Hand zu reichen.



Lohengrin's Ankunft. Zeichnung von G. Vogel.

Verschmähte Liebe verkehrt sich aber oft in Haß, und so wurden aus Liebeswerbern erbitterte Feinde. Man suchte ihr fleckenloses Leben zu verdächtigen und warf ihr geheime Buhlschaft vor. Nach einer Version der Sage soll sie vermählt gewesen sein und ihren bereits alternden Gemahl eines jugendlichen Buhlen wegen vergiftet haben. In der That träumte die poetische Schwärmerin von dem Ideale eines Ritters, den sie einst in einer Vision geschaut zu haben wähnte. Wie R. Wagner in seiner klassischen Oper Lohengrin seine Elsa phantasiren läßt:

„In lichter Waffen Scheine ein Ritter nahte da,  
 So tugendlicher Keine ich Keinen noch erschah:  
 Ein golden Horn zu Hüften, gelehnet auf sein Schwert,  
 So trat er aus den Lüften zu mir, der Recke werth.  
 Mit züchtigem Gebaren gab Tröstung er mir ein:  
 Des Ritters will ich wahren, er soll mein Streiter sein!“ —

Wegen ihres Vergehens sollte sie sich sogar vor des Kaisers Thron verantworten und einen Kämpfer für ihre Sache stellen. In ihrer Noth blickte denn einst die schöne Beatrix von dem hohen Söller ihrer Burg nach dem Rheine — da vernahm sie ein überirdisches melodisches Klingen und Singen; ein seliges Beben ergriff ihr Herz und durchschauerte Lüfte, Blätter und Wogen, und siehe! da nahte auf den sich kräuselnden Wogen ein reichgeschmücktes Schiff, wunderbar gezogen von einem singenden Schwane, und darinnen stand ein leuchtender Ritter in weithin schimmernder Rüstung, mit einem vergoldeten und mit Edelsteinen verzierten rothen Schilde und funkelndem Goldhelm. An der Seite trug er ein goldenes Schwert und um die Lenden ein elfenbeinernes Jagdhorn.

„Er lenkte an der Hand den Schwan,  
 Ein gülden Kettlein glänzte d'ran;  
 Wer einmal ihn geliebt so sehr,  
 Der kann ihn nie vergessen mehr“ —

so klang es noch vor Kurzem in einem Volksreim im Kleve'schen.

Unter Jauchzen und Freuderufen stieg der gottgesandte Ritter ans Gestade, und voll Entzücken erkannte Beatrix in ihm ihren schon im Traume geschauten Erretter. Da wandte sich der jugendliche Held zu seinem dienstbaren schneeweißen Schwane, um ihn zu verabschieden:

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!  
 Zieh' durch die weite Flut zurück  
 Dahin, woher mich trug dein Kahn,  
 Kehr' wieder nur zu unserm Glück!  
 D'rum sei getreu dein Dienst gethan!  
 Leb' wohl, leb' wohl, mein lieber Schwan!“ —

Da wandte der gehorsame Schwan die Wunderbarke, und bald war er aus Aller Augen verschwunden.

Hierauf verneigte sich der edle Ritter vor der zitternden Beatrix, ihre Blicke begegneten sich und ihre Herzen fanden sich. Der räthselhafte Fremdling, welcher sich Helias (Grailius oder Elias Grail) nannte, ward ihr Gemahl, besiegte mannhafte alle ihre Feinde und ward vom Kaiser Theodosius zum Grafen von Kleve ernannt.

Ihr Liebesbund ward mit drei hoffnungsvollen Knaben gesegnet, und kein Schatten schien die Reinheit ihres Glückes zu stören, wenn nicht die geheimnißvolle Herkunft ihres Gatten das Herz der Gräfin gequält hätte. Wir finden hier einen sehr bedeutsamen, oft hervortretenden Zug der deutschen Sage, die Heiligkeit eines göttlichen Mysteriums nicht durch unbefugte Neugier zu verletzen.

„Nie sollst du mich befragen,  
 Noch Wissens Sorge tragen,  
 Woher ich kam der Fahrt,  
 Noch wie mein Nam' und Art!“ —

So warnt in H. Wagner's meisterhafter Dichtung Lohengrin die sich ihm blind vertrauende Elsa. Doch dies Verbot enthält zugleich die tragische Katastrophe.

In leicht verzeihlicher, wir wollen nicht einseitig sagen weiblicher, sondern überhaupt menschlicher Neugier kann das liebende Weib dem Drange nicht widerstehen, wissen zu wollen, wer und wessen Stammes der theure gottgesandte Erlöser sei. Doch damit zerstört sie ihr eigenes Glück — kein Jammern und kein Händeringen hilft der Unseligen — schon naht der Schwan, diesmal ein Unglücksbote, den Heißgeliebten aus ihren Armen zu entführen in eine unbekannte Ferne:

„Und er zog zum lichten Reiche, wallte wieder heim;  
Melodien erstte, weiche, trauervoller Reim  
Klingen noch aus weiter Ferne, wie wenn auf verlornem Sterne,  
Wo die Sonne nicht mehr scheint, bang ein Seraph weint“ —

(W. Waldner: „Pilgerin“.)

singt der Dichter. Der unglücklich Verlassenen aber brach vor Gram das Herz. Statt sich nun des Duftes dieser Sage unvermischt zu freuen, hat man auch hier so lange gegrübelt und gefabelt, bis man einen ihr zu Grunde liegenden Kern herausgeschält hat.

Danach soll ein junger Ritter von unbekannter Herkunft wegen seiner Verdienste um Karl Martell, welchen er (718) aus dem Gefängnisse zu Köln befreit, von diesem mit der Grafenwürde von Kleve und Teisterbant belehnt worden sein und Beatrix geheirathet haben. Da sie ihm aber später seine dunkle Abkunft vorgeworfen habe, sei er von ihr gegen die Sarazenen gezogen und an einer Wunde 734 zu Narbonne gestorben. Obwol wir hier Namen, Lokalitäten und sogar Jahreszahlen haben, sind wir doch nicht von der Glaubwürdigkeit dieser Geschichte überzeugt. Warum soll denn auch absolut hier eine wahre Begebenheit zu Grunde liegen? Nehmen wir sie für Das, was sie ist, für eine Sage, die sich in mannichfacher Gestalt und in verschiedenen Gegenden eigenartig gestaltet hat.

So wird sie etwas abweichend in Brabant erzählt. Hier hatte der Herzog Gottfried in Testament sein Land seiner Gemahlin und deren Tochter hinterlassen. Aber kaum hatte er die Augen geschlossen, da bemächtigte sich sein Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, des Landes. Da verklagte ihn die betrogene Wittve bei dem Könige Karl, als er zu Neumagen am Rhein einen Reichstag abhalten wollte. Und hier kam der Wunderschwan geschwommen, der an einer silbernen Kette ein Schifflein hinter sich herzog. Darin aber schlief ein herrlicher Ritter auf seinem glänzenden Schilde. Sobald die Barke landete, erwachte er, verabschiedete seinen Schwan und folgte dem Könige auf das Schloß. Darauf besiegte der fremde Ritter, als Vertheidiger der Herzogin, ihren Gegner im Zweikampf und erhielt die Hand ihrer Tochter, also nicht sie selbst. Ihre glückliche Ehe ward mit zwei Kindern gesegnet, und sie lebten lange in ungeträubtem Frieden, bis endlich die Herzogin die verbotene Frage nach seiner Herkunft that. Da erschrak der Ritter und riß sich blutenden Herzens von ihr los; — denn schon nahte wieder der Schwan, der ihn abholte in jenes unbekannte Land, von wannen er gekommen. Von seinen Nachkommen sollen nach der Ueberlieferung mehrere adlige Geschlechter, wie die von Geldern, von Kleve, die Nienecker Grafen und Andere, die alle den Schwan im Wappen führen, abstammen.

Dichterisch ausgebildet ist die Schwanrittersage bekanntlich in einem größeren mittelalterlichen Gedichte, betitelt Lohengrin, welches man dem tief sinnigen Verfasser des Parival, Wolfram v. Eschenbach, zuschrieb, weil sich am

Schlusse seines großen Epos eine kurze Hindeutung auf das Schicksal dieses Sohnes seines Helden vorfindet. Doch neueren Forschungen zufolge ist das größere Gedicht Lohengrin nicht Wolfram's Werk. Diese mittelalterlichen Stoffe benutzte vornehmlich der geniale Komponist Richard Wagner, um seine unsterbliche Oper „Lohengrin“ zu schaffen.

Danach erblühte in Brabant zu unvergleichlicher Schönheit die jugendliche, reine Maid Elsa, um deren Hand sich der wilde Graf Friedrich v. Telramund bewarb. Doch die zarte Jungfrau behte vor der ungestümen Werbung zurück und schlug sie aus. Erzürnt berief sich der Ritter auf ein gegebenes Versprechen und verklagte darob die Prinzessin vor König Heinrich's Richterstuhl. In ihrer Noth flehte Elsa inbrünstig zu Gott um Hülfe. Als sie aus der Kirche in ihr Schloß zurückkehrte, vernahm sie am Halse eines ihrer Edelfalken ein wunderbar melodisches Klingen, das von einer daranhängenden Schelle ausging. Der Schall verstärkte sich zu brausendem Glockenläuten, zu lauttösendem Donnern. Man hörte es an König Arthur's Hofe, und weil man es nicht zu deuten wußte, sandte man nach Montsalvage zum heiligen Gral. Dort erschien gleichzeitig in Flammenbuchstaben eine Inschrift, welche den ritterlichen Sohn Percival's, den Lohengrin, zum Beschützer der Anschuld in ein fernes Land erkor. Und siehe, es nahte auf den Wogen des Meeres eine reichgeschmückte Wunderbarke, welche von einem singenden Schwane gezogen ward. Unter begeistertem Zuruf, von seinem Vater mit leuchtender Rüstung geschmückt und von der Mutter mit Segenswünschen geleitet, bestieg Lohengrin den Nachen und war bald Aller Augen entschwunden. Sein Leben ward unterwegs wunderbar erhalten. Von Zeit zu Zeit bog der Schwan seinen schneeweißen Hals rückwärts und reichte unserem Helden eine Oblate, die ihm neue Kraft verlieh (nach anderer Version ein Fischlein).

Inzwischen hatte der König einen Reichstag nach Mainz ausgeschrieben, um die Edlen seines Reiches zu einem Zuge gegen die Hunnen aufzufordern, da vernahm er von der wunderbaren Landung des gottgesandten Ritters in Antwerpen. Schnell eilte er dahin, den Fremdling würdig zu empfangen. Derselbe ging zuerst ins Münster, Gott für seine glückliche Fahrt zu danken, dann besiegte er Elsa's zudringlichen Freier und vermählte sich mit ihr, aber unter der Bedingung, daß sie nie nach seiner Herkunft fragen wolle.

Dem Kaiser leistete er große Dienste auf mehreren Heerfahrten gegen die Hunnen und nach Rom und kehrte mit ihm zu einem Hoflager nach Köln zurück. Hier soll Elsa, durch die Stichelreden einer Gräfin von Kleve über die zweifelhafte Herkunft ihres Gemahls gereizt, das Verbot gebrochen und dadurch das Scheiden desselben veranlaßt haben. Zuvor enthüllte er seine Abkunft und seine hohe Sendung vom heiligen Gral und hinterließ für seinen zukünftigen Sohn Helm und Schwert. Darauf fuhr er auf dem Schwanenschiffe von dannen, Elsa aber brach bald vor Gram das Herz.

Ein weiterer Ausläufer der Sage berichtet noch von einer zweiten Vermählung Lohengrin's mit Belaye von Vyaborie (Luxemburg?) unter gleichen Verhältnissen. Eine bosshafte oder abergläubische Kammerfrau gab dieser den falschen Rath, aus dem Leibe ihres Gemahls ein Stück Fleisch herauszuschneiden und zu essen, um sich seines Bleibens zu versichern. Als sie noch bebend zaudert, stürzen ihre neidischen Verwandten über den schlafenden Ritter und

erschlagen ihn. Diese Version befindet sich im sogenannten „jüngeren Tituel“, einem Gedichte, welches man dem mittelalterlichen Dichter Albrecht von Scharfenberg (um 1270) zuschreibt. Bekanntlich hat der große Komponist Wagner manchen Zug der Sage auch benutzt, aber in veredelter Form.

Man hat auch versucht, aus dem Namen Lohengrin einen historischen Anknüpfungspunkt an die Provinz Lothringen, einst das mächtige Reich Lothar's, des Enkels von Karl dem Großen, zwischen Rhein und Nordsee bis hinauf zur Schweiz, abzuleiten. In der That ist auch hier die Schwanritterfage in mannichfachen Ueberlieferungen zu Hause. Besonders verklärt sie die Thaten Gottfrieds von Bouillon, welcher ja auch für einen Abkömmling des Schwanenritters gilt. Ja, bis in römische Zeiten wird die Sage hinaufgeführt. So soll die von einem Tungernprinzen entführte Schwester des Julius Cäsar, Germana, einen Schwan gehegt und sich und ihre Tochter danach Swana genannt haben. Zu dieser kommt, einem Schwanennachem folgend, ein Krieger Cäsar's, Salvius Brabon, aus dem Stamme des Trojanischen Francus, vermählt sich mit der jüngeren Swana und wird erster Herzog von Brabant. Von da ab nannten sich die Tungern nach ihrer Königin Germana mit dem Namen Germanen, der nach Tacitus auf alle Deutschen überging.

Auch die räthselhafte Notiz dieses Geschichtschreibers in seiner „Germania“, daß einst Odysseus auf seinen Irrfahrten nach Deutschland gekommen sei und dort eine Stadt Askiburgium, vermuthlich Asburg unweit Kleve, gegründet habe, wird auf die Schwanritterfage gedeutet. Wahrscheinlich hat aber hier Tacitus eine verwandte germanische Wandersage ins Römische oder Griechische übersezt. Im hohen Norden erzählt man sich nämlich ganz ähnlich wie am Niederrhein von der wunderbaren Ankunft eines auf einer Garbe ruhenden Knäblein Skeaf, oder von einem auf einem Schilde schlafenden Wunderkinde Skjold, welches im Lande, wo es ankam, segensreich verblieb, bis man die verbotene Frage nach seiner Herkunft stellte. Dann zog der Knabe unter Wehklagen der Seinigen auf dem Schiffslein von dannen, das ihn gebracht hatte.

Wir haben hier offenbar einen uralten Mythos von dem aus dem Reiche der Nacht geborenen und wieder dahin zurückkehrenden Lichtgotte, wie er allen indogermanischen Völkern gemeinsam war. Schon die alten Griechen feierten unter Freudehymnen die Ankunft ihres Sonnengottes Apollo aus dem Reichthum der geheimnißvollen Hyperboreer und beklagten wehmüthig sein Scheiden. In unserer Sage erinnert der Name des Helden Helias an die nordisch-germanische Todtengöttin Hel. Ferner erinnert das Schiff, das den gottgesandten Ritter in seine ferne Heimat entführt, an den alten Gebrauch unserer Vorfahren, die Leichen der gefallenen Helden auf einem Schiffe zu verbrennen und sie dann der Fahrt ins unbekante Land der Seelen zu überlassen. Anklingend an den Mythos von Skeaf („Korngarbe“) sagt man noch heute im Niederdeutschen „auf dem Schof (Schaub, d. i. Stroh) liegen“ für „gestorben sein“, weil man die Todten so bettete, wie Skeaf schlafend anlandete. Eine deutliche Beziehung zur Todtenwelt hat endlich auch der Schwan. Dieser schon im Alterthum dem Lichtgott Apollo geweihte Vogel, das Sinnbild des Gesanges und der Weissagung (ja der Seele selbst, da sich gottbegnadete Dichter in ihn verwandeln können), war auch in den germanischen Sagen von hoher Bedeutung. Er war der Göttin Frouwa geheiligt, in ihn konnten sich die mit der Gabe



der Weissagung begnadeten Walküren verwandeln. Solchen Schwanjungfrauen raubt z. B. Hagen im Nibelungenliede ihre Gewänder und zwingt sie, ihm zu prophezeien. Ein solcher Schwan kommt auch zu der unglücklichen Gudrun geschwommen, als sie am öden Meeresstrande in der Winterkälte wäscht, und verkündet ihr die baldige Ankunft ihres Bräutigams. Der Schwan brachte auch, gleichwie der Storch, die noch ungeborenen Kinderseelen zur Welt und galt hinwiederum als Bote des Todes. Vor seinem Ende stimmt er jenen ergreifenden, fabelhaften Schwanengesang an, und im Gefühle einer banger Ahnung sagen wir noch heutzutage: „Es schwant mir!“ — Wir erblicken daher in jener sinnigen und rührenden Sage einen Trost für den Schmerz, den uns der jähe Tod eines geliebten Wesens verursacht — es ist das hohe Lied der Unsterblichkeit und zugleich von einem schöneren Leben nach dem Tode. (Vergl. „Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen“ von Dr. J. Nover, unter Mitwirkung von Dr. W. Wagner. Leipzig, Otto Spamer.)

Urkundlich taucht eine Burg zu Kleve, die noch 1368 „Haus zu Kleve“ genannt wird, zum ersten Male im Jahre 1162 auf. Den jetzigen Schwanenthurm gründete Graf Adolf der Kluge und Siegreiche im Jahre 1439 und vergrößerte das Schloß, dessen alter Thurm eingestürzt war. Letzterer soll der Inschrift gemäß von Julius Cäsar erbaut worden sein, nach Anderen aber schon 300 Jahre vor Christi Geburt dagestanden haben. Ein besonderes Verdienst um die Restauration der Schwanenburg hat der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, welcher Kleve sehr verschönerte und es sein „zweites Potsdam“ nannte, und sein kunstsinziger Statthalter Prinz Joh. Moriz von Nassau. Leider begann der Verfall schon von 1768 an, so daß unter Anderem auch der uralte prächtige Rittersaal abgebrochen werden mußte (1771). Hier, wie überhaupt in den Hallen der alten Schwanenburg soll die „weiße Frau“ in langem Schleppegewande mit einem Schlüsselbund an der Seite umgehen und irgend ein großes, gewöhnlich unglückliches Ereigniß verkünden. Der Volksfage nach ist es die unglückliche Gattin des Schwanenritters, Beatrix von Kleve, welche so noch nach ihrem Tode ihren Vorwitz büßt. Trägt ihr weißes Kleid schwarze Flecken und schreitet sie mit gesenktem Haupte unter leisen Klagen einher, so bedeutet ihre Erscheinung Krieg; schimmert dagegen ihr Gewand im schneeigem Weiß, so verkündet sie ein frohes Ereigniß. Hierüber wurden 1815 und 1816 sogar amtliche Protokolle aufgenommen. Bekanntlich ist diese Sage auch anderwärts sehr verbreitet und läßt sich auf die germanische Göttin Holda oder Berchta, d. h. die „Glänzende“, zurückführen, welche beglückten Sterblichen oft mit ihren Schlüsseln verborgene Schätze erschloß oder zu dem Zwecke denselben eine „Schlüsselblume“ überreichte.

Im Rittersaale fanden in früherer Zeit auch die Huldigungen für den neuen Landesherrn statt. Dabei ward ein schwarzweißes Seil, das sogenannte Gnadenseil, von einem blauen Pflasterstein im Schloßhof aus (dem „Gnadenstein“) von einem Ritter durch die Straßen geschleift, und wer eine Begnadigung erwirken wollte, faßte es an.

Dies geschah unter König Friedrich Wilhelm II. zum letzten Male (1787).

Eine Zeit lang war der südwestliche Flügel des Schlosses protestantischen Flüchtlingen aus Frankreich als Betstuhl (1685) und später der reformirten französischen Gemeinde als Kirche eingeräumt worden.

Früher befand sich im Schlosse ein reichhaltiger Antiquitätenaal; aber Vieles trugen die Franzosen zur Zeit der Revolution (1794) weg, Anderes verleihte der bekannte Archäolog Dorow den Museen zu Bonn und Münster ein.

Der ehemalige Speiseaal, von seinem weißen Marmorboden der „Marmor-“ und später zu Ehren Friedrich Wilhelm's II. der „Königsaal“ genannt, dient seit 1821 zum Sitzungsaaale des Aassisenhofs.

Während von Buggenhagen und der nachmals so berühmte Minister von Stein sehr viel für die Verschönerung des Schlosses thaten, haben dagegen die Franzosen während der Revolutionszeit in den ehrwürdigen Räumen mit empörendem Vandalismus gehaucht (1794).



Schloß mit Schwanenthurm zu Kleve.

Nachdem 1798 das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten war, stellte man zwar einige Theile des Schlosses wieder her; aber die durch Geschichte und Sage geweihten Räume dienten seitdem nur profanen Zwecken, ja sogar Verbrechern und Gefangenen zum Aufenthalt. Noch jetzt ist die poetische Schwanenburg ein Zucht- und Arresthaus. Sic transit gloria mundi. Doch trotzdem gemahnt der immer noch stattlich in die Lüfte ragende Schwanenthurm an Sage und Geschichte; er trotzt dem Zahn der Zeit, ja er widerstand selbst dem Feuer. Ueber der zweiten Galerie ward 1828 die abgestumpfte Pyramide erneuert; sie trägt auf acht freistehenden Säulen, deren Spitzbogen acht vergoldete kupferne Kugeln zieren, eine runde Kuppel. Aus dieser erhebt sich eine eiserne Stange, worauf ein vergoldeter Schwan ruht. Unter den Flügeln sind Schalllöcher, die bei

starkem Wind einen dumpfen Ton hören lassen. Die Aussicht von oben auf Stadt und Rheinlandschaften, Strom, Höhenzüge, Wälder und Thäler ist ganz entzückend. Darum preisen sie Deutsche und Holländer voll Begeisterung mit Namen wie „Parnassus Cliviensis“, „Klevisches Paradies“, „Kleefische Lusthof“, „Kleefische Arkadia“, „Dat Hardge (Herzchen) von Dütschland“ u. dergl.

Von Kleve's sechs Kirchen verdient am meisten die katholische Hauptpfarrkirche, gewöhnlich St. Viktoriskirche genannt, erwähnt zu werden; sie ist in einfacher gothischer Bauart aufgeführt und hat zwei stattliche Thürme. Ihr Inneres litt zur Zeit der „Vernunftreligion“ der Franzosen große Noth. Besonders kunstvoll ist das schöne Schnitzwerk des Kreuzaltars und von den Grabdenkmälern bemerkenswerth dasjenige des Grafen Adolf VI. und seiner Gemahlin Margaretha. Man sieht ihre lebensgroßen Figuren, den Grafen mit dem Kleveschen Schwan zu Füßen und die Gräfin mit dem bergischen Löwen. Wie die Inschrift besagt, war der Graf früher Bischof von Münster und Köln, schied aber später aus dem geistlichen Stande, heirathete Margaretha und ward Vater von sechzehn Kindern.

Weniger schön erscheint die Minoritenkirche, birgt aber im Innern mehrere werthvolle Kunstschätze. Vor Allem ist das Schnitzwerk an der Kanzel beachtenswerth und ein Gemälde am Hochaltar, die Anbetung der drei Könige, ein Werk von Erasmus Quellinus aus Antwerpen (einem Schüler des großen Rubens), wofür einst ein holländischer Künstler 10,000 fl. bot. Durch eine List des Meisters, der es zur Revolutionszeit mit Schmutz bedeckte, entging es dem Vandalismus der Franzosen. An das gleichfalls von Dieterich VIII. gestiftete Minoritenkloster knüpft sich eine nette Anekdote Friedrich's des Großen. Auf Nachfragen, warum das Kloster vom Staate Lieferungen an Holz und Getreide bekäme, erwiederte dem Monarchen ein Guardian: „Dafür würden Seelenmessen gelesen zur Erlösung der verstorbenen Grafen von Kleve aus dem Fegefeuer.“ Auf die spöttische Frage, wie lange das wol noch dauern könne, antwortete der entschlossene Pater: „Sobald ich von dorten Nachrichten erhalte, werde ich Ew. Majestät unverzüglich per Stafette benachrichtigen.“ Da lachte der König und sagte: „Laß Er das gut sein; ich merke schon, Er ist bei den Jesuiten in die Schule gegangen.“ — So soll er auch in Kleve einen Rangstreit zweier Frauen der höchsten Beamten mit den drastischen Worten entschieden haben: „Die größte Närrin geht voran!“

Nicht weit von der Schwanenburg liegt der Prinzenhof mit seinen reizenden Parkanlagen, ehemals ein Lustschloß des Prinzen Moriz, jetzt ein gräflich Lippe-Biesterfeld'sches Besitztum. Die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm II., sowie die Helden Prinz Eugen und Marlborough sollen gern hier verweilt haben. In dem schönen Landhaus Bellevue, früher Konradsburg genannt, stieg Friedrich der Große zweimal ab.

Von sonstigen Gebäuden Kleve's zog die Fremden auch immer das Atelier und Belvédère des berühmten Landschaftsmalers Koekoek an, der 1841 daselbst eine Malerschule und einen Kunstverein gründete.

Von den komfortabel eingerichteten Gasthöfen hat sich von jeher, namentlich durch seine herrliche Lage an der Nassauer Allee vor der Stadt sowie durch seine entzückende Fernsicht, das Hotel Raiwald empfohlen. Ein anmuthiges Bild gewährt das mit Vogelhäusern, Nachen und Gondeln belebte Flüsschen

Kermesdaal. Nicht minder empfehlenswerth ist das Gasthaus zum „Thiergarten“ (Robbers) durch seine reizenden Anlagen und herrliche Aussicht, welches an schönen Sommertagen ein Hauptbelustigungsort für Kleve und Umgegend war. Als Badehaus und Aufenthalt für die Brunnengäste — denn Kleve ist ein für den Niederrhein 'nicht unbedeutender Kurort — dient das Hotel Stirum, so genannt nach dem früheren Besitzer zur französischen Zeit, dem Grafen Stirum. Von der Quelle am Fuße des Springenbergs tranken unter Anderen Herzog Ferdinand von Braunschweig, Prinz Heinrich von Preußen und Friedrich der Große. Das Wasser ist stahlhaltig und zog früher ca. 400 Kurgäste an, ist aber durch andere Quellen, wie zu Pyrmont und Schwalbach, übertroffen.



Friedrich-Wilhelm-Bad.

Dort liegt auch im sogenannten „Erlenbüschchen“ das prächtige Schützenhaus mit der „Schützenwiese“, welche alljährlich im Juli ein glänzendes Schützenfest sah. Damit war ein großartiger achttägiger Jahrmarkt verbunden. Ein ähnliches Volksfest pflegte auf der Wallwiese vor dem Brückenthore stattzufinden.

Für den schönsten Stadttheil Kleve's gilt die Rynweger Straße vor dem Cavariner oder alten Rheinthor mit doppelter Lindenallee und herrlichen Gärten und Landhäusern. Einen größeren landschaftlichen Reiz mochte wol früher Kleve dargeboten haben, als noch der Rhein an der Stadt vorbeifloß und sich von da doppelarmig quer durch den Gau Düffel (Duißelt) nach Rynwegen zu wand. Zur Linken des Stromes erhob sich damals der Reichswald, und man erkennt noch deutlich das Bette. Seinen Lauf soll er schon unter dem

römischen Kaiser Diocletian (um 284 n. Chr.) infolge einer großen Ueberschwemmung verändert haben; aber dem widerspricht, daß noch in einer Urkunde vom Jahre 891 Orte an seinem rechten Ufer erwähnt werden. Wann der Strom sein altes Bett verließ, läßt sich jedoch nicht ermitteln; im Jahre 1085 muß die Veränderung aber schon erfolgt gewesen sein, denn da wird der ehemalige Ritteritz Schmithausen bei Kellen als „Rhein Zollhaus“ erwähnt, wo der Strom rechts vorbeifloß. Dasselbst führt jetzt noch eine Fährre über einen zurückgebliebenen Arm des Flusses, den sogenannten „alten Rhein“, welcher unterhalb Schenkenschanz mit dem großen „neuen Rhein“ zusammenfließt. Zum Ersatz bespült jetzt das bereits erwähnte Flüsschen Kermesdaal und der Spohrgraben die Stadt. Auch legte schon Prinz Moritz im Thiergarten einen Kanal nach dem Rheine an, um zwischen Kleve und Rymwegen eine sogenannte Beurt- oder Rangschiffahrt zu gründen. Leider ließ ihn der Tod das Werk, das schon bis zu dem später erbauten königlichen Jagdschloß Wasserburg gediehen war, nicht vollenden. Der Kurfürst Friedrich III. nahm jedoch den Plan wieder auf; nur benutzte er den alten Spohrgraben größtentheils hierzu, welcher früher wol nur zur Ableitung der Gewässer von Feldern und Wiesen gedient hatte. Jetzt aber ward er der Schiffahrt zugänglich gemacht und wimmelte bald von Masten und Segeln. Bei dem Orte Brienen bildete dieser Kanal vor der Schleufe einen geräumigen Hafen, in welchem oft der größte Theil der niederländischen Handelsflottille überwinterte. Leider durchbrach 1740 der Rhein die Dämme und hemmte den aufgeblühten Handel, welcher schließlich durch eine furchtbare Ueberschwemmung (1809) ganz zerstört ward. Erst 1848 half man dem Schaden wieder ab, ohne jedoch die alte Blüthe wieder herbeizuführen.

An dem jetzt abgebrochenen Mittelthor Kleve's befand sich ein Gemälde des Rhetors Emmenius, welcher für den Gründer der ersten Kleve'schen Schule gilt. Er soll von den römischen Kaisern Diocletian und Galerius ein Gehalt von 600,000 Sesterzien (25,000 Thlrn.) erhalten haben, welchen er der Stadt zum Bau von Schulen zuwandte. Deshalb ließ die dankbare Bürgerchaft des Wohlthäters Bild in Stein aushauen und über dem Thorbogen des alten Mittelthores danach ein Gemälde anfertigen. Die Statue, seit 1820 Eigenthum der Aula des Gymnasiums, ist aus Sandstein gemeißelt und stellt den Rhetor in einem togaförmigen Talare und einem Kappchen dar. In der Linken trug er wahrscheinlich einen Buchstab (ferula) und in der Rechten eine Schüssel, in der man Münzen oder Brötchen erkannt haben will. Die ganze Statue und ihre Bedeutung ist von sehr zweifelhaft historischem Werth.

Der Wohlstand Kleve's und seine Bedeutung für Provinz und Reich hat mit dem Einzug der Franzosen (1798) sehr abgenommen. Damit war, wie Belsen bemerkt, sein goldenes Zeitalter dahin und sein ehernes begann. Als mit der Rückkehr unter „Preußens glorreiches Scepter“ (1815) der Sitz eines königlichen Oberlandesgerichts und 1816 der Sitz einer königlichen Regierung nach Kleve verlegt ward, hob es sich zwar wieder einigermaßen, doch der Glanz war vorübergehend. Der Boden um Kleve herum gilt zwar für fruchtbar, so daß er für die „Kleve'sche Kornkammer“ gilt, ja er führt sogar die sogenannten Kleve'schen Diamanten, d. h. Quarzstücke, die den echten Diamanten zum Verwechseln ähnlich sehen; doch trotzdem fehlt es nicht an Armen, deren man

ziemlich viele in der Gegend sieht. Oft schleppen sich Kinderchen von zwei bis drei Jahren in Holzschuhen herum, welche die Landleute im Winter selbst verfertigen. Uebrigens hat sich Handel und Industrie und damit der Wohlstand Kleve's, namentlich seit der Anlegung von Eisenbahnen, wesentlich gehoben.

Der Charakter der stetig zunehmenden Bevölkerung ist heiter und lebenslustig, wie es die Rheinländer überhaupt sind. Dies zeigt sich namentlich in seinen Schützenfesten, pulsiert aber auch in zahlreichen Vereinen und Gesellschaften. Ihre Vorliebe für Reinlichkeit und ihr Plattdeutsch erinnern schon an die Nachbarschaft der phlegmatischen Holländer. Auch durch Kunstsinne und Pflege der Musik zeichnen sich die Klever aus; besonders glänzend sollen die Konzerte zur französischen Zeit gewesen sein. Für Geselligkeit und Unterhaltung sorgen Kasino, Concordia, Harmonie und vorübergehend das Theater.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Geschichte Kleve's, so finden wir, wie fast allenthalben, den Ursprung mit Sagen umwoben. Den Namen Kleve leitet man von dem lateinischen *clivus*, „Hügel“, ab, und manche Alterthumsforscher sind der Meinung, daß Kleve aus einer Ansiedelung der *Colonia Trajana*, welche man in dem benachbarten Dorfe *Kellen* vermutete, hervorgegangen sei. Danach wäre die Unterstadt der älteste Theil, der unter Kaiser *Diocletian* durch eine Ueberschwemmung furchtbar gelitten haben soll. Daraufhin hätten sich die Einwohner auf den Höhen angesiedelt, später sei aber die Unterstadt, durch Dämme geschützt, unter Graf *Adolf* wieder hergestellt worden. Indessen ist es wahrscheinlicher, anzunehmen, daß Kleve sein Dasein einer römischen Kolonie jenseit der Alpen verdankt, wie andere linksrheinische Städte.

Vielleicht als Anklang an den Namen Kleve führt das Stadtwappen in einem herzförmigen rothen Schilde drei vergoldete Kleeblätter um einen versilberten Herzschild. Der Schildhalter ist ein geharnischter Ritter, auf dessen Helm eine gräfliche Krone prangt; auf der Spitze sitzt ein weißer Schwan mit dem oben beschriebenen Schilde im Kleinen. Diese Figur bedeutet offenbar den Schwanenritter. Manche meinen, die Kleeblätter in dem Wappen bezügen sich auf den Reichthum an Klee, Andere, auf die Kleeblattform der Stadt.

Kleve war eine jener fünf mächtigen Grafschaften (*Berg, Kleve, Jülich, Mark und Mörz*), welche um das Erzbisthum *Köln* lagen. Mehrere ihrer Grafen bestiegen den erzbischöflichen Stuhl, und andere zeichneten sich in Krieg und Frieden als tüchtige Herrscher aus. So vertrieb *Balduin II.* nach mehreren siegreichen Gefechten die Normannen vom Rheine, sein Sohn *Arnold I.* begleitete *Heinrich I.* auf seinen Zügen gegen die Hunnen, und *Dietrich III.* oder der *Streitbare* bekämpfte erfolgreich die *Mussulmanen*. Hierdurch erwarben sie die früheren Reichsstädte: *Duisburg, Kaiserswerth, Wesel* und andere, und den Ehrentitel: „*Väter des Vaterlandes*“. Der Geschichtsforscher *Driesen* aber nennt als den ersten Grafen am linken Rheinufer einen gewissen *Walderich*, welcher nach mancherlei Zehden in der Verbannung starb, und mit dessen Besitzungen, namentlich mit Kleve, der Kaiser *Heinrich II.* einen Edlen, Namens *Rutger*, belehnte. Danach stammten die Kleve'schen Grafen aus *Flandern*. Aus diesem Geschlechte entsproß *Dietrich von Kleve*, der übrigens urkundlich schon 1093 als Graf von Kleve (*de Clive*) vorkommt. Graf *Dietrich VI.*, der sogenannte „*Kleve'sche Wolf*“, gab Kleve 1242 städtische Verfassung und ein Schöffengericht, wofür die Bürger ihren Herrn im Kriege auf eigene Kosten

zu unterstützen versprochen. Dietrich VIII. ward wegen seiner Streitigkeiten mit dem Landgrafen von Hessen von Kaiser Rudolf von Habsburg in die Acht erklärt und auf dessen Veranlassung noch von Erzbischof Siegfried von Köln mit dem Kirchenbann belegt. Doch söhnte er sich (1290) wieder mit dem Kaiser aus und stand ihm sowie seinen Nachfolgern treu zur Seite. Unter Dietrich IX. (gest. 1347) finden wir in Kleve reiche Juden als Geldwechsler (sogenannte Lombarden) angesiedelt, aber es wurden auch Gesetze erlassen gegen den Wuchergeist. Sein Nachfolger Johann II. betheiligte sich an einer langwierigen Bruderkfehde in Geldern (1350—64). Nach Johann's Tode brach ein Erbfolgestreit aus, in welchem Erzbischof Adolf von der Mark den Sieg davontrug. Er legte den Krummstab nieder und vermählte sich mit der Gräfin Margaretha von Berg. Auch zeigte er in den Streitigkeiten zwischen Geldern und Kleve und in seinem Kampfe gegen Köln, daß er recht gut das Schwert zu führen verstand. Sein Sohn Adolf II., der Kluge und Siegreiche, führte Krieg mit seinem Onkel Herzog Wilhelm v. Berg, und es kam zur Schlacht bei dem Dorfe Kellen (1397). Während derselben schaute Gräfin Margaretha vom Schwanenthurm, von großer Angst für beide Kämpfer zugleich erfüllt, aus, ob das Kriegsglück ihren Sohn oder ihren Bruder begünstigen würde. In der höchsten Noth kam dem Grafen Adolf die Bürgerschaft von Wesel zu Hülfe. Da stürzten sich die Klever und Märker mit Löwenmuth aufs Neue in die Schlacht und entschieden den Sieg. Herzog Wilhelm selbst gerieth in Gefangenschaft und sein Land eine Zeit lang in den Besiß von Adolf's Bruder, Dietrich von der Mark.

Die Feindseligkeiten zwischen Geldern und Kleve brachen übrigens bald wieder von Neuem aus (1404 und 1411) und setzten sich unter mancherlei Wechselfällen bis zu Adolf's Tode fort (1448). Er erlebte noch die Niederlage seines Tochtermanns Arnold, welcher zum Herzog von Geldern ausgerufen, aber bei Linnich am Roer geschlagen worden war. Zum Andenken hieran hatte der Herzog Gerhard II. von Jülich und Berg das Kloster der Kreuzbrüder zu Düsseldorf und den St. Hubertusorden stiften lassen. Die Schmach seiner eigenen Familie, die Uneinigkeit seiner Tochter mit ihrem Gemahl, die Auflehnung und Züchtigung seines Enkels Adolf gegen den schon alternden Herzog Arnold blieben Herzog Adolf erspart. Es kam zwar 1459 eine Aussöhnung zwischen den uneinigen Gliedern der Familie zu Stande; aber 1465 überfiel der unnatürliche Sohn mit seiner ränkfüchtigen Mutter Katharina Nachts den alten Grafen und schleppte ihn unbelkleidet im strengsten Winter vier Stunden weit nach dem Zollhause zu Lobith.

Vergebens suchte sein Schwager Johann I. von Kleve den im Schlosse Buren scharf bewachten Greis zu befreien; selbst als Letzterer zu Gunsten seines ungerathenen Sohnes Verzicht auf die Regierung geleistet hatte, dauerten die Streitigkeiten fort. Bei Strälen kam es (1468) zur blutigen Schlacht, in welcher Herzog Johann von Kleve geschlagen ward. Aber 1470 bekämpfte dieser auf Seiten Herzog Karl's des Kühnen von Burgund von Neuem den grausamen Adolf, der noch immer trotz einer Zuschrift des Papstes seinen greisen Vater gefangen hielt. Endlich gab er diesen frei, und bald erlöste der Tod den gebrochenen Greis von seinem elenden Dasein. Doch noch immer wüthete die Fehde fort. Herzog Johann von Kleve verbündete sich abermals

mit Karl dem Kühnen von Burgund und half ihm Rymwegen belagern und erobern. Infolge dessen ward das Kleve'sche Gebiet erweitert und der Herzog von Burgund von Kaiser Friedrich III. mit Geldern belehnt (1473).

Doch nach Karl's Tode (1477) brachen die Feindseligkeiten von Neuem aus. In dieser Fehde fiel auch der von den Blamändern aus seinem Kerker befreite Herzog Adolf, und seine Mutter Katharina ward Regentin von Geldern. Erzherzog Maximilian von Oesterreich suchte als Gemahl der Tochter des gefallenen Herzogs von Burgund sein Erbe Geldern mit den Waffen zu erstreiten, worin ihn Herzog Johann von Kleve unterstützte. Dessen Nachfolger dagegen, Johann II., gerieth mit Oesterreich in Streit, mußte sich aber 1483 dem Erzherzoge fügen. Sein Sohn Johann III. vereinigte durch seine Vermählung mit der Erbin Maria von Jülich und Berg alle niederrheinischen Herzogthümer. Damit hatte die Stadt Kleve aber auch als Residenz eine Rivalin in Düsseldorf erhalten, wo der letzte Herzog von Jülich-Kleve-Berg, Johann Wilhelm, ausschließlich lebte. Die Tochter Johann's III., Anna, ward 1539 mit Heinrich VIII. von England vermählt, trennte sich aber von demselben und lebte einsam und in Zurückgezogenheit. Sein Sohn Wilhelm IV., der „Reiche“, erweiterte die Schwanenburg und hob das daniederliegende Justiz- und Finanzwesen in seinen Landen. Der Erbfolgeansprüche der Häuser Brandenburg, Pfalz-Neuburg und Pfalz-Neubrüden ist bereits gedacht worden (s. Kap. 6, Düsseldorf). Ebenso haben wir von dem tragischen Schicksal der unglückseligen Jakobea von Baden, der Gemahlin des blödsinnigen Joh. Wilhelm III. in Düsseldorf, gehandelt. Es liegt hierin ein herrlicher Stoff für einen begabten Trauerspieldichter. Als Joh. Wilhelm 1609 kinderlos starb, traten sieben Erbansprecher auf.

Auch den nun ausbrechenden Jülich'schen Erbfolgestreit haben wir bereits besprochen. Danach bekam Pfalz-Neuburg die Herzogthümer Jülich und Berg nebst der Herrschaft Ravenstein, Brandenburg aber erhielt Kleve, Mark und Ravensberg. Diese Fehde hatte sich in den Dreißigjährigen Krieg hineingesponnen, großen Jammer über die Erblande gebracht, bis endlich 1666 der Vergleich zu Stande kam.

Die Wunden Kleve's wurden einigermaßen geheilt durch den einsichtsvollen Fürsten Joh. Moriz von Nassau, den Statthalter des Kurfürsten Friedr. Wilhelm von Brandenburg. Mit ihm begann Kleve's goldenes Zeitalter. Sein Andenken lebt noch warm im Volke und ist in vielen Verschönerungen der Stadt verewigt. Auf das goldene Zeitalter folgte leider mit dem Einzug der Franzosen (1794) ein ehernes. Wir haben ihres Vandalismus bereits gedacht. Zu der Zeit lagen in Kleve auch holländische Truppen, deren Land von den Franzosen besetzt war. Bei diesen war das Ausreißen so epidemisch geworden, daß der General Daendels, welcher im Thiergarten bei Robbers wohnte, eines Morgens statt seiner Schildwache den Gastwirth in militärischem Aufzuge vor seinem Quartier den Wacht dienst versehen sah. Die ganze Wache hatte nämlich Reißaus genommen und der Gastwirth hatte in komischer Selbstaufopferung seinem Gaste die militärische Ehre angethan. Aus dieser Zeit mag wol auch das Sprichwort stammen: „Er geht durch wie ein Holländer“.

Seit 1805 gehörte Kleve zu dem Großherzogthum Berg, welches Napoleon für seinen Schwager Marschall Joachim Murat geschaffen und später



dem Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig, verlieh. Eine Zeit lang Theil des Noerdepartements, kam Kleve 1814 an Preußen zurück.

Unter Graf Dietrich IX. war Kleve auch der Schauplatz der von G. Kinkel verherrlichten Sage: „Otto der Schütz“.

Von großen Männern verlebte hier der General Seydlitz seine Jugend; andere Berühmtheiten, wie Graf v. Wyllich, v. Dieft, Staatsmann Sack u. A., sind hier geboren. Pet. Caspar Wilh. Benth erwarb sich mit Schinkel und Rauch große Verdienste um das Gewerwesen. Er gründete 1820 den „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen“, stand demselben über 30 Jahre vor, gründete 1821 das königl. „Gewerbe-Institut“, förderte den Maschinenbau und gilt für den Urheber der „Handelsgesetzgebung“ vom Jahre 1821, welche die Grundlage bildete zum preussischen „Zollverein“.

**Das Jülicher Land.** Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Geschichte des alten Jülichgau's, so begegnet uns dort schon im Jahre 938 ein Graf, Namens Gerhard. Vermuthlich ward die Grafschaft Jülich unter seinem Sohne Wilhelm I., der sich unter Otto dem Großen in den Kriegen gegen die Herzöge in Franken und Lothringen ausgezeichnet hatte, sowie unter dessen Nachfolgern erblich. Von diesen ward Wilhelm V. von dem Kaiser Friedrich II. mit der Vogtei über Aachen beehrt, ward aber dadurch mit den Erzbischöfen von Köln in eine verderbliche Fehde verwickelt, in der er Land und Leben verlor. Einen Grafen Wilhelm VII. ernannte Kaiser Karl IV. zum Herzog; dieser verlor aber in der bergischen Erbschaft in der Schlacht bei Kleve sein Leben. Durch Erbschaft kam an dessen Sohn Wilhelm IX. 1371 das Herzogthum Geldern, und Wilhelm X. erbt von seiner Mutter die Grafschaft Heynsberg (1484). Aber alle diese Erbschaften verwickelten die Grafen in bedenkliche Kriege. Am meisten Gefahr brachte ihnen die Erbfolge in Geldern. Wilhelm VIII. focht einen grimmigen Strauß gegen Johann von Brabant und gegen die Könige von Frankreich. In der höchsten Noth schlug er sich mit 300 Reitern durch und rettete sich und sein Land. Hierauf ließ er sich den Herzogstitel von Geldern verleihen. Doch da rückte ihm Arnold Egmund an ins Land. Gerhard II. war gezwungen, demselben Geldern abzutreten, aber als dieser trotzdem mitten im Frieden in die jülich'schen Länder einfiel, raffte er mit dem Muth der Verzweiflung alle seine Mannen zusammen und schlug ihn 1444 so entscheidend aufs Haupt, daß er ihn im Besitz seiner Erbländer belassen mußte. Aus Freude hierüber hielt Gerhard II. in Düsseldorf ein glänzendes Fest und stiftete, weil der Sieg am Hubertustage errungen ward, den St. Hubertusorden. Doch verkaufte er der Sicherheit wegen 1473 seine Erbansprüche an Geldern und Zutphen an Karl von Burgund und hinterließ seinem Sohne Wilhelm IX. Jülich und Berg.

Da dieser jedoch keine männlichen Erben hinterließ und auch in Kleve der Mannsstamm zu erlöschen schien, so ward ein verwandter Prinz, der Sohn des Grafen Adolf V. von der Mark, Adolf, mit den Grafschaften betraut. Dieser war zwar Erzbischof von Köln und Bischof von Münster, doch er vertauschte den Krummstab mit dem Schwerte und vermählte sich mit der Prinzessin Margaretha von Berg. Von der blutigen Fehde, die sein Sohn Adolf II. mit seinem Oheim Wilhelm von Jülich führte, haben wir bereits gesprochen.

Sein Enkel Johann III. vereinigte alle niederrheinischen Herzogthümer, indem er 1516 Marie, die Erbin von Jülich und Berg, heirathete.

Auch des Jülich-Kleve'schen Erbfolgestreites ist bereits mehrmals gedacht worden. Darnach kam Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg. Nach dem Erlöschen dieser pfalz-neuburgischen Linie 1742 ging Jülich an die pfalz-sulzbachische, nachmals kurbayerische Linie über. Dabei verblieb es, bis es 1801 durch den schmählichen Luneviller Frieden an Frankreich abgetreten und zu dem Departement Roer geschlagen ward. Durch den Wiener Kongreß ward Jülich, ausgenommen einige Parzellen, Preußen einverleibt und unter die Regierungsbezirke Aachen, Köln und Düsseldorf vertheilt.

Die Hauptstadt Jülich an der Roer war früher eine Festung dritten Ranges, ihre Werke wurden aber 1860 geschleift. Die Hauptindustrie der ganzen Gegend ist die Lederfabrikation. — Doch kehren wir nun nach diesen kurzen geschichtlichen Exkursen zu Kleve und seinen Umgebungen zurück.

**Kleve's Umgebung.** Kleve's Umgebung ist so reizend, daß man sie mit Recht das „niederrheinische Paradies“ genannt hat. Rings um die malerisch gelegene Dreihügelstadt erhebt sich amphitheatralisch der Reichswald mit seinen anmuthig abwechselnden Höhen, Thälern und Schluchten. Eine der schönsten Waldpartien jedoch ist der alte Thiergarten, in den man gelangt, wenn man durch die Nassauer Allee, von den Franzosen wegen ihrer Schönheit Allée royale genannt, hindurchgewandelt und an den Parkanlagen vom Prinzenhof bis zur Bellevue vorbeigekommen ist. Dort besand sich unter Prinz Moritz einstens ein Wildpark. Darin giebt es der lauschigen Plätzchen so viele, daß man einen halben Tag darin umherwandern könnte, ohne sich zu ermüden. Da ist z. B. der sogenannte Flack mit seinem netten Blick auf ein anmuthiges Landschaftsbild. Im Volksmunde heißt der Platz „Kiel in de Pott“, d. h. „Guck in den Schornstein“. Man erzählt sich nämlich die Anekdote, daß Prinz Moritz früh morgens von diesem Punkte aus zu lügen pflegte, ob der Schornstein seines Hofgutes zu rauchen beginne, zum Zeichen, daß der Bauer wach sei. War dies noch nicht der Fall, so ließ ihn der Prinz wecken, weil er nichts so sehr haßte als die Langschläfer. Andere erklären Pott für Topf und erzählen, daß die Bäuerin einen solchen für den Prinzen als Rendezvouszeichen vors Fenster stellte, zum Zeichen, daß der Bauer nicht zu Hause sei. Wieder Andere vergleichen die kesselartige Senkung der Landschaft mit einem „Pott“ (Topf). Durch schattige Laubgänge erreichen wir den Sternbusch, der mehrere fächerartige Richtungen darbietet. Ein Lieblingsplatz des Prinzen Moritz war der Freudenberg, wo er sich einst ein hübsches Landhaus erbauen ließ, das leider eine Feuersbrunst zerstörte. Ferner Bergenthal, wo man ein Renotaph dieses Fürsten zeigt und sein Sarg ein halbes Jahr geruht haben soll, ehe er nach Siegen verbracht ward. Nach einer Volksfage ruht noch heute sein Herz dort in einer Urne. Das Grabmal, eine große viereckige Tombe von Gußeisen, einem Katafalk ähnlich, führt auf einem breiten Bände, das den Sarkophag umschlingt, eine lateinische Inschrift. Viele römische Alterthümer, die das Grabmal schmückten, sind nunmehr verschwunden. Ja, das ganze Denkmal lief zur Zeit der französischen Revolution Gefahr, zu verschwinden, ward aber 1811 durch Napoleon feierlichst wieder hergestellt. Die von Friedrich I. eingerichtete

Fasanerie ist jetzt Privateigenthum. Im nahen Tannenwäldchen liegt der Spitzberg und unweit der Papenberg, d. i. „Pfaffenberg“, so genannt nach der Kapelle des Hofpredigers des Prinzen Moriz. Dieser Punkt galt für den schönsten der ganzen Gegend. Eine reizende Partie bildete auch der von Prinz Moriz angelegte und von König Friedrich I. vervollkommnete Königsgarten; jetzt freilich haben die stolzen Ahorn- und Platanengruppen gewöhnlichen Küchengewächsen Platz gemacht. Infolge eines Ausbruchs der Thiere aus dem alten Thiergarten sowie häufiger Ueberschwemmungen des Rheines und Kermesdaals hatte Prinz Moriz unterhalb Kleve den „neuen Thiergarten“, auch schlechtweg „Thiergarten“ genannt, anlegen lassen. König Friedrich I. vollendete seine angefangene Schöpfung, die an Kunst und Natur das Schönste in sich vereinigt. Die Alleen und Laubgänge, Ruhepunkte und Fernsichten, Kanäle und Wasserkünste, das Gehege mit 500 Damhirschen, Singvögeln, Schwänen und Wasservögeln aller Art suchen ihres Gleichen. Hier finden fast alle Berufsarten und Sportliebhaber ein sinniges Plätzchen: der Turner einen Springerberg, der Wasserfreund eine Wasserburg, der Forstmann einen Forstgarten, der Astronom einen Sternberg, der Müller einen Mühlenberg, der Dichter einen Poetengang und eine Poetenluft, der Denker einen Philosophenweg. Für den Liebeskranken ist ein Seufzerweg eingerichtet, für den Beschmeidigen ein Butterweg, für den Schroffen ein Schroppenberg, für den Belebten ein Mundberg, für den Deutschen ein Eichenberg, für den Römling ein Römerweg, für den Holländer eine Hollandsruhe, für den Eitlen ein Spiegelberg, für den Welterschmerzler der zerrissene Bayernberg. Wohl der schönste Punkt ist der Springerberg, so genannt von einer Quelle, der von einem Obelisken mit einer Kupferfugel geziert ist. Darauf schwebt noch aus der französischen Zeit her der französische Adler, während eine neu eingefetzte Tafel mit den Namen der im letzten Kriege gegen die Franzosen gefallenen tapferen Krieger es zu einem Kriegerdenkmal stempelt. Früher stand hier auf der Terrasse ein von König Friedrich I. (1712) erbautes prachtvolles Amphitheater, welches aber 1827 abgetragen ward. Die tiefer liegenden Terrassen enthielten Weiher mit Wasserkünsten, die zum Theil von den Franzosen zerstört wurden. Die herrliche Statue der Minerva aus weißem Marmor entging damals wie durch ein Wunder dem französischen Vandalismus, um nicht zu sagen „Bandammismus“, denn der Anführer war der Vater des Generals Vandamme. Aus einem zweiten Becken erhob sich Cupido auf einem Delphin und blies seltsamerweise Wasser aus einer Muschel. Auch die Anlage des vierten Beckens, wo ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, von sechs kleineren Strahlen umrauscht, aus seinem Schnabel einen 24 Fuß hohen Wasserstrahl austieß und sonst noch allerhand Wasserkünste zu sehen waren, ist jetzt weit einfacher. Auch der „eiserne Mann“, der früher zwischen diesem Becken und dem Morizkanal auf dem Wege stand, ist verschwunden. Es war ein vollständig geharnischter Ritter mit Schwert und Streitaxt, gleichsam ein Wächter der Anlagen. Er stand auf einer Granitsäule, welche auf fünf steinernen Kugeln ruhte.

Anmuthige Promenaden bieten der genannte Poetengang mit einem reizenden Durchsichtspunkt und der nahe Philosophenweg mit seiner charakteristischen düsteren Tannenallee. Der Forstgarten enthält herrliche Baumgruppen, eine Buchtschule für Bäume und Sträucher, eine Art botanischen Garten und eine

Menge von lauschigen Wandelgängen, netten Durchsichtspunkten, schattigen Ruhe-  
sitzen, grünen Rasenflächen und bunten Blumenbeeten.



Siegessäule und Minerva auf dem Springenberg zu Kleve. Zeichnung von A. Richter.

Der Sternberg entsendet elf strahlenartige Alleen nach allen Seiten und gewährt, wie in einem Guckkasten, reizende Fernsichten nach Wesel, Calcar, Genney, Cranenburg, Nymwegen, Rheneu, Arnheim, Doeszburg, Eltenberg, Emmerich, Grieth und Stadt Kleve. Eine alte, schon vom Blitz beschädigte Linde beschattet einen Ruhesitz auf der Kuppe des Sternbergs.

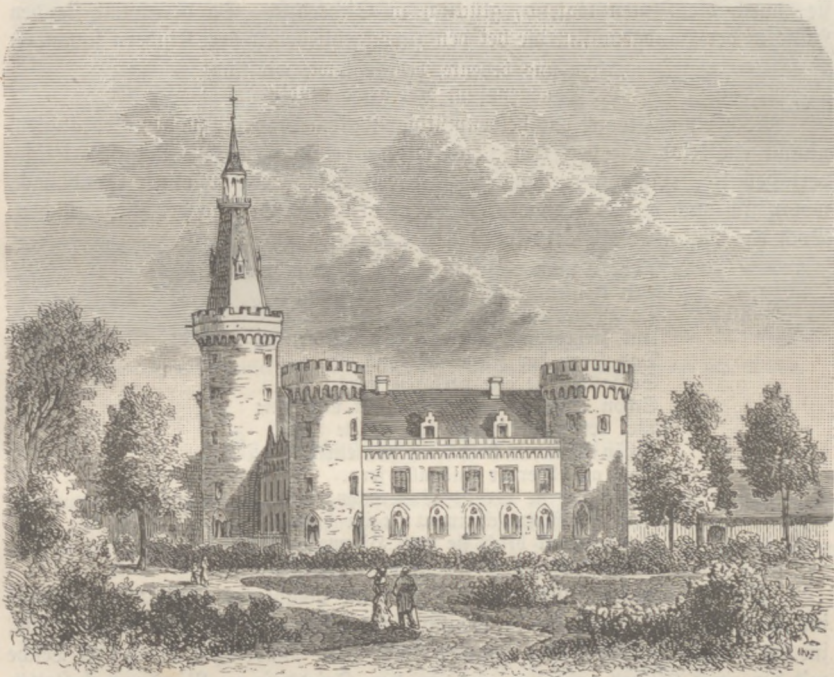
Noch schöner ist die Aussicht von dem Tannenbergr über die Rheinlandschaft. Der Mühlenbergr, so genannt nach einer früheren Windmühle, hatte an seinem Abhang die Richtstätte für die mit dem Schwerte zu enthauptenden Verbrecher. Der Römerweg soll seinen Namen von angeblichen Römergräbern oder von einer Schlacht gegen die Römer unter Anführung des Bataver-Hannibals bekommen haben. Schön ist auch das Panorama vom Spiegelbergr, doch die schönste Fernsicht gewährt der Kleverbergr. Einst war dieser auch eine Richtstätte für Verbrecher und hieß „Galgenbergr“; jetzt aber ist er ein beliebter Ausflugsplatz der Klever. In der Mitte eines umzäunten Ruheplatzes ragt eine schattige Linde empor, die Friedrich Wilhelm I. durch eine Treppe besteigbar machte. Eine andere fast historisch gewordene Linde in der vom Kleverbergr nach Bellevue führenden Buchen- und Lindenallee erlag leider 1709 der Kälte; sie gehörte zu den größten Merkwürdigkeiten Kleve's.

**Schloß Moyland. — Ueberschwemmungen u. s. w.** Zur weitem Umgebung Kleve's gehört auch das nach Calcar zu gelegene malerische, burgartige Lustschloß Moyland.

Lange Zeit hatte Moyland seine eigene Gerichtsbarkeit, und Moylands Besizer war der Patronatsherr der seit 1670 bestehenden reformirten Gemeinde. Die gegenüberliegende Wirthschaft zum „Schloß Moyland“ besitzt ein sehr kostbares, von Meister Koeckoeck aus Kleve gemaltes Wirthschaftsschild, worauf das Schloß abgebildet ist. Reizend sind auch die Parkanlagen von Moyland mit ihren prächtigen Eichen- und Lindenalleen. Das Schloß selbst, von einem Burggraben umgeben, erhebt sich stolz wie eine Nymphenburg über das Gewässer, in dem sich seine Zinnen widerspiegeln. Ein zweiter Graben schließt den Hof ein, und statt der Zugbrücke führt jetzt eine feste, mit eisernem Geländer aus dem Vorhof in den innern Hofraum. Das Schloß bildet ein Viereck, dessen Fassade mit zwei schlanken Mittelthürmen und zwei massiven Eckdonjons geziert ist. Das Ganze zeigt uns den mittelalterlichen Baustil, mit wenig Veränderungen im Renaissancestil. Nach einem Lehnbrief des Grafen Otto I. von Kleve vom Jahre 1307 ward ein Herr Jakobus von Egeren gegen einen jährlichen Zins von zwei Kapannen mit dem Allodialgut Moyland belehnt. Nach mancherlei wechselnden Besitzern kam Moyland mit Till an den Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg und ward, als derselbe später den Königstitel erhielt, das „Königliche Haus“ genannt. Sowol er als auch sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm I. verweilten gern auf diesem Schlosse. Am 11. September 1740 empfing Friedrich der Große hier seinen Günstling Voltaire mit großem Enthusiasmus. Einige Jahre darauf verkaufte der Monarch die Domäne Moyland und Till an die freiherrliche Familie Steegracht van Dett-Capelle. Der neue Besizer hat das Innere mit Gemälden und Statuen aufs Herrlichste decorirt. Im Hauptsaal ist ein über hundert Jahre altes Deckengemälde, welches die Völker von vier Welttheilen in Lebensgröße darstellt. Außerdem finden wir hier Gemälde von den größten Meistern, von Rubens, Correggio u. A.

Segen und Unheil bergen in ihrem Schoße die jährlichen Ueberschwemmungen am Niederrhein. Gleich denen des Rheins befördern dieselben das Wachsthum der Uferlande und die Fruchtbarkeit der Triften. Der Grasswuchs erreicht oft eine solche Höhe, daß die Kühe darin bis an den Bauch zu

schwimmen scheinen. Dann schwelgen sie auf den üppigen Weiden und mästen sich bis zu 300—500 kg, die Ochsen erreichen das Doppelte an Gewicht. Da giebt es Kühe, deren strotzende Euter 20 Maß Milch geben. Die Rehrseite des entfesselten Elementes ist das Elend und die Armuth, welche die Zerstörungen verheerender Ueberschwemmungen und starken Eiszuges angerichtet haben. Man hat zwar schon früher dem drohenden Unheil durch Dämme zu steuern gesucht und zur Aufsicht der Wasserbauten besondere Beamten, die sogenannten Deichgrafen, eingesetzt; aber was ist Menschenwert gegen die Wucht der Naturgewalten, wie Schiller sagt: „denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand.“



Lustschloß Moyland bei Kleve.

Die denkwürdigste Wasserflut ist die vom Jahre 1809, weil sie durch den Edelmuth eines Helbenmädchens, Johanna Sebus, verewigt worden, einem Dichter (Goethe) und einem Komponisten (Belter) Stoff bot zu herrlichen Schöpfungen und den Kaiser Napoleon veranlaßte, zum Andenken der Helbenthat, im Jahre 1811 ein Steindenkmal zu setzen.

Bei Brien, unweit der Spreyschleuße, bewohnte die arme alte Katharina Sebus eine kleine Hütte zusammen mit einer Tagelöhnerfamilie und ihren sechs Kindern. Die alte Frau war schon kindisch geworden und Johanna Sebus, damals 17 Jahre alt, fast die einzige Stütze des Hauses. Plötzlich, am 13. Januar 1809, wurden die Bewohner von Brien durch Nothschüsse

und Sturmgeläute aus ihrem Morgenschlummer aufgeschreckt. Im Kleverham war ein Durchbruch erfolgt:

„Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,  
Die Fluten spülen, die Fläche saust.“

Unwiderstehlich wälzten sich die drohenden Eis- und Wassermassen gegen das unglückliche Dorf, das schon so oft eine Beute des furchtbaren Elementes geworden war. Da sprang Johanna beherzt vom Lager auf und suchte Anfangs vergeblich ihre alte Mutter von ihrer Lieblingsziege zu trennen.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,  
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“

Rasch entschlossen, nimmt sie ihre alte Mutter auf den Rücken und bringt sie, durch die Fluten watend, glücklich in Sicherheit. Da vernimmt sie den Hülfseruf der Hausgenossin, die bei den zurückgebliebenen drei Kindern jammert:

„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,  
Die Hausgenossin, drei arme Kind'!“

Noch einmal wadet das heldenmüthige Mädchen zurück zu den Bedrängten, nimmt ein Kind auf den Arm, das andere bei der Hand. Doch die Kräfte verlassen sie, erschöpft erreicht sie statt des Dammes nur einen Sandhügel, wohin sich auch die Tagelöhnerin mit dem dritten Kinde und der Ziege flüchtet. Doch das wüthende Element kennt kein Erbarmen.

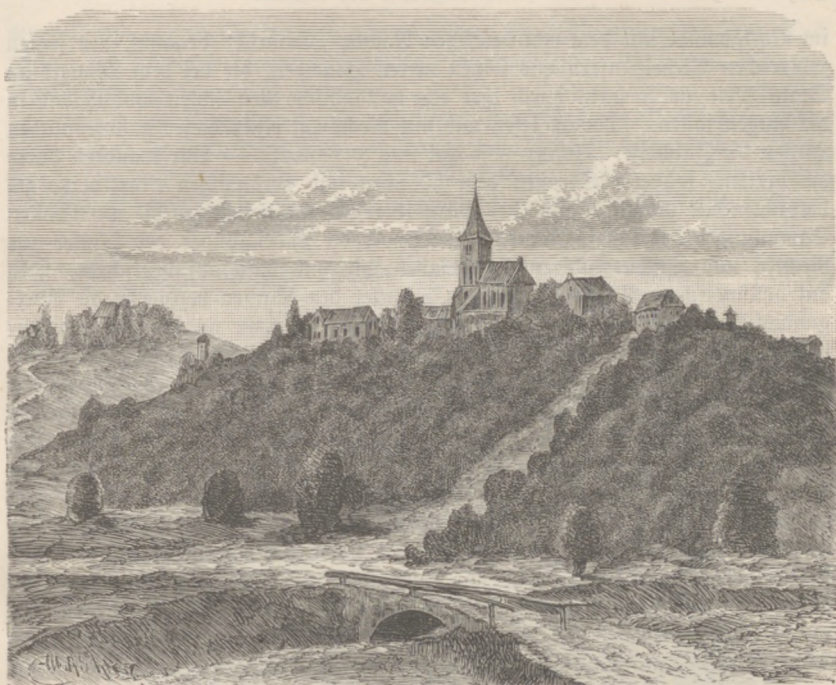
„Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,  
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.  
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund  
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund,  
Das Horn der Ziege faßt das ein', —  
So sollten sie alle verloren sein!  
Schön Suschen steht noch strack und gut:  
Wer rettet das junge, das edelste Blut?  
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;  
Doch alle Werber sind alle fern.  
Rings um sie her ist Wasserbahn,  
Kein Schifflin schwimmt zu ihr heran.  
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,  
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.“

Wie eine erhabene Meeresgöttin ragte die hochherzige Gestalt der Heldengungfrau über die Fluten, bis sie endlich, leuchtend wie ein Meteor in der Nacht, im Wellengrabe verschwand. In der Nähe von Gnadenthal ward ihre Leiche mit der eines Kindes gefunden und auf dem Friedhofe zu Kindern bestattet.

Goethe hörte diese Begebenheit vom Unterpräfekten v. Reverborg, der sich in der Noth sehr edelmüthig erwies. Außer Goethe und Zelter hat diese Heldenthat auch N. Benedix in einem Trauerspieler verewigt.

Das Monument an ihrer Todesstelle enthält eine allegorische Darstellung, eine auf den Wellen treibende Rose nebst einfacher Inschrift. Doch dauernder als Erz und Stein ist der Nachruhm einer edlen That. Wie Bürger in dem „Liebe vom braven Manne“ den Hochsinn eines schlichten Bauers verherrlicht, so hat Goethe diesem Heldennädchen in jener Ballade ein dauerndes Denkmal gesetzt:

„Das Wasser sinkt, das Land erscheint,  
Und überall wird schön Suschen beweint. —  
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,  
Im Leben und Tod nicht nachgefragt.“ —



Der Eltenberg und Montferland, deutsch-holländische Grenzscheide. Zeichnung von M. Richter.

## Das Mündungsland des Rheins.

Emmerich. — Eltenberg. — Die Rheinmündungen und das rheinische Deltaland. — Das alte Aufrassen und Lotharingen. — Das Reich Karl's des Kühnen. — Maximilian's Brautfahrt (Theuerdank). — Ein Besuch bei dem holländischen Nachbarvolke. — Die niederländische Schule. — Holländische Städte und Typen.

„Vielfach getheilt, in mächt'gen Armen schießt  
 Er seewärts nach den flachen Niederungen;  
 Doch ob er auch mit andern Namen fließt,  
 Sein alter hoher Ruhm ist nicht verklungen.  
 Berühmte Städte spiegelt stolz die Flut,  
 Die langer Zeiten Leid und Glück durchdrungen.  
 Des Ostens und des Westens kostbar Gut  
 Führt hier auf kühnen Schiffen der Flote,  
 Ein emsig Volk, voll Hobeit, Klugheit, Mut,  
 Schickt in die Welt sie als des Handels Bote.“

(Wolfgang Müller.)

Wehte uns schon hin und wieder in Alev holländische Luft an, so erinnert uns Emmerich, die letzte deutsche Stadt, durch ihren entschieden vlamländischen Charakter noch weit mehr an die Nachbarschaft unserer Stammesverwandten. Am rechten Ufer des Vater Rheins, der hier seine Wogen durch endlose grüne, üppige Wiesenflächen dem unermesslichen Ozean zuwälzt, liegt die freundliche Stadt Emmerich, in einer Urkunde des Kaisers Otto I. (970) und noch heute



im Volksmunde mit dem echt deutschen Namen „Embrick“ benannt, mit seinen zahlreichen Giebelhäusern und seinen netten Häuschen, die bei dem Mangel an Stattlichkeit um so mehr durch ihre echt holländische Reinlichkeit wohlthuend in die Augen fallen. Darum lesen wir mit Recht auf einer dieser unansehnlichen Hütten die Inschrift: „Hony soit qui mal y pense!“ — Wir wandern durch die breiten, sauberen Straßen dem hübschen und geräumigen Marktplatz zu, betrachten das altadlige Haus des Bürgervereins und besichtigen die werthvollen Sammlungen des Gymnasiums. Wenn wir die Ladenschilder der Häuser zur Rechten und Linken studiren, so glauben wir uns halb auf deutschem, halb auf holländischem Boden zu befinden. Unter den Kirchen verdienen die Adelgundiskirche mit ihrem hervorragenden gothischen Thurm und ihrem melancholisch erklingenden niederländischen Glockenspiel, sowie die ehrwürdige Münster- und St. Martinskirche am untern Ende der Stadt erwähnt zu werden. Letztere, im Uebergangsstil des 11. und 12. Jahrhunderts erbaut, ist reich an christlichen Alterthümern; sie enthält ein Reliquarium des heil. Willibrord, einen alten Mosaikboden, hübsche Holzschnitzereien an Kanzel, Altar und Chorstühlen, ein merkwürdiges Taufbecken und vor Allem eine uralte Krypta. Zur Erinnerung an den 1433 hier verstorbenen Herzog Gerhard von Schleswig, Grafen von Holstein, trägt am vordern Aufgange zum Chor ein rother viereckiger Denkstein folgende Inschrift: „Int jaer ons Heren MCCCCXXXIII op sante jacobesavent do staerf hertoghe Geert van Slesvig greve to Holsten to Stormeren un to Schovenborek, Bid voer de zile.“ Nach seines und seines Bruders Tode (1459) kam Schleswig-Holstein an Dänemark, bei dem es bis in die neueste Zeit verblieb.

Seine ersten städtischen Rechte erhielt Emmerich laut Urkunde vom 31. Mai 1233 durch Otto II., Grafen von Geldern und Zutphen; die Rechtspflege übte ein unter der Kirche und dem Propst des Städtchens stehender gräflicher Richter, und die Gemeindeangelegenheiten verwalteten zwölf von den Bürgern gewählte Schöffen. Alle Schiffe, welche zu Emmerich landeten und von da abfuhrten, befanden sich unter gräflichem Schutze. Später trat die Stadt auch dem mächtigen Hansabunde bei. Uebrigens floß der Rhein ursprünglich nicht an Emmerich vorbei; wann dies geschah, läßt sich nicht recht ermitteln. Nur so viel weiß man, daß dabei der ältere Stadttheil an der Martinskirche zerstört ward.

Unterhalb Emmerich winken dem Vater Rhein bei seinem Eintritt in Hollands Niederungen zwei rundliche, die Gegend weithin beherrschende Bergkuppen den letzten Abschiedsgruß vom rheinischen Deutschland zu — der Eltenberg und Montferland, Schöpfungen von Riesen, wie die Volksfage erzählt. Diese gewaltigen Naturbaumeister sollen nämlich einstens den Eltenberg aufgethürmt haben. Dabei entfiel Einem derselben ein Erdklumpen, und so entstand der Montferland (d. h. „Mund voll Land“). Dagegen spricht eine alte holländische Ueberlieferung von einem Zusammenfahren der Bergmassen mit Schubkarren („kruikarn“). Schneider vermuthet in beiden militärische Anlagen aus der Römerzeit und bestreitet die Ansicht, daß Montferland eine germanische Kultstätte, ein sogenanntes Hünenbett, gewesen sei. Der Eltenberg war nach Schneider das von Drusus dieseit des Rheins angelegte erste Kastell auf freiem germanischen Boden, Altinium genannt, und hier überschritt er auch den Strom. Hier fand man die Ueberreste eines riesigen

Römerbrunnens, im Volksmunde allgemein der „Drususbrunnen“ genannt. Das Dasein der Römer bekunden auch sonstige wichtige Funde, wie Urnen, Münzen, Thränenfläschchen u. dergl. mehr.

Lange nachher gründete ein vornehmer Graf Wichmann auf dem Eltenberge das adlige Frauenstift Elten, als dessen erste Abtissin seine Tochter Luitgarda genannt wird. Die Abtei ward vom Kaiser Otto I. mit Schenkungen (darunter Embrück) 970 bereichert und 973 zu Nimwegen durch Otto II. bestätigt.



Emmerich mit der St. Adelgundiskirche.

Aber Luitgarda's Schwester Adela soll die Schenkungen dieser angegriffen und sie haben vergiften lassen. Sie ward jedoch auf Befehl Kaiser Otto's III. wieder aus dem Besitze Eltens vertrieben. Ein späterer Versuch, mit Hülfe ihres zweiten Gemahls, Balderich III. von Kleve, sich in Elten festzusetzen, scheiterte an dem Veto des Kaisers. Nach Otto's III. Tode eroberte Balderich das Kloster von Neuem; aber unter Heinrich II. ward die Abtei wieder hergestellt. Von der unweiblichen Adela und ihrem ebenbürtigen Gemahl Balderich erzählt

die Geschichte der Greuel noch mehr. Sie scheute weder Gift noch Dolch, um ihre ehrgeizigen Pläne durchzusetzen und Alles, was ihr im Wege stand, zu vernichten. So hatte sie schon einen Sohn erster Ehe ermorden lassen und wollte auch den Grafen Wichmann von Westfalen, mit dem Walderich in Fehde gelebt hatte, nach zu Stande gekommener Aussöhnung auf ihrem Schlosse Upladen bei Elten vergiften lassen. Als ihr dies mißlang, ließ sie ihn durch gedungene Meuchelmörder auf der Heimreise erschlagen. Der Kaiser ließ die Anstifter dieser That verfolgen und ihre Güter mit Beschlagnahme belegen. Walderich entfloh, aber Adela blieb zurück und ward vom Herzog Bernhard von Sachsen belagert. Nach hartnäckiger Gegenwehr, bei der Adela sogar den Weibern Helme aufsetzte, mußte sie sich dem heranziehenden Kaiser ergeben und erhielt freien Abzug mit all ihren Schätzen. Ihr Schloß jedoch, Upladen bei Elten, ward zerstört. Die „giftige Schlange“, wie Dittmar die „unedle Adela“ nennt, starb mit ihrem Gemahl Walderich in der Verbannung. Mit Recht schrieb Fürst Johann Moritz von Nassau, der Statthalter von Kleve, darum an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1663): „Gott bewahre uns sammt und sonders vor den Türken, dem Podagra und den — schlechten Weibern!“

Nachdem das Kloster Elten hierauf lange in ungestörtem Genuße großer Freiheiten und Privilegien gewesen war, fiel die „freie Reichsabtei“ an Karl den Kühnen von Burgund, der es mit anderen Städten und Schlössern 1473 an Herzog Johann von Kleve schenkte. Kaiser Maximilian, König Philipp von Spanien und 1577 Erzherzog Maximilian von Oesterreich bestätigten diese Schenkung.

Danach hatte das Kloster noch mancherlei Schicksale und Wandlungen zu bestehen, die wir hier nicht weiter verfolgen können. Es war abwechselnd französisch und preussisch, bis es 1815 endlich dauernd an Preußen abgetreten ward.

Von der ehemaligen Abtei sind nur noch wenige Reste vorhanden. Dazu gehört die im 11. Jahrhundert aus Tuffsteinen erbaute stattliche Stiftskirche und einige Gebäude, welche die Gemeinde Ober-Elten bilden. Am nördlichen Fuße des Berges liegt das große Dorf Nieder-Elten mit einer schönen gothischen Pfarrkirche.

Vom Eltenberg aus genießt man eine reizende Fernsicht über das ganze von den malerischen Höhen des Reichswaldes begrenzte Rheinthale, hinauf bis Xanten und Wesel und abwärts bis Arnheim und Nimwegen, sowie über einen großen Theil der holländischen Niederungen und Westfalens. Daher zog er von jeher viele Besucher aus dem flachen Lande an, denen er als der „erste Hochaltar des Herrn“, als „der erste Pfeiler des Himmels“ erscheint, wenn sie ihre Ebenen verlassen haben. Hier zeigt sich uns der Vater Rhein noch einmal in seiner ganzen Majestät, ehe er seine reichen Gewässer vertheilt in andere Lande, „als könne er aus Deutschlands Gefilden nur mit zerrissenem Herzen scheiden“.

**Die Rheinmündungen.** Wir nähern uns jetzt dem Hauptspaltungspunkte des Rheins in einen rechten und linken Arm, die nach Cäsar die insula Batavorum, bis ins Mittelalter „Insel Betouwe“ (d. h. „fruchtbare oder beste Auwe oder Au“) genannt, umschlossen. Auch die römischen Dichter, wie Vergil, reden von einem Rhenus bicornis, einem zweihörnigen Rhein; doch waren die Verschlingungen

der Maas und Waal etwas anders geartet. Der Hauptzusammenfluß erfolgte damals noch nicht bei Gorkum. Auch kannte man noch nicht den Biesbosch, und die Zuidersee war ein von der alten Ziffel durchflossener Binnensee Flevo. Erst 1287 erhielt dieselbe durch einen Einbruch des Meeres, wobei an 80,000 Menschen umkamen, ihre jetzige Ausdehnung. Aber auch die Römer haben aus militärischen Gründen im Rheindelta mancherlei Anlagen geschaffen. So grub schon Drusus, als er in den Jahren 15—9 v. Chr. in Germanien Krieg führte, einen Verbindungskanal vom Rhein in die Ziffel, die fossa Drusiana, und um dem Lekk größere Wassermassen zuzuführen, errichtete er einen Damm (moles Drusi), vermuthlich zwischen Rhein und Lekk. Ferner leitete Corbulo (17 n. Chr.) einen Kanal aus der Maas in den Rhein (fossa Corbulonis), vielleicht von Delft nach Leiden. Was sonst noch von jetzigen Wasserarmen Ueberreste oder theilweise Arbeiten aus der Römerzeit sind, läßt sich schwer feststellen. Die älteste Spaltung zwischen Rhein und Waal, von der wir wissen, ist bei der 1586 von Martin Schenk v. Niddeggen, einem Geldernschen Edelmann, angelegten Schenkenschanze, einer ehemals starken Feste, welche in Kriegszeiten eine große Rolle spielte. Dieselbe ward 1635 von den Spaniern, dann von den Holländern unter Heinrich von Oranien, 1672 von Turenne genommen, war 1674—81 von den Brandenburgern besetzt und ward 1704 von den Franzosen erstürmt. Sie galt wegen ihrer Lage auf der Ostspitze der Betuwe, an der Spaltung von Rhein und Waal, für den Schlüssel der Niederlande. Zur Winterszeit erschwerten die Belagerten noch das Erstiegen der Wälle durch Begießen mit Wasser, das zu Glatteis gefror, wie der alte Merian 1659 meldet. Jetzt dagegen, nachdem der Rhein sein Bett verändert hat und sich nunmehr die Spaltung weiter abwärts vollzieht, hat die Schenkenschanze ihre militärische Bedeutung eingebüßt. In der Nähe setzte 1672 Ludwig XIV. mit dem Prinzen von Condé an der Spitze eines großen Heeres durch den Arm des Rheins (der nach der Trennung den alten Namen behält), um Holland zu erobern. Dies war, da wegen außergewöhnlicher Hitze der Arm fast ganz ausgetrocknet war, gar kein so großes Kunststück, wie es Voileau in ruhmrednerischen Versen preist.

Als man gegen Ende des 17. Jahrhunderts starke Versandungen im rechten Hauptarme bemerkte, so grub man 1701 einige Stunden unterhalb der Schenkenschanze bei dem Dorfe Pannerden einen Kanal von der Waal hinüber zum nördlichen Rheinarme. Infolge dessen versiechte von seiner Einmündung an der Theil bis zur Schenkenschanze, welcher, wie so mancher andere versandete Rheinarm, heute noch Dude Rhijn (alter Rhein) heißt. Durch den sogenannten Bijland'schen Kanal ward hinwiederum ein Waalbogen verkürzt, der in Folge dessen versandete und den Namen Dude Waal führt. Heutzutage nimmt man die erste eigentliche Stromspaltung erst unterhalb Willingen an. Um sich in den jetzt beginnenden Verzweigungen des Rheindeltas leichter zu orientiren, halte man vorläufig fest, daß die Spaltung nach rechts und links wechselt, wie folgt: 1) links die Waal, 2) rechts die Ziffel, 3) links Lekk, 4) rechts die West.

Zunächst wendet sich der linke Hauptstrom, die Waal, westlich nach Nimwegen zu; er eignet sich vorzüglich zur Schifffahrt. Der schmale, nach Norden fließende Kanal, stellenweise Kanal von Pannerden, dann Rhein genannt, hat mehrere Sandbänke, worunter die berühmteste die Arnheimer ist. Die Waal macht zwar einen Umweg von 20 Stunden, dagegen gestattet der Rhein nur

eine Schiffsbreite von 20 Fuß. Sie fließt ziemlich parallel mit der Maas, vermischt sich mit derselben durch einen Kanal bei Bommel, aber vollständig vereinigen sich beide Ströme erst bei Gorkum. Dann theilt sich die Waal noch einmal in die Westkil und die Merwe. Die Westkil bildet den Biesbosch mit etwa hundert kleinen Werdern und steht durch einen linken Arm mit der Osterschelbe in Verbindung. Der rechte Arm, die Merwe, fließt nach Dordrecht, spaltet sich dann in drei Arme, von denen einer (Merwe oder Merwede genannt) nördlich fließt, wo er sich mit dem Lek, dem Hauptarme des nördlichen Rheins, verbindet und dann den Namen Maas annimmt. Als der südlichste Arm des ganzen Rheindeltas gilt die Westerschelde, welche bei Vlissingen mündet. \*)

Der rechte Hauptarm, der Rhein genannt, spaltet sich oberhalb Arnheim wieder in zwei Arme, von denen der rechte den Namen „Neue Zijfel“ annimmt, der linke, doppelt so breite, den Namen Rhein weiter führt. Die Neue Zijfel vereinigt sich mit der alten und fließt bei Kampen in die Zuidersee. \*\*) Der Rhein läuft am Südrande einer Hügelkette hin und theilt sich bei Wijf bij Duurstede abermals in zwei Arme, von denen der linke, größere, Lek genannt, die Hauptwassermassen des Stromes entführt. Der rechte dagegen, der krumme Rhein, schleicht in vielen Windungen langsam nach Utrecht zu, wo er sich zum letzten Male in die Becht, welche nach rechts in die Zuidersee mündet, und in den „alten Rhein“ theilt. Da der krumme Rhein immer mehr vertrocknete, so legte man von Utrecht einen Kanal an zum Lek, die sogenannte Baart, und auf diesem und der Becht befördert man den Hauptwaarentransport nach Amsterdam. Auch die Becht hat noch einige Verbindungen mit den Maas-Waalmündungen und dem alten Rhein, die wir hier nicht weiter verfolgen wollen, um uns in diesem Wasserlabyrinth nicht zu verirren. Auf diesen Abzweigungen beruht der ganze Handel Hollands mit Antwerpen und Belgien.

Der alte Rhein muß noch zur Römerzeit eine große Wassermenge mit sich geführt haben; denn noch unter Caligula stand an seiner Mündung ein Fort und ein Leuchthurm (domus Britannica et Caligulae Pharos), von wo dieser Kaiser eine Expedition nach Britannien unternehmen wollte. Auch spielte die Stadt Leiden an der Mündung, das alte Lugdunum Batavorum, dereinst eine große Rolle. Nach und nach versandete aber der alte Rhein immer mehr und verlor sich nach dem Tode Karl's des Großen unter dem Namen Mallegat völlig in den Dünen.

Im Jahre 1807 eröffnete man ihm bei Katwijk eine kanalisirte Mündung. Um dieselbe zu erhalten und dem Einbruch der Meeresfluten zu wehren, hat man zwei Steindämme weit in die See hinausgebaut und drei Schleusenreihen angelegt. Letztere, in der Entfernung von je 1000 bis 1500 Schritt, halten nicht nur Fluten und Stürme ab, sondern spülen durch eigens gebildete Bassins allen eingewehten und eingeschlemmten Sand zur Ebbezeit wieder hinaus. „So wird“, wie Daniel in seinem Handbuch der Geographie, dem wir zumeist gefolgt sind, richtig bemerkt, „der Rhein durch eins der größten hydraulischen Prachtwerke aus seiner Versandung in die See hinausgeführt.“

\*) Der Name Merwe ist zusammengezogen aus Merouwe (Meerebbe), wie der westliche Theil des Zwischenslußlandes hieß. Daher der Name der Merowinger.

\*\*) Der frühmittelalterliche Name der Zijfel ist Issala, und davon stammen die Benennungen salische Kaiser, salisches Gesetz u. s. w.

Es ist eine geläufige Auffassung, weniger von Geographen, als von Dichtern und Beschreibern des Rheins und seiner Schönheiten, daß man dieses allerdings unscheinbare Ende des mächtigen und stolzen Stromes mit sentimentalen Betrachtungen und Klagen, wie bei einem jämmerlichen Todesfalle eines berühmten Mannes, schildert. Wir gaben davon schon eine Probe, wenn Aloys Henninger in seinem vortrefflichen Werke: „Der Rhein und die Rheinlande“ den deutschen Strom „mit zerrissenem Herzen aus der Heimat scheiden läßt“. Der bekannte Geograph Th. Schacht führt die landläufige Vergleichung mit einem „großmüthigen Verschwender an, der nun selbst arm und kümmerlich seinem Grabe zueilt“.

Noch tragischer lautet folgende Klage: „Ja wol ist er alt geworden, der Vater Rhein! Lebensmüde und todesmatt schleicht er, nachdem ihm fast alle seine Kraft entzogen ist, dem Grabe zu. Wo ist die trotzige Kraft, mit der er von den Gletschern Graubündens herabgetost in die Ebene des Vorarlberger Landes? wo ist der Zaubergürtel, der ihn von Ehrenfels bis zu den sieben Bergen umschlang? wo die Würde, die er sich selbst noch wahrte, als beim Austritt aus dem deutschen Vaterlande seine Schönheit schon dahin war? Alles, Alles dahin! Er hat selbst die Kraft nicht mehr, frei und selbstständig den Todessturz in das rettende Meer zu thun.“ — „Wir stehen bewundernd, wenn die gewaltigen Thorflügel der Schleusen sich aufthun und das angesammelte Wasser entlassen. Allein, daß dieses Wasser eben unser Rhein ist, daß ihm solcher Zwang angethan werden muß, daß seine eigentlichen stolzen majestätischen Mündungen mit fremden Namen sich nennen lassen müssen, daß auch an unserm liebsten und erbeigenthümlichsten Strome das Ausland uns demüthigen mußte, das erfüllt uns dort in Katwyk mit gerechtem Schmerze. Deutschlands Fluß ist Deutschlands Bild!“ — Der sentimentale Verfasser dieser Todesklage vergißt ganz, daß Holland erst seit 1648 aus dem deutschen Reichsverbande geschieden ist, daß also die Benennungen der Rheinarme, wie Waal und Lek, ursprünglich deutsch waren und daß schließlich Holland uns stammverwandt und streng genommen kein eigentliches Ausland zu nennen ist. Wollten wir dies aber auch zugeben, so bleibt immerhin „der Rhein der Vater dieses Bodens und versieht seine Strombetten und alle die unzähligen Kanäle, die der Mensch hineingezogen hat, mit Wasser, insofern dies nicht vom Ozean aus geschieht, der seine Flut bis tief in das Land schiebt, dessen Fläche oft unter dem Spiegel der Nordsee steht.“ Ja, er zieht noch zwei mächtige Ströme, Maas und Schelde, in sein Reich und bildet ein weit ausgedehntes Deltaland voll reichen Segens. Darum gebührt ihm Verehrung gleich dem heiligen Nil. Nicht arm und dürstig, nein reich, ja überreich trägt er in zwanzig Mündungen dem Ozean seine gewaltigen Wassermassen zu. Darum sagt Daniel mit Recht: „Wenn ein mächtiger großer Kaiser Karl zehn Söhne hätte, Alle trügen Kronen, nur Einer, Karl mit Namen, wäre leer ausgegangen — wie wunderbarlich, in solchem Falle sich nicht der Glorie des Kaiserhauses zu freuen, sondern elegisch darüber zu seufzen, daß gerade Karl keine Krone trägt.“ Möge darum immer der Rhein Deutschlands Bild bleiben!

**Das Rheindelta-land.** Das rheinische Delta-land oder Holland ist die größte Marschlandschaft Deutschlands, bedarf aber zu seinem Bestehen der Wachsamkeit und des Fleißes seiner Bewohner in hohem Grade. Und daran haben sie es denn auch nicht fehlen lassen, so daß man von dem ursprünglichen niederrheinischen Alluvium oft wenig sieht; die oft „mehrere Ellen starke Humusschicht des Boumgrundes oder des bestellbaren Landes ist an vielen Orten lediglich ein Produkt der fleißigen Hände der Bewohner.“ Von der Emsigkeit der Holländer entwirft Kuhl in seinem Werke: „Der Rhein“ ein sehr lebendiges Bild, wie folgt: „In Holland fließen alle Flüsse, Flußarme und Bäche nicht in eigenen natürlichen Betten, sondern in künstlichen Gräben, welche der Mensch ihnen schuf. Die wilden Flußgötter sind dort vollständig gebändigt und gesittigt. Auch dem Meere haben die Holländer Grenzen gesteckt. Sie weisen mit sehr künstlich geformten und berechneten Fortifikationen seine Angriffe zurück und lassen von seiner andringenden Flut nur so viel ins Land, als gut ist, um die Schiffe landeinwärts zu tragen und den Handel zu fördern. Die binnenländischen Seen, wenn sie zu groß sind, werden ausgepumpt oder beschränkt, und sogar in die Tiefe der Erde steigen die Leute hinab, um auch den versteckten Quellen, welche der Oberfläche des Bodens schaden könnten, durch ein unterirdisches Kanalsystem ihren Lauf vorzuschreiben. Man kann sagen, die Holländer haben die Najaden und Dzeaniden mitsammt ihren Flußurnen und Töpfen zum Lande hinausgejagt und das Wasser selbst in ihren eigenen Urnen und Töpfen aufgefangen, um es so im Lande zu vertheilen, wie es dem rationellen Ackerbau, einer vernünftigen Viehwirtschaft und dem Interesse des Handels und Verkehrs am besten konvenirt. Ebenso haben sie auch das Land in ihre bildende Hand genommen. Sie überlassen es nicht dem Zufall, ob sich irgendwo neues Land bilden soll oder nicht, sondern sie lassen hier und dort, wo es thunlich ist, Acker anwachsen und wüsten sogar mit Hülfe einer wunderbaren Pflanze aus rollendem Sande Hügel und Berge zu ihrem Schutze emporzuziehen.“

So bietet denn dieses „Land der Frösche“, wie es ein Franzose spöttisch benennt, das Bild musterhaften Fleißes und wohlthuender Reinlichkeit zugleich. Längs den wasserreichen Kanälen ziehen sich die gepflasterten Treppelwege oder Leinpfade, vorzügliche Landstraßen, mit nach der Schmalseite aufgestellten Backsteinen gepflastert; rechts und links labt sich das Auge an frischen, saftigen Wiesen, auf welchen die schmucken Herden weiden; Windmühlen treiben mit ihren Flügeln auch Wasserräder, um die Kanäle mit Wasser zu speisen; Schiffe ziehen nach allen Seiten hin gleichsam durch Wiesen, oder werden gezogen (sogenannte Treckschuiten). Dazu die netten, hinter Bäumen hervorsimmernden Bauernhäuser mit den spiegelblanken hohen Fenstern, prächtige rhombenförmig gepflanzte Obstbäume, stattliche Alleen von Eichen, Hainbuchen und Weiden — das ist gewiß ein wohlthuendes Bild! — Und nun erst im Winter! Da erstarrt die Ueberschwemmung auf den Wiesen zu einem glatten Eispiegel, und ein buntes Gewimmel kräftiger Schlittschuhläufer und anmuthiger Schlittschuhläuferinnen belebt die unabhäbliche Fläche. Selbst die Marktweiber kommen auf Schieb-  
schlitten und Schlittschuhen daher.

Ehe wir das Land der jetzigen Bewohner näher schildern, laßt uns einen kurzen Gang durch die Geschichte desselben machen. Da, wo der Mensch seine Natur im Kampfe mit den Elementen stählen muß, entwickelt sich ein kräftiges

zähes Volk. Das waren denn auch ſchon in alter Zeit die Bataver und Frieſen. Von dem heldenmüthigen Freiheitskampfe der Erſteren unter ihrem Hannibal, Claudius Civilis, gegen die Römer haben wir ſchon früher geſprochen.

**Das alte Austraſien und Lotharingen.** In die Geſchichte der ſaliſchen Franken, welche an der Maas und Sambre wohnten, und die ihrer Dynaſten, der Merowinger, fällt die Entwicklung der drei Länder Austraſien, Neutraſien und Burgund. Unter Austraſien (Oſtreich) verſteht man den öſtlichen Theil des großen Frankenreichs, welcher nach Chlodwig's Tod (511) bis auf Pipin den Kurzen meiſt ein ſelbſtändiges Königreich bildete. Es umfaßte die Auvergne, Lothringen, Belgien und einige Länder auf dem rechten Rheinufer mit der Hauptſtadt Metz. Von den vier Söhnen Chlodwig's beſaß der älteſte, Theoderich, Austraſien und hatte damals ſeinen Königſitz in Rheims. Seine Brüder Chlotar, Chlodomer und Childebert herrſchten im Gebiete der Weſtgothen, in Burgund und dem weſtlichen Frankreich, das nachmals den Namen Neutraſien erhielt. Unter den Söhnen Chlotar's wütheten alle Greuel des Verraths und Verwandtenmordes. Die Frevelthaten der beiden Königinnen Brunhilde in Austraſien und Fredegunde in Neutraſien und der unſelige Bruderkrieg zwiſchen Siegbert, Reſident von Rheims, und Chilperich, König von Soissons, welche Beide durch Meuchelmord fielen, ſollen bekanntlich das hiſtoriſche Subſtrat in der Nibelungenſage haben mitbilden helfen. Siegbert oder Siegfried, wie er in der Sage heißt, erſcheint aber hier als der Gatte der Brunhilde und nicht Krimhildens oder Gudrun's, wie ſie in der nordiſchen Geſtalt der Sage heißt. Auch ſonſt finden ſich der Widerſprüche noch ſo viele, daß es gewagt erſcheinen dürfte, einen hiſtoriſchen Kern der Nibelungenſage nachweiſen zu wollen.

Die ruchloſe Fredegunde wüthete gegen ihre eigenen Stieffinder, die Söhne Chilperich's, um ihrem Sohne Chlotar Neutraſien zuzuwenden. Dieſer vereinigte wirklich das ganze Frankreich unter ſeinem Scepter, beſiegte die frevelhafte Brunhilde und ließ ſie von einem wilden Pferde zu Tode ſchleifen. Danach zerfiel das Frankenreich immer mehr, und die Gewalt der Könige ging auf ihre majores domus über. So ward Pipin von Landen Herr von Austraſien und ſpäter Pipin von Heriſtal Hausmaier der drei vereinigten Länder Austraſien, Neutraſien und Burgund (687). Dieſer machte die Großmeiſterwürde in ſeinem Hauſe erblich; das Stammschloß ſeines Herrscherhauſes ſtand bei Lüttich an der Maas. Aus ihm ſtammte Pipin der Kurze, welcher ſich nach Abſetzung des letzten Merowingers auf den fränkischen Königsthron erheben ließ. Sein Sohn iſt bekanntlich der berühmte Kaiſer Karl der Große. Unter deſſen Enkeln, den Söhnen Ludwig's des Frommen, kam es durch den Vertrag zu Verdun (843) zu einer Theilung des Reiches. Lothar erhielt außer Italien, das ihm ſchon früher zugewieſen worden war, Burgund öſtlich von der Rhone und die mittleren Länder am linken Rheinufer, an der Moſel und Maas, das urſprüngliche Austraſien, welches ſpäter nach ihm „Lotharingen“ genannt ward. Ludwig, nachmals „der Deutſche“ genannt, erhielt das eigentliche Deutſchland, und Karl dem Kahlen fiel außer anderen Ländern das frühere Neutraſien, das bretoniſche und flandriſche Gebiet und Burgundien weſtlich der Saone zu. In Lothar's Reich waren die Stämme gemiſcht, während



sich in den Landen Ludwig's das deutsche und in denen Karl's das romanische Element ausprägte. Lothar hatte zwar die Kaiserwürde, doch die beiden anderen Reiche entwickelten sich selbständig. Er residirte in Aachen und hatte zum Schutze Frieslands und der Handelsorte an der Nordsee harte Kämpfe mit den Normannen zu bestehen. Unter seinen Nachfolgern gab es neue Wirren, und als sich Karl der Kahle in den Besitz seiner Länder setzen wollte, nöthigte ihn Ludwig der Deutsche zu einem abermaligen Theilungsvertrage von Merzen (870), wonach Friesland, das ripuarische Franken, der größte Theil von Lotharingen mit Elsaß und einem Theile Burgundiens an Letztern fielen. Karl der Kahle erhielt das linke Maas- und Moselufer und die rechte Rhonesseite. Später mußten die Söhne Ludwig's des Stammers von Frankreich auch auf Westlothringen zu Gunsten Ludwig's des Jüngern verzichten (879). Die weiteren Schicksale des Landes können wir hier nicht verfolgen; es zerfiel später in Nieder-Lothringen an der Maas und Ober-Lothringen an der Mosel (vergl. unsern III. Band „Deutsches Land und Volk“ S. 491 ff.).

**Das Reich Karl's des Kühnen.** Wenden wir uns nun zu dem dritten mit dem Frankenreiche verbundenen Lande, zu Burgund, das, nachdem es unter Graf Hugo zu dem sogenannten Arelatischen Königreiche vereinigt gewesen war (937), später wieder unter Konrad II. (1030) an Deutschland fiel. Unter Philipp dem Kühnen, welcher von seinem Vater Johann von Frankreich das Herzogthum Burgund (d. h. Bourgogne mit Dijon, Autun und anderen Städten) als erbliches Lehen überkam und durch Heirath die früher dem Deutschen Reiche zugehörige burgundische Freigrasschaft (Franche Comté), sowie die reichen flandrischen Provinzen nebst Artois, Mecheln und Antwerpen erwarb, erstand ein neuburgundisches Reich, welches durch seinen Sohn Johann den Unerstickenen und seinen Enkel Philipp den Guten (1419—67) noch über die übrigen niederländischen Staaten ausgedehnt ward. So kamen die Länder Holland, Friesland, Seeland, Hennegau, Brabant, Namur, Luxemburg, Limburg und andere, welche verschiedenen Herzögen und Grafen, geistlichen und weltlichen Herren unter Oberlehns herrlichkeit des deutschen Kaisers gehört hatten, durch Erbschaft, Kauf oder Waffengewalt an Burgund. Dagegen besaßen mehrere schon damals durch ihren Handel und ihre Industrie (Brabanter Spitzen) mächtige Fabrikstädte, wie Gent, Brüssel, Antwerpen, Brügge, Löwen, unter Andern große Privilegien und freie Verfassungen, die jeder Herzog beim Regierungsantritt beschwören mußte. Philipp der Gute ließ sich besonders die Ausbildung des niederländischen Adels in ritterlichen Waffenübungen und höfischer Sitte angelegen sein, er fesselte die edlen Geschlechter durch allerlei Huldsbezeugungen, wie Verleihung des nach dem Vorbilde der Argonauten gestifteten Ordens vom goldenen Vliese, an sich, und veranstaltete in Flandern und Brabant die glänzendsten Turniere und Feste. In seine Regierung fällt auch die Gründung der Universität Löwen.

Philipp's Sohn, Karl der Kühne, erhöhte den Glanz des ritterlichen Hofes noch mehr und vergrößerte Burgund durch Ankauf von Geldern und Zutphen. Sein Land reichte von Holland bis zu den Alpen; doch sein Ehrgeiz

strebte noch höher; er wollte ein austraisches (gallisch-belgisches) Königreich östlich bis zum Rheine stiften. Schade, daß eine maßlose Herrschbegierde und eine wilde Leidenschaftlichkeit den sonst an großen und tüchtigen Eigenschaften so reichen Charakter verdunkelten. Lüttich, das sich empört hatte, verbrannte er, die Einwohner megelte er nieder und setzte seine Hoffnung auf Kaiser Friedrich III., der ihm zu der burgundischen Königskrone und dem Reichsvikariat jenseit des Rheines verhelfen sollte. Dagegen bot er ihm für seinen Sohn Maximilian seine einzige Tochter Maria, die Erbin des großen burgundischen Reiches, als Braut an. Diese verlockende Aussicht für die Zukunft seines Sohnes und Deutschlands wirkten auf Kaiser Friedrich III. bestimmend.



Der Vertrag zu Verdun. Nach Schurig.

Er reiste selbst mit glänzendem Gefolge nach Trier zu einer Zusammenkunft mit Karl dem Kühnen. Dieser stellte an Pracht und Reichthum seines Aufzuges den deutschen Kaiser gewaltig in Schatten und erfüllte seine Mannen mit Neid. Doch ein Edelstein überstrahlte Alle bei Weitem: das war der jugendliche Max in schwarzem Gewande auf einem muthigen braunen Hengste in der Fülle und Schönheit seiner männlichen Jugend. Hell strahlten die kühnen tiefblauen Augen aus seinem frischen Antlitz mit der gewölbten Stirne und der Adlernase, und goldene Locken wallten ihm auf die Schultern herab. Einen eigenthümlichen Kontrast hierzu gewährte der schon im reifen Mannesalter stehende Herzog Karl der Kühne. Wie schön besingt dies Anastasius Grün in seinem Romanzenfranz: „Der letzte Ritter“.

„Der Ein' ist reich an Thaten, ein düst'rer Held zu seh'n,  
 Der Andre frisch wie Cedern, die jung im Wuchse stehn,  
 Der Eine schien ein Herbsttag, der heim die Garben trägt,  
 Der Andr' ein Frühlingsmorgen, der Saaten der Hoffnung hegt.  
 Der glich dem moos'gen Eichbaum, an dem die Art schon liegt,  
 Der Andre dem schlanken Sprößling, den Gärtnerhand noch biegt,  
 Der schien die Sonn' im Westen, die blutig untergeht,  
 Und Jener der Stern der Liebe, der lächelnd im Osten steht.

Es dünkt dem ersten Helden sein Lenz aufs Neu' erblüht,  
 Wenn ihm das Flammenauge des Jünglings entgegenläuht;  
 Der aber fühlt sich mächtig vom Fittich der Zeit umrauscht,  
 Wenn er des düstern Genossen tiefernster Rede lauscht.  
 Der Ein' ist reich an Siegen, und rasten möcht' er nun,  
 Den Andern drängt's nach Thaten, um glorreich dann zu ruh'n;  
 Der Eine heißt der Kühne im ganzen schönen Burgund,  
 Und Destreichs Max, den Andern, nennt jeder deutsche Mund.“ —

Die Verlobung zwischen dem ritterlichen deutschen Prinzen und der reizenden Erbin von Burgund ward beschlossen und mit großem Pomp begangen. Der Kaiser befehnte den Herzog feierlichst mit Geldern, und die Fürsten von Jülich und Berg verzichteten durch ihre Gesandten auf alle ihre Ansprüche. So war nun Karl Herzog von den fünf Herzogthümern Burgund, Brabant, Limburg, Lüttelburg und Geldern, Graf von Flandern, Artois, Grafschaft Burgund, Holland, Seeland, Hennegau, Namur und Zutphen, Markgraf von Antorf, Herr von Friesland, Mecheln und Salines, doch es fehlte ihm noch — die Königskrone. Da drängte sich neidisch und wie ein böser Geist der Zwietracht König Ludwig XI. von Frankreich in das neugeschlossene Bündniß. Er, der die Hand und das Erbe der schönen Maria gern selbst für seinen Dauphin erworben hätte, raunte dem schwachen Kaiser Friedrich III. ins Ohr, Karl der Kühne strebe nach der deutschen Kaiserkrone. Zunächst säete der Dämon der Zwietracht gegenseitiges Mißtrauen. Karl wollte zuerst gekrönt sein, ehe er seine Tochter definitiv dem deutschen Prinzen anvertraute; schon war Alles zur Krönung aufs Feierlichste hergerichtet, da spielte ihm der alte mißtrauische Kaiser einen furchtbaren Streich. Den Tag vor der anberaumten Feier reiste er ab, ohne Abschied zu nehmen, indem er die faule Ausrede hinterließ, die Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Köln riesen ihn ab; es solle einstweilen bei der Verabredung bleiben. Wol mögen den alten Kaiser auch der Uebermuth und die Prachtentfaltung des Herzogs verletzt haben. Aber Karl schwur, den Schimpf zu rächen und mischte sich zunächst in die Streitigkeiten Friedrich's III. mit dem Erzbischof Ruprecht von Köln. Er belagerte die Stadt Neuß und brachte sie in große Noth. Endlich bequeme er sich durch Vermittelung des päpstlichen Legaten (1475) zu einem Frieden mit dem Kaiser. Dazu nöthigten ihn auch Angriffe auf sein eigenes Land. Ludwig XI. war mit dem Kaiser in ein Bündniß getreten und in die Niederlande eingefallen, der Herzog von Lothringen griff Luxemburg an, und Sigismund von Oesterreich nahm ihm, von den Schweizern unterstützt, die Grafschaft Pfirt weg. Infolge dessen kam eine Verständigung zwischen Friedrich III. und Herzog Karl zu Stande und das Verlöbniß Maximilian's mit Maria ward bestätigt. Der ritterliche Bräutigam sandte der anmuthigen Braut einen Brief, welchen diese auf das Entgegenkommendste erwiderte und mit ihrem Diamantring begleitete.

Nun wollte Karl an seinen Angreifern Rache nehmen, und der Kaiser gab die Rheinländer und Schweizer preis. Nachdem der Herzog einen Waffenstillstand mit Ludwig XI. geschlossen hatte, fiel er in Lothringen ein und eroberte Nancy nach neunmonatlicher Belagerung. Inzwischen hatten die Eidgenossen Fortschritte gemacht. Karl zog rachejahnend heran und wollte ihr ganzes Land bis an die welschen Alpen unterjochen. Er nahm zunächst an der Besatzung von Grançon teufelische Rache, doch hier erreichte ihn das Schicksal. Die Schweizer Bauern schlugen ihn, und sein Lager mitsamt großen Schätzen, darunter der größte Diamant jener Zeit, fiel in ihre Hände. Doch sein Unstern trieb ihn noch weiter, bis er bei Murten noch furchtbarer aufs Haupt geschlagen wurde. Ludwig XI. leistete den Schweizern Vorschub und spornte Herzog Reinhart zur Wiedereroberung Lothringens an. Da eilte Karl, vor Wuth knirschend, gegen Nancy, wo er (1477) Ehre und Leben verlor. Der tollkühne Mann endigte in einem fast zugefrorenen Sumpfe durch Verrätherhand im vierundvierzigsten Jahre seines thatenreichen Lebens.

Nun fiel Ludwig XI. über Burgund her, riß es als erledigtes Lehn der französischen Krone an sich und warf auch seine begehrliehen Blicke auf die übrigen Länder. Zu dem Ende bewarb er sich aufs Neue um die Hand der bedrängten zwanzigjährigen Tochter Karl's, um Maria, Maximilian's Braut, für seinen Sohn, den Dauphin. Die hochherzige Jungfrau war in großer Noth, doch sie hielt treu zu ihrem Verlobten. Am meisten machten ihr die Genter zu schaffen, welche Ludwig durch Bestechung und Verrath gegen Maria aufheßte. Mit Thränen und Jammern mußte sie ihre eigenen Rätthe auf dem Schaffote bluten sehen. Das einzige Rettungsmittel für sie, als schwaches Weib, war, sich baldigt zu vermählen. Zwölf ungestüme Freier bewarben sich um ihre Hand, darunter der rohe Herzog von Kleve. Aber Maria entschied



Karl der Kühne. Nach H. de Newville.

sich für den ritterlichen Erzherzog Max, und die Stände willigten ein. Am 26. April 1477 ward Maria dem Herzog Ludwig von Bayern, als dem Stellvertreter Maximilian's, welcher mit einer Gesandtschaft Kaiser Friedrich's nach Gent gekommen war, an die Hand getraut und nach damaliger Sitte ein Scheinbeilager vollzogen, bei dem ein blankes Schwert die Beiden trennte.

**Maximilian's Brautfahrt (Theuerdank).** Mit Freuden begrüßte der Kaiser diese Botschaft, und in der zweiten Hälfte des wundervollen Monats Mai unternahm der ritterliche Erzherzog seine Brautfahrt von Wien über Frankfurt. Dort schlossen sich ihm eine Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten und Rittern sowie Abgeordnete von Städten an. 1200 Reifige, darunter die Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg, Herzog Wilhelm von Jülich, Herzog Albrecht von Sachsen, Markgraf Christoph von Baden und ein Landgraf von Hessen, zogen in Gent ein. Damit es nicht an Pracht fehlen sollte, hatte die verwitwete Herzogin, welche des Kaisers Sparsamkeit kannte, ihrem Schwiegersohne 10,000 Gulden Reisegeld zugesandt. Unterwegs ward der Zug feierlichst empfangen und mit Geschenken beehrt, besonders in Löwen und Brüssel. Maria sandte ihm 200 Reiter entgegen und ein kostbares Kleinod zum Geschenk. Am 18. August erfolgte der festliche Einzug in Gent, begrüßt von der ganzen Bürgerschaft, von Fürsten, Bischöfen, Prälaten, Grafen und Rittern. Freudig jubelte das Volk dem herrlichen Jüngling entgegen, wie er im silbernen, mit Gold musirten Harnisch, in roth- und weißsammtnem Waffenrock, mit dem Diadem von Perlen und Edelsteinen auf den goldenen Lockenringeln stolz einherritt auf seinem braunen wiehrenden Hengste. Wol konnte sich keiner der damaligen Thronerben Europa's mit diesem „letzten Ritter“ vergleichen. Mit Freudenthränen eilte Maria dem Auserkorenen entgegen, küßte ihn inbrünstig und sprach: „Nun sei mir willkommen, du edelstes deutsches Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt!“ — Im germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich eine gleichzeitige, sehr feine Handzeichnung über die erste Begegnung des jugendlichen Paares mit der alten Ueberschrift: „In dergleichen Habit hat Kayser Maximilian Hochlöblicher Gedechtnus sein verlobten Gemahl, das Frewlein v. Burgund, erstlich besucht.“ — Am 20. August fand unter großem Pomp die feierliche Einsegnung durch den päpstlichen Legaten Julian, Bischof zu Ostia, in der Hofkapelle zu Gent statt und das Beilager ward zu Bruch mit glänzenden Festlichkeiten, Ritterspielen und Turnieren vollzogen. Darauf legte Maximilian den Eid als Landesherr ab und unternahm eine große Huldigungsreise nach Westlandern, Hennegau, Namur und Brabant.

Daß ein so freudiges Ereigniß, das Zusammentreffen eines so seltenen, an Schönheit wie an Liebenswürdigkeit in gleichem Maße reich ausgestatteten Herrscherpaares der Poesie einen herrlichen Stoff an die Hand bot, ist selbstverständlich. Trägt es doch gewissermaßen schon seine Poesie in sich. So besitzen wir schon aus dem 16. Jahrhundert ein höchst merkwürdiges Literaturdenkmal, der „Theuerdank“ genannt, welches man dem Propste Melchior Pfinzing zu Nürnberg, dem Geheimschreiber Maximilian's, zuschreibt, für dessen wahren Verfasser man aber den Kaiser selbst zu halten hat. Melchior Pfinzing hat es wol nur überarbeitet und seinen Namen hergegeben, damit dem mißlichen Sprichwort: *Propria laus sordet* die Spitze abgebrochen ward.

Von dem Propste rühren auch die frommen Betrachtungen und religiösen Allegorien her, womit das Gedicht nicht zum Besten des Ganzen übertüncht worden ist; auch wird er vielleicht dem Versmaß die letzte Feile gegeben haben. Was bedeutet nun der Name Theuerdank und was ist der Inhalt dieses Gedichtes? — Darüber giebt uns der von Melchior Pfinzing beigelegte Clavis (Schlüssel) folgende Auskunft: „Tewrdank bedeut den lobliche Fürsten R. M. E. Z. O. Y. B. (d. h. Kaiser Maximilian, Erzherzog zu Oesterreich und Burgund) vund ist darumb Tewrdankh genant, das Er von jugent auf all sein gedanckhen nach tewerlichen (d. h. abenteuerlichen) Sachen gericht, die er auch vilfelliglich über wenig ander Fürsten vund Ritter, von den man geschriben findt, mit eignem leib vollbracht hat.“



Maximilian und Maria in Gent. Nach W. Camphausen.

Der Inhalt des Gedichtes aber ist die „Brautfahrt Maximilian's zu Maria von Burgund“, in allegorischer Weise besungen. Den Namen Theuerdank, so viel wie „Abenteuereingedenk“, hat Scherz nicht unglücklich mit Gloriamemor, d. h. ruhmstüchtig, übersetzt. Der Inhalt des Gedichtes ist kurz folgender: Der Held Theuerdank (Maximilian) ist durch Testament des Königs Romreich (Karl der Kühne von Burgund) zum Bräutigam seiner Tochter Grenreich (Maria) bestimmt. Die Prinzessin meldet dies dem Erzherzog nach dem Tode ihres Vaters bei Nancy. Daraufhin begiebt sich Theuerdank in Begleitung seines treuen Dieners Grenhold auf die Brautreise. Da tritt der Versucher in Gestalt eines Doktors an ihn heran, um ihn durch die Lehren der Zügellosigkeit, des falschen Ehrgeizes und des Faustrechtes zum Bösen zu verführen.

Aber Theuerdank widersteht mannhaft, wie einst Hercules am Scheidewege, allen Verlockungen des Satans. Nun sendet dieser seine drei Dienstmannen, Fürwittig, Unfalo und Meidelhart, zu unserm Helden, um ihn in der Maske von Hauptleuten der Königin von Burgund scheinbar zu fördern, in Wahrheit aber, um ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Wie die Namen dieser drei Hölle-geister besagen, sind es nur allegorische Figuren. Fürwittig repräsentirt den „jugendlichen Vorwitz“, der unseren Helden oft in Lebensgefahr bringt. Er verleitet ihn, seinen Fuß unter einen Schleifstein zu stecken, einem jungen Löwen die Zunge auszureißen, ein großes Wildschwein mit dem Degen zu erstechen, einer Bärin die Zungen zu rauben und sie dann selbst zu erlegen, sich auf eine dünne Eisdecke zu wagen u. dgl. mehr. In Brabant tritt er einem gehezten Hirsch in einem engen Hohlwege entgegen und durchbohrt ihm das Herz. Alle diese Jagdabenteuer würden an und für sich besser anmuthen, wenn sie nicht an einer gewissen Monotonie litten. Sie werden immer von demselben bösen Geiste in Scene gesetzt und man kennt ihren Ausgang zum Voraus; manche sind kindisch und läppisch, und Theuerdank's mehr als gutmüthige Leichtgläubigkeit seinem Versucher gegenüber stellt seinen Charakter in ein unvortheilhaftes Licht. In vielen Fällen freilich soll des Helden Muth und Gewandtheit gepriesen werden; besonders zeigt er sich als unermüdeten Jäger. Kein Wetter schreckt ihn ab, keine Felswand ist ihm zu hoch und steil, kein Schneefeld, kein herabpolsternder Felsblock hemmt ihn in seiner leidenschaftlichen Hezjagd. Dabei kommt er oft in die größte Lebensgefahr. Bekannt ist ja auch sein Abenteuer auf der Martinswand. Als er endlich die böse Absicht Fürwittig's durchschaut und ihn fortjagt, fällt er dem zweiten bösen Gefellen Unfalo („das an Unfällen reiche Mannesalter“) in die Hände. Dieser bringt ihn in noch größere Fährlichkeiten. Rollende Felsblöcke und donnernde Lawinen fallen gegen ihn; Sturmwinde werden gegen ihn entfesselt. In wahnwitziger Tollkühnheit schießt Theuerdank auf Anstiften Unfalo's von einem schmalen Fußsteige aus auf einen Gemsbock hoch oben auf unzugänglicher Klippe. Das Thier mußte getroffen unfehlbar auf ihn herabstürzen; wie durch ein Wunder überschlägt es sich im Falle an einem Steine und saust im Bogen über den verwegenen Jäger hinaus. Aehnliche Gefahren besteht Theuerdank zur See. Mehrmals drohen ihm Pulverexplosionen und Unglücksfälle aller Art in Handhabung von Waffen. Schließlich überfällt ihn noch das Fieber, und, was noch schlimmer ist, der Tod in Gestalt unwissender Aerzte, von deren Kunst der Dichter nicht viel zu halten scheint, sucht ihn in seine Krallen zu bekommen. Aber Theuerdank entrinnt ihm, indem er — dem Arzte nicht folgt. Als sich unser Held endlich des falschen Rathgebers Unfalo entledigt, fällt er dem dritten des saubern Trios in die Hände, dem Meidelhart (dem „Neid des Alters“). Von diesem drohen ihm Aufstand der Bürger in Brügge, Gefangenschaft, Mordmord und Vergiftung. Dann heßt er sechs seiner Verwandten gegen Theuerdank, welche dieser aber alle ritterlich besiegt. Endlich ereilt die drei Verräther das Verhängniß: Fürwittig wird durchs Schwert, Unfalo durch den Strang und Meidelhart durch einen Sturz in die Tiefe umgebracht.

Doch die Vereinigung des Helden mit der anmuthigen Königin Erenreich erleidet nochmals einen Aufschub. Die Braut wünscht, ihr Geliebter möge zuvor einen Kreuzzug gegen die Feinde der Christenheit unternehmen.

Mit der Zurüstung zu dieser Heerfahrt und mit einer religiösen Betrachtung, wie der Mensch durch seine Vernunft allen anderen Geschöpfen obziege, schließt das Gedicht, eine Fortsetzung in Aussicht stellend.

Dieselbe ist nicht erschienen; wol aber giebt es eine Art Vorgeschichte in dem von dem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein verfaßten „Weiskunig“, welcher die Thaten Friedrich's III. beſingt.



Rürwittig führt den Edlen Theuerdank auf die Gemsenjagd. Facsimile aus dem Theuerdank.

Im Jahre 1517 erschien die erste Ausgabe dieses Werkes mit prachtvollen Holzschnitten, theils von Albrecht Dürer selbst, theils von seinen Schülern, wie Hans Schäuſelein (1490—1540), im Verlage des Hans Schönsperger zu Nürnberg. Lange glaubte man, der Text sei auch in Holz geschnitten; doch Dr. Saltaus, dem wir eine gründliche Ausgabe des Theuerdank sowie eine eingehende „Geschichte des Kaisers Maximilian“ verdanken,



hat den Satz mit beweglichen Lettern überzeugend vertheidigt. Mitte des 16. Jahrhunderts erfuhr der Theuerdank einige Umarbeitungen. Zuerst durch den hessischen Fabeldichter Burkard Waldis, der mitunter kürzte, mitunter zudichtete, nicht ohne Geschick und Zustimmung. Weniger Beifall erntete Mathäus Schultes (Ulm 1679 und 1693) mit seiner Bearbeitung. Inzwischen war der Theuerdank zu einer Kuriosität und Rarität geworden, bis ihn Rüttner in seinen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten“ wieder etwas zu Ehren brachte.

Daß Anastasius Grün in seinem Balladenfranz: „Der letzte Ritter“ die Thaten Maximilian's besungen hat, haben wir schon erwähnt. Schließlich empfehlen wir unseren schönen Leserinnen diesen Stoff in sehr anmuthender Romanform unter dem Titel: „Theuerdank's Brautfahrt“ von Gustav von Meyern, wenn sie ihn noch nicht aus der Lektüre der Gartenlaube, in der er vor einigen Jahren erschien, bereits kennen.

Gegen den länderfüchtigen König Ludwig XI. von Frankreich vertheidigte Maximilian sein burgundisches Erbe ritterlich und schlug ihn entscheidend in einer Hauptschlacht bei Guinegate (in der Picardie) 1479. Von den Heldenthaten des kühnen Jünglings wissen Geschichte und Sage viel zu erzählen. Bekannt ist wol auch sein siegreicher Zweikampf mit einem prahlerischen fränkischen Ritter, der, wie weiland Riese Goliath die Israeliten, die Deutschen höhnlisch zum Zweikampf herausforderte. Am leidenschaftlichsten liebte Maximilian die Jagd; zu seinem Unglück fand seine reizende Gemahlin, die wegen ihrer Schönheit die „belgische Venus“ genannt ward, auch großen Geschmack an diesem Sport („die burgundische Diana“) und begleitete gern ihren Gatten („den österreichischen Apollo“) auf die Reiherbeize. Bei einer solchen verunglückte sie durch einen Sturz vom Pferde. Dieser Todesfall versetzte das ganze Land in tiefe Trauer, zumeist aber den Erzherzog, der ihrer nie ohne Thränen und Seufzer gedachte. Ja, er soll Tritheimius, Abt von Sponheim, der im Geruche der Zauberei stand, veranlaßt haben, ihm mit Hülfe einer laterna magica das Bild seiner geliebten Maria vorzuzaubern,

„Es weinen alle Blumen, wenn Morgenroth erglänzt,  
Es springen alle Quellen, wenn Lenz ihr Ufer kränzt,  
Und immer, wenn man Maxen Mariens Namen genannt,  
Barg er sein Aug' und die Thräne, die glänzend drinnen stand“,

singt Anastasius Grün. —

Maximilian hatte später noch mancherlei Kämpfe gegen die von Ludwig XII. zum Abfall aufgereizten niederländischen Städte, welche die Vormundschaft seines Sohnes Philipp nicht anerkennen wollten, zu bestehen. Gent fiel ab; die Zünfte von Brügge hielten ihn sogar eine Zeit lang gefangen, und Brabant war wankelmüthig. Doch zwang sie Max, seine Herrschaft anzuerkennen, und mit dem König Heinrich VIII. von England verbündet, schlug er die Franzosen unter Ludwig XII. zum zweiten Male bei dem verhängnißvollen Guinegate (1513). Weil hier die Feinde so weidlich Fersengeld mit den Sporen gaben, sich also sicherlich nicht die Sporen verdienten, nannte man diese Schlacht spöttlich die „Sporenschlacht“. Doch nicht Alle flohen; der tapfere Bayard, der „Ritter ohne Furcht und Tadel“, gerieth in Gefangenschaft.

Der große deutsche Kaiser Karl V. ward 1500 zu Gent geboren und erbt die Länder seiner Eltern und Großeltern. Er schloß die burgundischen

Erbstaaten, vor Allem die „reichen, gebildeten und regsamten Niederlande“, in sein Herz. Er vereinigte sie durch Zufügung von Friesland, Gröningen, Ober- und Niederflandern, sowie durch Eroberung des aufständischen Geldern zu einem Ganzen, wenn sie auch in ihren Privilegien und Verfassungen getrennt waren. Karl V. ward allen Stammeseigentümlichkeiten gerecht und hielt sie so zu einem Kreise des Deutschen Reiches zusammen. Nicht so klug verfuhr sein Sohn Philipp II., dessen Neuerungen den Abfall der Niederländer herbeiführten. Auf die Freiheitskämpfe der Niederländer können wir hier nicht näher eingehen; wir verweisen dieserhalb auf das bekannte vortreffliche Werk Schiller's: „Abfall der vereinigten Niederlande“ und auf das von der Poesie verklärte liebenswürdige Bild Egmont's in Goethe's bekanntem Drama. Besondere Schauplätze stürmischer Ereignisse waren die Städte Brüssel, Valenciennes und Antwerpen zur Zeit des Heusenbundes und der Bilderstürmerei. Bekannt durch Verträge zum Schutze der Religionsfreiheit sind Gent und Utrecht. Als die unüberwindliche Flotte Philipp's II., die Armada, gescheitert war, war Spaniens Seemacht gebrochen und die Unabhängigkeit der Niederlande gesichert. Im Westfälischen Frieden ward dieselbe feierlichst bestätigt, und Holland war aus den Kämpfen mit Spanien nur mächtiger und reicher hervorgegangen.

**Wissenschaften und Künste (niederländische Schule).** Handel und Schiffahrt nahmen einen mächtigen Aufschwung. Nicht minder zeichneten sich die niederländischen Universitäten durch Gelehrsamkeit aus. So nehmen einen hohen Rang in der Philologie ein: Just. Lipsius, Jos. Scaliger, Gerh. Vossius, die beiden Gronovii, Dan. Heinsius (Poetik des Aristoteles), Graevius (römische Alterthümer) und der gründliche Kenner der griechischen Sprache Hemsterhuis (geb. 1685 zu Gröningen) und seine Schüler Ruhnken und Valkenaer; dann Perizonius, Professor in Leyden, der gelehrte Forischer in den Anfängen der römischen Geschichte. Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst schreiben sich die Holländer zu (durch Lorenz Janszoon Koster von Harlem, gest. 1439); gewiß ist, daß sie besonders in Amsterdam und Leyden durch die Familie Elzevirii gepflegt ward. Einen bedeutenden Aufschwung zur Vollendung in ihren bestimmten Richtungen erreichten namentlich die schönen Künste. Bleiben die niederländischen Künstler auch wegen des Mangels klassischer Antike und Großartigkeit der Gedanken hinter den italienischen zurück, so leuchtet uns doch aus den Gemälden der niederländischen Schule eine tiefe Innigkeit und ein religiöser Sinn hervor. Die Architektur ist vom niederrheinischen (kölnischen) Baustil beherrscht und lehnt sich andererseits an den französischen an, wie die Kathedrale von Tournay beweist, in welcher sich neben dem romanischen Langhaus im Kreuzschiff die Vorboden des gothischen Stiles zeigen. Herrliche Modelle der Gothik sind die Gudulakirche in Brüssel, der Chor der Liebfrauenkirche in Brügge und S. Bavo in Gent, S. Romuald in Mecheln, der Dom in Löwen und die berühmte Kathedrale von Antwerpen. Noch interessanter fast sind die weltlichen gothischen Bauten, die gewaltigen Wirthtürme (Belfriede), die Industriehallen und Rathhäuser, wie in Brügge, Brüssel und Löwen, die schon vom 12. Jahrhundert an datiren. Mit der Macht und dem Reichthume der alten Hanja sowie durch die Prachtliebe der burgundischen Fürsten entwickelten sich die beiden Schwesterkünste Bildhauerei und Malerei.

Als Begründer der niederländischen Schule gelten die Brüder van Eyck zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Von ihnen stammt die riesige Altartafel in S. Bavo zu Gent „vom unbefleckten Lamm der Offenbarung“, worin die Künstler im Kolorit große Naturwahrheit bekunden. Der ältere Hubert gilt für den Erfinder der Delmalerei; jedenfalls hat er das Del zuerst technisch verwerthet. In Brüssel gründete Roger van der Weyden eine Schule. Seine Werke sind sehr zerstreut, und viele derselben werden irrthümlich Jan van Eyck oder seinem Schüler Memling zugeschrieben. Von ihm ist die Tafel der sieben Sakramente im Antwerpener Museum. Hans Memling dagegen hat sehr viel zum Ruhme seines Namens, namentlich in Brügge, hinterlassen. Von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir hier nur den Reliquienstrein der heil. Ursula im Johanneskloster zu Brügge als ein Muster der lieblichsten Legendenmalerei. In Memling steigt die Eycksche Schule auf ihren Höhepunkt. Wegen der sanften Anmuth, wodurch sich besonders seine Madonnen auszeichnen, wird er auch „der Lyriker in der Malerei“ genannt. Mit der Trennung des katholischen Südens (Belgien) von dem protestantischen Norden (Holland) spaltet sich auch die niederländische Schule in zwei verschiedene Richtungen, in die flandrische und brabantische, nach italienischen Mustern, und in die holländische, welche freier und unabhängiger ihre Aufgabe in der bloßen Darstellung der Wirklichkeit suchte. Zu ersterer gehört Quentin Messys (1466—1521), zu letzterer Lucas van Leiden (1494—1533). Ein Hauptvertreter der alten Weltmächte und des alten Glaubens ist Peter Paul Rubens, der sich eng an die italienische Kunst und den mythologischen Ideenkreis anschließt. Wie wir im 2. Kapitel dieses Bandes erwähnt, nimmt Köln die Ehre in Anspruch, diesen großen Meister geboren zu haben; indessen gilt neuerdings Siegen für seinen Geburtsort. Rubens war außerordentlich fruchtbar; an 1000 Gemälde werden ihm zugeschrieben. Doch an vielen haben seine Schüler mitgeholfen. Seine Werke zeichnen sich durch Tiefe und Wärme der Auffassung, durch Lebendigkeit des Kolorits aus; seine weiblichen Formen jedoch neigen zu sehr zu üppiger Formenfülle und entbehren der Grazie und Feinheit. Mit zu den berühmtesten gehören die „Kreuzabnahme“ im Dom und die „Kreuzigung“ im Museum zu Antwerpen. Rubens besaß eine seltene Vielseitigkeit; er malte Schlachten und viele Thierkämpfe, ferner galante Liebeszenen, derbe Volksbelustigungen, Porträts und Landschaften. Einer seiner berühmtesten Schüler war Anton van Dyck (geb. 1599 in Antwerpen), ein Meister im Porträtsfach. Mehr zur humoristischen Genremalerei neigt Jacob Jordaens (1593—1678). Am größten auf diesem Gebiete war David Teniers (1610—90), namentlich im feinen Kolorit.

Im Gegensatz zur flandrischen Schule war die holländische beflissen, den religiösen Darstellungen den mystisch-idealisirenden Schleier hinwegzuziehen, die nackte Wirklichkeit getreu wiederzugeben und an die Stelle historischer Bilder die Porträtgruppen der Gemeindevorstände, die sogenannten Regenten- oder Doelenstücke (Doele, sprich Dule, ist ein Schützenhaus), in den Vordergrund zu stellen. Ihren Höhepunkt erreichte letztere Kunstgattung in Rembrandt (Harmensz van Rijn), 1607 als Sohn eines Müllers in Leiden geboren, ja, wie gefabelt wird, in der Windmühle seines Vaters, und der auch zwischen den Mehlsäcken seine ersten künstlerischen Studien gemacht habe. Im Jahre 1630 siedelte er nach Amsterdam über, welches schon, alle anderen holländischen Städte überflügelt,

zur wahren Hauptstadt der vereinigten Staaten geworden war. Seinen Gemälden ist ein düsteres Kolorit, ein eigenthümliches Dämmerlicht charakteristisch. Damit vermischt sich eine eigenartige, fast leidenschaftliche Auffassung der Natur. Zu seinen berühmtesten und seltensten Werken zählen: Rembrandt's Porträt mit dem Säbel, Lazarus' Auferweckung, Heilung der Kranken (nach seinem früheren Werke das „Hundertguldenblatt“ genannt), die Verkündigung, Ecce homo, der gute Samariter, Kreuzabnahme u. a. Von den zahlreichen Schülern Rembrandt's nennen wir den bis vor Kurzem wenig bekannten Jan van der Meer aus Delft, dessen harmlos humoristische Bilder „voll köstlicher Lebenswahrheit zu den Perlen der holländischen Kunst gezählt zu werden verdienen.“ Ferner der Klein- und Feinmaler Gerard Dou (sprich Dau), der zu treue Porträtmaler Bartolomeus van der Helst, der Liebling der reichen Amsterdamer, der Harlemer Maler Franz Hals, frisch und keck in seinen Volkstypen; gleichfalls aus Harlem gebürtig sind seine Schüler Adriaen Brouwer und Adriaen van Ostade, wegen seiner köstlichen Naturwahrheit ein Liebling der Kunstgourmands. Am größten ist die holländische Kunst in der Genremalerei. Wir nennen hier besonders Jan Steen, den „lustigen Schenkwirth von Leiden“ (1626—79), welcher wegen seiner komischen Szenen oft mit Molière verglichen wurde. In Staffagellandschaften leisteten Großes Adriaen van de Velde (1639—72), der Schlachten- und Genremaler Ph. Wouwermann (1619—68), der Thiermaler Paul Potter (1625—54), Jakob van Ruysdael, ein Meister in der Darstellung nordischer Landschaften, M. Hobbema u. A. (vgl. A. Springer's: „Zur niederländ. Kunstgeschichte“ in R. Bädiker's „Belgien und Holland“).

Doch der Handel blieb „der Nerv der Nation“. Von unendlichem Vortheil war den Holländern der Erwerb großer Besitzungen in Indien und der erfolgreiche Kampf der Ostindischen Compagnie gegen Spanien und Portugal. Im Anfang des 17. Jahrhunderts eroberten sie auch Amboina, eine der molukkesischen Inseln, und vertheidigten sie glücklich gegen Engländer und Portugiesen. Damit fiel der ganze Handel mit Gewürznelken in ihre Hand. Zum Centrum des ostindischen Handels machten sie Batavia auf der Insel Java; Ceylon und Malaka kamen in ihre Gewalt, und mit Eroberung von Negapatnam, Cochin und anderen Orten bemächtigten sie sich auch des lukrativen Pfefferhandels. Ihre Westindische Compagnie errang Besitzungen in Brasilien und gründete an der neuentdeckten Hudsonsbai Kolonien. Ebenso legten sie in Afrika am Kap eine Ackerbaukolonie an. Leider verfuhrten sie nicht überall human und machten sich oft durch Gewinnsucht verhaßt. Im hohen Norden brachten sie den Herings- und Walfischfang an sich und legten Seen und Moräste trocken, wodurch sie urbares Land zu Schafweiden und Hanfbau herstellten. Nicht mit Unrecht wird den Niederländern aber bei all diesen Bestrebungen vorgeworfen, daß oft ein „kleinlicher Handels- und Krämergeist“ die Triebfeder ihrer engherzigen Politik ward.

**Holländische Städte.** Wollen wir nun noch einige holländische Städte nennen, so beginnen wir am besten mit Arnhem (vielleicht das römische Arenacum), einst Sitz der Herzöge von Geldern und heute noch Hauptstadt dieses Landes, von dessen Bewohnern ein altes Sprichwort sagt: „Hoog van moed, klein van goed, een zwaard in de hand, is't wapen van Gelderland.“ Die alten Festungswälle der Stadt sind jetzt zu Promenaden umgeschaffen, und

da wandeln mit Vorliebe die in Ostindien reich gewordenen Holländer umher. Sehenswerth im Innern ist der „grootte Markt“, die „grootte Kerke und das Rathhaus“, welches wegen seiner fragenhaften Verzierungen das „Duivelsghuis“ genannt wird. Von der reizenden Umgebung Arnheims erwähnen wir das Landgut „Sonsbeck“ des Barons van Heeckeren, welcher ein tägliches Einkommen von 2000 Gulden haben soll. Man wandelt hier in prachtvollen Parkanlagen umher und genießt vom Belvedere eine entzückende Aussicht bis zum Eltenberg und nach Kleve hin. Nicht minder reizend ist die von Klarenbeck, eine Stunde von Arnheim. Eine der ältesten niederländischen Städte ist Utrecht, im Holländischen Utrecht, das römische Trajectum ad Rhenum (Furt am Rhein), die oude Trecht (d. h. die alte Furt), später von den Friesen und Franken Wiltaburg genannt. Hier soll Dagobert, der erste König der Ostfranken, eine Kirche gestiftet haben und der heilige Willibrordus ihr erster Bischof gewesen sein. Auch der heilige Bonifacius predigte an diesem Orte. Die Stadt gehörte später zu Lothringen, dann zum Deutschen Reich und sah oft deutsche Kaiser, wie Konrad II. und Heinrich V., die hier starben, in ihren Mauern. Kaiser Karl V. baute hier als eine Art „Zwing-Utrecht“ das Schloß Friedensburg (Breeburg).

Der Rhein spaltet sich bei Utrecht in zwei Arme, der eine, „alter Rhein“ genannt, fließt bei Katwyk in die Nordsee, der andere, die Becht, mündet in die Zuidersee. Die Stadt wird von zwei bedeutend tiefer liegenden Kanälen durchschnitten.

Sehenswerth von Gebäuden ist der alte gothische, vom heil. Martin geweihte Dom, dessen Schiff 1674 in Folge eines Sturms zusammenstürzte, und das Rathhaus, worin sich ein reichhaltiges Museum befindet. Utrecht ist auch eine altberühmte Universität (1636 gegründet) und in der Geschichte des Unabhängigkeitskampfes der Niederländer, wie bereits erwähnt, durch die Utrechter Union bekannt.

Von Utrecht aus brachte uns früher die „Trechtshuitenfahrt“ auf der Becht oder die Landstraße nach Amsterdam am Ausfluß der mit der Becht durch einen Kanal verbundenen Amstel (genannt das „Y“, spr. „E“), welches gegenwärtig 309,000 Einwohner zählt. Amsterdam entstand zu Ende des 12. Jahrhunderts aus einigen Fischerhütten und erhob sich zur Zeit der niederländischen Befreiungskriege zur ersten Handelsstadt. Sie war noch im vorigen Jahrhundert die reichste Stadt der Welt, so daß sie Napoleon, der bekanntlich Holland eine Zeit lang besaß, die dritte Stadt seines Reiches nannte. Amsterdam liegt in einem großen Halbkreis um das Y und gewährt mit seinen vielen Kanälen („Grachten“) und Alleen einen seltsamen Anblick. Am schönsten sind die stundenlange Prinzen-, Kaisers- und Herrengracht. Die Stadt zerfällt in 90 Inseln, welche durch 300 Brücken mit einander verbunden sind. Die Fundamente der Häuser ruhen auf eingerammten Pfählen, so daß Erasmus von Rotterdam witzig davon sagt, die Einwohner nisteten wie die Krähen auf den Wipfeln der Bäume. Das außerordentlich lebhafte Treiben dieser Stadt und besonders des Hafens am Y zu schildern, fehlt uns hier der Raum. Ist es Einem doch, wenn man die gewaltigen Ostindienfahrer hinter den Dämmen, die Drei- und Viermaster mit ihren Ladungen von Zucker, Kaffee, Taback, Gewürzen, Häuten und Baumwolle sieht, als „reichten hier die Welttheile einander die Hand.“ Da sieht man ein buntes und seltsames Gemisch aller Nationen der Welt, Germanen, Romanen, Griechen, Orientalen, gelbe Malayen und schwarze Neger. Da schnarrt es in allen Sprachen, schreit, gröhlt und jubelt in tausend unverständlichen Lauten,

und dazwischen wandelt gravitatisch der phlegmatische Wijnbeer, bei dessen Anblick Einem die hübsche Geschichte von dem bekannten „Kannitverstan“ einfällt.

Der Fremde wird mit besonderer Neugier die Dämme und Docks ansteuern, welche die Meeressluten abhalten und Tausenden von Schiffen einen sicheren Aufenthalt gewähren; ferner das großartige Schleußensystem, welches die ganze Umgegend weithin unter Wasser setzen kann und so außer den detachirten Forts die Hauptbefestigung des Landes ausmacht. Ungemein interessant ist auch ein Besuch der Schiffswerfte, des Arsenal's, der Seemannsschule und des Freihafens, in welsch letzterem die Waaren umgeladen werden. Der Hauptschauplatz des städtischen Verkehrs ist der Dam im Innern der Stadt, welscher dieser auch den Namen verlieh. Ringsum liegen das königliche Palais, ehemals das Rathhaus, dessen Thurmspitze ein vergoldetes Schiff krönt, die „niuwe kerk“, eine der schönsten holländischen Kirchen in spätgothischem Stil, und die stattliche Börse. Von anderen Gebäuden nennen wir das Gesellschaftshaus der Zeemanshoop („Seemannshoffnung“), deren ca. 600 Mitglieder meist Schiffskapitäne sind, das Stadthaus und das Rijks Museum (auch nach seinem früheren Besitzer Trippenhuis genannt), mit der reichhaltigsten Gemäldesammlung Hollands. Weitere Kunstsammlungen enthalten das Museum van der Hoop und das Museum Fodor und ansehnliche Privatgalerien. Da man in Amsterdam alle Konfessionen und Sekten vertreten findet, so fehlt es auch nicht an Gotteshäusern jeder Art. Musterhaft und nachahmenswerth sind die zahlreichen, fast palastähnlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Nicht minder erwähnenswerth sind die wissenschaftlichen Anstalten, die Universitätsgebäude, die Wohlfahrtsanstalt Maatschappelij tot nut van't algemeen, das Gesellschaftshaus Felix meritis und noch andere. Ungemein wohlthuend berührt die Reinlichkeit und Sauberkeit sowol im Innern wie im Außern aller holländischen Gebäude. Durch wiederholtes Ansprizen der Häuser wird sorgfältig aller Schmutz und Staub ferngehalten. Mag es uns immerhin übertrieben, ja mitunter komisch erscheinen, wenn uns vor dem Betreten der Zimmer sonderbar geformte Pantoffeln angeboten werden, wenn wir sonst auf den Tischen ein gerade nicht appetitliches Hausgeräth, den Spucknapf, finden: wir könnten hier von unseren Nachbarn Manches lernen. Ueberall bedecken große Teppiche oder Matten Estrich und Flur, schwere Gardinen verhüllen die Fenster zum großen Theil und bewirken ein trauliches Helldunkel. In beneidenswerther Gemüthsruhe und Behaglichkeit schmacht hier der Wijnbeer neben seiner ehrwürdig thronenden Gattin die weiße Thonpfeife, schlürft Thee oder Kaffee oder nippt am Genever, den ihm sein Jan — der stereotype Name aller Diener — eifrig eingießt. Aber einmal im Jahre vergißt der Holländer sein Phlegma und seine Würde, das ist zur Kirmeszeit. Besonders toll treiben es da die Dienerboten, die wie Bacchanten die Straßen durchschwärmen.

Einen seltsamen Kontrast zu der vielgepriesenen holländischen Reinlichkeit gewährt das Judenviertel, der alten Frankfurter Judengasse vergleichbar. Die Juden machen ein Zehntel der Bevölkerung aus und besitzen nicht weniger als zehn Synagogen, von denen die größte, die der „portugiesischen Juden“, dem Tempel Salomo's nachgebildet sein soll. Der Philosoph Baruch Spinoza ward hier als Sohn eines dieser vertriebenen portugiesischen Juden geboren. Auch deutsche Juden haben häufig in diesem Theile Amsterdams Asyl gefunden.

Von Amsterdams Umgebung erwähnen wir das durch den Aufenthalt Peter's des Großen historisch gewordene Zaandam (irrig Saardam genannt), das in Bezug auf seine Reinlichkeit bekannte Musterdorf Broek, das durch seine Blumenzwiebeln berühmte Harlem und das durch seine reizenden Villen anziehende Bloemendaal. — Amsterdam gegenüber mündet an der andern Seite des N der Nordkanal, ein bedeutendes Werk der Wasserbaukunst, durch welchen jährlich über 500 größere Schiffe nach dem Hafen fahren.

Eine der ältesten holländischen Städte ist Leiden, an der Mündung des alten Rheins, das alte Lugdunum Batavorum zur Römerzeit, wie man annimmt. Der Name Leiden erinnert lebhaft an die Leiden, welche die Stadt während einer viermonatlichen Belagerung durch die Spanier auszustehen hatte (1574). Damals soll der Kommandant Jan van der Does gesagt haben: „Wenn ihnen die Lebensmittel fehlten, würden sie ihre linke Hand verzehren und nur die rechte bewahren, um die Freiheit zu verteidigen.“ Endlich, nachdem schon 6000 Menschen durch Hunger und Pest elend umgekommen waren, ließ Wilhelm von Oranien die Deiche durchstechen und brachte zu Schiff mit den Wassergeusen Entsatz. Unzweifelhaft der älteste Theil der Stadt ist die auf einem Erdhügel liegende, mit Zinnen gekrönte Burg, deren Grundmauern noch von einem Drususkastell herstammen sollen. Interessante Gebäude sind ferner die Pantratius- und Peterskirche sowie das bizarr gebaute Rathhaus mit einer auf jene spanische Belagerung bezüglichen Inschrift. Die größte Berühmtheit erlangte Leyden durch seine Universität (1575 gegründet), an welcher die größten Gelehrten ihrer Zeit wirkten, wie Hugo Grotius, Cartesius, Salmasius Scaliger, Boerhave, Ruhnkenius, Wytttenbach und andere mehr. Im Senatsaal, nach Niebuhr der ehrwürdigsten Stätte der Wissenschaft in Europa, hängen die Porträts sämtlicher Professoren von Scaliger bis auf die Neuzeit. Den Studien sehr förderlich, besonders für Mediziner und Naturforscher, ist das naturhistorische Museum, die Siebold'sche Sammlung japanesischer Merkwürdigkeiten, die Alterthümer und der botanische Garten.

Weiter aufwärts am Rheinwinkel und Eintritt des Stroms ins Deltaland liegt Nimwegen, schon zur Römerzeit als Castellum Noviomagus eine bedeutende militärische Position. Hier begann das Land der Bataver (insula Batavorum). Nimwegen, von Tacitus Oppidum Batavorum genannt, war die batavische Grenzwehr am Niederrhein gegen die deutschen Bructerer und Franken. Später erbaute Karl der Große hier eine stolze Pfalz, den sogenannten Falkenhof, welche Eginhard der Ingelheimer gleichstellt. Sodann gründeten nachmals die Normannen hier einen ihrer Hauptwaffenplätze. Sowol für Deutschland, wie umgekehrt gegen Deutschland in den Händen der Niederlande war Nimwegen ein wichtiger Punkt. Hinter der Festung Gorkum kommt man in weite Gewässer, aus denen sich links das Inselland Wiesbosch in mehr als 100 Werbern erhebt. Auf einer Insel liegt auch Dortrecht, ein bedeutender Handelsplatz, der in der Geschichte eine große Rolle spielt.

Am rechten Ufer der Maas liegt die zweitgrößte Handelsstadt Hollands, Rotterdam, mit über 147,000 Einwohnern. Die Stadt hat die Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks und ist von zahlreichen Kanälen durchschnitten. In ihren Hafen laufen jährlich 2500 Schiffe ein; sie bringen besonders Kaffee, Zucker, Reis, Tabak, Thee und Gewürze. Während die große Seestadt an

der Amstel ihre Schiffe nur im Y beherbergen kann, hat Rotterdam Grachten von solcher Tiefe, daß es die größten Seeschiffe inmitten der Stadt aufnehmen kann. Darum hat man es dort auch sehr bequem, das Innere eines jener gewaltigen Ostindienfahrer zu besichtigen. Von Sehenswürdigkeiten erwähnen wir die Grootte Kerk oder Laurentiuskirche, einen gothischen Ziegelbau, die Börse, das Standbild des berühmten Gelehrten Erasmus von Rotterdam auf dem großen Markte, das Museum Boymans mit einer Gemäldesammlung niederländischer Meister, den Park und den Zoologischen Garten.

Ein lohnender Ausflug ist von Rotterdam nach Delft, dem Haag und Scheveningen. In Delft ward der Gründer der niederländischen Freiheit, Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien, 1584 auf Anstiften Philipp's II. von Spanien ermordet. Sein Andenken ehrt ein prächtiges Monument in der neuen Kirche, das auch seinen Sohn Moritz und die nachfolgenden Fürsten derselben Familie birgt. Auch andere große Männer sind hier verewigt, so der hier geborene Hugo Grotius, und in der alten Kirche ruhen der Admiral Martin Tromp, der Sieger in 32 Schlachten, Piet Hein, welcher die spanische Silberflotte nahm, und der Naturforscher Leuwenhoeck. Doch wir fahren weiter nach der königlichen Residenz Gravenhaag, kurzweg der Haag genannt.

Der Haag war ursprünglich ein Jagdsitz des Grafen von Holland, daher der Name 'sGraven Haag, seit dem 16. Jahrhundert ist es die Residenz der Generalstaaten. Trotzdem blieb es lange das „größte Dorf Europa's“, bis es Napoleon zu einer Stadt erhob. Als Sitz des Hofes, als Mittelpunkt der wichtigsten diplomatischen Verhandlungen, als Aufenthalt vieler hohen Herrschaften hat Haag einen mehr aristokratischen Charakter. Wilhelm von Holland, der nachmals deutscher Kaiser ward, hatte hier 1250 — so erzählt Merian — seine Hofhaltung, und Wilhelm IV. veranstaltete hier rauschende Feste. Die Weltgeschichte verzeichnet mehrere wichtige Verhandlungen zwischen Spanien und Holland, die im Haag zum Austrag kamen, aber auch einige dunkle Thaten, die den Glanz des Hauses Oranien trüben. So nahm hier Prinz Moritz im Binnenhof, dem Sitz der Statthalter, den einflußreichen Rathspensionär von Holland, Johann van Oldenbarnevelt, weil er sich ihm nicht fügen wollte, gefangen und ließ den unschuldigen 72jährigen Greis auf dem Schaffot verbluten. Ebenso ließ er dessen Freunde Hugo Grotius und Hogerbeets gefangen nach Schloß Löwenstein abführen. Eine empörende, ruchlose That sah der uralte Thorthurm des Buitenhofs, der sogenannte Gevangenpoort, wo im Jahre 1672 Cornelis de Witt und sein Bruder Johan, unschuldig eines Komplots gegen das Leben des Prinzen Wilhelm angeklagt, im Kerker schmachteten und von dem aufgeregten Pöbel buchstäblich in Stücke zerrissen wurden.

Von den reizenden Parkanlagen der anmuthigen Residenz verdient vor Allem der Vijverberg („Weiherberg“) genannt zu werden, auf welchem die Paläste der königlichen Familie, der Gesandten, Minister und anderer hoher Personen liegen. Unweit ist der frühere Hof von Holland, in welchem sich später die Erbstatthalter und der König Ludwig Napoleon aufhielten; er umfaßt den Buiten- und Binnenhof. Der Buitenhof ist gegenwärtig das Sitzungslokal der zweiten Kammer der Generalstaaten und vieler Behörden. Außerdem fehlt es nicht an alten und neuen Palästen, wie das neue Königspalais am Nordende und das Schloß König Wilhelm's IV. im Voorhut. Den Gelehrten ladet die



Bibliothek, den Staatsmann das Archiv, den Kunstfreund das Museum im sogenannten Prinz Moritzhaus zu lohnendem Besuche ein. Den Freund der Natur aber wird es ergötzen, im herrlichen Haag'schen Busch zu lustwandeln, und den Rubens-Enthusiast wird der Oranienfaal im Lustschloß „Haus im Busch“ entzücken. Zuletzt reizt uns noch ein Ausflug nach dem Fischerdorf und beliebten Badeort Scheveningen auf der mit Backsteinen (Klinkers) gepflasterten dreireihigen Allee. Hier begrüßen wir mit Heine, Byron und anderen Freunden der See das Spiegelbild der Unermeßlichkeit, „the glorious mirror of eternity“, und rufen wie einst die 10,000 Griechen des Xenophon entzückt und begeistert: „Thalatta! Thalatta!“

Wir wandeln hier auf der mit Backsteinen gepflasterten Terrasse auf der Höhe der Dünen bis zu dem Leuchtturm und dem zur Erinnerung der Rückkehr Wilhelm's I. nach der französischen Okkupation im Jahre 1865 errichteten Obelisken. Wir erblicken auf dem Strande Hunderte von Fischerbarken, sogenannten Pinken, vor Anker und zur Ebbezeit auf dem Sande liegen, andere auf hoher See. Reichbeladen kehren die Boote mit der hohen Flut zurück, und ein Ausrufer versammelt durch Schlägen auf ein metallenes Becken die Dorfbewohner, um den Fang an Fischen zu versteigern. Sodann werden die Fische nach ihrer Größe und Art sortirt und von den kräftigen Weibern nach dem Haag gebracht. Ebenso einträglich ist der Heringsfang, der die Fischer selbst bis hoch an die schottische Küste führt.

Mitte Juli bis Anfang September beginnt hier die Badesaison. Die nervenstärkende Nordseeluft versammelt oft über 20,000 Kurgäste. Im Verein mit den wohlthuenden Bädern und der frischen Brise wirkt die gesunde Luft in den schattigen Wäldern, und wer sich für das im Vergleich zu einem Aufenthalte in Ostende stillere aber theurere BADELEBEN entschädigen will, der macht einen unterhaltenden Ausflug nach der nahen Residenz, dem Haag.

Nicht weit von Scheveningen errang der Admiral de Ruijter einen glänzenden Seesieg über die vereinigten Flotten Frankreichs und Englands.

Interessant ist ein Besuch einer jener kleineren Wohnungen Scheveningens, weil sie vollständig die Einrichtung eines Schiffes zeigen. Die Betten sind hinter Vorhängen oder in Verschlägen verborgen, das Zimmergeräth ist von der äußersten Einfachheit, eine Art Hühnerleiter führt uns aufwärts in die Dachkammer, das Gebälke an der Decke läuft kreuz und quer, schmale Thürchen und schwerfällige, für Wind und Wetter eingerichtete Fenster — das ist im Wesentlichen der Charakter einer solchen Wohnung. Nur im besten Zimmer entdecken wir etwas mehr Komfort, einen Kamin und Kochherd, wo ein Thee- oder Kaffeekessel hängt und ein paar bequemere Stühle vielleicht für die Alten stehen. Dort könnte es uns, namentlich wenn der Sturm tobt, recht behaglich sein.

Doch es treibt uns aus dumpfigen Räumen hinaus auf die Dünen, an das große freie Meer, dessen Krauschen und Brausen uns von ferne anzieht, wie eine gewaltige Melodie. „Roll an, du tiefer, dunkelblauer Ozean, roll an!“ — so begrüßt dich der britische Romantiker in seinen meisterhaften Schlusstrophen aus *Gilde Harold's Pilgerfahrt* — „du unermeßliches Grab so vieler Ströme, so vieler Menschen und Menschenwerke! Du glorreicher Spiegel, wo des Allmächtigen Bild sich in den Stürmen wieder spiegelt — grenzenlos, unendlich und erhaben — das Bild der Ewigkeit — der Thron des Unsichtbaren!“ —

Wie in muthwilligem Spiele werfen hier die Wogen ihre Kameraden überschlagend an den Sand und murmeln dabei ihren ewigen Wiegengesang. „Ein klarer, wolkenloser Himmel spannt sich über die weite See aus“ — so schildert uns das Prachtwerk: „Die Rheinfahrt“ von Stieler, Wachenhusen und Hackländer einen solchen Blick auf das Meer; „die Flut liegt scheinbar eben und ruhig, leuchtet dort draußen im grellsten Metallglanz und zeigt bis zum Ufer, an dem wir stehen, die so unendlich harmonische und doch an Gegenätzen so überreiche Stufenleiter aller Töne von Tiefblau und Blaugelb durch Lichtgrün und Lichtgelb bis zu jenem unbeschreiblichen Perlmuttersschimmer dicht am Strande, wenn sich der durchsichtige Wasserscheier, mit einer zierlichen Schaumlinie eingefasst, leise rauschend zu unseren Füßen hinschmiegt. Und wie schön, wie wunderbar schön ist das Alles mit dem ewigen Spiel des Lichtes! Stundenlang kann man hinaus schauen, um stets Neues, um stets Wunderbares zu entdecken — Bilder, wohin das Auge schweift, Poesie, volle, unbegrenzte, uner schöpft!“

Plötzlich thürmen sich die Wellen, werfen zahllose Muscheln und Thiere auf den Sand, mit schrillum Schrei flattern die Möven auf — schwarzblaue Wolken ziehen am dumpfgrollenden Firmament herauf — der Strandwächter bläst in sein Signalhorn, und laut heult sein Hund an der wildempörten See — unheimlich zittert das Licht des fernen Leuchtturms; ein Weib eilt mit fliegenden Haaren zum tosenden Strande, ängstlich und verzweifelt rennt sie die Dünen auf und ab; sie erwartet ihren Mann, „es ist ja ihr Leben, ihr Licht, ihr Glück — die Wellen wogen und brausen.“ Auf einmal schreit sie laut auf — es naht gegen Strom und Sturm aus nebeliger Ferne ein seltsames Schiff —

„Herr Gott, schwarz ist des Fahrzeugs Bauch,  
Schwarz sind die Segel und Masten auch,  
Bootsmann und Matrosen, hohl und kalt. —  
Sie sieht dabei ihres Mannes Gestalt —  
Das Geisterschiff fliegt lautlos vorbei. —  
Frau Dore sinkt mit schrillum Schrei.  
Die Wellen wogen und brausen.“

„Man findet sie Morgens erstarrt am Strand,  
Der Leib ist heiß, das Hirn ist Brand,  
Aus Fieberträumen wüßt und wild  
Aufplattert das schreckhafte, mächtige Bild,  
Bis sie aus den wirren Reden versteh'n:  
Den „fliegenden Holländer“ hat sie geseh'n.  
Die Wellen wogen und brausen.“

„Ans Ufer treiben beim Morgenroth  
Die öden Trümmer von einem Boot,  
Die Brandung wirft eine Leiche ans Land,  
Sie haben ihn Alle geliebt und gekannt.  
Das irre Weib erschaut die Gestalt  
Und jauchzt und lacht und stirbt alsbald.  
Die Wellen wogen und brausen.“ — (Wolfgang Müller.)

Uns hat diese rührende Sage immer tief ergriffen von dem ruhelosen Wanderer zur See, der zur Strafe für seine Gotteslästerung verdammt ist, so lange unstat auf der Wasserwüste zu irren, bis ein ihn treuliebendes Wesen sich aufopfert, sein frostloses Dasein mit ihm theilen zu wollen. Ist es uns doch, als schauten wir im Geiste jenes schwärmerische Mädchen vor dem düsteren

Bilde des schwermüthigen Seefahrers; aber trostlos und an menschlicher Treue verzweifelnd besteigt der Unselige sein unheimliches Schiff — wir hören mit Richard Wagner das Rollen der See und das Grollen des unerbittlichen Firmamentes — da springt, wie von magischer Gewalt angezogen, die hochherzige Jungfrau in die hoch aufschäumende See und — das Gespenster Schiff ist verschwunden. Bekanntlich hat die Sage mancherlei Gestaltungen erfahren — man findet dieselbe und ihre Variationen sehr schön zusammengestellt in „Franz Otto's Märchenschatz“ S. 525 ff. (bei Otto Spamer, Leipzig).

Zimmer hat am Strande des öden, einsamen Meeres uns ein unendliches Gefühl der Wehmuth und des Heimwehs beschlichen. Auch diesmal, wenn wir zurückdenken an die weite Fahrt, die wir von der Quelle des Vater Rhein bis zu seinem Grabe zurückgelegt haben, können wir uns ernstern Betrachtungen nicht verschließen. Wir können in Erinnerung an das begeisterte Rheinlied Becker's: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ bei allem Hochgefühl, das unsere Brust schwellt, im Hinblick auf die letzten glorreichen Thaten unseres deutschen Volkes zum Schutze und zur „Wacht am Rhein“ eine Beimischung des wehmüthigen Gefühles nicht verwinden, daß dieser herrliche Strom weder an der Quelle noch an der Mündung zu unserm Deutschen Reiche gehört. Zwar gehörten sowol die Schweiz als auch Holland zum deutschen Reichsverbande und sind uns beide Länder in Sitte und Sprache verwandt; doch wir wissen ja, wie wenig sich beide Völker dessen bewußt sind. Und das ist es, was uns wehmüthig stimmt. Fern sei es von uns, der gewaltfamen Vereinigung Alldeutschlands das Wort reden zu wollen — aber das sich Angezogenfühlen vom großen deutschen Mutterlande hätte wenigstens seine Berechtigung. Darum schließt der bekannte Geograph Daniel, dem man es von mancher Seite so sehr verübelt hat, daß er die Schweiz und Holland in seinem Buche als „deutsche Außenländer“ aufführt, seine Schilderung holländischer Sitten nicht mit Unrecht folgendermaßen: „Vor Allem aber thut es uns weh, daß die Holländer fast wie die Dänen so leicht und gern vergessen, daß sie nach Abstammung, Sprache, nach allen Wurzeln ihrer Kraft Deutsche sind, daß sie den Deutschen zunächst ihre Freiheit danken.“ . . . „Jene deutschen Heerscharen“ — sagt Niehl — „deren Blut den alten Draniern die Freiheit der Niederlande erobern half, bestanden wol größtentheils aus Westerwäldern. Ja, die alten kraftvollen oranischen Fürsten selber mögen zu den Westerwäldern gezählt werden; ihre Burg stand auf den Vorbergen unseres Gebirges; und die heimatliche Linde, worunter Wilhelm der Verschwiegene mit dem holländischen Gesandten Rath's gepflogen haben soll, ist ein Westerwälder Baum. . . . Es giebt heute noch altoranisch gesinnte Westerwälder genug, denen das Herz aufgeht, wenn sie die Volkslieder von den Heldenthaten in Holland hören. . . . Holland hat ein kürzeres Gedächtniß gehabt als das deutsche Volk. Die Linde des Draniers auf den Vorbergen des Westerwaldes hat länger Stand gehalten als die Erkenntlichkeit Niederlands gegen Deutschland.“ —

Möchte einst kommen der Tag, wo sich alle vom deutschen Stamme losgerissenen Zweige wieder ihrer Zusammengehörigkeit aus vollem Herzen bewußt werden! — Das walte Gott! —



Verfertigung des Nibelungenschages.  
Zeichnung von V. Morfins.

## Der Rhein in Lied und Sage des deutschen Volkes.

Bedeutung des „Vater Rhein“ in Sage und Dichtung. — Der Rhein als Krystallisationspunkt der größten germanischen Sagen, wie des Nibelungenliedes, der Dietrichsage, der Sage von Krimhildens Rosengarten, dem Rolandsliede u. s. w. — Poetische Wanderung von der Quelle bis zur Mündung an der Hand der größten Rheinfänger, wie Wolfgang Müller's v. Königswinter („Rheinbuch“, „Rheinfahrt“, „Lorelei“) und Simrock's („Rheinfagen“). — Die Verherrlicher des Rheins in der Schweiz, im Elsaß, in Baden, Württemberg, in der Pfalz und in Hessen. — Poetische Rheinfahrt von Mainz bis Koblenz. — Die Säger des Rheinlandes. — Max v. Schenkendorf. — Dampfschiffahrt von Koblenz bis Köln an der Hand der Dichtung und Sage. — Wolfgang Müller von Königswinter. — Poetischer Gruß bis zum Meere. — Der Rhein, der Lieblingsstrom der deutschen Nation. — Becker's Rheinlied. — Die Wacht am Rhein.

Welchem Deutschen schlug das Herz nicht höher, wenn er deinen Namen vernimmt, o Vater Rhein! — Welchem Deutschen erglänzten die Augen nicht voll Entzücken, wenn er auf deine grünlichen, stolz dahin-rauschenden Wogen

blickte, du König aller Ströme?! — Kein Strom in ganz Deutschland, ja auf der ganzen Erde, ist so reich an geschichtlichen Erinnerungen, an landschaftlichen Schönheiten, an Stoff und Anregung zur Poesie. Darum ist auch von jeher kein Strom so feurig und so oft in Liedern und in Sagen besungen und verherrlicht worden. Was den Aegyptern der heilige Nil, was den Indern der Ganges, was den Israeliten der Jordan — das ist uns Deutschen noch in viel höherem Grade der Rhein — ein Gegenstand der innigsten Verehrung — ein Stück unseres Seins — der Inbegriff unserer vaterländischen Gefühle, das theuerste Gut, für das wir Blut und Leben zu opfern bereit sind. — Schon die Minnesänger haben ihren schönsten Liedern ihr sehnüchti- ges „alumbe den rin“ („Rings um den Rhein!“) eingeflochten; vor Allen haben ihn aber in ihren feurigsten Gesängen die Dichter des Freiheitskampfes gefeiert — ein Arndt, Schenkendorf, Körner, ferner Heibel, Simrock, Schwab, Wolfgang Müller von Königswinter und Andere. Und besungen wird er fort und fort, so lange noch ein Deutscher auf dieser Erde wallt, so lange noch Sinn und Gefühl für alles Schöne rege sind. Kein deutsches Fest vergeht, an dem nicht kräftige Lieder zu deinem Ruhme und Preise angestimmt werden, o Vater Rhein! Dann leuchtet Begeisterung aus allen Blicken, aufs Neue verbrüderst, schüttelst ein Deutscher dem andern die Hand und sinkt ihm wonnestrunknen ans Herz. Den Pokal mit dem edlen, goldenblinkenden Rheinwein erhebend, singen wir mit Wärme:

„Wir huld'gen unserm Herrn, wir trinken seinen Wein,  
Die Freiheit sei der Stern, die Lösung sei der Rhein!  
Wir wollen ihm aufs Neue schwören: wir müssen ihm, er uns gehören,  
Vom Felsen kommt er frei und hehr, er fliehe frei in Gottes Meer!“ —

Und wer einmal das Glück genossen hat, an deinen schönen Ufern zu leben, o König der Ströme! — mit Hochgefühl die reine Luft einzusaugen, die über deinen schäumenden Wogen weht, wer einmal dem träumerischen Spiele deiner Wellen gelauscht — dem ist es, als zöge ihn ein unwiderstehlicher Zauber zu dir hin. Darum singt Simrock mit Recht, wenngleich in poetischer Uebertreibung:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,  
Mein Sohn, ich rathe dir gut!  
Da geht dir das Leben zu lieblich ein, da blüht dir zu freudig der Muth.  
Und im Strom, da tauchet die Nix' aus dem Grund,  
Und hast du ihr Lächeln geseh'n,  
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,  
Mein Sohn — so ist es geseh'n! —  
Dich bezaubert der Laut, dich bethöret der Schein,  
Entzückt fast dich und Graus,  
Nun singst du nur immer: „Am Rhein, am Rhein“  
Und kehrest nicht wieder nach Haus!“ —

Wie den Schweizer das Heimweh ergreift, wenn er in der Fremde den wehmüthigen Klang des Alpenhorns vernimmt, so durchzittert die Sehnsucht das deutsche Herz, wenn er in der Ferne deinen Namen hört, o Vater Rhein! — Wie die frommen Pilger wallen zum heiligen Grabe oder einer andern Gnadenstätte, wie der Mohammedaner wandert nach Mekka, der Geburtsstadt seines großen Propheten — so ziehen alljährlich Tausende zu der Perle aller Ströme,

zu des „Rheines Juwel“. Und wem es nicht vergönnt ist, dort zu weilen, der stimmt das Lied voll Sehnsucht an:

„Dort, wo der Rhein mit seinen Silberwellen  
So mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,  
Dort, wo die blauen Trauben saft'ger schwellen  
Und kühler Most des Winzers Müh' versüßt —  
Dort möcht' ich sein, dort möcht' ich sein,  
Auf deinen Bergen möcht' ich sein! —

„Ach, könnt' ich dort in leichter Gondel schaukeln  
Und hörte dann ein schönes Wingerlied,  
Viel schön're Träume würden mich umgaukeln,  
Als sie der Pleiße flaches Ufer sieht.  
Dort möcht' ich sein, dort möcht' ich sein,  
Wo deine Welle rauscht, wo's Echo hinterm Felsen lauscht!“ —

Und mit Recht ist der Deutsche stolz auf seinen Rhein. Wol giebt es größere und breitere Ströme, doch keiner vereinigt an seinen Ufern eine solche Fülle von Naturschönheiten, keinen hat eine solche Menge historischer Erinnerungen geweiht, keinen der Nimbus der Sage so verklärt, keinen die Kunst und der Gewerbfleiß in solchem Maße beglückt.

Wandern wir empor zu der imposanten Wiege dieses Flusses, zu dem Riesenbauwerke der Schöpfung, wo „in dem erhabensten und herrlichsten centralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels an himmelhohen Felsgipfeln mehr als 300 Gletscher hangen, welche dem Rheine ihre vollen, tosenden Gewässer zusenden. — Wo sie aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sich die ungestümen Alpensöhne in etwa fünfzehn der größten und schönsten Seen, unergründlichen smaragdnen Becken, welche hier, von unerklümbaren Felsen eingengt, dort von Rebhügeln und grünen Matten umkränzt sind.“ Davon singt Geibel so schön:

„O Sohn der Alpen, in krystall'nen Wiegen,  
Genährt von Gletscherbrünten — heil'ger Rhein;  
Wenn du dem blauen Schweizersee entstiegst  
Dich jauchzend warfst vom schroffen Felsgestein,  
Und glorreich nun, ein Held nach frühen Siegen,  
Das Thal durchwallst, im laub'gen Kranz von Wein,  
Zur Lust den Völkern und der Flur zum Segen —  
Wie schlägt dir hoch das deutsche Herz entgegen!“

Wie ein kecker, unbändiger Knabe stürzt er sich Anfangs, jauchzend vor Lust, von Fels zu Fels. Allmählich wird er ernster und ruhiger, dem gesetzten Manne gleich, und zuletzt, seine Wassermassen großmüthig vertheilend, fließt er, wie ein uneigennütziger Greis, bescheiden und still dem Ozeane zu. In seinen Fluten spiegeln sich hohe Waldgebirge, die Zinnen verfallener Ritterburgen und die majestätischen Thürme himmelanstrebender gothischer Baukunst.

„Und zu Schiffe, wie grüßen die Burgen so schön,  
Und die Stadt mit dem ewigen Dom,  
In den Bergen, wie kimmst du zu schwindelnden Höhn  
Und blickst hinab in den Strom.“

Und wer versänke nicht beim Anblick des malerischen Siebengebirges, oder wenn er hinabschaut von der Ruine Rolandsack auf die friedliche schwimmende Insel mit dem Kloster Nonnenwerth und hinüber nach dem romantisch gelegenen

Drachenfels, in poetische Träumereien und in wehmüthig-süße Erinnerungen aus der Vergangenheit?

„Dort, wo der grauen Vorzeit schöne Lügen  
Sich freundlich drängen um die Phantasie,  
Dort ist — ja, meine Sehnsucht kann nicht trügen —  
Dort ist das Land der schönen Poesie,  
Dort möcht' ich sein, dort möcht' ich sein,  
Bei dir, du Vater Rhein, wo Sagen sich an Sagen reih'n.

„Wo Burg und Klöster sich aus Nebel heben,  
Und jedes bringt die alten Wunder mit;  
Den kräft'gen Ritter seh' ich wieder leben,  
Er sucht das Schwert, mit dem er oftmals stritt.  
Dort möcht' ich sein, dort möcht' ich sein,  
Wo Burgen auf den Höh'n wie alte Leichensteine steh'n.“ —

Ja, wie in einer leuchtenden Vision steigt da vor unseren Blicken auf die poetische Zeit des Ritterthums und des Minnedienstes. Uns ist, als hörten wir schmetternde Fanfaren, die zum Turniere laden oder zur Jagd. Glänzende Scharen leuchtender Ritter und minniglicher Edeldamen mit den verkappten Falken in der Hand, umbellt von der Meute kläffender Rüden, ziehen mit Getöse über die donnernde Zugbrücke. Ja, das war noch eine schöne Zeit voll Kraft und Poesie, als die Ritter sich befehdeten in männlichem Zweikampf, wo die persönliche Stärke und Gewandtheit triumphirte, und als des Abends der Held, nachdem er die Rüstung in den schimmernden Hallen aufgehängt hatte, zu den Füßen seiner angebeteten Herrin saß und ihr in süßen Tönen seine Minnelieder zum Klange der Laute sang. Wie schön besingt dies Geibel:

„Auf deinen Bergen horstet ein Geschlecht,  
Frei, wild und mild; — es wohnt in seinem Sinne  
Von deiner Traub' ein Anflug; zum Gefecht  
Das Herz befeuernd wie zu Sang und Minne.  
Wie freudig blutet hier der Edelknecht,  
Wenn aus der Herrin Blick von hoher Zinne  
Ein Gruß als erster und als letzter Dank  
Auf sein verströmend Leben niederfamt. . . .

„Gebrochen sind die Burgen. — Ihre Zeit  
Ging aus. — Doch sitzt an ihrer Thürme Scharten  
Die Sage harpend noch, die Wundermaid,  
Und lallt im Traum von Rimhild's Rosengarten,  
Vom Drachenstein und von der Nonne Leid.  
Und fließt das Mondlicht um die Felsenwarten,  
Da singt die Lorelei, und aus dem Dunkel  
Der grünen Wasser glimmt des Horts Gefunkel.“

So ist es denn vor Allem die größte deutscher Sagen, die ihren Sitz am Rheine hat, die Nibelungensage, auf die wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen. Leider lag dieser Juwel lange vergraben und verkannt, bis ihn von echt nationalem Geiste beselte Männer in seinem alten Glanze wieder herstellten. Hat doch selbst ein deutscher König, Friedrich der Große, die Perle deutscher Dichtung verachtet und ihr welschen Tand vorgezogen. Und doch stellt uns dieses Epos voll poetischer Kraft und Tiefe dem klassischen Alterthume ebenbürtig an die Seite. Darum thun wir Unrecht, wenn wir unsere Kleinode nicht würdigen und immer ins Ausland pilgern. „Es ist eine Schande“, sagt Jordan, der geniale Neugestalter dieser Sage, „daß wir die Mythologie der

Griechen und Römer an den Fingern herzählen können, in unserer eigenen aber uns fremd fühlen, wie in böhmischen Wäldern.“ Die Heimat dieser gewaltigen Sage aber ist, wie uns auch die nordischen Ueberlieferungen beweisen, der Vater Rhein. — Am Niederrhein, in dem sagenberühmten Ranten, das schon im 11. Jahrhundert in dem Annoliede „Klein Troja“ genannt wird, stand die Wiege des leuchtenden Helden Siegfried. Nicht weit vom Rheine muß auch die Schmiede Meister Regin's oder Mimir's gestanden haben; denn als sich der kühne Jüngling sein Wunderschwert geschmiedet hatte, lief er nach nordischer Ueberlieferung damit zum Rheine und ließ, um die Schärfe desselben zu prüfen, eine Wollflocke dagegen antreiben, die haarscharf durchgeschnitten ward. Die Gnitahede ferner, auf welcher Siegfried den Drachen erschlug, soll nach dem Reiseberichte des isländischen Bischofs Nikolaus (aus dem 12. Jahrhundert) zwischen Mainz und Paderborn gelegen haben. Als dann kommt unser Held an den Königshof zu Worms am Rheine, wo still und verstohlen die minnigliche Krimhilde vom Erkerfenster lugt. Nach der Volksjage entführt die rosige Maid ein scheußlicher Lindwurm zum Drachenstein, den man im Siebengebirge am Rheine sucht. Den Streit der beiden Königinnen verlegen nordische Ueberlieferungen wiederum in den Rhein. In seinen grünen Bogen sollen die beiden Frauen beim Baden sich gezanzt haben, nicht, wie im Nibelungenliede, beim Gang in das Münster. In die funkelnden Fluten des Rheines endlich ward der Nibelungenhort, der Anstifter des ganzen Unheils, versenkt. Dort soll er ruhen zwischen Mainz und Lorsch oder nahe der Lorelei, und Abends, wenn die Sonne glühroth in der feuchten Tiefe versinkt, da gewahren die Schiffer sein unheimliches Leuchten. Ja, auch den Helden Dietrich von Bern, den man mit einem Sohne Chlodwig's, mit Theodorich, identifizirt, versehen mehrere Sagenforscher an den Rhein, nämlich nach Bonn, welches in mittelalterlichen Urkunden den Namen Verona, d. i. Bern, geführt haben soll. Bonn führte gleich wie Dietrich von Bern einen Löwen im Wappen, und einer Kölner Chronik zufolge singen die Bauern der Umgegend von Dietrich von Bern und seinem Siege gegen den gewaltigen Riesen Eck.

So ist also der Rhein der Krystallisationspunkt der Hauptsagen unseres Volkes. Darum feiert ihn der geniale Neugestalter der Nibelungenjage, Wilhelm Jordan, mit Recht in folgenden Versen:

„Am rauschenden Rhein läutert die Rebe  
Den süßen Saft, der die Seele beflügelt  
Und bezaubernd entführt in ferne Zeiten. —  
Im rauschenden Rheine ruht das Geheimniß  
Der Nibelungenmär, und allmählich vernehmbar  
Flüstern es die Fluten beim Flimmern der Sterne . . . .  
Beim Rauschen des Rheines errieth ich die Räthsel,  
Erfuhr ich den Sinn der Sage von Siegfried,  
Erlauscht' ich des Liedes verlorene Fügung.  
Im rauschenden Rheine erblickt' ich den Reigen  
Der Nixen der Tiefe, der Töchter Niblung's . . . .  
Darum bildet der Rhein den bindenden Rahmen,  
Den Grund und die Grenzen des großen Gemäldes,  
Die Bahn der Helden, die Bühne der Handlung.  
Darum liebt es das Lied im ganzen Verlaufe,  
Vom Rheine durchrauscht, nach dem Rhein hin gerichtet,  
Auch sein Gleichniß zu suchen im Sohne der Gletscher.“ —



Nachdem wir so des Rheines Bedeutung für die Sage und Dichtung in einigen großen markirten Zügen dargethan, wäre es jetzt unsere Aufgabe, uns in die Fülle von Poesie im Einzelnen zu versenken. — Doch dies könnte ich in dem engen Rahmen, der mir hier gesteckt ist, nicht im Entferntesten erschöpfen.

Folge mir denn, freundlicher Leser und schöne Leserin, „auf Flügeln des Gesanges“ auf einer poetischen Schnellfahrt von der Quelle bis zur Mündung und laß uns nur da besonders verweilen, wo die Dichtkunst ihr reichstes Füllhorn ausgegossen hat, oder wo zugleich unsere engere Heimat ist. Pilgern wir noch einmal zu dem Niesenbauwerk der Schöpfung, zu den von dem Dichter Haller besungenen Alpen, nach der durch Schiller's Tell unsterblich verherrlichten Schweiz mit ihren krysthallhellen Seen, mit ihren ewigglänzenden, vom Alpenglühen beleuchteten Firnen, hören wir im Geiste die Bergströme rauschen und die Lawinen donnern. Hier ist des Stromes „Mutterhaus“, von dem Schiller in seinem „Berglied“ so schön singt:

„Es öfnet sich schwarz ein schauriges Thor,  
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,  
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,  
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;  
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual  
Wöcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

„Vier Ströme brausen hinab in das Feld,  
Ihr Quell, der ist ewig verborgen;  
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,  
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen,  
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,  
Fort flieh'n sie und bleiben sich ewig verloren.“ —

Ueber die graufigen Schönheiten der Via mala haben sich unzählige Dichter und Schriftsteller in Ausrufen der Bewunderung ergangen.

Auf unserer Wanderung durchs Gebirge umtänzelt uns allüberall die lustige Geisterschar der Elfen, sie schlingen ihren Reigen über allen Gewässern und grünen Matten, in den Klüften und Höhen huschen die grauen Erdmännlein, bald sind sie hilfreich zur Hand, bald necken sie uns durch alle Art von Schabernack. Man nennt sie Fenken oder Benediger; sie sollen mit Hülfe ihrer Metallspiegel verborgene Schätze heben. Oft beschenken sie die Menschen mit unscheinbaren Gegenständen, wie Lehm und Asche; die sich aber später in lauterem Gold verwandeln, oder sie verrathen ihnen heilsame Kräuter, wie „Bimbernelle“, gegen Seuche und Pest. Auch helfen sie den Menschen gern bei der Arbeit, wollen aber nicht beobachtet oder gar belohnt sein. Verehrt man ihnen hübsche Kleider, dann werden sie eitel und singen:

„Zg nit meh Gerste stampfe mah,  
Zg schön Chleideli ha, ig jiz tanze gah“ u. dgl.

Oft aber sind sie auch neckisch oder gar boshaft. Dann fügen sie allerlei Schabernack zu, bringen die Ställe in Aufregung, blasen die Lichter aus, verursachen das Alpdrücken (richtiger abzuleiten von den Alben oder Elfen und nicht vom Gebirge der Alpen) oder bewirken den sogenannten Elbschuß, d. i. Steisheit im Kreuz, bekannter unter dem Namen „Hexenschuß“. Daß sie gern schöne Kinder entführen und ihre eigenen häßlichen, die sogenannten Wechselbälge,

unterschieben, um sie veredeln zu lassen, ist ein vielfach verbreiteter Aberglaube. Dann muß man Bier in Eierschalen brauen, und der Kobold entweicht, indem er lachend singt:

„Nun bin ich so alt wie der Böhmerwald,  
Aber so etwas hab' ich mein Lebtag nicht geseh'n.“

Die Thiere des Waldes stehen in der Hut des Berggeistes:

„Flöschlich aus der Felsenspalte  
Tritt der Geist, der Bergesalte,  
Und mit seinen Götterhänden  
Schützt er das gequälte Thier.“

Doch nehmen wir Abschied von diesem poetischen Völkchen, das die Poesie in tausend Sagen und Märchen verherrlicht hat.

Im Toggenburger Lande fällt uns Schiller's bekannte Ballade vom Ritter Toggenburg ein, aber Simrock erzählt uns in seinen „Rheinsagen“ noch eine andere, betitelt „Itha von Toggenburg“. Dieser Gräfin stiehlt ein Rabe ihren Trauring, den ein Knappe findet und dann bei dem eifersüchtigen Gatten in den Verdacht kommt, ihr geheimer Buhle zu sein. Wüthend stößt dieser seine unschuldige Gemahlin vom Fenster in den Burggraben, doch ihr Leben wird wunderbar erhalten. Sie fristet ihr Dasein mit den Beeren des Waldes, und obwol ihr Gemahl später sein Unrecht einsieht und sie reumüthig um Verzeihung bittet, beschließt sie ihr Leben im Kloster. Diese Legende soll dem berühmten Komponisten Rossini das Sujet zu seiner Oper „Die diebische Elster“ gegeben haben.

In St. Gallen gedenken wir der schnurrigen Geschichte von dem „dicken Abte“, dessen Schäfer klüger war als er, bekanntlich von Gottfried August Bürger mit vielem Humor behandelt. Auch um die Ufer des krysthellen Bodensees rankt sich ein duftiger Kranz von Sagen. Ihn und das Land der Alemannen besingt der Dichter also:

„Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,  
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,  
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschmuck der Auen,  
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.“ —

Hier blühte zur Zeit der Hohenstaufen der Minnesang, hier weilte der unglückliche Konradin, ehe sein blondes Vockenhaupt durch welsche Tücke auf dem Schaffot blutete. Den Bodensee hat bekanntlich Schwab's Muse verherrlicht. Wer kennt nicht seinen „Fleischer von Konstanz“, den zweiten Horatius Cocles?

Eine schwarze That ruft uns die Nähe der alten Habsburg ins Gedächtniß, die Mordthat Johann's von Schwaben, des Parricida im Tell. Doch wir erinnern uns lieber Rudolf's von Habsburg und der bekannten Ballade Schiller's.

Der Name Säckingen, eine der vier Waldstädte, zaubert uns Viktor Schefffel's waldduftigen, jugendfrischen „Trompeter“ herauf. Wir hören es lustig schmettern und in der Ferne verklingen, denn wir müssen rasch weiter, es winken uns die wiedergewonnenen Töchter des neuen Deutschen Reiches, der Wasgau mit dem Kampfsplatze eines deutschen Helden, Walther's von Aquitanien. Gott grüß euch, ihr verlorenen Töchter, Gott grüß dich, du

herrliches Münster, das sich spiegelt in dem deutschen Rhein! Die ganze Gewalt des deutschen Volksliedes mit seiner Kraft, Tiefe und Wehmuth bricht über uns herein. Unwillkürlich singen wir:

„D Straßburg, o Straßburg,  
Du wunderschöne Stadt!“

und von jenem Schweizer Deserteur, an dessen Flucht das Alphorn die Schuld trägt:

„Zu Straßburg auf der Schanz,  
Da ging mein Trauern an“ . . .

Hier verewigte sich auch im Münster unser Dichtersfürst Goethe und schaute aus nach Seseenheim, wo seine geliebte Friederike wohnte, der er die schönsten seiner lyrischen Ergüsse weihte. Von elsässer Dichtern erwähnen wir außer Gottfried von Straßburg, den Dichter von „Tristan und Isolde“, noch die Gebrüder Stöber und Pfeffel, den Dichter des bekannten „Gott grüß dich, Alter, schmeckt das Pfeifchen?“ — In Zabern spielt die Sage vom „frommen Fridolin“, in den Burgen Geroldseck und Hoh-Barr schlummern verzauberte Kaiser und Helden, und

„Burg Riedel ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,  
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand.“ —

Den Odilienberg verewigt die Legende von der heiligen, blindgeborenen, aber durch Gottes Gnade geheilten Odilie.

Gegenüber winkt uns der düstere, tannenbewachsene Schwarzwald mit seinen heilkraftigen Naxaden, mit dem romantisch gelegenen Baden=Baden, wo Schenkendorf beim Anblick des alten Schlosses sich in poetische Träumereien verliert. Wie reich dies irdische Paradies an Sagen ist, lehren uns unter Anderem schon die bekannten Fresken der Trinkhalle. Vor Allem sind es die Märcchen von den Nixen und Mummeln, die in der Tiefe des Mummelsees in ihren Krystallschlössern wohnen. Einen Wilddieb, der die Leiche des von ihm gemordeten Försters in die glatte Flut wirft, ereilt die Rache der Wassergeister und die Wogen reißen ihn mit sich fort.

„Stumm liegt der See,  
Als ob die Flut der Rache wieder schließe,  
Glatt ist die Flut,  
Im Mondschein ruht die unermess'ne Tiefe —  
Die Binsen im Kreise nur leise  
Flüstern verstoßener Weise.“

Streng ahndet der Mummelkönig den Ungehorsam seiner Töchter. Als sich einmal eine Nixe beim ländlichen Tanze durch die Schuld des in sie verliebten Burschen verpatete, weil dieser die Thurmuhr absichtlich zurückstellte, da tönte dem harrenden Liebhaber, nachdem die Geliebte in den See gesprungen war, ein gellender Schrei entgegen, und ein Blutstrom quoll aus der Tiefe empor. Daß die Liebe zweier ungleichartigen Wesen zu einem traurigen Ende führt, ist ein in vielen Nixensagen wiederkehrender wehmüthiger Zug.

Nachdem wir der Büste des lebenswürdigen alemannischen Dichters Hebel im botanischen Garten zu Karlsruhe einen Besuch abgestattet, treten wir in die „fröhliche Pfalz“ ein. Hier fesselt uns vor Allem der Dom zu Speyer mit seinen Kaisergräbern; wir begleiten im Geiste den greisen Rudolf von Habsburg auf seinem Ritt zum Grabe und schauen mit Wolfgang Müller „Die nächtliche Erscheinung“ der ihrem bedrängten Vaterlande zu Hülfe eilenden Kaiser.



Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe. Zeichnung von H. Vogel.

Auf dem fernen Donnerberg erscheint uns der Gewittergott Donar auf seinem mit zwei Böcken bespannten Wagen und schwingt unter Donner und Blitz seinen nie fehlenden Hammer.

Vom uralten Mzey tönt uns die Geige des wackeren Fiedlers Volker entgegen, und Worms, die frühere Residenz der Burgunder, versetzt uns wieder mitten in die Nibelungensage. Hier lugt, wie Jordan es beschreibt, Krimhildens goldgelocktes Köpfchen wie eine Mairose aus dem Dornbusch oder, wie das Nibelungenlied besingt, geht sie hervor, „wie das Morgenroth aus trüben Wolfenringen.“ Hier geriethen beim Gang in das Münster die beiden Frauen „Krimhilde und Brunhilde“ in Streit, hier fand die unglückliche Gattin den Leichnam ihres gemordeten Siegfried.

Hier stand ferner Krimhildens Rosengarten, in dem sich im tollen Uebermuthe der Mönch Hsan herumwälzte und dann beim Kusse der Königin mit seinem stacheligen Barte die zarten Wangen blutig stach.

Hier fanden die weltgeschichtlichen Konzilien, Reichstage, Maienversammlungen und Turniere statt, welche Sage und Dichtung vielfach verherrlicht hat. Wer kennt z. B. nicht den „reichsten Fürsten“ von Kerner?

Ein Jubelchor melodischer Sänger begrüßt uns aus dem schwäbischen Dichterwald, wer nennt ihre Namen? Schiller, Uhland, Kerner, Schwab und viele Andere. Es winkt uns das Ahnenschloß der Hohenstaufen und die Stammburg der Hohenzollern, deren erlauchter Sproß die Sehnsuchtsträume des deutschen Volkes nach der Wiederkunft Barbarossa's auf das Schönste verwirklicht hat.

In den Straßen Heilbronn's erscheint uns Meist's liebliches Rätchen; auf dem Rathhause glauben wir, den biedereren Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand zu schauen, und in Weinsberg die treuen Weiber mit ihren geretteten Männern. Doch die Krone der Gegend ist Heidelberg mit den malerischen Ruinen seines Schlosses, mit seinen historischen Erinnerungen, mit seiner Fülle deutscher Wander-, Trink- und Studentenlieder. Nicht umsonst steht hier der kupfernasige Hofnar neben dem Riesenfasse.

Noch einen Scheidegruß senden wir dem jugendlich kecken, von Roquette in „Waldmeisters Brautfahrt“ so frisch besungenen Neckar zu und eilen weiter.

Durch die Forsten des Odenwaldes faust der Rodensteiner mit dem wilden Heere, ein Hurrah und Hufschall erschallt, mit Rossegetrabe, Peitschenknall und Hundegebelfer faust es durch die knackenden Zweige, und voraus eilt der „getreue Eckart“ als Warner. Wehe Dem, der nicht aus dem Wege geht! Die wilde Jagd reißt ihn mit sich fort. Wohl ihm, wenn er wieder festen Fuß faßt und sollte es auch in Afrika sein, wie es einst einem Ackerknecht erging! Doch wohin eilt das wilde Heer? — Dem bedrängten Vaterlande zu Hülfe:

„Mein Vaterland du, du bist meine Lust,  
 Mein Lieb, das ich ewig umjange,  
 Dir schwillt mein Arm, dir glüht meine Brust,  
 Dich feir' ich in brausendem Sange;  
 Im Ost und im West, im Süd und im Nord,  
 Ich reite und streite dir immer fort,  
 Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!“

So singt der Rodensteiner in Wolfgang Müller's schwungvoller Balade: „Deutschlands Wächter“. Das an Geschichte und Sage so reiche Mainthal

können wir hier nicht weiter verfolgen, es würde uns zu weit führen. Die alte Krönungsstadt Frankfurt würde allein ein Kapitel füllen. Welche Fülle von Erinnerung weckt nicht allein schon der Name Goethe! Und dann der alte Kaisersaal mit seiner stattlichen Reihe von Bildern! — Darum für diesmal, lebe wohl, Frankofurtum, du Furt Karl's des Großen, wir dürfen nicht länger verweilen. — Doch wir sehnen uns nach dieser langen und bilderreichen Fahrt nach einem Ruhepunkte. Wo aber könnten wir denselben schöner finden, als im „goldenen Mainz“?

Schon sehen wir aus der Ferne die Thürme seines Domes uns entgegenwinken, und wir begrüßen es mit den Worten eines der begeistertsten Rheinsänger, Wolfgang Müllers von Königswinter:

„Das heit're Mainz! Im gold'nen Tageslicht  
 Seht ihr's gestreckt am breiten Rheine liegen.  
 Ein lebensvolles Bild! Ihr merkt es nicht,  
 Was es gelitten einst in rauhen Kriegen.  
 So lob' ich's mir! Es läßt der rechte Muth  
 Sich nicht durch Hunger, Noth und Angst besiegen;  
 Vergessen ist der Feuersbrünste Blut,  
 Kanonendonner, der dich schoß zusammen;  
 Der Strom der Zeit wusch ab das rothe Blut,  
 Du stiegst, ein stolzer Phönix, aus den Flammen.  
 Des Rheines Leben seht ihr tausendfach  
 Dahin am Strand in üpp'gen Afern quellen:  
 Am Ufer ist der Schiffer Leben wach,  
 Manch Boot kommt an und manches sucht die Wellen;  
 Zuruf, Gejauchze, Scherz, Matrosensang  
 Von sonngebrannten, kräftigen Gefellen  
 Klingt dir in's Ohr: das weite Werst entlang  
 Schiebt man in Ballen fremder Länder Waaren,  
 Dazwischen ziehen Gäste hin im Drang,  
 Ein Dampfer hat sie brausend angefahren.“ —

Hier rollt der königliche Strom stolz und majestätisch seine grünen Wogen hinunter in das gesegnete Rheingau, den Edelstein der Schöpfung. Hier gedeiht ein edler Menschenschlag, hier wächst ein köstlicher Wein; hier pulst das Leben frischer und feuriger. Darum rauschen des Dichters Finger voller in die Saiten:

„Es geht durch's Thor. Dort locken mich hinein  
 Des Nebengartens tiefe Laubenhallen,  
 In grünen Römern perlt der gold'ne Wein,  
 Der Harfenmädchen lust'ge Lieder schallen;  
 Dort sitzen Becher, freudig, heiter, frisch,  
 Und schlante, üppig blüh'nde Frauen wallen — —  
 Wein, Weib, Gesang, des Lebens grüner Schmuck,  
 Wie habt ihr hier den schönsten Bund geschlossen!  
 Den Freund gewinnt ein rascher Händedruck,  
 Zum Liede stimmen jauchzend die Genossen.  
 Hochheimer duftet, würzig, edel, voll,  
 Wie kommt er golden in das Glas geflossen!  
 Wohlauf! Ich bringe den gerechten Zoll:  
 Was klang und klingt in diesen sonn'gen Gauen  
 Und was in allen Zeiten klingen soll  
 Bei Lied und Wein: Hoch Rheinlands holden Frauen!“ —

Und war es nicht hier, im „goldenen Mainz“, wo aus Dankbarkeit und Verehrung die Frauen ihren begeistertsten Lobredner Heinrich Frauenlob

zur Gruft trugen und den edelsten, gewürzigsten Wein auf seinem Sarge ausgossen? Wenn nun auch dieser Dichter ein geborener Mainzer ist, wie uns dies Alfred Bördel in seiner sinnigen und poetischen Gabe über „Frauenlob's Leben und Dichten“ wahrscheinlich macht, so haben die Mainzer doppelten Grund, auf ihn stolz zu sein und sein Andenken zu ehren. Dann ist vielleicht auch die Auregung wegen eines ihm zu setzenden Denkmals nicht auf einen unfruchtbaren Boden gefallen. Das schönste Denkmal hat er sich freilich im Herzen der Frauen gesetzt, die er so sehr gefeiert. Das Lob der rheinischen Frauen singt auch Simrock begeistert:

„Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,  
Als wär' es ein adlig Geschlecht,  
Gleich bist du mit glühender Seele dabei,  
So dünkt es dich billig und recht!“ —

Und in einem neuerdings so populär gewordenen Liede klingt es uns allüberall entgegen:

„Mögen tausend schöne Frauen locken auch mit aller Pracht,  
Wo Italiens schöne Auen, wo in Dürsten schwelgt die Nacht, —  
Nur am Rheine will ich lieben; denn in jedes Auges Schein  
Steht feurig es geschrieben: Nur am Rheine darfst du frei'n!“ —

Es dürfte wol überflüssig erscheinen, meinen Lesern alle großen historischen Erinnerungen und Lokalsagen von Mainz hier zu wiederholen, wie das Reichs= fest Barbarossa's, die Sagen von Willegis, der „goldenen Luft“ u. s. w.

Wir wollen nur noch vor dem Standbild des größten Mainzers, des Erfinders der Buchdruckerkunst, mit dem Dichter ausrufen:

„Mein Gutenberg, empfang' den besten Gruß;  
Von Meisterhand in blankes Erz gegossen,  
So stehst du prächtig da von Haupt zu Fuß,  
Der größte Mann, der dieser Stadt entsprossen,  
Der größte Mann, der Glanz und Ruhm ihr gab.  
Kein Fürst, dem einst der Helm die Stirn umschlossen,  
Kein Priester mit dem gold'nen Hirtenstab,  
Kein Bürger, der durch Stolz und Reichthum glänzte,  
Liegt dort im Sarkophaggeschmückten Grab,  
Der Mainz gleich dir mit ew'gen Ehren kränzte!“ —

Doch nun fordere ich dich auf, geehrter Leser, mit mir eine poetische Fahrt ins gefegnete Rheingau zu machen, wie sie uns Wolfgang Müller so anmuthig in seinem Epos: „Die Rheinfahrt“ besingt:

„So geht's hinab den breitgestreckten Rhein!  
Smaragd'ne Inseln tauchen aus den Wellen,  
Die in der hocherglühten Sonne Schein,  
Umweht von Kühlung üppig grünend schwellen,  
Und Dorf und Städtchen grüßen nach der Flut,  
Thurm, Giebel, Gärten spiegelnd in dem Flusse,  
Die klaren Wogen klingen wohlgenuth,  
Bezaubert von der Landschaft holdem Kusse.  
Fruchtfelder wogen dort am hellen Strand,  
Des Blütenstaubes volle Wogen quellen  
In Wolken auf, befruchtend rings das Land;  
Darüber reichen dicht fruchtreiche Bäume;  
Weingärten blühen weiter; ihren Rand  
Umgrenzen hoch am Berg der Wälder Säume.“

So landen wir, ziehen unter Jubel durch Dorf und Städtchen, an reizenden Villen vorüber, hinauf zu den lustigen Höhen, unter Schwanken der Tücher und laubbekränzten Hüten zu dem Niederwalde, wo bereits der Sockel des Nationaldenkmals steht, auf dem sich bald die siegreiche Germania stolz in die Lüfte erheben wird; wir wandeln durch schattige Buchwäldungen zum Jägerhaus, zur Kessel und zur Eremitage.

„Da liegt vor uns so reich der rheinische Gau,  
Daß selbst ein Engel seinen Segen pries,  
Ihr glaubt nicht mehr nach dieser mächt'gen Schau  
Das Märchen vom „verlor'nen Paradiese“.  
Und strahlt euch auch der Erde hellster Glanz,  
Nie saht ihr Lande heller noch als diese  
Im Sommertage blü'h'n. — Den Blütenkranz,  
Den diese Landschaft heut, sucht ihr vergebens.  
Dem Dichter glaubt: hier blühet voll und ganz  
In seiner Herrlichkeit der Baum des Lebens.  
Denn auf den milden Sonnenhügeln steh'n  
Der Erde würzigste und beste Reben,  
Mögt ihr der Länder weiten Kreis durchgeh'n,  
Dustreicher wird kein Freund den Wein euch geben.  
Bei diesem Schmutz in Berg und Strom und Flur,  
Wie treibet Flut auf Fluten hier das Leben,  
Es ist, als staunte selbst sich an Natur!“ —

Wegen dieser Fülle, dieses Segens köstlicher Reben hat man auch den Rheingau mit Recht den „Weingau“ genannt. In tausend Liedern und Dichtungen ertönt das Lob dieser edlen Gottesgabe:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben,  
Gefegnet sei der Rhein, gefegnet sei der Rhein!  
Da wachsen sie am Ufer hin und geben  
Uns diesen Labewein, uns diesen Labewein!“

Auch hat ihn ja, wie Geibel so schön besingt, der Kaiser Karl, der seine Gruft zu Aachen verlassen, gefegnet:

„Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,  
Die Rebenhügel liegen in gold'ner Mondespracht;  
Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,  
Mit Schwert und Purpurmantel, die Kron' von Golde schwer — — —  
Bei Rüdesheim da funkelt der Mond ins Wasser hinein  
Und baut eine gold'ne Brücke wol über den grünen Rhein,  
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort,  
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.“ —

Wer kennt nicht die Drosselgasse in Rüdesheim, wo Einer nach neuester Volkspoesie den Durst erdroffelt hat, was ihm jedoch der Nachfolger mit Recht bezweifelt?! — Und wer hat noch nicht die ganze Poesie eines Winzerfestes genossen, den unendlichen Jubel, den Kanonendonner und das Knattern der Raketen mit angesehen und angehört? Eins der sinnigsten Weingedichte stammt von Geibel, das ich mir nicht versagen kann, hier theilweise zu citiren. Es führt den allegorischen Titel: „Der Ritter vom Rhein“.

„Ich weiß einen Helden von seltener Art,  
So stark und so zart, so stark und so zart,  
Das ist die Blume der Ritterchaft,  
Das ist der Erste an Milde und Kraft,  
So weit auf des Vaterlands Gauen  
Die Sterne vom Himmel schauen.

„Er kam zur Welt auf sonnigem Stein,  
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein,  
Und wie er geboren, da jauchzt' überall  
Im Lande Trompeten- und Paukenschall,  
Da wehten mit lustigen Flügeln  
Die Fahnen von Burgen und Hügeln.



„In goldener Rüstung geht der Gejell,  
Das funkelt so hell, das funkelt so hell,  
Und ob ihm auch Mancher zum Kampf  
sich gestellt,  
Weiß Keinen, den er nicht endlich gefällt;  
Er machte schier Allen zu schaffen  
Mit seinen feurigen Waffen.

„Doch wo es ein Feit zu verherrlichen gilt,  
Wie ist er so mild, wie ist er so mild!  
Er naht, und die Augen der Gäste erz-  
glüh'n,  
Und der Sänger greift in die Harfe kühn,  
Und selbst die Mädchen im Kreise,  
Sie küssen ihn heimlicher Weise.“ —

Aehnliche Bilder führt Wolfgang Müller in seiner „Rheinfahrt“ aus: den Rüdesheimer vergleicht er mit einem Ritter, den Hochheimer mit einem Domdechanten von guter Predigt, den Markobrunner mit einem Minnesänger, den Steinberger mit einem Herzog, den Johannisberger mit einem Apostel u. s. w. Mit Allen nimmt er den gefährlichen Strauß auf. Unendlich ist die Poesie des Rheinweins. Wer kennt nicht Simrock's launiges Gedicht: „Guter Wein lehrt gut Latein.“ Welch heitere Stunden rufen nicht in uns wach die weinberuhmten klangvollen Namen: Ingelheim, Erbach, Rauenthal, Johannisberg, Rüdesheim, Geisenheim und Altmannshausen! — Wer erinnert sich nicht der schnurrigen Ballade Kaufmann's, wie die Mönche vom Johannisberg bei einer Revision alle ihr Breviere, nicht aber ihre Korkzieher vergessen hatten? — Einen andern Schwank erzählt man sich von einem Pfarrer, der mehr im Weinkeller als in der Kirche zu finden war. Zur Strafe ward er in ein höher gelegenes Dorf versetzt, wo der Wein nicht so gut gedieh. Da kam er aber gar bald demüthig mit einer Eingabe zu Kreuz gekrochen, weil er angeblich das „Geläute“ seiner Pfarrkirche nicht vertragen könne. Just über das „Geläute“ in des weinseligen Herrn Sinne ergeht sich der Volkswi in mannichfachen Variationen. Das Thema schlägt Simrock in seinem „Rheingauer Maigelaute“ an:

„Ich mag kein solch' Gebampel, —  
Der Ton sei voll und rein,  
Gebampel giebt den Stempel  
Geringem Bampelwein.  
Ihr habt nicht rechte Glocken,  
Drum muß das Wachstum stocken.  
Es sind nur schlechte Schellen,  
Die in die Ohren gellen.  
Fort, seh' mich nicht einmal um:  
Vinum malum, vinum malum!

Komm mit, im Sonnenscheine  
Liegt dort ein Glodenhaus,  
Und überall zum Weine  
Lädt dich ein grüner Strauß.  
Da ist ein Maigelaute,  
Das oft mein Herz erfreute.  
Du wirst dich hingewohnen,  
Hörst du die Glocken tönen.  
Stets wechselt Ton mit Ton um:  
Bonum vinum, vinum bonum!“

Aehnlich Emil Rittershaus in seinen „Rheingauer Glocken“:

„Doch wo die Rebe schlecht gedeiht,  
Muß man die Aepfel preisen;  
Da wird gar klein die Seligkeit  
Dem Becher zugemessen.

Der Trank ist matt, das Geld ist rar,  
Man spart an Glod' und Klöppel —  
Und von dem Thurm hört immerdar  
Man eins nur: „Aepplpappel!  
Aepplpappel! Aepplpappel!“ —

Ja, unerschopplich ist die Poesie des Weines. Hängt doch Liebe und Gesang aufs Innigste mit dem Weine zusammen. Darum heißt es mit Recht:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,  
Der bleibt ein Narr sein Leben lang!“ —

Und wollten wir nun alle die holden Gestalten begrüßen, die uns hier auf „altbemoosten Steinen“, in den zerfallenen Ritterburgen und grauen Klöstern erscheinen, wir würden kein Ende finden. In Ingelheim erbaute sich Karl

der Große einen mit 100 Marmorsäulen geschmückten Palast und hielt dort Hof und Reichstag. Hier förderte er den Weinbau, und daher mag der Name „Frankentraube“ stammen im Gegensatz zur älteren Sorte der hunnischen Traube. Auch Friedrich Barbarossa residirte in dieser Kaiserpfalz, von der jetzt nichts mehr übrig ist als eine Säule. Wir trinken einen feurigen Trunk Rothspohn und singen das Lied vom großen Karl:

„Es lebe Karl der Große,  
Ein echter deutscher Mann,  
Und jeder Deutsche stoe  
Mit seinem Becher an.

Den edlen Ingelheimer  
Zog er bei seinem Schloß,  
Wovon schon mancher Eimer  
Die Kehl' uns niederlo!“

und ziehen weiter nach Bingen. Welche Erinnerungen erweckt uns diese Stadt mit der Burg Klopp, worin Heinrich IV. in Banden schmachtete, mit der Poesie seines Kochusfestes und der schaurigen Sage vom hartherzigen Bischof Hatto. Nirgendwo hat die deutsche Sage, die Wundermaid, voller in ihre Harfe gegriffen als in dieser paradiesischen Gegend. Außer den bereits genannten Rheinsangern hat uns hier Adelheid von Stolterfoth, von Matthijson die „Philomela des Rheins“ genannt, ihre schönsten Balladen gesungen. Von allen Thürmen grüßen uns tapfere Ritter und minnigliche Edelbamen und aus der Tiefe des Rheines rauscht der Schwanengesang unglücklicher Liebenden.

Aber patriotische Erinnerungen werden in uns wach. War es nicht bei Caub, wo der „Vater Blücher“ die tapferen Preußen über den Rhein führte?

„Vorwärts!“ — ruft die Schlachtenstimme,  
„Noch ist unser Rhein nicht frei!“ —

Bei Oberwesel ragen die Trümmer der Schönburg, wo die „sieben spröden Jungfrauen“ in Felsen versteinert aus den Fluten starren. Diese Sage giebt Simrock Anlaß zu einem launigen Gedichte, worin er allen spröden Schönen eine ähnliche Strafe prophezeit. Um einer solchen zu entgehen, beichtet nun jede Jungfer beim Vorbeifahren das Gegentheil, und in reizender Naivetät gesteht auch ein zwölfjähriges Mädchen:

„Daß ihr nicht jämmerlich ertrinken müßt,  
Hab' ich heimlich des Nachbars Gottfriedchen geküßt.“

Plötzlich erscheinen phantastisch gezackte Schieferfelsen, unheimliche Strudel brausen auf. Mit einem Male erhebt sich stolz und jäh der Lurleifels:

„Und die schönste Jungfrau sitzt dort oben wunderbar,  
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet, sie kämmt ihr goldenes Haar,  
Sie kämmt es mit goldenem Kamme und sie singt ein Lied dabei,  
Das hat eine wundersame, gewaltige Melodei.“

Das Lied von der Zauberin „Lore“, welche selbst durch ihre Schönheit den strengen Bischof entwafnet, und die sich an der treulosen Mannernwelt nur rächt, weil ihr erster Geliebter sie einst selbst betrogen, stammt zunächst von Clemens Brentano, der es 1806 in des „Knaben Wunderhorn“ veröffentlichte. Danach haben besonders Eichendorff und Heine den Stoff poetisch verklärt. Der Name Lorelei wird übrigens auf „Lauerfels“ und neuerdings auf „Ehofsels“, von dem altdeutschen Loren, d. h. heulen, gedeutet. — Wir biegen um die Eke, der Rhein dehnt sich zu einem See, wir erblicken St. Goar und lauschen der Legende des aquitanischen Mönches, der hier das Christenthum gepredigt. Derselbe soll einst des Kaisers Mantel an einen Sonnenstrahl

aufgehängt haben. Dafür schenkte ihm dieser ein Faß, um dessen Spundloch, als der Kellermeister einmal vergaß, den Krähnen zu schließen, eine Spinne so dicht ihr Gewebe zog, daß kein Tröpflein heraustram. Und so erzählt man sich dort noch gar manchen Schwank.

Von den Ruinen Sternberg und Liebenstein erzählt uns Bulwer in seinen „Pilgern des Rheins“ eine rührende Sage von zwei feindlichen Brüdern, die sich wegen einer Dame im Zweikampf getödtet, worauf diese den Schleier nahm. Davon singt Heine:

„Aber Nachts im Thalesgrunde wandelt's heimlich, wunderbar:  
Wenn da kommt die zwölfte Stunde, kämpfet dort das Brüderpaar.“

Wir nähern uns einem Glanzpunkte der „Rheinfahrt“, die herrlichen Zuflüsse Lahn und Mosel gewähren der ganzen Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz, die malerischen Schlösser Marxburg, Rhensje, Lahntein und Stolzenfels tauchen auf.

„Dort lodet ewig frisch das Moselthal!  
Ich sehe schon dich aus den Bergen dringen,  
Mit deiner Wellen blauem, klarem Strahl,  
Du jugendliche Maid aus Lotharingen!  
Du plauderst hier in hellem, leichtem Muth',  
In deinen Wellen wach ein munt'res Springen!  
Nur selten wandelt sinnig hin die Flut,  
Vorsichtig harret der Schiffer stets am Steuer;  
Man sieht's dir an, du hast französisch Blut,  
Du ziehst dahin gleichwie auf Abenteuer!“ —

So begrüßt Wolfgang Müller den reizenden Fluß, der schon den römischen Dichter Aufonius zu einem lieblichen Idyll, betitelt „Mosella“, begeisterte. Nun ist wieder ein gutes Stück dieses herrlichen Flusses deutsch geworden, freilich schwer erkaufte mit vielem Blute, vergossen um die Feste Metz. Ist es uns doch, als hörten wir den schrillen Schmerzensruf des „Trompeters von Gravelotte!“

Die alte Römerstadt Trier, um die sich auch der Nimbus der deutschen Sage webt, können wir nur aus der Ferne grüßen. Wir trinken ein „Miseräbelschen“ von Moselblümchen, wie man die kleinen Schoppen dieses Landes nach einer Legende nennt. Danach soll Petrus dem Heiland einen hölzernen Becher voll Weines holen, aber nachdem er immer wieder genippt hat, schneidet er stets den Rand weiter ab, damit man seine Naschhaftigkeit nicht merke. Zuletzt bringt er fast nur einen Fingerhut voll. Da soll unser Herr ausgerufen haben: „Was für ein Miseräbelschen von Schoppen bringst du mir da?“

In Koblenz, dem römischen Confluentes, steigen wir ans Land und wandern den herrlichen Rheinanlagen zu. Hier gedenken wir mit Liebe und Verehrung eines warmen Patrioten, des Kaiserdichters May von Schenkendorf. Auf seinem Denkmal lesen wir die Worte Arndt's:

„Er hat vom Rhein,  
Er hat vom deutschen Land mächtig gesungen,  
Daß Ehre auferstand, wo es erklungen!“

Ihn befeelte sein ganzes Leben die Sehnsucht nach der Einheit und Größe des Deutschen Reiches, nach der Wiederkunft eines deutschen Kaisers. Darum nennt ihn Rückert den „Kaiserherold“. Durch alle Lieder Schenkendorf's lobt die edelste Vaterlands- und Freiheitsliebe.



Lorelei. Zeichnung von H. Mörlins.

Selbst in den Zeiten der trübsten Wirren verläßt ihn nicht die Hoffnung auf die Größe und Einheit seines Vaterlandes:

„Doch wie sich auch gestalten im Leben mag die Zeit,  
Du sollst mir nicht veralten, o Traum der Herrlichkeit.  
Ihr Sterne, seid mir Zeugen, die ruhig niederschau'n:  
Wenn alle Brüder schweigen und falschen Götzen trau'n,  
Ich will mein Wort nicht brechen, nicht Buben werden gleich,  
Will predigen und sprechen von Kaiser und von Reich.“ —

Von den Rheinstädten singt er wie folgt:

„Du Thor der deutschen Lande, du Bundesfeste Mainz,  
Du frommes Köln am Strande des lieben alten Rheins,  
Ein hohes Amt laß halten in deinem heil'gen Dom,  
Damit sie wohl verwalten die Wacht am deutschen Strom.“

Und jetzt, nachdem es wahr geworden, wovon er geträumt, jetzt empfinden wir es mit besonderer Wärme, was er in seinem „Frühlingsgruß“ ausruft:

„Vaterland, in tausend Jahren kam dir solch' ein Frühling kaum,  
Was die hohen Väter waren, heißet nimmermehr ein Traum!“ —

Und nun noch einmal, freundlicher Leser und schöne Leserin, besteige mit mir einen jener eleganten Salondampfer, den „Kaiser Wilhelm“ oder den „Frieden“, zu einer Schnellfahrt zum romantischen Siebengebirge. Wir können nicht an der spiegelglatten Fläche des Laacher Sees, bekränzt von melancholischer Waldeseinsamkeit, verweilen, doch wir erinnern uns hier der rührenden Legende von der heiligen Genovefa und der Nixensagen, welche die dämonische Gewalt der verlockenden Wassertiefe widerspiegeln. Reich ist auch das Nrthal an rührenden Sagen, es singt uns die Burg Altenahr von jenem Heldengreis, der einst hoch zu Rosse hin vom Felsen sprang, um seinen Belagerern nicht lebend in die Hände zu fallen:

„Frei will auch ich denn sterben, wie ich im Leben war,  
Denn Knechtschaft ist Verderben und schändet immerdar.“

Vom Gipfel der „Landskrone“ nach Neuenahr ging eine „Wunderbrücke“, um das Band der Verwandtschaft symbolisch anzudeuten:

„Viel schöne Brücken schlagen sah ich im deutschen Land,  
Doch keinen Bogen wagen, der sich so weithin spannt.  
Weil's ewig unterbliebe, so mag man klärl'ich schau'n,  
Daß Freundschaft und die Liebe die schönsten Brücken bau'n.“

So besingt dies Simrock in seinen „Rheinsagen“.

Wir nähern uns der Krone des ganzen Rheinpanoramaz, dem malerisch gelegenen Siebengebirge, welches die „Philomela des Rheins“ also begrüßt:

„Sieben Berge ragen mächtig in den blauen Himmelsdom,  
Und vorüber stolz und prächtig stutet der gewalt'ge Strom,  
Sieben Burgen schauten nieder dort in längst vergang'ner Zeit,  
Und aus jeder tönten Lieder über Berg und Thäler weit.“

Hier laßt uns von der Ruine Rolandsck, welche der Dichter Freiligrath, der damals in Unkel lebte, mit seinem Liede wieder aufbaute, hinabschauen auf die friedlich mitten im Strome ruhende Insel Nonnenwerth mit dem ganzen Zauber ihrer Eilandeseinsamkeit, hier laßt uns träumen von Ritter Roland und seiner durch falsche Todesnachricht ins Kloster getriebenen Braut Hildegunde. Gegenüber ragt der zackige Drachensfels empor, wo nach Simrock der Held Dietrich von Bern den Riesen Ecko bestand. Auch

hauste hier einst ein verheerender Drache, den eine ihm zum Opfer ausgesetzte Jungfrau mit dem Kreuze zurückscheuchte, wie uns Kopisch besingt. Nach der Volkssage ward auch Krimhilde hierher von einem Drachen entführt, wie wir bereits erwähnt haben. Noch heute wird in einigen Gegenden als Volksbelustigung ein dramatischer Drachenkampf aufgeführt. Bekannt ist wol auch die Sage von dem verschwundenen Mönch zu Heisterbach, der sich grübelnd im Walde verlor und bei seiner Heimkehr lauter fremde Gesichter fand; er war nämlich 300 Jahre ausgeblieben, ihm dünkte es nur einen Tag, doch

„Dem Herren sind ein Tag wie tausend Jahr,  
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag“

schließt Wolfgang Müller seine poetische Ballade. Wir steigen nun herab vom Gebirge in das reizend gelegene Königswinter, wo der gottbegnadete Sänger das Licht der Welt erblickte, der sich die Verherrlichung des Rheines zum Lebenszweck, zu einem wahren Priesterdienst gemacht hat. Er leuchtete uns auch als Leitstern auf unserer ganzen Rheinfahrt. Welches Deutschen Herz schlug nicht höher, wenn er deinen Namen vernimmt — Wolfgang Müller von Königswinter?! — Dein Herz gehörte ganz dem Rheine, wie es auch deinem letzten Willen gemäß in seinen Schoß versenkt ward — ein hohes Kleinod, ein zweiter Nibelungenhort.

„Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land,  
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,  
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blüh'n,  
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glüh'n,  
O, wo ich geschwelget in Liedern und Wein,  
Wo ich bin, wo ich gehe, — mein Herz ist am Rhein.“

Der Musenstadt Bonn, Köln, der Stadt mit dem ewigen Dome, Düsseldorf, dem Sitze der Künste, der Bundesfesten Mainz und seinen lieb-reizenden Frauen widmet er in seiner poetischen „Rheinfahrt“ die begeistertsten Apostrophen. Das Malerische der Rheinufer mit seinen landschaftlichen Schönheiten, historischen Erinnerungen und Sagen, mit seinen Kunstdenkmalern und berühmten Männern verherrlicht er in seinem „Rheinbuch“. In seiner „Lorelei“ hat er uns den duftigsten Kranz von Balladen und Romanzen gewunden, welche alle am Rheine spielen, die Volksgebräuche am Rhein hat er aufs Anmuthigste in seinem kleinem Epos: „Die Maikönigin“ und das rheinische Kleinstädterleben köstlich in seinem „Rattensänger von St. Goar“ geschildert. Darum gebührt ihm vorzugsweise der Titel eines „rheinischen Sängers“. Erblickt er nur den Rhein, so jauchzt seine Seele auf gleich einer Lerche:

„Dich grüß' ich, du breiter, grüngoldiger Strom,  
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,  
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,  
Dich Nebengebirge im sonnigen Strahl,  
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein,  
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!“

Dich grüß' ich, o Leben, mit sehnender Brust,  
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust,  
Dich grüß' ich, o theures, o wack'res Geschlecht,  
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht!  
Eu'r Streben, eu'r Leben, o mög' es gedeih'n:  
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!“ —

Eine besondere Gemüthstiefe und warmen Sinn für häusliches Glück athmen seine Gedichte in der Sammlung „Haus und Herd“. Wer kennt nicht seine „glückliche Liebe?“

„O klingender Frühling, du selige Zeit!  
Und bist du vorüber, uns thut es nicht leid:  
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut',  
Wir lieben uns morgen, wir glücklichen Leut'!“ —

Doch wir müssen weiter, uns winkt der freundliche Musensitz Bonn, wo vom „alten Zoll“ herab das Standbild des kräftigsten Verfechters deutscher Einheit und Freiheit in Lied und Wort, des Vaters Arndt, auf den Rhein hinweist, als „Deutschlands Strom und nicht Deutschlands Grenze“, wie er den Rheingelüften der welschen Nachbarn gegenüber energisch betonte. Das Andenken dieses begeisterten Vaterlandsfreundes, des wärmsten Anhängers an Kaiser und Reich sei gesegnet für und für. Er war ein treuer Wächter am Rhein. Doch noch ein anderes großes Herz schlug hier, ein Meister in der Tonkunst.

„Beethoven, großes Herz! Das ist dein Haupt,  
Das deine Züge, die sich hier entrollen,  
Dein Bild urmächtig, wie ich stets geglaubt:  
Gewitterdrohend ist die Stirn' entquollen,  
Das Auge, wie von dunklem Blic erhellt,  
Auf trag'gen Lippen ein verweg'nes Grollen,  
Und jedem Zug die Liebe doch gefellt!  
Sei mir begrüßt, der Töne größter Meister,  
Der im Gesang erfasst die ganze Welt  
Und im Gesang sie gießt in un're Geister!“ —

Und welche Berühmtheiten und Geistesgrößen haben nicht diesen Musensitz geweiht?! — Geschichtsforscher, wie Niebuhr, Dahlmann, Sybel, Koryphäen der Literatur, wie Heine und Schlegel, und der Dichter des „Feuer- und Eisenliedes“, der biedere Simrock, Künstler, wie Lenné, der Gartenbaumeister, Boisseree, der Wiederbeleber des Kölner Doms, Musiker, wie Beethoven und Schumann!

Doch wir nähern uns dem Ziele unserer Reise — das alte, heilige Köln, das „deutsche Rom“, die Stadt mit dem „ewigen Dome“ taucht auf. Vollendet ragt jetzt das größte Denkmal menschlicher Kunst in die blauen Lüfte.

„Ich grüße dich, du felsgethürmter Bau,  
Der du begrüßt die schwindenden Geschlechter!  
Fest wurzelnd in der Erde düsterem Grau  
Stehst du, des alten Glaubens hoher Wächter,  
Ein stolzes Zeichen der Vergangenheit;  
Als Riesenblume blühest du in edler  
Kunstfülle durch die Heimatgauen weit;  
Es wandelt hier mit feiernden Gebeten  
Der Gläub'gen Schar; man sieht in Frömmigkeit  
Den Freund der Kunst zu deinen Hallen treten.  
Andächtig groß erhebt sich dort der Chor,  
Die Fenster blinken ernst im Sonnenscheine,  
Da hebt in lust'ger Strebung sich empor,  
Als blüht' er gern in hoher Lüfte Reine,  
Der steingehauenen Blumen stolzer Strauß,  
Die Pfeiler ragen mächtig, ries'ge Steine,  
Das Schiff umgebend von dem Gotteshaus . . . .

Hinein, ins hohe Tempelthor hinein!  
 O welche tiefen, weitgewölbten Bogen!  
 Wie wachsen rings die Säulen schlank und rein, —  
 Mit Blätterkronen mild herabgeflogen  
 Kommt magisch Licht. O süße Dämmernacht,  
 Wie hältst du märchenhaft den Sinn umzogen!  
 Stumm stehen Heil'ge an den Pfeilern Wacht,  
 Und stille, andachtsvolle Väter wallen,  
 Wo Gräber steh'n in dunkler alter Pracht! —  
 Hier lebt das Wunder keinen Gläub'gen Allen.“



Eginhard und Emma. Nach Moritz von Schwind.

Bei dem Reichthum von Sagen und Legenden, welche Köln in sich schließt, kann ich leider nicht verweilen, auch haben wir die meisten im zweiten Kapitel dieses Bandes erwähnt. Ueberdies ist anlässlich der glänzenden Einweihungsfeier der Dombaubollendung so viel über Köln veröffentlicht worden, daß ich es wol mehr oder weniger als bekannt voraussetzen darf. Wer kennt z. B. nicht die Sage vom Dombaumeister Gerhard und seinem Pakt mit dem Teufel? — Auch der Kölner Karneval mit seiner Fülle von Humor ist weltberühmt; bekannt sind ferner die Volksfagen, wie die „Heinzelmännchen“ von Kopsich.

Nicht minder steht die Künstlerstadt Düsseldorf mit ihren Zauberverfesten und Berühmtheiten wol in Aller Erinnerung.

Die alte Kaiser- und Krönungsstadt Aachen ruft uns den ganzen Zauber deutscher Kaiserherrlichkeit wach, mit sammt den sinnigen Sagen von der Wunderquelle und Fastradens Schwanenring, dem Talisman der Liebe.



Um Karl den Großen krystallisiren sich dann die Sagen von seinen tapferen Paladinen, von Roland, dem Schildträger, und die bekannte Liebesgeschichte von Eginhard und Emma.

In Neve erinnern wir uns der lieblichen Sage vom „Schwanenritter“ und des reizenden Epos von Gottfried Kinkel: „Otto der Schütz“.

Wir senden dem Vater Rhein den Abschiedsgruß in das vom Handel gesegnete Holland nach:

„Leb' wohl, o Rhein! Glorreich war deine Bahn,  
 So muß ein ruhmvoll Ende dich auch krönen:  
 Du stürzest jauchzend in den Dzean!  
 Sieh', seine schäum'gen Wellenhäupter dröhnen  
 Entgegenrollend dir in feuchtem Kuß!  
 Des Erdenvaters volle Lippen tönen  
 Im Sturm aufbrüllend dir den letzten Gruß;  
 Er schlägt um dich den Mantel seiner Wogen,  
 In seinen Falten ist dein grüner Fluß,  
 So groß er war, zerstäubt, verzischt, verklogen!  
 Leb' wohl, o Rhein, dir ward die ewige Gruft,  
 Wie keine groß, wie keine vielgestaltig,  
 Urwild im Sturm, tiefstill in ruh'ger Luft!  
 Wer kündet uns, wie reich, geheimnißhaltig  
 Die unerforscht endlose Tiefe ruht?  
 Wie rollet erdumgürtend, allgewaltig  
 Dein Grab in heil'ger nächtlich dunkler Glut,  
 Ein Bild der unbegrenzten Ewigkeiten!  
 Lebwohl noch einmal deiner Wogen Flut,  
 Eh' sie im Meer in alle Welt sich breiten!“ —

Hier am „Spiegel des Firmamentes, am Throne des Unsichtbaren“, wie Byron den Dzean benennt, beim Grabgesang der Wogen laßt uns Abschied nehmen von der Wundermaid, die uns bis hierher begleitet, von der Sage. In leichtem Nebelkleide entflattert sie auf den sich kräuselnden Wogen, schwere Wetterwolken fliegen am Himmel daher, dumpf grollt der Donner — grelleuchtend zerreißt ein Blitz den Wolkenmantel — unheimlich beleuchtet erscheint das Gespensterschiff des „Fliegenden Holländers“ — und verschwindet.

Verschwunden ist auch die Sage — wir stehen auf dem Boden der Wirklichkeit. Wir haben eine weite Reise gemacht, viele Bilder zogen an unserem Geiste vorbei, wol zu viel, und doch nicht der tausendste Theil von dem, was der Vater Rhein in sich schließt. Was Wunder also, wenn wir den königlichen Strom lieben! Darum haben auch zu allen Zeiten patriotisch gesinnte Männer in Wort und That dies unser köstliches Besizthum gegen die scheelüchtigen Gelüste der welschen Nachbarn vertheidigt. Als im Jahre 1840 Frankreich seinen heutigetierigen Arm nach dem linken Rheinufer ausstreckte, da ertönte das unsterbliche Lied von Nikolaus Becker:

„Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein,  
 Ob sie wie gier'ge Raben sich heißer danach schrei'n,  
 So lang er ruhig wallend sein grünes Kleid noch trägt,  
 So lang ein Ruder schallend in seine Woge schlägt.

Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein,  
 So lang sich Herzen laben an seinem Feuerwein;  
 So lang in seinem Strome noch fest die Felsen steh'n,  
 So lang sich hohe Dome in seinem Spiegel seh'n!

Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein,  
 So lang dort kühne Knaben um schlanke Dirnen frein;  
 So lang die Flosse hebet ein Fisch in seinem Grund,  
 So lang ein Lied noch lebet in seiner Sängers Mund!  
 Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein,  
 Bis seine Flut begraben des letzten Mann's Gebein!"



Wacht am Rhein. Nach Lorenz Clafen.

Alfred de Musset dichtete zwar eine spöttische Entgegnung: „Nous l'avons bien eu votre Rhin allemand!“ Doch die ganze Pointe derselben ist: „Wir haben einmal euren Rhein gehabt“ — warum sie ihn aber nicht mehr haben, verschweigt das Gedicht wolweislich. Und als im Jahre 1870 sich die Gelüste Frankreichs nach unserem Lieblingsstrom erneuerten, da fühlten sich alle Deutsche eins, verschwunden war aller Hader — es galt ja dem gemeinsamen Feinde, und da erscholl begeistert, wie aus einem Munde, die „Wacht am Rhein!“ wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall:

„Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein,  
 Wer will des Stromes Hüter sein? —  
 Lieb' Vaterland magst ruhig sein,  
 Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ —

Und dieser Triumphgesang begleitete unsere siegreichen Heere mitten ins Herz von Frankreich, es begeisterte sie zu Heldenthaten, die unsterblich leben werden im Gesang. Das Vertrauen auf die Kraft des deutschen Armes, auf die Einheit und Treue aller Deutschen gestaltet sich zu einer solchen felsenfesten Zuversicht, daß wir in das reizend naive Tischgebet jenes Knaben mit einstimmen können, welches er nach dem Jubel über die Gefangennahme Napoleons bei Sedan in der Zerstreung betete:

„Lieber Gott, magst ruhig sein,  
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ —

Wir aber, die wir die Früchte dieser glorreichen Thaten genießen, wir scheiden mit der weisevollen Apostrophe eines neueren Dichters, Semmig:

„O heil'ger Strom, du Quell des Trankes,  
Der uns befeelt so wunderbar,  
In allem Feuer heißen Dankes  
Sei du gesegnet immerdar!

Laßt uns in unsrer Herzen Brande,  
Laßt uns ein volles Glas ihm weih'n:  
Der Freiheit und dem Vaterlande,  
Der Freiheit und dem deutschen Rhein.“



Vater Rhein.

Behnte Abtheilung.



Das niederrheinisch-westfälische Gebirge und  
seine Flussthäler.

---

Das Niederösterreich-westliche Gebirge und  
seine Entstehung



Das Niederösterreich-westliche Gebirge und  
seine Entstehung



Der Ulrichstein auf dem Vogelsberg. Zeichnung von M. Richter.

## Die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser.

Die Wetterau und der Vogelsberg. — Geologie Oberhessens. — Geschichte und Begrenzung der Wetterau. — Wetterauer Volksdialekt. — Vogelsberger Land und Leute. — Der Vogelsberger „Münchhausen“.

„Die Wearerah, die Wearerah,  
 Däi eaf vom deutsche Reich die Ah,  
 Do wihst dr Waas, Gehrächt eann Koarn  
 Cann ach die Kus ohm Hededoarn,  
 Cann uff de Aepfelbehm dr Wein,  
 Su gout af wäi e kimmt vom Rhein,  
 Die Wearerah soll leawe!“

„Die Wetterau, die Wetterau,  
 Die ist vom deutschen Reich die Au,  
 Da wächst der Weizen, Gerst' und Korn  
 Und auch die Ros' am Hedendorn,  
 Und auf den Aepfelbäumen der Wein,  
 So gut als wie er kommt vom Rhein,  
 Die Wetterau soll leben!“

Mit diesen Versen besingt der mundartliche Dichter die Schönheiten des fruchtbarsten und bevölkerststen Striches der Provinz Oberhessen, die Wetterau, deren wellenförmige Höhen man mehr oder weniger als Abdachungen der beiden Grenzgebirge, des Taunus und des Vogelsberges ansehen kann. Der Vogelsberg, ein im ganzen kaltes und nebeliges Gebirge, das jedoch der Romantik von Naturschönheiten nicht entbehrt, interessirt uns besonders zur Feststellung der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser, welche von Südost gegen Nordwesten

hoch über seinen Rücken hinwegläuft. So entspringt auf dem Vogelsberg die Nidda, welche im Verein mit der Wetter, Horloff, Nidder und Seemen dem Main zufließt und den südlichen Theil Oberhessens bewässert. Ferner zum Rheingebiete gehört die auf dem Vogelsberge entspringende Ohm, welche oberhalb Marburg in die Lahn mündet. Zum Wesergebiete dagegen gehört die gleichfalls vom Vogelsberge kommende Schwalm, welche den fruchtbaren Schwälmer Grund bewässernd, der Eder zufließt. Die Eder aber, welche nicht weit von den Lahn-, Dill- und Siegquellen auf dem Ederkopfe entspringt, fließt in vielfachen Windungen in die Fulda, welche vom Rhöngebirge kommt und bekanntlich mit der Werra den Zusammenfluß Weser bildet. Wir können demnach zur Feststellung der Wasserscheide zwischen Rhein und Weser eine Linie vom Ederkopf über den Vogelsberg zum Rhöngebirge ziehen. (Ueber die „Rhön“ vergl. unsern II. Band, S. 289, und Ederkopf, III. Band, S. 149.)

Der Vogelsberg ist das größte zusammenhängende Basaltgebiet Europa's. Mehr als 40 □ Meilen Landes sind hier von mächtigen Decken dieses Gesteins, die oft mehrfach über einander liegen, überlagert. Der Basalt hat hier als feurig-flüssige Lava die Gesteine der Trias, insbesondere den Buntsandstein, durchbrochen und sich in mächtigen Strömen über denselben ergossen. Wo die Hauptausbruchsstellen gewesen sind, läßt sich jetzt nach der vieltausendjährigen Arbeit der Gewässer nicht mehr bestimmen; von einem eigentlichen Krater ist nichts mehr zu sehen; wol aber finden sich auch heute noch die Spuren eines kleinen sogenannten parasitischen Vulkanes, wie sie sich an den Seiten großer Vulkane bilden, in dem „Äspenkippel“, zwei Stunden von Gießen, wo Schlacken, Rapilli und vulkanische Tuffe ebenso vorhanden sind, wie in den vulkanischen Regionen der Eifel. Die Zeit der Thätigkeit dieser Vulkane fällt in die Tertiärperiode, die Zeit, in der sich die Ablagerungen des „Mainzer Beckens“ bildeten, die Rheinhesen, einen Theil des Rhein- und Mainthales bedeckten und sich auch nach Oberhessen bis in die Gegend von Gießen erstreckten. In Oberhessen sind besonders die Süßwasserbildungen entwickelt, Sande, Sandsteine, Thone und Braunkohlen. Die letzteren bilden an manchen Orten mächtige, abbauwürdige Flöße, so bei Salzhausen und am Hessenbrücker Hammer bei Grünberg. Diese Bildungen sind zuweilen von Basalten bedeckt, was das jüngere Alter des letzteren beweist. An den meisten Orten aber lagert der Basalt direkt auf dem Buntsandstein, von dem er häufig Bruchstücke, die er bei dem Durchbrechen mitgerissen hat, einschließt; so besonders an dem sogenannten wilden Steine bei Bidingen, wo die eingeschlossenen Sandsteinblöcke die deutliche Einwirkung der Hitze zeigen und, wie der Basalt selbst, zerklüftet sind. Als das „Säulengewaltige“ zeigt sich dieses Gestein besonders schön an dem sogenannten Bilstein bei Lauterbach, wo es in prächtigen Säulen von der verschiedensten Größe und seltener Regelmäßigkeit abgefondert ist. Die Ausbildungsweise der basaltischen Gesteine des Vogelsbergs ist eine sehr verschiedene: bald ist das Gestein dicht und liefert dann ein vortreffliches Material für Straßenpflaster oder Chausséen, oder es ist porös und wird dann als Material für Hochbauten sehr geschätzt und wie der Dolerit von Londorf weithin versandt. An anderen Orten sind die Hohlräume des Gesteins von Krystallen verschiedener Zeolithse überzogen; es sind das die Basaltmandelsteine. An die vulkanische Natur des Vogelsbergs erinnern noch die zahlreichen Säuerlinge der Wetterau. Bei

der Verwitterung liefert der Basalt eine fruchtbare Ackererde: es ist Basaltlehm, dem die Wetterau ihre Bezeichnung als „Kornkammer Deutschlands“ verdankt. Ebenfalls ein Produkt der Verwitterung des Basaltes sind die Basalteisensteine, die sich an vielen Orten im Vogelsberg, namentlich auch in der Gegend von Grünberg und Hungen finden und bergmännisch gewonnen werden. Dieselben wurden schon vor Jahrhunderten im Vogelsberg verhüttet; von den zahlreichen kleinen Schmelzen und den damit zusammenhängenden Eisenhämmern sind aber nur die Friedrichshütte bei Laubach und die Hütte in Herzenhain heute noch vorhanden. Abgesehen von diesen Basalteisensteinen und den schon erwähnten Braunkohlen, zu denen auch noch jüngere Vorkommnisse in der Wetterau bei Beckesheim, Dornassenheim u. a. D. hinzukommen, wird noch ein mächtiges Lager von Brauneisenstein und Braunstein in der Lindner Mark bei Gießen in großartigem Maßstabe abgebaut.

Dieses kolossale Lager befindet sich auf einem der östlichsten Ausläufer der devonischen Formation, welcher das rheinische Schiefergebirge angehört. Die nächstjüngere Formation, die der Steinkohle, umgibt, wenn auch nur als unproduktiver „Kulm“, den östlichen Rand dieses Gebirges. Auf ihm erheben sich die isolirten Basaltkuppen Gleiberg und Wegberg, gekrönt von male-  
rischen Burgruinen. Auch in der Wetterau an der Raumburg, unweit Raichen, tritt dieselbe auf und es finden sich daselbst zahlreiche verkieselte Baumstämme und andere versteinerte Pflanzenreste. Die Steinkohlenformation wird hier überlagert von den nächstjüngeren Bildungen des Rothliegenden und des Zechstein, welsch letzterer in der Gegend von Büdingen entwickelt ist. Die zahlreichen Einschlüsse von Versteinerungen eines Mollusken (*Productus horridus*) haben dem Gestein dort den Namen „Krötenstein“ verschafft. In dem Gebiete des Zechstein entspringen auch die schwachen Salzquellen von Salzhausen und Selters, während die sonst oft den Zechstein begleitenden Salz- und Gipslager fehlen. Von den Gesteinen der Trias ist nur der Buntsandstein mächtig entwickelt, während Muschelkalk und Keuper fast gar nicht vorhanden sind, ebenso wie die folgenden Formationen des Jura und der Kreide. Dagegen ist die Tertiärformation durch verschiedene Ablagerungen und besonders die gleichzeitig hervorgebrochenen vulkanischen Gesteine, den Basalt und einzelne Vorkommnisse von Trachyt und Phonolith, stark vertreten.

**Die Wetterau.** Betrachten wir uns nun den fruchtbarsten Strich der Provinz Oberhessen etwas näher und suchen wir vor Allem festzustellen, was man unter dem etwas dehnbaren Begriff der Wetterau heutzutage versteht. Die Wetterau hat zunächst ihren Namen von dem Flüsschen Wetter, das in der Grafschaft Solms-Laubach bei Wetterfelde entspringt und bei Wickstadt, unweit Assenheim, in die Nidda fällt. Man bezeichnet mit dem Namen Wetterau in der Regel den ebenen fruchtbaren Landstrich von Dkarben bei Frankfurt a. M. bis nördlich von Hungen, einem oberhessischen Städtchen an der Horloff unweit der Wetter, genauer bis zum sogenannten Hessenbrücker Hammer und Wetterfeld, östlich bis gegen Nidda und westlich bis Bugbach. Ueberblickt man die üppigen Saatsfelder dieses gesegneten Gaaes, so lacht Einem das Herz im Leibe. Darum singt der Lokalpoet mit Recht:



„Die Wearrerah, die Wearrerah,  
Do bloißt die Wißf eann doß d's Hah,  
Do fließt d's Wasser heall eann freich,  
Eann heppe eann d'r Bach die Feich,  
Eann uff de Nest eam groine Wahl  
Do peife Bijel junk eann ahld,  
Die Wearrerah soll leawe!“

„Die Wetterau, die Wetterau,  
Da blüht die Wies' und dußt' das Heu,  
Da fließt das Wasser hell und frisch  
Und springen in dem Bach die Fisch',  
Und auf den Nesten im grünen Wald  
Da pfeifen Vögel jung und alt,  
Die Wetterau soll leben!“

Der Name Wettereiba für Wetterau findet sich erst im Jahre 736. Als damals der heil. Sturm im oberen Fuldathale einen passenden Ort für ein zu gründendes Kloster suchte, begegnete er einem Manne, welcher „de Wettereiba“ kam. In einem Schreiben des Papstes Gregor von 738 gedenkt derselbe auch des Stammes der Wedrever; urkundlich aber findet sich der Name Wettereiba erst 767. Die Endung — eiba bedeutet dasselbe wie Bezirk oder Gau und findet sich außer dem Namen Wingarteiba noch bei Paulus Diaconus in den von den Langobarden besetzten Ländern Anthaib, Banthaib und Burgundhaib. Im 13. Jahrhundert veränderte sich der Name in Wederebia, Wetteravia und andere, woraus dann schließlich die heutige Bezeichnung Wetterau entstand.

Ueber den ursprünglich hier sesshaften Stamm ist nichts bekannt; daß aber die Wettereiba von den Römern unterworfen war, davon zeugen noch zahlreiche Funde und Spuren. Vor Allem gehören dahin die noch deutlich erkennbaren Ueberreste des Pfahlgrabens, eines wahrscheinlich von Hadrian und seinen Nachfolgern errichteten Befestigungswerkes. Derselbe begrenzt am nördlichen Abhang des Taunus die Wettereiba bis zum Kloster Thron, zieht von da nordöstlich durch den Gau bis Bugbach, bildet dann bis nördlich von Grüningen die Grenze, läuft wieder durch den Gau, bis er sich an dem Ufer der Wetter zwischen Arnshurg und Kolnhäusen verliert. Es war ein Graben und ein hoher mit Pfahlwerk besetzter und hier und da mit Kastellen versehener Wall, in mittelalterlichen Urkunden (791) pollum, (812) Phal und phael, 1315: pail, 1409: phalgraben genannt. Der Ort Pohlhöns hat davon den Namen. Jenseit der Wetter wird er sich nicht fortgesetzt haben; der waldige und gering bevölkerte Vogelsberg scheint nicht geeignet gewesen zu sein. Spuren von Bädern, Altären, Gräbern sowie römische Münzen hat man besonders in den fruchtbaren Geländen der Wetter gefunden. Die Germanen ihrerseits schützten sich durch das Anlegen von Burgen und Ringwällen, sogenannte Hüenringe, wie wir sie noch auf dem Altkönig, Hausberg und Dünsberg entdecken. Germanische Wohnstätten bekunden auch die namentlich bei Gießen aufgefundenen zahlreichen Hüengräber. Im Anfang des 3. Jahrhunderts überschritten die Alemannen den Main, und bald darauf verloren die Römer ihre Herrschaft in der Wettereiba. Später kam der Gau unter fränkische Herrschaft und zählte zu den östlichen Franken.

Welcher Apostel in unserm Gau das Christenthum gepredigt, ist gleichfalls unbekannt; jedenfalls geschah die Bekehrung noch, ehe Bonifacius zu den nördlichen Chatten kam.

Am frühesten angebaut waren ohne Zweifel die Ufer der Wetter; aber auch die Gegend nach der Fulda zu muß schon in vorchristlicher Zeit angebaut gewesen sein, wie die alten Grabhügel bei Bimbach, Traßhof, Niederrode, Eichenau, Nonnerode, Stockhausen u. s. w. bezeugen. Zu den ältesten Dörfern

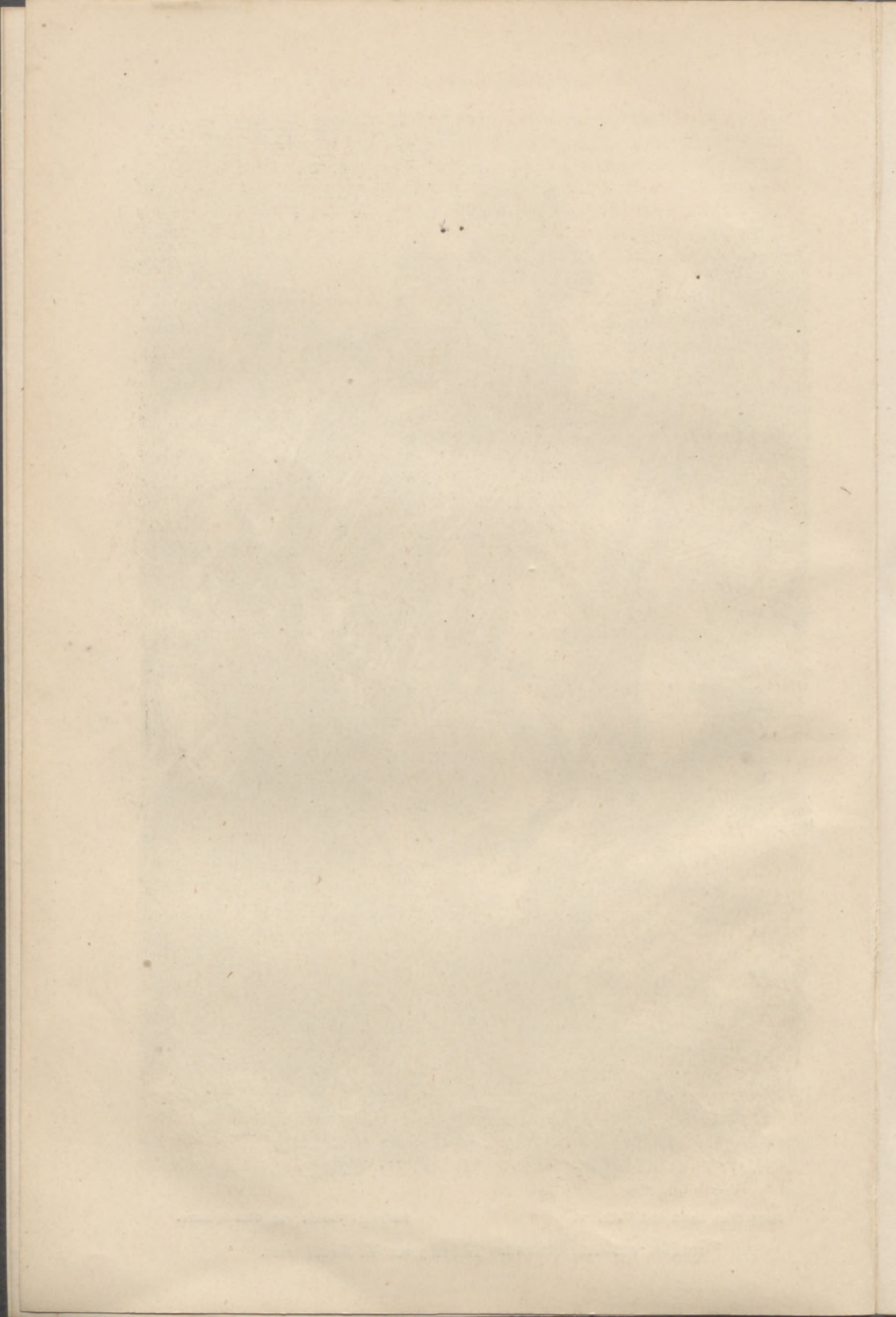
rechnet man: Lauterbach, Schütz, Großenlüder, Altenschlirf und andere. Nach der Stiftung von Fulda entstanden dort auch viele Ortschaften, die sich von den westlich des Vogelsberges gelegenen durch ein eigenes fuldisches Maß (Malter) unterscheiden. Am spätesten scheint der 800 m hohe Vogelsberg angebaut worden zu sein, auf dessen Hochflächen und breitgewölbtem Rücken sich auch keine Spuren von Hünengräbern finden. Der Name „Fugelesburg“ findet sich schon frühe von einer Kuppe über dem südlich gelegenen Dorfe Bölzberg. Aber erst viel später (1236) begegnen wir dem Namen „Vogilsperg“. Der Name Vogelsberg wird auch von der Ähnlichkeit des Basaltgesteins mit einer Vogelkralle abgeleitet (Volksfage). Er gehörte zu der großen silva Buchonia, welche, von der Fulda durchschnitten, sich auch über das sogenannte Grabfeld, den fränkischen Hessengau und Salgau, westlich über die Schlirf bis Andreß bei Romrod erstreckte.

Die ersten christlichen Kirchen wurden in Straßheim, Roßdorf und Lauterbach gegründet. Diese wurden die Mutterkirchen der übrigen und Sitz von Erzpriestern. Die zwei westlichen standen unter dem Propst des Mainzischen Stiffts St. Mariae ad gradus, das andere unter dem Propst des Mainzischen Stiffts St. Johannes des Täufers. Dies ist wichtig für die innere Gliederung des Gaues. Derselbe zerfiel demnach in drei Cente (Hundrede), nämlich in die Wettereiba im engeren Sinne, in den Kinziggau und in einen dritten, welchen der Spezialforscher Landau mit dem Namen „Gau des Vogelsbergs“ bezeichnet. (Vergl. „Beschreibung des Gaues Wettereiba“, Rassel 1855.) Heutzutage kann natürlich vom Vogelsberg nicht die Rede sein, wenn man von der Wetterau spricht. Obwol im Dialekt ziemlich verwandt, sträuben sich doch die Wetterauer entschieden, zum Vogelsberg gerechnet zu werden, und man kann selbst bis tief in den Vogelsberg hineinwandern, ehe ein dortiger Bauer zugesteht, daß man sich bereits in demselben befände. Und doch läßt sich die Grenze ziemlich genau nach Höhenzügen feststellen, wie dies Prof. Philipp Dieffenbach in seiner „Urgeschichte der Wetterau“ gethan hat. Danach bildet im Süden zwischen den beiden Nebenflüssen des Mainz, Kinzig und Nidda (oder größtentheils den Zuflüssen der Nidda, nämlich Seemen und Nidder) eine Anhöhe parallel mit dem Main, deren höchster Punkt die Berger Wart ist, die südlichste Grenze der Wetterau und die Wasserscheide. Westlich ist die „Höhe“, gemeinlich Taunus genannt, vom Feldberg aus nordöstlich bis zu den Lahngewirgen die Grenze. Von dort, dem Hausberg aus, streicht eine Höhe nordöstlich über Grünigen, auf welcher stellenweise der alte Pfahl- oder Heeggraben hinläuft. Dies ist die nördliche Grenze der Wetterau und zugleich die Wasserscheide zwischen Main und Lahn. Als nordöstliche und östliche Grenze betrachtet man die Vorberge des Vogelsberges. Hier, am Abhange des Thomashügels und Winterbergs, zwischen Schotten und Freienseen, entspringt auch das Flüsschen Wetter, welches dem ganzen Gau den Namen verlieh. Sie nimmt die Usa auf, welche vom Taunus kommt, an Usingen vorbeifließt und Friedberg berührt. Unweit Affenheim fließt die Wetter in die Nidda. Diese entspringt im „Landgrafenborn“ auf der Höhe des Vogelsberges, fließt an den Städtchen Nidda und Staden vorbei und nimmt bei Oberflorstadt die Horloff auf, welche nicht weit von der Wetterquelle entspringt und an Hungen vorbeifließt. Nicht weit von der Niddaquelle entspringt die Nidder, welche sich bei Lindheim mit dem

Seemenbach vereinigt. Der Seemenbach kommt vom Gersprensborn und fließt bis zum schönen Thale bei Büdingen mehr nach Südwesten. Nidda und Nidder und damit alle Gewässer der Wetterau vereinigen sich so bei dem kurhessischen Dorfe Gronau. Unterhalb von Wilbel strömt noch der Erlsbach zu und zwischen den Orten Nidda und Höchst fällt die Nidda (auch Nied genannt) in den Main. Sonach gehört fast die ganze Wetterau zum Stromgebiet des Mains, ausgenommen eine kleine Strecke am Hausberg, welche ihr Gewässer der Lahn zusendet.

Der größte Theil der Wetterau gehört zum Großherzogthum Hessen, einschließlich mehrere ihm einverleibte Standesherrschaften, wie Solms-Braunfels, Solms-Lich, Solms-Laubach und Solms-Rödelheim, Iffenburg-Büdingen, Iffenburg-Wächtersbach und andere. Auch zu Kurhessen gehörte ein Theil, namentlich südlich der Nidder, und zu Nassau besonders mehrere Orte diesseit des Taunus bis zur unteren Nidda. Ferner lag die Landgrafschaft Hessen-Homburg in der Wetterau, und die ehemals freie Stadt Frankfurt besaß darin einige Orte, wie Bonames, Dortelweil und Niedererlzbach. Zu Anfang dieses Jahrhunderts lagen in der Wetterau eine Menge unabhängiger Besitzungen weltlichen wie geistlichen Charakters. Viele adelige Geschlechter, wie die von Münzenberg, Falkenstein, Nidda, Büdingen, Eppenstein, und andere blühten hier. Von den zahlreichen Orten der Wetterau werden mehrere schon im 8. und 9. Jahrhundert zur Zeit der Karolinger urkundlich genannt. Von manchen ragen noch die Thürme als Gedenksteine früherer Zeiten empor, wie im Taunus der Falkenstein und Königstein, mitten in der Wetterau Münzenberg. Vor Allem thront noch stolz die alte Reichsburg bei Friedberg. Den byzantinischen Baustil des Mittelalters zeigen noch die Schlösser von Büdingen, Münzenberg und die Trümmer des Klosters Arnsburg. Die Blüte gothischer Baukunst sieht man am vollendetsten in der Stadtkirche zu Friedberg. Die Länge der Wetterau beträgt etwa 5, die mittlere Breite 4 geographische Meilen, das Ganze enthält also etwa 20 □ Meilen. Ackerbau und Viehzucht sind die Haupterwerbsquelle. Früher ward auch der Weinbau gepflegt, ist aber dem Klee- und Kartoffelbau sowie der Obstbaumzucht gewichen. Es wird also jetzt von Wein nur der sogenannte Oberastheimer, d. h. Nespelwein, gezogen. Die Bewohner selbst sind ein derber, kräftiger Menschenschlag von charakteristischer Tracht. Eigenthümlich sind den Weibern und Mädchen die Haubenköppchen, die eng anschließenden Mieder und eine Menge steif abfallender kurzer Röcke, von denen der oberste oft als Zierrath einen bunten Saum trägt. Nicht so heiter, lebens- und erwerbslustig wie der Rheinländer, nicht so thätig und geistig schlagfertig wie der Starckenburger und Vogelsberger, ist der Wetterauer ein biederer, ehrlicher Charakter, zäh an den alten, liebgewordenen Wohnheiten festhängend. Ueber den scharf ausgeprägten Volksdialekt haben mehrere gelehrte Herren, wie der verstorbene berühmte Germanist Prof. Dr. Weigand und neuerdings Prof. Hainebach in Gießen, schätzenswerthe Forschungen gemacht. Auch hat das Sprachidiom, ähnlich wie das niederdeutsche Platt in Fritz Reuter, so in Prof. Weigand und Friedrich v. Trais ihre gemüthstiefen und humoristischen Volksdichter gefunden. Die frischen Wetterauer Mädchen mit all dem Zauber natürlicher Anmuth und ländlicher Romantik, sei es in Dorfjydlen oder echten Volksliedern, lachen uns in zahlreichen Dichtungen entgegen.





Wer kennt nicht „D's Ammiche, mei Schäzi“:

„Ihr sollt emol mei Ammi sehn!  
Doas Madche hott sei Mude;  
Eann wenn dou mahnst, säi wihr näit schihn,  
Do wirschde deich vergude!“

„Ihr sollt einmal meine Ammi sehn!  
Das Mädchen hat seine Muden;  
Und wenn du meinst, sie wär' nicht schön,  
Da wirjt du dich verguden!“

Wie reizend naiv antwortet hier das Mädchen dem verliebten Burschen, der von seinem Schatz gern ein Mäulchen haben will:

„Gih nuhrts, deich kenn ich,  
Hunn eich d'r emol d'Veann gedohn,  
Dann kimmst de m'r bestennig.“

„Geh nur, dich kenn ich,  
„Hab' ich dir einmal den Willen gethan,  
Dann kommst du mir beständig.“

Beim Anblick eines solchen Ammichens wundert uns der Rath des Dichters nicht:

„Eann gih't'r aus eann sucht e Frah,  
Se gih nuhrts ean die Wearrerah,  
Schoatsmarercher, gescheid eann schihn,  
Däi feandt'r do, woas wollt'r mähn,  
Wäß Goatt! ahn Kooßmaul nuhrts van ahn,  
Ihr gih nach dem eann weirer kahm,  
Die Wearrerah soll leawen!“

„Und geht Ihr aus und sucht eine Frau,  
So geht nur in die Wetterau,  
Staatsmädchen, gescheid und schön,  
Die findet Ihr da, was wollt Ihr mehr,  
Weiß Gott! ein Kuß nur von Einem,  
Ihr geht nach dem und weiter keinem,  
Die Wetterau soll leben!“

Von neueren Dichtungen zeichnen sich besonders die Friedrich's v. Trais, meistens im Unterhaltungsblatt des Oberhessischen Anzeigers abgedruckt, durch ihre frische Natürlichkeit und ihren volkstümlichen Humor aus. Wir können uns nicht versagen, wenigstens eine kleine Probe davon zu geben. Ein von Zahnweh Geplagter, nachdem er Alles vergebens probirt hat, geht zum Schmied, damit dieser ihm mit der Zange seinen Zahn herausholen soll.

„Der Schmidt, e Kerle wäi e Ruß  
Hott manchen schuhnd gelangt.  
Doas woar en ahler Praxitus  
Eann hott kahm naut geschenkt . . . .  
Der greaff aach gleich ean's Maul eanean,  
Do horr e schuhnd de Zohn,  
Den dear e ohn e Kordin beann  
Eann hungt se ohn die Dohn.  
Dann moacht he sich e Eise hoaf  
Eann ohn de Brummer. Hoi!  
Wäi schwinn woar der der Schmitte draus!  
Der oaf kahm Froind vo gloi.“

„Der Schmied, ein Kerl als wie ein Ruß,  
Hat manchen schon gelangt.  
Das war ein alter Praktikus  
Und hat Keinem was geschenkt . . . .  
Der griff auch gleich ins Maul hinein,  
Da hat er schon den Zahn,  
Den that er an die Kordel binden  
Und hing sie an den Deckbalken.  
Dann macht er sich ein Eisen heiß  
Und an den Brummer. Hui!  
Wie schnell war der der Schmiede draus  
Der ist kein Freund vom Glühenden.“

Do hungt der Zohn ohm Kordin schihn  
Eann bambilt hihn eann her.  
Sogooar stoatts ahn, do worn's ere zwihn,  
No, do eaf naut dermehr.  
Defealwe Dwed drunke se  
Fünf Bertelcher menahn,  
Der Schmidt, doas eaf e Praxitus,  
Doas kann ich uch gesahn.“

Da hing der Zahn an der Kordel schön  
Und bambelt hin und her;  
Sogar statt einem waren's zwei,  
Nun, da ist nichts d'ran gelegen.  
Den selben Abend tranken sie  
Fünf Vierteln zusammen,  
Der Schmied das ist ein Praktikus,  
Das kann ich euch wol jagen.“

Voll echten Volkshumors ist auch der „Gang auf den Markt“, die „Geschichte des Gulbens“, der „Gang zur Meßelsuppe“, das „Erste Mal auf der Eisenbahn“, „Wie's im Winter hergeht“, „Der Gang zur Kirmes“ u. m. a. Welch innige Herzenstöne der Dichter in diesem gemüthvollen Dialekt anzuschlagen versteht, davon giebt sein: „Es hat nicht sollen sein“ glänzendes Zeugniß.

**Friedberg.** Die bedeutendste und in dem fruchtbarsten Theile der Wetterau gelegene Stadt ist die ehemalige Reichsstadt Friedberg, welche bereits zu den Römerzeiten ein wichtiger militärischer Punkt gewesen sein muß, wie schon ihre geschützte Lage auf einer Anhöhe beweist. Auf eine römische Niederlassung weisen namentlich zahlreiche wichtige Funde, vor Allem Legions- und Kohortensteine der VIII., XI., XIV. und XVI. Legion hin. Auch läßt der Mauerumfang der jetzigen Burg auf ein früheres römisches Kastell schließen. In der Volkssage hat sich die Tradition von einer großen Feuerbrunst lebendig erhalten; vermuthlich ging nach dem Abzuge der Römer ihre Niederlassung in Rauch auf. Nächst Friedberg war noch ein anderes römisches Kastell, die sogenannte Capersburg, ein Viereck von ungefähr 600 Schritt im Umfang, wo man 1832 einen Legionstein der bekannten XXII. Legion (*primigenia pia fidelis*) auffand. Andere römische Niederlassungen haben sich bei Langenhain, Buzbach, Gießen und Kloster Arnsburg nachweisen lassen. Von dem Pfahlgraben, jener römischen Grenz- und Befestigungslinie, haben wir schon gesprochen. Auch hier ist man auf zahlreiche Fundamente alter Mauern und sonstige Spuren ehemaliger römischer Verteidigungswerke gestoßen. Als ein Hauptstützpunkt derselben hat man die im Homburgischen gelegene sogenannte Salburg aufgefaßt, welches ein 280 Schritte langes und 180 Schritte breites römisches Kastell war. Die Spuren eines andern römischen Kastells hat man bei Heddernheim unweit Frankfurt vermuthet. Ein bedeutender Fund ward auch bei Wilbel 1849 gemacht, nämlich der berühmte Mosaikboden, welcher einen hohen Kunstwerth hat. Derselbe befindet sich im Darmstädter Museum und hat, wie Dr. Voßler nach den darauf dargestellten Wasserwesen wahrscheinlich macht, ursprünglich zu einem römischen Bade gedient. Die Zusammensetzung aus kleinen bunten Steinchen, gebrannten Thonwürfeln und Glaspasten ist äußerst kunstvoll und kommt einem wirklichen Gemälde sehr nahe. Höchstwahrscheinlich stammt diese Mosaik aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts. Ebenso wichtig war die Entdeckung eines alten Mauerwerks unweit des Friedberger Bahnhofes, in dem man nach der Gestalt eines Fackelträgers auf einem Hautrelief die Trümmer eines Mithras-tempels vermuthet hat. Demgemäß entzifferte Philipp Dieffenbach die Inschrift eines Steines:

D V I V M  
CAVTOPAP

folgendermaßen: Deo invicto Mithrae Cautopati. Cautopates mag ein Beinamen des persischen Gottes Mithras sein. Auf den Mithrascult weisen auch die Bilder einer Schlange und eines Storpions auf einem Opfergefäße hin. Eine damaskenische Kohorte, auf deren Existenz aufgefundene Kohortensteine hindeuten, mag den persischen Mithrasdienst auch nach Germanien verpflanzt haben.

Die Schicksale Oberhessens und speziell Friedbergs während der Stürme der Völkerwanderung und in der merovingischen Zeit können wir hier nicht näher verfolgen. Vermuthlich war Friedberg, worauf schon der Name führen dürfte, der Sitz einer alten Gerichtsstätte. In Urkunden vom Jahre 1217 werden Burggrafen von Friedberg und zwei Jahre später in kaiserlichen Urkunden die Ministerialen und Bürger von Frankfurt, Friedberg und Gelnhausen erwähnt. Kaiser Heinrich VII. nahm wiederholt in Friedberg seinen Aufenthalt. Auch andere deutsche Kaiser, wie Rudolf, Albrecht, Karl IV., Ruprecht, Sigismund und Friedrich III. besuchten die freie Reichsstadt.

Schon 1230 schieden sich dort die Einwohner in die Mannen des Burggrafen (castrones oder milites) und in die unter einem Schultheißen und Schöffen stehenden Bürger (scabini). Beide Korporationen suchten dann vom deutschen Kaiser besondere Privilegien zu erlangen; doch die eigentliche Reichsfreiheit entwickelte sich erst nach und nach. Im Jahre 1255 betheiligte sich Friedberg an dem großen rheinischen Bunde, welchen die Fürsten und Städte zu Worms schlossen. In engerem Vereine werden als die „vier wetterauischen Städte“: Friedberg, Weßlar, Gelnhausen und Frankfurt genannt.



Ehemalige freie Reichsstadt Friedberg. Zeichnung von Alb. Richter.

Trotz der Wohlhabenheit litt die Stadt viel unter den Fehden der Burg- und Stadtbewohner. 1276 zerstörten die Bürger die Burg, und die Burgmannen nahmen Rache. Die deutschen Kaiser suchten Frieden zu stiften, doch die Burggrafen erlangten immer größere Macht. 1369 verpfändete Kaiser Karl IV. die Stadt um 10,000 Gulden an Günther von Schwarzburg, und es bildete sich ein Abhängigkeitsverhältniß der Stadt von dem Burggrafen heraus, aus dem sie erst 1713 Landgraf Ernst Ludwig von Hessen befreite. 1802 kam sie an Hessen.

Die Burg zerfiel und diente nun dem wetterauischen Adel zum Vertheidigungsort, bis sie endlich im Dreißigjährigen Kriege sank.

Unweit Friedberg liegt Buzbach, schon unter Karl dem Großen als Botispshaden, Botinesbach und Butespach erwähnt. Mitten in der Wetterau



erhebt sich malerisch die Ruine Münzenberg, eine der bedeutendsten Burgen des Mittelalters aus dem 12. Jahrhundert in altchristlichem byzantinischen Stile, im Volksmunde gewöhnlich das „Wetterauer Tintenfaß“ genannt.

**Vogelsberger Land und Leute.** Wenden wir uns nun zu einem von der Natur minder reich gesegneten Theile Oberhessens, der aber darum in anderer Beziehung hervorgehoben zu werden verdient, zu dem etwas rauhen und unwirthlichen Vogelsberg. Ist es wol auch eine Uebertreibung, wenn man die Versetzung eines Beamten aus den lebensfrohen Städten Rheinhessens oder den fetten Geländen der Wetterau in den öden Vogelsberg einer Verbannung gleichachtet, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß diese Gegend, was Fruchtbarkeit und Bevölkerung anbelangt, ein Stiefkind der Natur genannt werden kann. Wollte man aber dem Vogelsberg alle Schönheiten der Natur und Annehmlichkeiten des Lebens absprechen, so würde man eine große Unwahrheit sagen. Sicherlich kennen Viele, die in das landläufige Schmählen über denselben mit einstimmen, weder Land und Leute so recht aus eigener Erfahrung. Wir können darum den gerechten Unwillen der Bewohner über solche unbefugte Kritiker sehr wohl begreifen, der sich unter Anderm in einem bekannten Volksreim kundgiebt, den wir hier hochdeutsch wiedergeben wollen:

„Der Vogelsberg, der Vogelsberg im lieben Hessenland,  
Wer den nicht lobt zu jeder Stund',  
Das ist ein Schleichtopf aus dem Grund,  
Der thut's aus Unverstand.“

Hat die Natur ihre Vogelsberger Kinder karger bedacht als die Wetterauer, so sind jene darum um so rühriger und fleißiger, schon um dessen willen, weil sie dem Boden mit Mühe und Arbeit abringen müssen, was den Anderen halb in den Schoß fällt. Ferner dringt in die entlegenen Berge um so weniger die Genußsucht und Sittenverderbniß: darum sind Biederkeit, Ehrlichkeit und Gefälligkeit Haupttugenden dieser schlichten Gebirgsbewohner. Wegen der Abgegrenztheit einzelner Striche dieser Gegend hat sich eigentlich kein gemeinsamer Nationalcharakter entwickelt, wir finden in Tracht, Sitten und Gebräuchen in den verschiedenen Thälern ja oft innerhalb desselben Thales in mehr oder weniger eng zusammenhängenden Ortschaften wesentliche Abweichungen. Wie verschieden sind z. B. die Schwälmer in Tracht und Sitten von den Bewohnern des Ohm-, Nidda-, Schlißthales und des Niedersachsen Gebietes! — Während sonst der oberhessische Bauer meistens noch den weißen Kittel, einen niedergetrempten Hut und kurze Beinkleider trägt, zeichnet den Schwälmer eine halbkugelförmige roth- oder grünsamtmne, mit Pelz verbrämte und mit Goldschnüren besetzte Mütze aus. Im Winter trägt er eine cylinderförmige Mütze, und der verheirathete Mann trägt auch wol, wenn er über Feld geht, einen dreieckigen Hut. Charakteristisch ist dem Schwälmer ferner die hochrote, mit vielen kleinen Metallknöpfen besetzte Tuchweste; Rock und Beinkleider sind von der feinsten weißen Leinwand. Auch die weibliche Tracht ist bei den Schwälmern eine reichere. Die Schwälmerin trägt ein zierlich gesticktes, roth eingefasstes Häubchen, eine Korallenschnur am Hals und Nieder von blauem Battist mit kurzen, reich mit Spitzen besetzten Aermeln, die am Ellenbogen umgeschlagen sind.

Ueber das Nieder ziehen sie noch eine schwarze sogenannte Schnürbrust, die reich mit Gold, Silber, Perlen und Seide geschmückt ist. Von der Taille stehen acht bis zehn neue bis zum Knie reichende Röcke ab, deren bunter Besatz stufenweise sichtbar wird bis zu dem feingäumten Hemde. Dann sieht man ihre leinenen, mit baumwollenen Zwickeln verzierten Strümpfe und ihre hochabsätzigen sogenannten Klöhschuhe. Bei besonderen festlichen Gelegenheiten tragen sie statt des Häubchens einen diademartigen, mit Blumen und Goldflitter verzierten Koppsuß (Schappel).



Kuine Münzenberg. Zeichnung von Ab. Richter.

Auch in Sitten und Gebräuchen haben die Schwälmer manches Eigenartige. So soll z. B. die bei ihnen übliche Farbe der Trauer „blau“ statt „schwarz“ sein. Wegen dieser und vieler anderer Absonderlichkeiten, vorzugsweise wegen ihrer rassenartigen Eigenthümlichkeit in Gestalt und Wesen hat man sie auch wol für einen Rest eines ganz besonderen (wendischen?) Volksstammes gehalten. Bekanntlich soll Bonifacius im Hessenlande Slaven angesiedelt haben.

Was die Lebensweise betrifft, so gilt wenigstens für die südwestliche Abdachung des Vogelsberg im Allgemeinen die Regel, daß die Wiesenkultur und Viehzucht in den Vordergrund tritt. Schon von früher Kindheit an wird der Vogelsberger hauptsächlich zum Hirten erzogen. Die Monotonie dieses Lebens unterbrechen nur die regelmäßig wiederkehrenden Vieh- und Krammärkte, welche zugleich auch das Hauptfest der Ortschaften, die Kirchweihen, in sich schließen.

Im Winter versammeln sich die Burschen und Mädchen in den Spinnstuben; wer da recht singen, aufbinden und erzählen kann, ist gern gelitten. In höheren Orten des Vogelsbergs soll dabei eine ganz eigenthümliche Beleuchtung Sitte gewesen sein. Man befestigte an einem hohen hölzernen Leuchter mit einer zweiarmligen Gabel auf beiden Seiten einen Buchenspan, den man anzündete und dessen abgebrannte Spitzen, falls sie nicht von selbst abfielen, man von Zeit zu Zeit abschlug. Dieselben brennen heller als die in vielen Gegenden gebräuchlichen Dellampen. Man denke sich nun einen Kreis kräftiger Burschen und frischer Mädchen, die sich beim Schnurren der Spindel und der wohlthuenden Wärme eines gemüthlichen Kachelofens recht gruselige Geschichten erzählen oder die durch die eigenthümlich wehmüthigen Weisen ihrer Volkslieder sich die langen Winterabende verkürzen — so wird uns die ganze Poesie jener schlichten und doch rührenden Dorfsyden verständlich werden, wie sie uns die bekannten Volksschriftsteller D. W. v. Horn und D. Glaubrecht in ihren „Spinnstuben“ und „Dorfgeschichten“ erzählen. Man wähne ja nicht, Derartiges lebe nur im Reich der Phantasie. Wir Städter bringen in der Regel zu viel Vorurtheile mit. Wer aber eine Zeit lang unter dem biedereren Landvolke gelebt und das oft unter einer rauhen Außenseite warm schlagende und innig fühlende Herz hat klopfen hören — dem wird die Wahrheit einleuchten, daß die Poesie überall und jedenfalls noch reiner und ungeschminkter auf dem Lande zu finden ist als in der Stadt. Nicht umsonst singt darum Schiller von der Poesie selbst:

„In einem Thal bei armen Hirten  
Erschien mit jedem jungen Jahr,

Sobald die ersten Lerchen schwirrten,  
Ein Mädchen schön und wunderbar.“

Auch schlummern in der Tiefe des Landvolkes noch reiche Schätze an Liedern und Sagen, und zu beklagen ist es, daß es gerade in Bezug auf diese Gegend noch an einer einigermaßen entsprechenden Sammlung fehlt. Eine solche hat mit großem Fleiß, innigem Verständniß für das Volk und sein Leben der leider zu früh verstorbene Pfarrer Bindewald in Frischborn veranstaltet. Möchten sich doch die Erben des gründlichen, uns durch seine werthvollen Beiträge im „Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde“ wohlbekannten Sammlers und Forschers bestimmen lassen, das Manuscript des Verstorbenen zu veröffentlichen! —

Es würde uns zu weit führen, hier einige dieser Volksagen mitzutheilen; auch fürchten wir, der Dialekt möchte nicht allen unseren Lesern verständlich sein; ins Hochdeutsche aber übersetzt, büßen alle derartige Schwänke den eigenthümlichen Reiz ihres Kolorits ein. Wir wollen aber wenigstens den Namen „Vogelsberg“ nach der Volkstradition erklären.

„Als einst unser Herrgott den Teufel aus dem Himmel jagte, erbat dieser sich als einzige Gnade, über Herchenhain herabgestürzt zu werden, weil er dort die Chance hatte, auf ein Strohdach zu fallen. Der liebe Gott in seiner Langmuth thut ihm den Gefallen, und richtig fällt der Teufel auf ein Strohdach in Herchenhain. Es zerknackten ihm zwar ein paar Rippen, auch den einen Fuß verstauchte er sich, so daß er von der Zeit an hinkte, aber er kam doch mit dem Leben davon. In der Gegend gefiel es nun unserm Hinkelstein ganz gut, wenn ihn nur nicht die vielen Vögel, besonders die Wachteln, im Schlafe gestört hätten. Er glaubte, Land und Menschen seien bloß für ihn geschaffen. Er

suchte jede „arme hungrige Seele“ in seine Krallen zu bekommen. So verscrieb sich ihm auch ein armer Schmied für vieles Geld und für drei Jahre Dienstzeit, nach dessen Ablauf ihm der Teufel drei Probestücke liefern sollte. Eine Zeit lang ließ es sich unser Schmied wohl sein und legte sich nach und nach ein ganz ansehnliches „Schmerbäuchelchen“ zu. Als aber das dritte Jahr anfang, auf die Reige zu gehen, da ward es ihm immer schwüler, und sein Umfang schwand immer mehr. Ganz verstört wanderte er nun durch Wald und Feld und sah mit Zittern der Zukunft entgegen. Da begegnete ihm einst ein buckliges Weibchen und fragte ihn nach dem Grunde seines schlechten Aussehens. Nach einigem Zögern berichtet er ihr sein Herzeleid, und sie sucht ihn zu trösten und giebt ihm den Rath, ihm die drei Probestücke recht schwer zu machen. Zuerst solle der Teufel ein paar von des Schmieds krausen Haaren gerade schmieden. „Dann“, fuhr das alte Weib fort, „mußt du ein Ding schmieden, dem man nicht ansehen kann, was es geben soll. Rath der Teufel auf eine Schippe, dann schlägst du das Stück Eisen krumm und sagst, es gäbe eine Hacke und umgekehrt. Endlich drittens: Läßt du deine Frau sich in einem Backtrog voll Teig wälzen und dann in Bettfedern und setzt sie auf eine Vogelstange. Nun fragst du den Teufel, was das für ein Vogel sei. Die Antwort bleibt er dir gewiß schuldig.“ Gesagt, gethan. Als der Tag der Probe gekommen war, gab unser noch so halb in Angst schwebende Schmied dem schadenfroh lachenden Teufel zuerst ein paar von seinen krausen Haaren, damit er sie gerade hämmere. Aber je mehr unser Satan darauf loshie, um so krauser wurden sie. Danach legte er ihm sein problematisches Eisenstück vor, und als der Teufel auf eine Schippe rieth, hieb es der Schmied krumm und rief höhniisch: „Proßt die Maßzeit, eine Hacke soll's geben!“ Somit war der Teufel schon zweimal durchs Examen gefallen. Wie verdukt war er aber erst, als ihm der Schmied den bewußten Vogel zeigte! Da wußte er nicht, ob es eine Kropfgans oder eine „Ilnetrirsch“ sei, schwur, er hätte nie einen solchen Vogel gesehen und fuhr schließlich mit Gestank in die Luft.

Von der Zeit an heißt die Gegend „der Vogelsberg“.

Die Lebensweise der Vogelsberger ist sehr einfach. Außer geräucherter Wurst, Dörrfleisch und Speck genießen sie selten Fleischnahrung und leben zumeist von Milch, Eiern, Kartoffeln und Kraut. Die Butter verkaufen sie meist; sie bildet sogar den Hauptausfuhrartikel. Nur bei festlichen Gelegenheiten ersetzt die „Butterschnitte“ den in höheren Gegenden seltenen Kuchen. Beim Rindtauschmaus bringen die Gebattern und Gebatterinnen der Wöchnerin „etwas mit ins Bett“, sei es ein Geldstück oder Beiträge an Kaffee, Wurst, Zucker, Butter, Käse, Branntwein und dergleichen. Erst von Schotten an beginnt die Kuchen- und Bratengegend, und an Stelle des Branntweins treten Wein und Apfelwein. Indessen hat die Kultur, die Alles beleckt, auch neuerdings gar Manches an dem alten Herkommen geändert und die abgegrenzten Eigenthümlichkeiten gesonderter Striche etwas nivellirt. Bei den Hochzeiten gehen Bräutigam und Braut mit ihren Angehörigen in feierlichem Zuge nach der Kirche, und es gilt für eine besondere Ehre, wenn die Braut dabei ihren Jungfernkranz mit Recht tragen darf. Die männlichen Anverwandten tragen beim Zuge zum Hochzeitschmaus die übliche thönerne Tabakspfeife. Auch bei Beerdigungen findet ein Schmaus statt, womit man den Verstorbenen zu ehren glaubt.

Wenigstens hängen trotz aller Verbote und Verordnungen die Bauern mit großer Zähigkeit an dieser althergebrachten Sitte.

An den Abdachungen des Vogelsberges liegen einige namhafte Orte in der Umgebung Gießens, über welche Stadt wir bereits im III. Bande unseres Werkes bei der Schilderung des Lahnthals gesprochen haben (S. 160 u. ff.). Wir rechnen dahin Grünberg und Alsfeld. In der Nähe von Grünberg liegt der Wirberg, auf dessen Höhe dereinst ein Augustiner-Monnenkloster stand. Der Stifter desselben soll ein Bruder des Grafen Gottfried von Capperberg, Namens Otto, gewesen sein. Während der Reformationszeit ward das Kloster aufgehoben. Außerdem befand sich in Grünberg vordem noch ein Franziskanerkloster und ein Antoniterhaus. In letzterem sind jetzt Gerichts- und Amtsolale. Von Kirchen erwähnen wir die in der Neustadt gelegene Paulskirche, welche vor etwa hundert Jahren durch ein neues Gotteshaus ersetzt ward, und die großartige, echt gothische Kirche aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, jetzt leider eine Ruine, nachdem 1816 der haufällige Thurm zum Schaden des ganzen Gebäudes eingestürzt ist. Aus der Geschichte der Stadt heben wir nur einige Data hervor. Im Jahre 1186 soll der Landgraf Ludwig von Thüringen in seiner Fehde mit dem Erzbischof Konrad von Mainz die Burg „Gruneburg“ angelegt haben, die nachmals zerstört, aber wiederhergestellt ward. Als Stadt kommt Grünberg in einer Urkunde schon 1227 vor, und 1255 theilte sie sich an dem großen Städtebund. Danach ward sie (1263) dem Erzstift Mainz als Lehen aufgetragen, und 1272 am Gallustage verlieh Landgraf Heinrich das Rind den Bürgern als Franken den Genuß des fränkischen Rechts. An Kalamitäten sind zwei große Feuersbrünste in den Jahren 1370 und 1391 zu verzeichnen. Ein interessantes Bild bietet die Stadt heute noch dem Fremden an dem belebten Gallusmarkte.

Von merkwürdigen Ueberresten aus alter Zeit sind der alte sogenannte Diebsthurm, welcher an einer Seite eine Ecke hat, im Uebrigen rund ist, und der alte Wartthurm außerhalb der Stadt zu nennen. Außerdem läuft rundum das Plateau der Höhe ein bedeutender Wall.

Einige Stunden von Grünberg entfernt liegt Homberg an der Ohm (Amana), auf einem Basaltberge, dessen Gipfel ein altes Schloß krönte. Von hier aus hat man eine entzückende Aussicht, besonders nach der auf einem Basaltfelsen stolz thronenden Amoeneburg (dem alten Amanaburg). Homberg gehört zum Kreise Alsfeld, dessen gleichnamigen Hauptort wir jetzt etwas betrachten wollen.

Alsfeld ist eine althessische Stadt, in dem fruchtbaren Schwalmgrunde gelegen, die noch vielfach ihren alterthümlichen Charakter bewahrt hat. So zieht vor Allem das Rathhaus unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein altes, nicht gerade schönes Gebäude, unten von Stein, oben von Holz errichtet, mit fünf Erkern ringsum und einem runden Treppenbau. Eine Zahl an der Thür nennt uns 1512 als Jahr der Erbauung. Als Kuriosum zeigt man den Fremden unter Anderm ein Schwert Karl's des Großen (?), dessen Werth man dadurch zu erhöhen geglaubt hat, daß man es neu schliß. Von anderen merkwürdigen, leider jetzt renovirten Gebäuden sind das „Weinhaus“ und das „Hochzeitshaus“ aus dem 16. Jahrhundert auf dem Marktplatz zu nennen. Ferner die Hauptkirche, Walpurgiskirche, die nach den untersten Theilen ihrer

Bilaster ins 12. und 13. Jahrhundert, ihrem übrigen Bau nach wol aber ins 15. Jahrhundert gehört. Der jetzige Thurm datirt, wie eine Inschrift besagt, aus dem Jahre 1394. Von der alten Stadtbefestigung ist noch der runde alte Thorthurm am Fulder Thor sichtbar. Auf der entgegengesetzten Seite liegt das sogenannte Luthershürmchen, wo der berühmte Geistliche Thilemann Schnabel dem außerhalb der Stadtmauer versammelten Volke zuerst die Refor-  
 mation verkündete. Luther selbst soll hier 1521 gepredigt haben, und auf dem Marktplatze zeigt man das Gasthaus „Zum Schwan“, wo er übernachtete.



Markt zu Alsfeld vor 100 Jahren.

Nicht weit davon liegt der Delberg oder Frauenberg mit der sogenannten Todtenkirche, vermuthlich aus dem 15. Jahrhundert. Eine steinerne Kanzel an der Außenwand weist die Ziffer 1610 auf.

Alsfeld war früher ein Lehn von Fulda und erscheint mit dieser Stadt in naher Verbindung. In einem Vergleiche zwischen dem Erzbischof Siegfried von Mainz und dem Abt Wiederad von Fulda 1069 wird der Ort Adelesfeld zum ersten Male erwähnt. In späteren Urkunden (1247) wird Alsfeld als oppidum des Landgrafen von Thüringen genannt. Es theilte sich auch 1255 an dem großen rheinischen Städtebunde. Im Jahre 1314 versuchte der Abt Heinrich VI. von Fulda vergebens, es einzunehmen und rächte sich durch Brandschatzung der Umgegend. Landgraf Heinrich der Eiserne befreite 1350 die Stadt von „Schoß, Beede und anderem Zins“. Das Jahr darauf gestattete er die Leitung des Niederbaches durch die Stadt. Im Dreißigjährigen

Kriege litt die Stadt besonders durch die Plünderungen des Herzogs Christian von Braunschweig (1622), ebenso durch den Obersten Goldstein (1636). Endlich eroberte sie (1643) der hessische General Geiso nach heldenmüthiger Vertheidigung und dann ward die Stadt (1646) von niederhessischen Truppen hart beschossen. Schließlich drangen die Feinde durch eine Bresche ein, aber der kühne Bürgermeister Konrad Haas und der wackere Pfarrer Happel holten Blei von der Stadtkirche und machten daraus Kugeln für ihre Mitbürger, während ihre eigenen Häuser abbrannten. Sie verjagten den Feind, fielen aber bei Dhmes durch einen Hinterhalt und starben fast Alle den Heldentod.

Alsfeld errang bald an Wohlstand und Blüte eine hohe Stufe unter den althessischen Städten und wird schon frühe besungen.

Daß in Alsfeld außer seiner reichen Industrie auch die Künste und die holden Musen blühen, davon legt der sogenannte „Horzenclubb“, eine meist aus Beamten und Kaufleuten bestehende urgemüthliche Gesellschaft, glänzendes Zeugniß ab. Wie sehr auch die heitere Muse hier thront, beweisen die bekannten —iaden (*nomina sunt odiosa*), welche die famosen Bürgermeisterprotokolle von der „unterirdischen Selbstentschlüpfung der Lieberbach“ und die „Anstellung einer Hebamme bei vorkommenden weiblichen Ereignissen“ und dergleichen verewigen.

An der südöstlichen Abdachung des Vogelsbergs, an der Mündung der Schlitze in die Fulda, liegt auf einer Anhöhe das freundliche uralte Städtchen Schlitze. Die Kirche, welche 1812 ihr tausendjähriges Jubiläum feierte, hat einige merkwürdige Grabdenkmäler, unter anderen des unglücklichen Ministers Karl's XII. von Schweden, des Georg Heinrich von Görz, der als Opfer seiner Treue 1719 enthauptet ward. Sehenswerth sind sonst noch die fünf Burgen von Schlitze, deren älteste, die Hinterburg, 1487 neu erbaut wurde. In der Hallenburg residirt die gräfliche Familie. Schon im Jahre 812 begegnen wir dem Namen Schlitze (Sittese) als einer Besitzung von Fulda. Ebenso wird die alte, ehemals Niedeselsche Stadt Lauterbach als zum Kloster Fulda gehörig, erwähnt. In den Jahren 1326, 1360 und 1420 ward Lauterbach an die Herren von Eisenbach verpfändet und 1427 an Mainz. Der Landgraf Ludwig der Friedfertige versetzte 1433 und 1436 die Hälfte der ihm vom Stift Fulda überwiesenen Stadt dem Landvogt Hermann Niedesel an der Loyne (Vahn) und 1566 erhielt er die andere Hälfte von Mainz. Nach mancherlei wechselvollen Schicksalen kam die Stadt an die Familie von Eisenbach. Die Stammburg dieser uralten Familie, Eisenbach, liegt eine Stunde die Lauter herauf, von Buschwerk und Bäumen umgeben, ein längliches, von Rondelen vertheidigtes Viereck. Das Schloß Eisenbach wird zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1217 erwähnt. Im Jahre 1343 verließ der Landgraf Heinrich der Eiserne dem Heinrich von Eisenbach das Erbmarshallamt, das dann immer auf den Stammesältesten überging. Nach dem Aussterben des Mannsstammes kam Eisenbach nach manchen Wechselfällen an einen Schwiegersohn des letzten Herrn von Eisenbach, an Johann Niedesel, dessen Nachkommen sich mit der Zeit in den Besitz fast des ganzen Kreises Lauterbach setzten.

Von Eisenbach führt die Straße über die rauhe Feldkrücker Höhe nach Schotten und eine andere nach Herstein, auf einer Anhöhe im östlichen Theile des Vogelsberges. Hier weht ein sehr rauher Wind, und dem Boden ist nicht

viel abzugewinnen. Diesen Mangel der Natur suchen die Einwohner durch Fleiß zu ersetzen; sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Leinwandweberei. Auch Herbstlein gehörte früher zum Stift Fulda.

Noch rauher und unwirthlicher ist der nordwestliche Zug des Vogelsbergs. Dort erhebt sich ein Basaltkegel, im Volksmunde der „Mulstein“ genannt, auf dessen Spitze die Trümmer eines alten Schlosses liegen. Unweit liegt der Ort Ulrichstein, vom Volke gleichfalls „Mulstein“ genannt, das die ganze Rauheit und Armuth der Gegend repräsentirt. Die Einwohner leben von Viehzucht und Ackerbau; denn Kartoffeln und Gemüse hat ihnen die stiefmütterliche Natur nicht ganz verweigert, wenn auch die ganze Vegetation im Vergleich mit der Wetterau eine zwerghafte und verkrüppelte genannt werden muß. Das Schloß ward ums Jahr 1293 von Landgraf Heinrich I. als ein „Raubschloß und eine Mordkaute“ gleichzeitig mit anderen zerstört, später aber wieder aufgebaut. Aber es erlitt in der Folge, besonders im Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriege, mancherlei harte Schicksale. Südwestlich liegen in einem Walde merkwürdige Felsen, „der wilden Frau Haus“ genannt, von denen man Sagen von „wilden Frauen“ erzählt. Endlich ist ein Artikel von Ulrichstein in der Volkspoesie verewigt; denn es heißt in dem bekannten Liede:

„Es steht ein Wirthshaus an der Lahn, da halten alle Fuhrleut' an . . .  
Frau Wirthin schenkt vom besten Ulrichsteiner Fruchtbranntwein.“

Schon mehr an der Sprachgrenze nach der Wetterau zu liegt Schotten, in welchem Orte besonders die gothische Stadtkirche aus dem 14. Jahrhundert sehenswerth ist. Ein bekannter Handelsartikel Schottens ist die männiglich in und außerhalb Hessens bekannte vorzügliche und recht schmackhafte Cervelatwurst, wenn ihr auch der Geschäftsneid hier und da den wenig empfehlenswerthen Titel: „Schotter Gelswurst“ verleihet. Einen noch größeren Ruhm erlangte aber Schotten durch seinen „Münchhausen“, den in ganz Hessen durch seine klassischen Ausschneidereien unsterblich gewordenen Oberförster Fröhlich, von dessen Schnurren wir zum Schlusse unserer Vogelsberger Skizze ein paar drastische Proben geben wollen.

Der „Lügenfröhlich“, wie er gewöhnlich genannt wird, pflegte den vor Erstaunen mit offenem Munde ihn angaffenden Bauern besonders von seiner intimen Freundschaft mit dem verstorbenen Großherzog von Hessen aufzuschneiden.

„Allemaal, wenn ich nach Darmstadt komme“ — so renommirte er — „muß ich unseren Großherzog besuchen, sonst nimmt er mir es sehr übel. Als ich mich nun einmal am Schloß vorbeidrücken wollte, weil ich einen sehr pressanten Gang hatte, hörte ich etwas oben am Fenster klopfen und wie ich hinauffeh', steht da unser Großherzog. Der reißt ganz zornig das Fenster auf und ruft mir zu: „Hör' einmal, Fröhlich, das is aber gar nicht schön von dir, daß du dich hier so, mir nichts, dir nichts, vorbeidrücken willst — gleich kommt du einmal herauf, sonst hat unsere Freundschaft ein Ende!“ — Was war da zu machen? Ich geh' also stracks an all dene „guillotinierte Levkoje“ (galonirten Lakaien) vorbei in des Großherzogs beste Stube. Da empfängt er mich noch einmal mit Vorwürfen, droht mir mit dem Finger und sagt: „Fröhlich, ich thu's einmal nicht anders, du mußt heute mit uns zu Mittag essen. Nicht wahr, Luwisse?“ Damit redet er seine Frau an, die hinter ihm in der Morgentoilette stand. „Gewiß“, sagte die Großherzogin, „aber der Herr Fröhlich



muß heut vorlieb nehmen, es ist Montag, wir haben heute nur Gewärmtes!“ — Nun gut, ich bleibe da, und wie das Mittagessen vorbei war, will ich mich verabschieden. „Dho“, sagt da der Großherzog, „so schnell geht das nicht. Erst trinken wir noch eine Tasse Kaffee und rauchen eine Pfeife Tuwak zusammen. Luvies, sei so gut und hol’ einmal dem Fröhlich e Köhliche uff sei Pfeif!“ — Das thut seine Frau und unterdessen fragt mich der Großherzog aus nach Allerlei, nach unserm neuen Bürgermeister, Pfarrer und Schullehrer. Inzwischen kommt die Großherzogin zurück, und neugierig, wie alle Weiber sind, möchte sie gern wissen, was wir mit einander verhandelten. Aber der Großherzog klopf’ ihr auf die Schulter und sagt: „Luvies! die Weibskleit’ brauchen net allen — Dreck zu wisse!“

Durch diese und ähnliche Erzählungen wußte sich der Lügenfröhlich gewaltig in Respekt zu setzen. Aber er prahlte auch mit noch viel ansehnlicheren Bekanntschaften.

„Ich ging einmal“ — so erzählt er den Bauern, die noch an die leibhaftige Gestalt des Gottseibeius glaubten — spät Abends durch den Wald mit meiner Büchse und meinem treuen „Waldmann“. Auf einmal fing mein Hund an zu knurren, und ein langer dürrer Kerl tritt mir in den Weg mit einem Schlapphut auf dem Kopf und einer rothen Gickelsfeder (Hahnenfeder). Der Gesell kam mir sehr verdächtig vor, und es fiel mir auf, daß er hinkte. Als ich zusah, bemerkte ich, daß er einen Pferdefuß hatte. Nun wußte ich Bescheid, ließ mir aber nichts anmerken. „Fröhlich“ — rief er mir mit heiserer Stimme zu — „was hast du denn da an deiner Seite baumeln? — Damit deutete er auf meine Flinte. — „Das is mei Tuwakspeif“ — sagt’ ich — willst du einmal rauchen?“ — Und als er mir zunicke, steck’ ich ihm meine Flinte mit dem Lauf ins Maul und drück’ meine Ladung los. Nun, denk’ ich, hat der Kerl den Krach. Aber was mach’ ich für große Augen, als sich derselbe blos schüttelt und schließlich meine Kugel mit den Worten ausspie: „Pfiu Deiwel, Fröhlich, was rauchst du für einen starken Tuwak!“ — Seit der Zeit hat mich der unheimliche Kerl in Ruh’ gelassen; — es scheint doch, daß er Respekt vor mir bekommen hat!“

„Das will ich meinen!“ stimmten die andächtig zuhörenden Bauern bei. Wer sich für weitere Schnurren des Vogelsberger Münchhausen interessirt, den verweisen wir auf die Einleitung zu dem in unserm Verlage erschienenen „Märchenschatz“ von Franz Otto oder auf die novellistisch behandelte biographische Skizze von Otto Müller: „Der Vogelsberger Münchhausen“, im Nordwestdeutschen Schriftstellerverlag in Bremen.



Siegen im Jahre 1646.

## Das Siegerland.

Geographische und sprachliche Begrenzung des Siegerlandes. — Seine Geschichte. — Höhenzüge und charakteristisches Leben im Gebirge. — Herbergswirtschaft. — Wiesen-  
kultur. — Ackerbau. — Bergbau und Industrie. — Die Stadt Siegen. — Peter  
Paul Rubens. — Jung-Stilling.

Zwischen dem nordöstlichen Westerwald und den Gebirgen des Sauerlandes erstreckt sich in einem nach Süden geöffneten Bogen ein vielfach verzweigter Höhenzug, welcher das Flußgebiet der oberen Sieg im Osten von dem der Lahn und Eder, im Norden und Nordwesten von dem der Ruhr trennt. Da sich an diese Umwallung des Gebiets der oberen Sieg im Süden noch der Westerwald anschließt, so bildet dasselbe mit Ausnahme einer kurzen Strecke im Südwesten einen nach allen Seiten hin abgeschlossenen Bezirk. Die meisten der auf diesem Grenzgebirge entspringenden Zuflüsse der oberen Sieg vereinigen sich mit ihr, nachdem dieselbe von ihrer Quelle am Westabhang des Höhenzuges aus einen Weg von mehreren Stunden in vorherrschend westlicher Richtung zurückgelegt hat. Nach einem etwa achtfündigen Laufe empfängt sie von links her als ersten bedeutenden Zufluß die Heller, welche ebenfalls auf dem Westabhang des Höhenzuges entsprungen ist und auf der linken Seite ihre Zuflüsse vom Westerwald erhält.

Hier, wo schon die Natur deutlich gesonderte Gebiete geschaffen hat, konnten sich leicht auf kleinem Raume scharf von einander geschiedene Landschaften bilden.

So haben wir hier im Flußgebiet der oberen Sieg bis zu dem etwa sechs Stunden von ihrer Quelle entfernten Dorfe Niederschelden das Siegerland, im Gebiete der oberen Heller den Freiengrund, und südwestlich dann den aus vier Dörfern bestehenden Hingrund. Es finden sich also hier auf einem Raume von  $11\frac{3}{4}$  □ Meilen drei gesonderte Landschaften, unter welchen allerdings das Siegerland und der Freiengrund eine vielfache Uebereinstimmung zeigen, während der schon im Flußgebiete der Lahn gelegene Hingrund von beiden wesentlich verschieden ist.

Diese drei Landschaften bilden seit 1817 den Kreis Siegen und die Südspitze der Provinz Westfalen, aber zu keiner der umliegenden Gegenden stehen sie wol in stärkerem Gegensatz als gerade zum eigentlichen Westfalen. Denn die schon erwähnte Wasserscheide zwischen Sieg und Ruhr, welche das Siegerland im Norden und Nordwesten von dem westfälischen Sauerlande trennt, fällt zusammen mit der uralten Grenzscheide, welche sich nördlich von Duisburg aus quer durch ganz Deutschland bis nach Niederschlesien erstreckt und hochdeutsche von niederdeutschen Stämmen sondert. Und wol kaum an einer Stelle tritt dieselbe schroffer hervor als gerade in unserer Gegend. Während die Bewohner des Sauerlandes eine Mundart sprechen, welche als niederdeutsche in ihren Grundzügen mit den Mundarten der in Niederdeutschland bis an die Nord- und Ostsee wohnenden Stämme übereinstimmt, hat der Siegerländer und Freiengrunder die am Mittel- und Niederrhein und in den meisten Nebenthälern gesprochene rheinfränkische Mundart, welche in ihren Haupt-eigenthümlichkeiten mit der in Mittel- und Süddeutschland gesprochenen übereinstimmt. Wie scharf sich dieser Gegensatz zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch noch bis heute erhalten hat, wird uns am klarsten, wenn wir die sauerländischen Konsonanten t, p, k mit den entsprechenden siegerländischen vergleichen. Noch im südlichsten sauerländischen Dorfe findet sich nach niederdeutscher Weise für hochdeutsches z, ß regelmäßig t; hier lautet noch zehn ten, sitzen sitten, beißen biten. Aber schon in den kaum eine Stunde entfernten nördlichsten siegerländer Grenzdörfern hören wir se, setze, biße. Derselbe Gegensatz zeigt sich zwischen dem niederdeutschen p, k des Sauerlandes und dem hochdeutschen f, ch des Siegerlandes. So entspricht einem sauerländer sloapen schlafen, reife reif, ein siegerländer schloafe, riffe, einem sauerländer maken, breaken, ein siegerländer moche, breche.

Auch zu der Bevölkerung, welche ostwärts vom Siegerlande wohnt, steht der Siegerländer in ziemlich starkem Gegensatz. Denn der schon erwähnte Höhenzug, welcher das Flußgebiet der Sieg von dem der Eder und Lahn scheidet und die Ostgrenze des Siegerlandes ausmacht, ist zugleich die Grenze zwischen Rheinfranken und Hessen, und der Gegensatz zwischen beiden Stämmen hat sich hier bis heute aufs Schärfste erhalten. Noch in den östlichsten siegerländer Grenzdörfern finden wir z. B. für auslautendes hochdeutsches h wie im übrigen Rheinfränkischen regelmäßig f, also kalf Kalb, gef gieb, tauf taub, laif Leib. Sobald wir aber über die Ostgrenze hinüber in das angrenzende Wittgensteinsche und Nassauische kommen, hören wir schon in den ersten kaum eine Stunde entfernten Grenzdörfern regelmäßig wie im übrigen Hessischen ein h. Die hessische Mundart des angrenzenden Nassauischen herrscht denn auch vor in dem Hingrund, welcher ja ebenfalls jenseit der eben erwähnten Wasserscheide

liegt. Indessen unterscheiden sich die Hiken sonst von den Nassauern sowol wie den übrigen Umwohnern so auffällig, daß Viele sie als einen besondern Stamm betrachten, über deren Herkunft die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt worden sind. Ihre Gestalten sind höher und schlanker als die der Umwohner, welche ihnen nachsagen, daß sie der Waden entbehren. Diese Verschiedenheit der Gestalt wird noch mehr hervorgehoben durch die eigenthümliche Tracht. Die Frauen tragen eine schwarze, nur das Gesicht frei lassende Haube, einen schwarzen, eng anschließenden, mit vielen kleinen Längsfalten versehenen Rock, ein vorn mit Seidenband zugeschnürtes schwarzes Nieder und darüber ein grünes Wams. Hierüber trugen sie früher, wie die Hiken überhaupt noch heute eigenthümliches hatten und nur unter sich heiratheten, unterwegs einen blauen Kittel. Im Gegensaß zu ihren Nachbarn besitzen die Hiken eine große Wanderlust; die meisten sind Handelsleute. Vor der Einführung der Eisenbahn durchzogen sie mit ihren zweiräderigen Karren fast ganz Deutschland und betrieben namentlich Hopfen- und Getreidehandel.

Viel geringer als an den bisher erwähnten Grenzen ist der sprachliche Gegenstaß an der noch übrigbleibenden südwestlichen. Zwar haben auch hier das Siegerland sowol wie der Freiengrund Gebirgsgrenzen; aber diese werden von den nach Westen geöffneten Thälern der Sieg und Heller durchbrochen, außerdem wohnt in dem hier angrenzenden Gebiete, welches die Grafschaft Sayn bildete und daher noch heute das Saynische heißt, gleichfalls rheinfränkische Bevölkerung. Doch wie in seinem ganzen Wesen, hat der Siegerländer und Freiengründer in seinem abgeschlossenen Gebirgsland auch in seiner Sprache einen besonderen Charakter entwickelt, welcher sie in einen deutlichen Gegenstaß zu allen übrigen rheinfränkischen Mundarten und so auch zur saynischen stellt. Ein wesentlicher Unterschied zwischen saynischer und siegerländer Mundart besteht darin, daß die letztere sowol wie die freiengründer manche Eigenthümlichkeiten der hessischen angenommen hat, was sich aus der Nachbarschaft der Hessen sowol wie der Jahrhunderte langen Verbindung mit Nassau leicht erklärt.

**Älteste Geschichte des Siegerlandes.** Das Siegerland findet sich schon im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts unter der Herrschaft des nassauischen Grafen Heinrich II. Nach seinem Tode regierten seine Söhne Walram und Otto die von ihrem Vater ererbten Lande eine Zeit lang gemeinschaftlich, bis 1255 auf dem Schlosse zu Nassau eine Theilung derselben stattfand, infolge deren Walram das südlich von der Lahn, Otto das nördlich von der Lahn gelegene, hundert Ortschaften und zehn Höfe umfassende Gebiet, darunter auch das Siegerland, erhielt. In den folgenden Jahrhunderten gingen dann wiederholte Theilungen des Ottonischen Gebiets mit mehrfachen Erwerbungen Hand in Hand. Zu den Nachkommen Otto's, welche über die in den Niederlanden erworbenen Besitzungen herrschten, gehörten unter anderen berühmten Männern auch Wilhelm von Oranien, der Schweigsame, der Befreier der Niederlande, und Wilhelm III., König von England. Als nach Johann's VI. Tode die deutschen Besitzungen unter seine fünf Söhne getheilt worden waren, fiel Johann VII. (1607 — 1623) das Siegerland zu, welches trotz seiner geringen Ausdehnung nach seinem Tode dann unter seine drei älteren Söhne getheilt wurde. Nachdem der älteste derselben, Johann der Jüngere, die katholische

Religion, welche schon sein Vorfahr, Wilhelm der Reiche (1516—1559), abgeschafft hatte, wieder angenommen, so wurde sie auch in dem ihm zugefallenen Landestheile, der seitdem das „Johannland“ heißt, wieder eingeführt und ist dort bis heute die herrschende. Die beiden anderen Landestheile dagegen blieben evangelisch und wurden nach dem Tode des zweiten Bruders von dem dritten, Johann Moritz, in Einer Hand vereinigt. Dieser Letztere war ein würdiger Vertreter des berühmten nassauischen Geschlechts. Schon im sechzehnten Jahre trat er 1620 in das niederländische Heer ein und kämpfte mit Auszeichnung bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich bei Schenkenschanz. Im Jahre 1636 wurde er von der Holländisch-westindischen Kompagnie zum Gouverneur, Kapitän und Oberadmiral der bereits eroberten und noch zu erobernden Besitzungen der Gesellschaft in Brasilien ernannt und entfaltete hier acht Jahre lang eine ebenso segensreiche wie großartige Thätigkeit, von der er leider im Jahre 1644 infolge der republikanischen Eiferucht und Kurzsichtigkeit der Direktoren abberufen wurde. Die Generalstaaten verliehen ihm hierauf die Würde eines Generalleutnants der Kavallerie. Im Jahre 1647 machte ihn der Große Kurfürst, sein Jugendfreund, zum Statthalter in den Landen Neve, Mark und Ravensberg und fügte 1658 noch das Fürstenthum Minden hinzu. Infolge der großen Verdienste um diese Länder erhielt er das Heermeisteramt des Johanniterordens in Norddeutschland, ferner wurde er ohne sein Ansuchen von Kaiser Ferdinand III. mit den übrigen Gliedern des nassauischen Hauses in den Reichsfürstenstand erhoben. Am Abende seines Lebens kämpfte er noch einmal für die Niederlande. Als niederländischer Oberfeldherr schützte er 1672 Amsterdam durch die heldenmüthige Vertheidigung der zwei Stunden davon entfernten Festung Muiden vor dem 140,000 Mann starken französischen Heere unter Turenne und Condé. Nachdem er dann als Feldmarschall in der blutigen Schlacht bei Senef (1674) die letzten Lorbern errungen hatte, zog er sich nach Neve zurück, wo er 1679 starb. Wenn sich auch Moritz wegen seiner großartigen auswärtigen Thätigkeit nur kurze Zeit in seinem Lande aufhielt, so hat er sich doch vor allen anderen nassauischen Herrschern in dem Herzen seines Volkes ein so dauerndes Andenken gesichert, daß noch jetzt fast jedem Siegerländer der Fürst Moritz, wie er gewöhnlich genannt wird, bekannt ist. Von seiner Sorge für seine Unterthanen zeugen noch jetzt unter Anderm verschiedene der Kirche zu Siegen geschenkte silberne Gefäße, darunter eine fast elf Pfund schwere Tauffschüssel, die durch ihren Kunstwerth sowol wie ihr eigenthümliches Geschick ausgezeichnet ist. Denn in Italien im Jahre 1586 verfertigt, war sie nach Afrika gekommen, und ein dortiger zum Christenthum bekehrter Negerkönig hatte sie Johann Moritz, als er Gouverneur von Brasilien war, zum Geschenk gemacht. Auch die auf Johann Moritz folgenden Wilhelm Moritz und Friedrich Wilhelm Adolf waren vortreffliche Männer. Mit dem Sohne des Letzteren starb dann die evangelische Linie der Fürsten von Siegen aus, und da zu derselben Zeit auch andere Linien des nassauischen Hauses ausstarben, so waren im Jahre 1743 sämmtliche deutsche und niederländische Besitzungen des nassau-ottonischen Hauses in der Hand eines Herrschers, Wilhelm's IV., des Fürsten von Nassau-Diez und Prinzen von Dranien, vereinigt und führten von da an die Bezeichnung nassauisch-oranische Fürstenthümer. Nach dem Sturze der napoleonischen Fremdherrschaft fielen dann die deutschen

Besitzungen der nassau-oranischen Fürsten an das Herzogthum Nassau, mit Ausnahme eines Theils des ehemaligen Fürstenthums Siegen, welches preußisch wurde. Doch war bei den Siegerländern das Gefühl der Zusammengehörigkeit so stark, daß sie den König von Preußen durch eine Gesandtschaft um Erhaltung der alten Grenzen des Landes bitten ließen, und durch einen Vergleich am 19. Oktober 1816 kam dann das ganze Siegerland, nebst dem Freiengrund, der schon in einer Urkunde von 1048 *praedium virorum liberorum* heißt, und dem Hünggrund unter die preußische Krone.

**Die Höhenzüge des Siegerlandes.** Während sich die mächtige Hochebene des Westerwaldes im Süden des Siegerlandes und Freiengrundes ausdehnt, sind diese selbst von Höhen durchzogen, welche von den Grenzgebirgen aus sich längs den Hauptthälern hinziehen und von vielen engen Querthälern eingeschnitten sind. Wenn auch aus denselben an vielen Stellen höhere Punkte hervorragen, so ist ihr Rücken im Durchschnitt doch so flach, daß sich über dieselben vielfach die Verbindungswege zwischen den einzelnen Ortschaften hinziehen. Sie bestehen aus Thonschiefer, der vielfach in Grauwackenschiefer und Grauwacke übergeht. Nur im Süden, in der Nähe des basaltreichen Westerwaldes, ist der Basalt an mehreren Stellen durchgebrochen, und daher finden wir hier auch mehr kegelförmige Berge, unter welchen der Hoheseebachkopf und die Mahlscheid auf der Grenze zwischen dem Freiengrund und dem Sainischen durch ihre Höhe am meisten auffallen. Eine andere interessante Basaltkuppe, der Große Stein, findet sich auf der Grenze zwischen dem Freiengrund und Hünggrund; denn hier haben die losgelösten Basaltstücke ein ziemlich ansehnliches Felsenmeer gebildet. Ihre bedeutendste Erhebung erreichen die Höhen des Siegerlandes an der Grenze desselben, namentlich im Norden und Osten, während sie nach der Mitte hin allmählich sich senken, so daß das Ganze als ein freilich nach Westen hin geöffnetes Kesselland sich darbietet. Zu den höchsten Punkten gehören auf dem nördlichen Grenzgebirge der Hohe Wald (642 m), auf dem östlichen der Vorstein (658 m), der Pfaffenhain und Gillertskopf (678 m), der Ederkopf mit der Ederquelle (612 m), die Striegelburg (624 m) oberhalb der 602 m hohen Quelle der Lahn, im Keller der Försterwohnung, welche zu einem ehemaligen fürstlichen Hofgute, dem Lahnhofe, gehörte. Von manchen dieser Berge genießt man eine entzückende Aussicht. Vor uns ausgebreitet liegt das Siegerland mit seinen waldbigen, langgestreckten Berggrücken und grünen Wiesenthälern, die mit freundlichen Dörfern geschmückt sind, und weiterhin schweift der Blick über die Hochebene des Westerwaldes bis zu den fernern Kuppen des Siebengebirges und der Eifel. Trotz ihrer Höhe erscheinen aber die Berge unseres Landes doch meist niedriger als die Berge von gleicher Höhe in mancher andern Gegend, da auch die Thäler an den tiefsten Stellen noch über 200 m hoch sind. Nur in den obersten engen Thälern, wo die Höhenzüge steil abfallen, namentlich in dem östlichen Grenzgebirge, hat die Gegend einen wilderen Charakter. In diesen vom Verkehr abgelegenen, von der Industrie nicht berührten Gegenden, wo das schlankte Reh im Waldesdickicht graßt, wo noch jährlich der Auerhahn balzt, können wir oft stundenlang in Waldeinsamkeit wandern, ohne einem Menschen zu begegnen, ohne einen andern Ton zu hören als den Gesang der Vögel oder melodisches Schellengeläute. Gehen

wir diesem Klange nach, so gelangen wir zu einer stattlichen, aus braunrothen Kühen bestehenden Herde, welche im Walde weidet, und werden freundlich begrüßt von einem Manne, der mit einem blauen Kittel, der gewöhnlichen Tracht der hiesigen Bauern, kurzen Kniehosen und Gamaschen bekleidet ist und dessen Haupt ein niedriger Hut mit breiter flacher Krempe bedeckt. In der Rechten hält er einen langen Stab, während er einen zottigen Hund am Riemen führt. Es ist der Gemeindegirte, der manchmal auch den Arzt ersetzen muß und im ganzen Dorfe eine vielfach um Rath gefragte und geachtete Persönlichkeit ist. Wenn er am Michaelistage sein neues Amt antritt, holt ihn die junge Mannschaft des Dorfes von seinem bisherigen Aufenthaltsorte feierlich ab, und die Schellen, mit welchen er im Sommer seine Herde schmückt, werden beim Einzuge an einer Stange vorausgetragen, während fortwährendes Peitschengeknall ertönt. Wenn er im Frühjahr zum ersten Male austreibt, erscheint er festlich geschmückt im schneeweißen Kittel. Bei dieser Gelegenheit veranstaltete er in früheren Jahren in größeren Gemeinden eine sehr beliebte Lustbarkeit, das sogenannte „Ochsenstoßen“, indem zwei Zuchtstiere so lange gereizt wurden, bis sie wüthend auf einander los stürzten und sich bekämpften.

**Haubergswirthschaft.** Wenn wir auch nicht überall so große zusammenhängende Wälder finden, wie auf dem Grenzgebirge, so ist doch auf sämmtlichen Höhen des Siegerlandes und Freiengrundes wenigstens der obere Theil mit Wald bewachsen, der ungefähr drei Viertel des ganzen Kreises Siegen bedeckt. Indessen sind fast nur die namentlich im Osten des Landes gelegenen staatlichen Forsten Hochwald, das Uebrige dagegen Niederwald. Durchwandern wir denselben, so treffen wir an einer Stelle vielleicht ein großes Gebiet mit sechzehnjährigem Baumwuchs; daran schließt sich ein gleich großes Gebiet mit fünfzehnjährigem Baumwuchs u. s. w., bis wir endlich an eine gleich ausgedehnte Strecke gelangen, die mit Korn besäet ist, zwischen welchem junge Baumausschläge emporragen. Dieses für die Gegend so charakteristische Aussehen des Waldes beruht auf der dem Siegerlande und Freiengrunde eigenthümlichen Haubergswirthschaft. Ein solcher Niederwald heißt nämlich Hauberg und findet sich hier schon im Mittelalter. Ebenso ist die genossenschaftliche, regelmäßige Bewirthschaftung desselben wahrscheinlich uralt, und der Fürst Friedrich Wilhelm Adolf, der im 18. Jahrhundert die jetzige Haubergsverfassung eingeführt haben soll, hat sie wahrscheinlich nur reorganisirte. Nach derselben bilden die im Gebiete einer Dorfgemeinde liegenden Hauberge ein gemeinsames Ganzes, welches in 15—20 Haue oder Schläge zerfällt. Diese sind dann wieder in gleiche Theile getheilt, von welchen jeder Haubergsgenosse eine größere oder geringere Anzahl besitzt. Jedes Jahr wird ein Schlag abgetrieben, so daß bei einem Haubergsbezirk von 18 Schlägen derselbe Schlag jedes 18. Jahr an die Reihe kommt. Schon im Winter wird die Vertheilung des abzuholenden Schlages, der bis dahin als Gesamteigen betrachtet wird, vorgenommen, wobei das Loß entscheidet, an welche Stelle die Theile eines Jeden zu liegen kommen. Im Anfange des Sommers entwickelt sich dann in dem betreffenden Schlage ein reges Leben, denn jeder Haubergsgenosse ist meist mit seiner ganzen Familie und, wenn sein Antheil ein großer ist, auch noch mit Arbeitsleuten hier thätig.

Ueberall hört man fröhliches Jauchzen und Singen, und wenn der Mittag herannahet, versammeln sich die einzelnen Gruppen um das Lieblingsgetränk des Siegerländers, den dampfenden Kaffee, welcher an Ort und Stelle in einem mächtigen Kessel gebraut wird, um dann nach kurzer Rast wieder frisch an die Arbeit zu gehen. Hier sind Verschiedene damit beschäftigt, mit einem eigenthümlichen Instrumente, dem sogenannten Lohschäler, die Loh von den Eichenstämmen loszuschälen; dort fallen Männer die Stämme mit kräftigen Anstößen, während Weiber und Kinder die Zweige abhauen und in Bündel, sogenannte Schanzen, zusammenbinden. Weiterhin sieht man Andere die verschiedenen Erzeugnisse des Haubergs in die Nähe des Fahrwegs tragen, wo sie auf Wagen, welche mit Kühen oder Ochsen, dem gewöhnlichen Zugvieh der hiesigen Landleute, bespannt sind, aufgeladen und dann ihrem Bestimmungsorte zugeführt werden. Nachdem hierauf die rasige Oberfläche des Haubergs losgehackt und von Sonne und Wind gehörig getrocknet worden ist, wird sie mit Meißig auf kleine Haufen zusammengebracht und angezündet, und oft sieht man dann an hellen Sommerabenden auf vielen Bergen diese kleinen Feuer leuchten, während die ganze Gegend von einem Rauche erfüllt ist, der sich wegen seines Geruches mit Höhenrauch vergleichen läßt. In den auf diese Weise urbar gemachten und durch die ausgestreute Asche gedüngten Boden wird dann Korn, früher auch häufig Buchweizen, gesät, welches von allen Haubergsgenossen gemeinsam an einem bestimmten Tage im Herbst geschieht. Jeder derselben erscheint alsdann mit dem von einem Ochsen oder einer Kuh gezogenen sogenannten Hähoch (Hainhaken, denn das Siegerländer Hoach entspricht dem hochdeutschen Haken), einem einfachen Pfluge ohne Räder, wie er in der ältesten Zeit auch sonst üblich war, der sich leicht über die stehen gebliebenen Wurzeln und Schößlinge heben läßt. Denn diese dürfen beim Unterpflügen des Kornes nicht beschädigt werden, weil sich aus ihnen in den folgenden Jahren ein neuer Waldwuchs entwickelt. Da Alle an einer Stelle zu pflügen anfangen, so gewähren die 30—40 hinter einander herziehenden Gespanne einen eigenthümlichen Anblick. Ist dann das Korn, welches sich durch seine Güte auszeichnet, im folgenden Sommer eingeerntet, so fallen die verschiedenen Theile des Schlages in das Gesamttheigen zurück, um nach 18 Jahren wieder in derselben Weise getheilt zu werden. Haben die neuen Stämme nach fünf- bis sechsjährigem Wachsthum die nöthige Höhe erreicht, so wird der Schlag bis zur nächsten Abholzung auch als Viehweide benutzt. So dient der Hauberg nicht nur zur Gewinnung von Holz, Loh und Korn, sondern liefert auch während des ganzen Sommers bis in den Herbst hinein eine nahrhafte Weide. Den größten Nutzen gewährte er freilich vor der Erbauung der Eisenbahn (1861—1862) wegen der großen Eisenindustrie des Landes, die wol neben der geringen Ertragsfähigkeit des Bodens die Hauptveranlassung zur Anlegung desselben war. Früher wurde nämlich ein großer Theil des im Hauberge gewonnenen Holzes zu Kohlen gebrannt. Sowol in der Nähe der Dörfer wie im einsamen Walde sah man an vielen Stellen die Kohlenmeiler dampfen und daneben die einfache, aus zusammengestellten Stangen aufgebaute und mit Rasen bedeckte Hütte des Köhlers, in welcher er sich zur Ueberwachung des Meilers Tag und Nacht aufhielt. Aber weil seit der Erbauung der Eisenbahn die Steinkohlen so billig zu haben sind, ist das Kohlenbrennen sehr beschränkt worden. Zwar verbrauchen noch einige kleinere Hütten



Holzkohlen, weil das mit ihnen hergestellte Eisen für besser gilt. Doch wird für die Holzkohlen jetzt oft nur ein Drittel des früheren Preises bezahlt und auch der Werth des Brennholzes ist durch die Einführung der Steinkohlen bedeutend gesunken. Diese Einbuße sucht man dadurch einigermaßen zu ersetzen, daß man auf die Gewinnung der Lohe einen größeren Werth legt und darauf bedacht ist, möglichst viele Eichen anzupflanzen, andere Bäume dagegen, namentlich die in manchen Haubergen den Hauptbestand bildenden Birken, auszuroden. Die Hauberge liefern daher jetzt schon jährlich gegen 80—90,000 Centner Lohe, welche einen Werth von 600,000 Mark darstellen, indem auf einem Morgen gut bestandenen Haubergs 15—20 Centner Lohe im Preise von 6—8 Mark erzielt werden.

**Wiesenkultur.** Wenn wir die Höhen verlassen und in die Thäler hinabsteigen, so fällt uns hier am meisten auf, daß dieselben in ihrer ganzen Breite mit üppigen, saftigen Wiesen bedeckt sind. Die sorgfältige Pflege derselben ist dem Siegerlande und Freiengrunde eben so eigenthümlich wie die Haubergswirthschaft. Wie die Haubergsbesitzer, bilden auch die einzelnen Besitzer der in einem Thale gelegenen Wiesen eine Genossenschaft, mit einem Wiesenvorsteher an der Spitze, und auf gemeinsame Kosten derselben wird der Hauptgraben unterhalten, welcher sich gewöhnlich am höchstgelegenen Rande des Wiesenthals befindet und in welchen das meist durch ein Wehr aufgestaute Wasser zur Bewässerung der Wiesen geleitet wird. Von diesem Hauptgraben aus durchziehen dann die ganze Wiese regelmäßig angelegte kleinere Gräben, durch welche das Wasser über jeden Theil derselben gleichmäßig verbreitet werden kann, um dann, nachdem es dieselbe überrieselt und ihr die in ihm enthaltenen Düngstoffe zugeführt hat, durch den Abzugsgraben wieder abzulaufen. Oft beschränkt man sich aber nicht auf Anlegung von Gräben und Entfernung etwaiger Unebenheiten des Bodens, sondern baut die Oberfläche gänzlich um, indem man den Rasen in viereckigen Stücken abschält, die Oberfläche nach Bedürfniß höher oder tiefer legt und dann wieder mit dem Rasen bedeckt. Weil ein solcher Wiesenbau Kenntnisse und Uebung erfordert, so machten denselben schon im vorigen Jahrhundert, wo der Wiesenbau durch den damaligen Bürgermeister von Siegen, Dresler, eine bedeutende Förderung erhielt, verschiedene Siegerländer zu ihrer Hauptbeschäftigung. Zur besseren Ausbildung derselben besteht schon seit mehreren Jahrzehnten in Siegen, dem Hauptorte des Landes, eine Wiesenbauschule, welche Samstags und Sonntags von den Bauernsöhnen der zum Theil verschiedene Stunden entfernten Dörfer besucht wird, und an der sie nach mehrjährigem Unterricht ihre Prüfung als Wiesenbaumeister ablegen. Dieselben werden dann meist in die verschiedensten Gegenden Deutschlands berufen, um dort Wiesen nach dem Muster der Siegerländer anzulegen. Denn der Siegerländer Wiesenbau ist weitberühmt, und daß er diesen Ruf verdient, beweisen die prächtigen Wiesenflächen, die trotz der natürlichen Kargheit des Bodens zweimal einen reichlichen Heuertrag, in den besten Lagen manchmal über fünfzig Centner auf dem Morgen, liefern.

**Agrikultur.** Während die Höhen fast ganz mit Wald, die Thäler mit Wiesen bedeckt sind, hat das Ackerland nur eine geringe Ausdehnung. In eine Menge kleiner Gebiete getheilt, die, abwechselnd mit Roggen, Hafer, Kartoffeln und Klee bestellt, einen bunten Anblick gewähren, erstreckt es sich gewöhnlich am unteren Abhange der Berge hin, welche die Dörfer umgeben. Letztere liegen mit wenigen Ausnahmen in den Thälern an der Stelle, wo zwei oder mehrere derselben zusammenstoßen. Ihre zweistöckigen, aus Fachwerk gebauten Häuser verrathen schon durch ihr ganzes Aeußere den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, welcher die Bewohner derselben so sehr auszeichnet, und ihre weißgetünchten Wände mit schwarz angestrichenem Gebälk bilden einen anmuthigen Gegensatz zu dem Grün der sie umgebenden Bäume und der bis dicht an die Dörfer herantretenden Wiesen. Sie sind mit moosbedeckten Strohdächern versehen, neben welchen wir namentlich auf den neueren Gebäuden der Hauptthäler auch schon manches Schieferdach erblicken. Bei allen Strohdächern bemerken wir noch zwei am Giebel sich kreuzende Balken, deren Ende mit Schnitzwerk verziert ist, welches ebenso wie in Westfalen Pferdeköpfe darstellen soll. Wir finden dieselben in der Nachbarschaft Westfalens auch in anderen Landstrichen, während sie weiter nach Süden, z. B. auf dem Westerwald, schon nicht mehr vorkommen. Die Dächer sind hoch und spitz und die Speicher, welche zur Aufbewahrung fast sämmtlicher Vorräthe dienen, dem entsprechend geräumig. Für Scheune, die fast nur zum Dreschen dient, und Stallung giebt es keine besonderen Gebäude, sondern beide sind mit dem Wohnhause unter einem Dache vereinigt. Trotzdem ist das ganze Gebäude meist ziemlich klein, und dem entsprechend ist auch der Grundbesitz nur ein geringer. Infolge der seit Jahrhunderten bestehenden unbegrenzten Theilbarkeit der Güter haben nur wenige Bauern so viel Land, daß sie zur Bearbeitung desselben Dienstboten nöthig haben; die meisten besorgen es allein mit ihrer Familie, und da das Klima rauh und der Boden unfruchtbar ist, so ernten sie durchschnittlich nicht so viel, wie sie für ihren Haushalt bedürfen. Wenn auch die Viehzucht bei der Beschaffenheit des Landes wichtiger ist als der Ackerbau, so hat doch nur die geringe Minderzahl mehr als drei Stück Rindvieh, die meisten noch weniger. Es giebt daher in den nur auf Landwirthschaft angewiesenen Bezirken des Landes keine reichen Bauern, wie sie anderwärts so häufig sind. Da auch der Hauberg jetzt nur wenig einträgt, so sind die meisten Bauern trotz ihrer Betriebsamkeit, Sparsamkeit und höchst einfachen Lebensweise verschuldet. Das ganze Siegerland nebst dem Freiengrund würde ein eben so armes Land sein wie der Westerwald und manche umliegende Bezirke, ja, es würde kaum im Stande sein, auch nur ein Drittel seiner gegen 70,000 Seelen zählenden Bevölkerung zu ernähren, wenn es nicht andere bedeutende Quellen des Wohlstandes hätte, nämlich Bergbau und Industrie.

**Bergbau und Industrie.** Der Bergbau des Siegerlandes und Freiengrundes ist uralt und beschränkte sich wol zuerst auf die Förderung der an der Oberfläche der Erde am Ausgehenden der Gänge anstehenden Erze. Zeugen davon sind die mächtigen, langgestreckten Furchen, die sogenannten Pingen, welchen wir noch heute begegnen, wenn wir die erzeichen Berge durchwandern. Auch Sagen weisen auf einen alten Bergbau hin. Eine solche giebt es z. B. über den erzeichen Altenberg im Norden des Siegerlandes. Dort stand vor

Zeiten eine schöne Stadt, deren Einwohner durch Bergbau so reich geworden waren, daß sie mit silbernen Kugeln Regel spielten und in Wagen mit goldenen Rädern fuhren. Aber bei ihrem Reichthum und ihrer Leppigkeit waren sie gottlos und hartherzig gegen Arme. Das konnte Gott nicht länger ansehen und beschloß daher, sie zu vertilgen. Doch wollte er sie vorher noch warnen. Eines Tages erschien gegen Abend ein wunderschönes Vöglein, welches sich auf eine alte Linde setzte und zweimal mit schöner und trauriger Stimme sang:

O Altenberg, Altenberg thu' dich zu,  
Es bleibt kein Hirte bei der Kuh.

Dann erschien ein Silberwölkchen, in welchem es gen Himmel geführt wurde. Wenn sich auch die Leute darüber wunderten, nahmen sie sich die Warnung doch nicht zu Herzen. Bald darauf erschien ein altes Männchen mit greisem Bart und bat um Herberge. Aber kein Mensch wollte es aufnehmen, ob schon es dunkel war. Da sagte es beim Hinausgang dieselben Worte, welche das Vöglein gesungen hatte; doch die Leute verspotteten es. Als sich bald darauf drohende Anzeichen des Unterganges der Stadt einstellten, wollten sich die Leute bessern, aber es war zu spät. Es fiel Feuer vom Himmel, welches die Stadt zerstörte.

Die erste schriftliche Urkunde über den Bergbau des Siegerlandes stammt aus dem Jahre 1298 vom deutschen Kaiser Adolf von Nassau. Derselbe gehörte der südlich von der Lahn herrschenden Walramischen Linie des nassauischen Hauses an, wurde aber von seinen nassauischen Vettern nördlich von der Lahn wacker unterstützt und belohnte sie dafür mit den Gruben im Razenscheid und mit anderen Bergen in ihren Landen, wo man Silber suchen und finden könne. Als dann Graf Wilhelm in der sogenannten Nassau-Razensellenbogischen Bergordnung vom Jahre 1559 die Bergfreiheit ausgesprochen und den Unterthanen das Recht zugesichert hatte, die Bergwerke frei und ungehindert zu betreiben, blühte der Bergbau im Siegerland mächtig auf, und viele neue Gruben wurden verliehen. Diese waren in früherer Zeit meist Schachte und lagen über der Thalsohle. Um die beim Betrieb derselben hinderlichen Wasser abzuleiten, wurden schon im vorigen Jahrhundert und noch häufiger in diesem tiefere Stollen getrieben, welche sich in gleicher Höhe mit der Thalsohle oft in bedeutender Länge unter den verschiedenen Gruben hinziehen. Seit den letzten Jahrzehnten werden dann auch die schon am Ende des vorigen Jahrhunderts einzeln vorkommenden Tiefbauten, d. h. tiefer gehende Baue, aus welchen durch maschinelle Anlagen die Wasser gehoben und die Erze zu Tage gefördert werden, allgemeiner, und man ist in verschiedenen Gruben schon bis zu 200 m unter der Thalsohle eingedrungen, ohne damit nur entfernt das „Tiefste“ erreicht zu haben. Denn die Gänge, in welchen hier das Erz vorkommt, erstrecken sich von der Oberfläche der Erde bis zu einer noch nicht erforschten Tiefe, der sogenannten ewigen Teufe. Ihre Länge ist sehr verschieden. Oft reihen sich die Gänge zu Gangzügen an einander, unter welchen einige nachweislich über 2000 m lang sind. Auch ihre Breite (Mächtigkeit), welche durchschnittlich 1—2 m beträgt, wechselt zwischen 30 cm und 30 m. Eine durch ihre Mächtigkeit ausgezeichnete Lagerstätte, ein sogenannter Stock, ist der Müßener Stahlberg, welcher schon in einer Urkunde von 1313 erwähnt wird. Derselbe war unter den Gruben des Siegerlandes wegen seines ausgezeichneten Spateisensteins sowol

wie seines kunstvollen Baues wegen Jahrhunderte lang der berühmteste. Er bestand aus neun über einander liegenden und durch Pfeiler von reinem Eisenstein gestützten Stockwerken, welche mächtige Gewölbe bildeten und durch Treppen mit einander verbunden waren. Einen besonders prächtigen Anblick gewährte derselbe mehrmals bei Besuchen hoher Personen, so am 18. Oktober 1823 bei Gelegenheit des Besuches des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, wo die glitzernden Pfeiler und Decken im Glanze von 3000 Lichtern strahlten. Jetzt freilich sind diese Pfeiler abgebaut, die prächtigen Räume verschüttet und der Stahlsberg wird an Menge des geförderten Erzes von anderen Gruben des Siegerlandes übertroffen; denn der Gang ist nach der Tiefe zu immer mehr mit trüben Mitteln statt mit edlen Mitteln (Eisenstein) ausgefüllt.

Wenn auch schon in früherer Zeit der Bergbau des Siegerlandes und Freiengrundes bedeutend war, so wurde doch nur so viel Eisenstein gewonnen, wie die Inhaber der Hüttenwerke, die meist zugleich Grubenbesitzer waren, verhütten konnten. Seitdem aber nach der Anlage der Eisenbahn verschiedene neue und großartige Hüttenwerke entstanden sind und eine große Menge Eisenstein nach außen versandt wird, hat sich der Bergbau bedeutend entwickelt. Es wird daher jetzt dreifach so viel gefördert wie vor etwa drei Jahrzehnten; aus der Grube Storch und Schöneberg kommen allein jährlich über  $1\frac{1}{2}$  Millionen Centner, und die Gesamtförderung der Eisensteingruben des Siegerlandes und Freiengrundes beträgt jetzt jährlich über 8 Millionen Centner im Werthe von über 5 Millionen Mark, also 14 Prozent der in der ganzen preussischen Monarchie geförderten Menge. Da der größte Theil des hiesigen Eisensteins aus dem wegen seines Mangangehalts zur Herstellung von Spiegeleisen benutzten Spateisenstein besteht, so wird im Siegerlande die Hälfte des in der preussischen Monarchie geförderten Spateisensteins gewonnen. Derselbe findet sich mehr in der Tiefe, während er an der Oberfläche in Brauneisenstein umgewandelt ist. Neben diesen beiden Arten tritt dann auch Eisenglanz in verschiedenen mächtigen Gängen auf. Außer dem Eisenstein werden, freilich in bedeutend geringerer Menge, silberhaltiger Bleiglanz, Zinkblende, Kupfererz, Fahlerz und Dachschiefer gewonnen, in einem jährlichen Gesamtwerte von etwa 1 Million Mark. Die früher hier wichtige Kobaltgewinnung hat aufgehört, seit man das Kobaltblau durch Ultramarin ersetzt hat.

Gewöhnlich vereinigten sich in hiesiger Gegend mehrere zu einer sogenannten Gewerkschaft, indem sie entweder selbst arbeiteten oder auf gemeinsame Kosten Arbeiter unterhielten; daneben betrieben sie auch noch andere Gewerbe und namentlich Landwirthschaft. Dieser Zustand hat sich bis heute erhalten, wenn auch viele Gruben seit dem gewaltigen Aufschwunge des Bergbaues in den letzten Jahrzehnten in die Hände auswärtiger Besitzer übergegangen sind. Wir finden daher noch heute in den Bergwerksbezirken des Siegerlandes und Freiengrundes Viele, welche im blauen Kittel umhergehen und ihre landwirthschaftlichen Arbeiten selbst besorgen, dabei aber Grubenbesitzer von sehr bedeutendem Vermögen sind. Dieselbe unserer Gegend so eigenthümliche Verbindung des Bergbaues mit anderen Beschäftigungen fand sich auch früher meist bei den Grubenarbeitern. Dieselben waren nur zeitweilig, namentlich im Winter, auf den Gruben thätig, aber daneben noch mit anderen Arbeiten, besonders Ackerbau, beschäftigt. Heute aber, wo in den hiesigen Gruben beinahe 6000 Bergleute Beschäftigung finden,

von welchen etwa ein Drittel Auswärtige sind, widmen sich Viele ausschließlich dem Bergbau, freilich auf Kosten ihrer Gesundheit und Lebensdauer. Denn dieselben erreichen selten das fünfzigste Jahr; schon im Alter von vierzig Jahren tragen die Meisten den Keim des Todes in der Brust.

Ebenso uralt wie der Bergbau des Siegerlandes und Freiengrundes ist wol auch hier die Herstellung und Bearbeitung des Eisens, ja, Alles war sicher ursprünglich in einer Hand vereinigt, indem die Schmiede sich das nöthige Eisen aus den an der Oberfläche der Erde liegenden Erzen einschmolzen. Man hat Schlackenhausen unter den Wurzeln mächtiger Eichen gefunden, und wenn wir bedenken, wie viel Zeit es erforderte, bis sich auf denselben die für das Wachstum solcher Bäume erforderliche Erdschicht bildete, so erhalten wir einen Begriff von dem Alter des Gewerbes. In jenen alten Zeiten waren Menschenkräfte die einzigen, welche dabei verwandt wurden; denn vielfach liegen solche Schlackenhausen an Stellen, wohin kein Wasser zu leiten war und wo daher nur sogenannte Handhütten vorhanden sein konnten. Aus den Jahren 1443 und 1444 stammen die ersten schriftlichen Urkunden über Hütten- und Hammerwerke. Damals gab es im Siegerlande schon 29 Eisenhütten und mehrere Hammerwerke, welche mit Wasserkraft betrieben wurden. Diese Hüttenwerke zerfielen nun in Eisen- und Stahlhütten, während die Hammerwerke theils Eisen-, theils Stahlhämmer waren. In einigen Eisenhütten ließ man das Eisen gleich in Formen laufen und stellte gröbere Geräthe daraus her. So ließ der Graf Wilhelm 1521 dem Pfalzgrafen für das Schloß zu Heidelberg eiserne Defen gießen, ein Beweis, daß auch die Eisenwaaren des Siegerlandes schon frühe weithin verhandelt wurden.

Auf sämmtlichen Hütten- und Hammerwerken wurden früher Holzkohlen verwendet. Weil aber das Land trotz seines Waldreichthums, ebenso wie die Umgegend, nur eine bestimmte Menge Kohlen liefern konnte, war den Werken jährlich nur eine bestimmte Betriebszeit, eine sogenannte Reise, gestattet. Die Reise einer Eisenhütte z. B. umfaßte 62 Tage, wobei man den Tag zu 24 Stunden rechnete. Doch weil im 16. Jahrhundert die zu große Zahl der Eisenhütten bedeutend vermindert worden war, wurden die Reisen der eingegangenen auf die übrig bleibenden übertragen, so daß einige Hütten zwei bis drei Reisen erhielten, und die neun Eisenhütten des Siegerlandes seit jener Zeit zusammen zu 15 $\frac{1}{2}$  Reisen berechtigt waren.

Ebenso wie die Bergwerke waren auch die Hütten- und Hammerwerke im Besiß von Gewerkschaften. Die Mitglieder einer Eisenhüttengenossenschaft z. B. besaßen eine Eisenhütte gemeinschaftlich, und die Antheile der einzelnen wurden nach der Zahl der Hüttenantage berechnet, an welchen Jeder das Recht hatte, mit seinen eigenen Kohlen seinen eigenen Eisenstein dort zu verhütten. In welcher Reihenfolge dies geschah, wurde durchs Los bestimmt, und falls ein Mitglied nur einen halben Hüttenantag besaß, mußte er jedesmal eine Reise überschlagen, bis ein ganzer Hüttenantag herauskam, oder sich mit einem Andern, der ebenfalls nur einen Hüttenantag besaß, zusammenthun. Der Preis eines Hüttenantags, der entsprechenden Mitbesiß an der Hütte einschloß, schwankte je nach der Lage und den Rechten des Werkes zwischen 750 und 1500 Mark. Die Arbeiter auf den Hütten bildeten mit den Besitzern, welche hier den Namen Gewerke haben, die sogenannte „Eisenmassenbläserzunft“. Da die auf den Stahl-

hütten, Eisen- und Stahlhämmern Beschäftigten sich ebenfalls zu Zünften zu sammenschlossen, so gab es im Siegerland seit uralter Zeit vier das Eisengewerbe betreibende Zünfte. Diesen wurden durch Kurbriefe, deren ältester aus dem Jahre 1516 stammt, ihre schon sehr ausgebildeten Rechtsverhältnisse vom Landesherrn bestätigt und mancherlei Vorrechte zugesichert, z. B. die Befreiung von Frohnen Jagd-, Wach- und Kriegsdiensten, wofür sie sich verpflichteten mußten, das Handwerk nicht außer Landes zu betreiben und keine Auswärtigen darin zu unterrichten.



Lit uns'm Seejerland (Bergmah, Hammermeed, Hirte va'm Land).

Unter diesen Zünften zeichnete sich besonders die der Hammerschmiede durch Mancherlei, vor Allem durch ihre eigenthümliche Tracht aus.

Statt des gewöhnlichen Schurzfelds trugen die Hammerschmiede an Feiertagen über dem Kamisol mit langen Schößen ein solches von blendend weißer Farbe, in welchem vor der Brust auf der einen Seite ein rothes Taschentuch, auf der andern Seite eine kleine Zange und daneben oft auch eine silberbeschlagene Pfeife steckten. Den Kopf bedeckte ein breittrempiger Hut, der sogenannte Funkenfänger (s. Illustr.). Da sie bei ihrer schweren Arbeit eine äußerst kräftige Kost genossen, so zeichneten sich viele von ihnen durch eine gewaltige

Körperkraft aus. Einer derselben soll sogar nach einem Ochsenstoßen den Ochsen auf dem Rücken nach Hause getragen haben.

In der neueren Zeit haben natürlich diese Zünfte nebst ihren Vorrechten aufgehört, wie überhaupt das ganze Eisengewerbe des Landes namentlich seit der Erbauung der Eisenbahn einen gewaltigen Umschwung erfahren hat. An den einzelnen Eisenwerken sind zwar noch meist eine Anzahl von Personen theiligt, doch werden sie nicht mehr wie früher, sondern auf gemeinschaftliche Rechnung betrieben und sind viel großartiger geworden. Bis zu Ende der dreißiger Jahre hatte man nur kleine auf den Verbrauch von Holzkohlen eingerichtete Hohöfen, welche täglich 3500—4000 kg Roheisen produzierten. An ihre Stelle traten darauf größere, auch auf den Verbrauch von Koaks eingerichtete, welche mit Cylindergebläsen statt mit den früher gebrauchten Blasbälgen betrieben wurden und täglich bis 10,000 kg Roheisen lieferten. Neben diesen sind in den sechziger Jahren verschiedene großartige Hohöfen entstanden, die eine Höhe von 10—13 m haben und auf welchen täglich gegen 100,000 kg Eisen gewonnen werden. Die auf diese Weise sehr gesteigerte Produktion des Siegerlandes und Freiengrundes beträgt jetzt über 2 Millionen Centner Eisen in einem Werthe von über 7 Millionen Mark. Unter diesem Eisen zeichnet sich das zur Herstellung von Stahl benutzte Spiegeleisen aus, das nicht mehr wie früher nur in die näherliegenden Gegenden, sondern in großen Massen nach verschiedenen europäischen Ländern und Amerika geschickt wird. Das übrige Eisen ist theils graues Roheisen oder Gußeisen, theils weißes Roheisen, aus welchem Schmiedeeisen hergestellt wird.

Neben den Hohöfen besitzt das Land jetzt auch eine Anzahl großartiger, mit Steinkohlen betriebener Puddelwerke, welche die früheren mit Holzkohlen betriebenen, kleineren Hammerwerke verdrängt haben, und wie diese zur Herstellung von Schmiedeeisen aus dem noch brüchigen, mit fremden Bestandtheilen vermischten weißen Roheisen dienen. In den Puddelöfen befinden sich, anders als in den Oefen der früheren Hammerwerke, Eisen und Brennmaterial in gesonderten Räumen. Wenn in denselben das Eisen so sehr erhitzt worden ist, daß es weich und breiartig wird, dann wird es mit langen Haken so lange durchgearbeitet, bis es den erforderlichen Grad von Zähigkeit und Steifigkeit durch Entfernung fremdartiger Bestandtheile erlangt und sich zu Klumpen geballt hat. Diese werden dann unter einem mächtigen, durchschnittlich 20 Centner schweren, durch Dampfkraft in Bewegung gesetzten Hammer zu länglich vieredigen Blöcken, sogenannten Luppen, geschmiedet, wobei durch den gewaltigen Druck nicht nur viele noch vorhandene fremdartige Bestandtheile in der Form von Schlacke entfernt werden, sondern auch eine innigere Verbindung der einzelnen Eisenthelchen erreicht wird. Diese Luppen werden dann nochmals erhitzt und zu Stabeisen ausgeschmiedet oder zu Stäben von einer bestimmten regelmäßigen Form, noch häufiger aber zu Blechen ausgewalzt, was auf den meist mit Puddelwerken verbundenen Walzwerken geschieht, während ein in Kreuzthal bestehendes bedeutendes Werk sich ausschließlich mit der Herstellung von Draht beschäftigt. Die verschiedenen auf diese Weise jetzt gewonnenen und nach vielen, auch überseeischen, Ländern versandten Sorten von Eisen haben zusammen ein Gewicht von 1 Million Centner in einem Werthe von über 7½ Millionen Mark. Neben diesen Werken sind nun noch verschiedene,

auch ziemlich bedeutende mit der Herstellung fertiger Eisenfabrikate beschäftigt, während vier Metallhütten Silber, Kupfer und Blei aus den hier gewonnenen Erzen herstellen.

Außer dem Eisengewerbe verdient noch die Sohlledergerberei des Kreises Siegen Erwähnung. Sie ist ebenfalls sehr alt, und ihre Entwicklung steht in enger Beziehung zur Haubergswirthschaft, weil die Hauberge in Folge des geringen Alters der Stämme vortreffliche Lohse liefern.



Siegen.

Jetzt freilich reicht die hier gewonnene Lohse nicht mehr zur Hälfte aus, denn der Gerbereibetrieb hat hier einen solchen Aufschwung gewonnen, daß er zu den bedeutendsten im preussischen Staate gehört. In den etwa 70 Gerbereien werden jährlich über 100,000 Häute, meist Wildhäute aus Südamerika, zu Sohlleder verarbeitet, das wegen seiner Güte auf den Messen sehr gesucht ist.

Die Eisenindustrie hat ihren Hauptsitz im Süden und in der Mitte des Landes, namentlich im Thale der Sieg und dem hier einmündenden Ferndorfs-thale. Dem entsprechend finden wir hier auch eine Menge Orte, wie Hammerhütte, Sieghütte, Buschgotthaartshütten u. s. w., die sämmtlich erst nach dem 14. Jahrhundert im Anschluß an Eisenwerke entstanden sind. Im Gegensatz zu den stillen abgeschlossenen Gebirgsdörfern des größten Theiles des Landes herrscht hier, wo zugleich das Dampfroß die Gegend durchweilt, das regste Leben. Von allen Seiten tönt uns das Rischen, Brausen und Dröhnen der Eisenwerke entgegen. Ueberall begegnen uns zahlreiche, mit Kohlen, Eisenstein



oder Eisen beladene Wagen, kräftige Eisenarbeiter mit schwieligen Fäusten oder Bergleute, welche vom mühsamen Tagewerke heimkehren. Hier reiht sich eine Ortschaft an die andere, und die Zahl der Gebäude hat sich namentlich seit den letzten Jahrzehnten ganz bedeutend vermehrt. So ist das Siegthal aufwärts von Siegen in einer Länge von mehr als einer Stunde mit einer ununterbrochenen Reihe von Häusern bedeckt, zwischen welchen die mächtigen Schornsteine der vielen gewerblichen Anlagen emporsteigen, deren weiße Rauchwolken zu dem Grün der umgebenden Wiesen und der das Ganze einrahmenden Höhenzüge in malerischem Kontraste stehen. Namentlich von der Höhe, auf welcher Siegen liegt, wo wir das gewerbliche Thal in seiner ganzen Länge überblicken, entrollt sich uns das Bild in seiner ganzen Schönheit und Mannichfaltigkeit, nicht nur am Tage, sondern auch am Abend, wenn die mächtigen Feuer der verschiedenen Werke weithin durch das Dunkel leuchten. Aber noch schöner wird das Bild, wenn wir den dicht bei der Stadt liegenden, von uralten Bergwerken durchfurchten Häusling besteigen. Hier bietet sich neben dem reich belebten Thale zugleich die alterthümliche Bergstadt unseren Blicken dar.

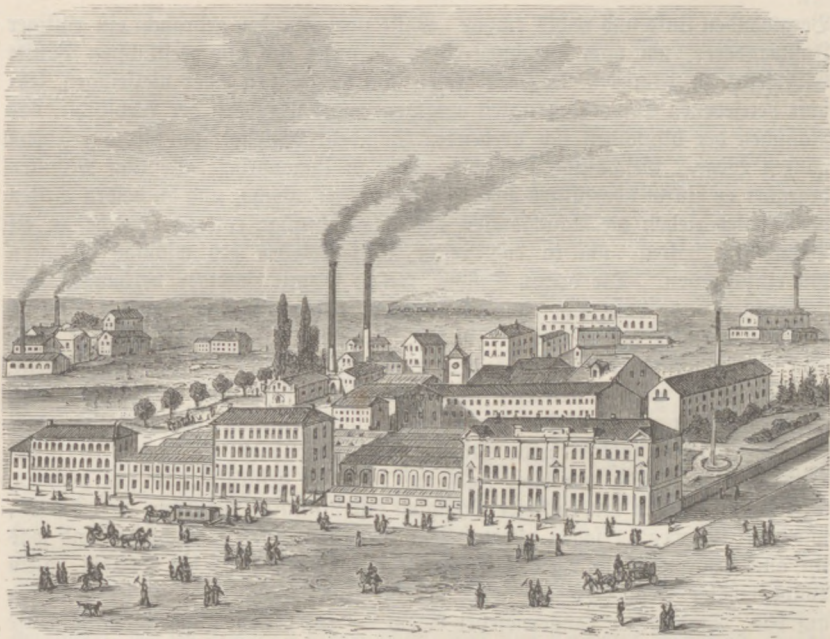
**Die Stadt Siegen.** Die ursprüngliche Stadt Siegen liegt auf dem Ausläufer eines Höhenzuges, welcher sich zwischen dem Thale der Sieg und der Weis erstreckt, an der Stelle, wo das Weisthal nebst verschiedenen anderen Thälern in das Siegthal mündet. Dieselbe war schon früh bedeutend, denn im Jahre 1224, in welchem sie zuerst urkundlich erwähnt wird, besaß sie schon eine Münze, und im Jahre 1303 wurde sie mit dem Soester Stadtrecht beliehen. Siegen war nach der Art mittelalterlicher Städte ringsum von mächtigen Mauern und sechzehn größeren und kleineren Thürmen geschützt, welche drohend in das Thal hernieder schauten und deren Grundmauern sich an vielen Stellen bis jetzt erhalten haben. Neben dieser alten Stadt mit engen, zum Theil steilen Straßen, alterthümlichen, vielfach mit Schiefer bedeckten Häusern mit hohen Giebeln ist in den letzten Jahrzehnten eine zweite Stadt im Thale entstanden, die sich so ausgedehnt hat, daß sie schon anfängt, die benachbarten Höhen wieder emporzusteigen und die Einwohnerzahl während dieser Zeit von 7000 auf 15,000 gestiegen ist. Die Stadt wird gekrönt von einem malerischen, schon im 13. Jahrhundert vorhandenen Schlosse, welches später den nassauischen Fürsten des katholischen Theiles des Siegerlandes als Residenz diente. Auf der entgegengesetzten Seite der Altstadt, am Ende des zungenförmig in das Thal sich erstreckenden Stadtbergs, liegt ein neues Schloß, welches von der evangelischen Linie der nassauischen Fürsten bewohnt wurde. Dasselbe enthält die von Johann Moritz erbaute Fürstengruft, in welcher neben seinen eigenen die sterblichen Ueberreste verschiedener Glieder der nassau-siegenischen reformirten Linie ruhen. Es wurde im 17. Jahrhundert aus einem Franziskanerkloster umgebaut und macht wegen seines einförmigen Kasernenstiles bei weitem nicht den malerischen Eindruck des alten Schlosses. Dagegen gewährt die daneben auf der äußersten Spitze des Stadtbergs stehende und von dem ebemaligen, mit Kasern bewachsenen und mit Bäumen geschmückten Kirchhof umgebene kleine Martinikirche, welche im gothischen Stil erbaut ist, einen anmuthigen Anblick. Siegen ist, wie durch neuere Forschungen endgiltig festgestellt worden, der Geburtsort des berühmten Malers Peter Paul Rubens. Sein Vater,

ein Rechtsgelehrter und Schöffe zu Antwerpen, war zur neuen Lehre übergetreten und mußte daher 1568 nach Köln flüchten, wo er Sachwalter der zweiten Gemahlin Wilhelm's von Oranien, einer Prinzessin Anna von Sachsen, wurde. Diese Prinzessin warf ein Auge auf den schönen Mann, und derselbe war zu schwach, ihr zu widerstehen. Bald war dieses sträfliche Verhältniß ein öffentliches Geheimniß, und als Kubens der Prinzessin, welche wegen Familienangelegenheiten nach Siegen gereist war, dorthin folgen wollte, wurde er auf Geheiß des Grafen von Dillenburg im März 1571 auf nassauischem Boden verhaftet und in zweijähriger strenger Haft gehalten. Endlich gelang es den Anstrengungen seines edelmüthigen Weibes, eine Milderung seines Schicksals zu erwirken. Nach einer Hinterlegung von 6000 Reichsthalern wurde ihm Siegen als Aufenthaltsort angewiesen, wo die früher wohlhabende Familie dann mehrere Jahre in großer Dürftigkeit lebte, und hier wurde Peter Paul Kubens am 28. oder 29. Juni 1577 geboren. Siegen ist auch die Vaterstadt des um das Volksschulwesen so hoch verdienten Friedrich Adolf Diesterweg, der hier am 29. Oktober 1790 das Licht der Welt erblickte.

Unter anderen berühmten Männern, welche das Siegerland hervorgebracht hat, verdient noch besonders Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, unsere Beachtung. Derselbe wurde am 12. September 1740 in dem Dörfchen Grund geboren, welches im Nordwesten des Siegerlandes, eine Stunde südlich von dem Städtchen Hilchenbach, in romantischer Umgebung liegt und von hohen Bergen eingeschlossen ist. Oberhalb desselben befindet sich die Ruine Giesberg, einer der geschichtlich denkwürdigsten Punkte des Siegerlandes. Denn in dem vom Grafen Heinrich im Anfang des 13. Jahrhunderts erbauten Schlosse Giesberg, welches seit 1398 der Sitz eines Femgerichts war, sammelte Wilhelm der Berschwiegene im Jahre 1568 die Obersten seines Heeres zur Befreiung der Niederlande. Im 17. Jahrhundert sank das Schloß in Trümmer, die ein Hauptstülp der idyllischen Jugendgeschichte Jung Stilling's sind. Sein Vater, ein Schneider und Schulmeister, war wegen des frühen Todes seiner Frau in tiefe Schwermuth versunken und erzog den Knaben in fast klösterlicher Abgeschlossenheit mit größter Strenge. Jeder Verkehr mit anderen Kindern war ihm untersagt, dagegen waren fromme Uebungen, Schreiben und Lesen, namentlich der Bibel, seine Hauptbeschäftigung. Alle diese Umstände bewirkten bei dem weichen, phantasievollen Knaben eine schwärmerische, mystische Richtung und Weichheit der Empfindung, die ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Weil er früh eine ungewöhnliche Begabung zeigte, ließ man ihn in Hilchenbach im Latein unterrichten. Im Alter von fünfzehn Jahren wurde er Lehrer in einem benachbarten Dorfe und erlernte zugleich das Schneiderhandwerk, während er seinen Wissensdurst durch das Lesen der verschiedensten Bücher, unter welchen ihm namentlich Homer sehr anzog, zu befriedigen suchte. Als er in Folge von eigenthümlichem Mißgeschick und Ränken ihm feindlich gesinnter Personen diese wie mehrere andere Stellen hatte aufgeben und zu seiner größten Betrübniß mehrmals zum Schneiderhandwerk hatte zurückgreifen müssen, verließ er in seinem 21. Lebensjahre, in der Ueberzeugung, daß ihn die Vorsehung nicht zum Schulehalten bestimmt habe, seine Heimat, um auf sein Handwerk zu reisen. Nachdem er in Solingen und dann in Nabe vorm Walde bei einem Meister gearbeitet, nahm ihn ein wackerer Kaufmann in der Nähe von letzterem Orte als Erzieher seiner Kinder an, und

verschaffte ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse, besonders in Sprachen, zu vervollkommen. Da er zugleich die Geschäfte seines Gönners führte, erwarb er sich auch gründliche kaufmännische und gewerbliche Kenntnisse. Nach sechsjährigem Verweilen in dieser Stellung, faßte er den Entschluß, in Straßburg Heilkunde zu studiren, obgleich er schon 30 Jahre alt war und der nöthigen Mittel so sehr entbehrte, daß er, als er auf der Reise dorthin in Frankfurt ankam, nur noch einen Thaler hatte. In Straßburg lernte er Goethe kennen, der ihn herzlich lieb gewann und im neunten Buche seiner Wahrheit und Dichtung des schönen Freundschaftsverhältnisses gedenkt. Nachdem er seine Studien beendet und sich verheirathet hatte, ließ er sich in Elberfeld als praktischer Arzt nieder. Hier erlangte er bald einen bedeutenden Ruf wegen seiner Staaroperationen, deren er mehr als 2000 ausgeführt hat. Doch waren seine Patienten meist arme Leute, so daß er auch hier oft in dringendste Geldverlegenheit gerieth, aus der er aber immer wieder auf unerwartete Weise befreit wurde. Das bestärkte ihn in seinem festen Vertrauen auf Gottes Hülfe immer mehr. So erhielt er eines Tages, als er sich in der größten Noth befand, unerwartet 115 Thaler als Honorar für seine Lebensgeschichte. Goethe hatte nämlich bei Gelegenheit eines Besuches in Elberfeld das Manuskript mitgenommen und ohne Wissen seines Freundes unter dem Titel: „Stilling's Jugend“ drucken lassen. Diese Erzählung seines Lebens gab nun Stilling von 1777—78 ausführlicher heraus in drei Bänden unter dem Titel: „Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft“. Außer diesem Werke veröffentlichte er im Laufe der Zeit noch manche, namentlich viele von mythischem Geiste durchwehte Romane und seine in hohem Grade mythische Theorie der Geisterkunde und Scenen aus dem Geisterreich, welche großes Aufsehen erregten. Doch sind alle diese wie seine für ihre Zeit verdienstlichen kameralistischen Werke vergessen, dagegen noch immer gelesen und geschätzt die drei ersten Bände seiner Lebensbeschreibung, welche sich durch Einfachheit der Darstellung sowohl, wie Wahrheit und Tiefe der Empfindung auszeichnen.

Weil sich in Elberfeld Stilling's Schulden immer mehr vergrößerten und ihm auch sonst der Aufenthalt vielfach verbittert wurde, so nahm er gern 1778 eine Anstellung an der Kameralsschule in Kaiserslautern an und folgte dieser Anstalt auch, als dieselbe 1784 nach Heidelberg verlegt wurde. Im Jahre 1787 wurde er als Professor der Oekonomie und Staatswirthschaftslehre nach Marburg berufen und im Jahre 1803 von dem Kurfürsten von Baden, der seine Schriften gelesen hatte, zum Hofrath ernannt und nach Heidelberg zurückberufen, um dort ohne amtliche Stellung nur für das Christenthum zu wirken. In dieser Stellung wurde der ehemalige arme Schneidergeselle aufs Höchste geehrt. Nachdem er dann trotz seines Alters noch eine bedeutende Thätigkeit entfaltet und eine Menge erbaulicher Schriften verfaßt hatte, starb er zu Karlsruhe am 2. April 1817.



Mechanische Weberei-Anlage von W. Biddinghaus & Co. zu Elberfeld.

## Das rüstige Wuppertal.

Eine schnell emporgewachsene Doppelstadt: Elberfeld = Varmen. — Älteste Geschichte von Elberfeld. — Wuppertal'er Volkscharakter. — Gang durch die Schwesterstädte und ihre Umgebung. — Das Wuppertal die Heimat der Gegensätze. — Politik und Religion. — Kunst und Wissenschaften. — Industrie. — Die Waffenschmieden in Solingen. — Schwerterfabrikation und Zunft. — Messer- und Scheerenfabrikation. — Remscheid und seine Industrie.

Obgleich die Wupper schon nach kurzem Laufe sich mit dem mächtigen Vater Rhein verbindet, obschon an ihren Ufern keine stolzen Ritterburgen und lieblichen Nebengelände zu schauen sind, so gehört sie doch zu den wichtigsten Flüssen unseres deutschen Vaterlandes. An beiden Ufern von hochragenden Schornsteinen begleitet, spendet sie nach rechts und links ihre Fluten zu gewerblichen Zwecken und ist hierdurch die Lebensader einer der großartigsten Industrien der Erde geworden. Im Kreise Gummerzbach des Regierungsbezirkes Köln, ungefähr 360 m über dem Meere, entsprungen, hält die Wupper zuerst eine nordwestliche Richtung inne, bis sie sich mit einer scharfen Wendung nach Südwesten dreht. An diesem nördlichsten Punkte seines Laufes gewinnt der Fluß, obschon er sich fast von seiner Quelle an schon nützlich gemacht hat, doch erst seine eigentliche Bedeutung, indem er in die Dienste der Doppelstadt Elberfeld = Varmen tritt. Ein fast unübersehbares Häusermeer dehnt sich in dem Thalkessel aus, dringt in die Schluchten des Gebirges ein und klimmt an den

Bergwänden links und rechts empor. Volle zwei Stunden gebraucht ein rüstiger Fußwanderer, um vom östlichsten Ende Barmens bis zum westlichsten Punkte Elberfelds zu gelangen. Ueberall treten ihm die Zeichen einer vielseitigen, lebhaft betriebenen Gewerbsthätigkeit entgegen. Das Klappern der Webstühle, das Rauschen der blitzschnell sich drehenden Spindeln begleitet ihn fast auf seinem ganzen Wege. Geschäftige Menschen eilen an ihm vorbei, alle fünf Minuten begegnet er einem überfüllten Wagen der Pferdeisenbahn, und an beiden Seiten des Thales ziehen die Rauchwolken der Eisenbahnzüge entlang, welche an elf Bahnhöfen halten, um in das reiche Verkehrsleben als wichtige Faktoren mit einzugreifen. Die beiden Städte, welche so mit einander verbunden und verwachsen sind, daß man ohne besondere Ortskenntniß ihre Grenzen nicht zu erkennen vermag, haben nach der neuesten Zählung 190,000 Einwohner, sind also der Hauptstadt des Westens, dem altherwürdigen Köln, weit vorausgeeilt. Es ist dies ein ganz unerhörtes Wachstum, und was noch mehr sagen will, ein Wachstum auf den festen Grundlagen einer blühenden Gewerbsthätigkeit! Im Jahre 1708 zählten beide Städte 5400 Einwohner, im Jahre 1815 bereits 40,000; 1861 war diese Zahl auf 106,000 gestiegen und jetzt wohnen, wirken und schaffen mit rastloser Emsigkeit fast 200,000 Menschen im „Thale“, wie man kurzweg zu sagen pflegt. Was die Stadt groß gemacht hat und was ihr auch heute noch ihr eigenthümliches Gepräge verleiht, ist die Arbeit. Dem Wupperthaler Geschäftsmanne wäre es eine Unmöglichkeit — er sei denn ein auf das „Stadtreisen“ angewiesener Agent — bei hellem Tage im Kaffeehause zu sitzen, die Zeitungen zu lesen und die Vorübergehenden zu mustern, oder gar bei schönem Wetter mit Kaffeetisch und Lektüre auf das Trottoir hinauszurücken, wie das in anderen großen Städten gäng und gäbe ist; er hält die Geschäftsstunden mit peinlicher Genauigkeit ein; auch seine Erholung wird nach dem Glockenschlage geregelt, und eine Uebertretung der althergebrachten Lebensordnung dünkt ihn schier ein Verbrechen. Auch der Fremde gewöhnt sich, wenn freilich oft mit Widerstreben, an diese Ordnung. So darf der leider zu früh gestorbene geniale Dichter des Wuppertales, Karl Siebel, mit Fug und Recht singen:

„Gruß, Geist der Arbeit, dir!  
Im Hirne wohnend,  
In der Hand zu Haus,  
Bist du die Macht,  
Die auf dem Erdenrund  
Das menschlich Große schafft,  
Bist du der Geist,

Der Städte niederreißt,  
Die dich verleugnen;  
Der Flecken wählt zum Wohnsitz seiner  
Thaten,  
Der Hütten umschafft zu Palästen!  
Gruß, Geist der Arbeit, dir!  
Geist meiner Heimat!“ —

Ein anderer Charakterzug, dessen Bedeutung für das Gesamtbild von ferner Stehenden aber oft übertrieben wird, ist der in manchen Kreisen der Doppelstadt von Alters her gepflegte religiöse Sinn. Wol in keiner andern Gegend unseres deutschen Vaterlandes sind die religiösen Gegensätze in lebendigerem Fluße, als gerade im Wuppertale. Man hat wol behauptet, daß die Weber in Folge ihrer Beschäftigung zur Beschaulichkeit und zur Vertiefung in eine mystische Gedankenwelt geneigt seien, und so mag jene Erscheinung als eine Erbschaft früherer Jahrhunderte erklärt werden. Fast alle kirchlichen Parteinrichtungen unserer Zeit finden sich vertreten und erzeugen eine Spannung, welche bisweilen zu unerquicklichen Reibungen, ja zu bedauerlichen Ausschreitungen

geführt hat. Andererseits aber ist nicht zu verkennen, daß ein gesteigertes religiöses Empfinden einen Wettstreit auf dem Gebiete der werththätigen Liebe erzeugt, der vielen Nothleidenden zum Segen gereicht.

Die ältere der beiden Städte ist Elberfeld. Von den vielen Deutungen des Namens muthet diejenige am meisten an, welche ihn von den geheimnißvoll schaffenden, nechtischen Geistern des Waldes und Feldes, den „Elben“ des altdeutschen Glaubens herleitet. Noch heute erzählen alte Leute von einer lauschigen Stelle am Ufer der Wupper; rauschende Buchen neigten sich über den schnell dahinschießenden Fluß, welcher der Sage nach hier unergründlich sein sollte. Zwischen den Felsen zog sich ein einsames Wiesenthal hinauf; blaue Bergglocken blühten dort in üppiger Fülle. Der Nachtigallenschlag allein unterbrach die Stille der Gegend, in welcher die Zwerge und Waldgeister ihr heimliches Wesen treiben sollten. Wie nahe liegt, daß ein solches Plätzchen der ersten Ansiedelung den poetischen Namen verlieh? Jetzt freilich hat sich die Romantik vor dem Puff der Lokomotive und dem Losen der Fabriken auf die Höhen hinauf geflüchtet, welche walddekrönt das Thal umsäumen. Die älteste Geschichte des Hofes und der Burg „Elberfeld“ ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Schon im 12. Jahrhundert wird der Hof unter den zwölf Tafelgütern des Kölner Erzbischofs genannt; die Burg war zur Zeit der Reformation schon verfallen, aber die noch heute üblichen Benennungen Burgstraße, Schloßbleiche u. s. w. erinnern an die alten Zeiten. Im Jahre 1176 ging die Burg in die Lehns Herrlichkeit der Grafen von Berg über. Das Dorf, welches allmählich um die Burg herum entstanden war, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine „Freiheit“ genannt und gelangte besonders durch die schwunghaft betriebene Garnbleiche zu immer höherem Wohlstande. Im Jahre 1610 wurde Elberfeld zur Stadt erhoben. Auch die Landeshoheit hatte verschiedene Male einen Wandel durchgemacht. Im Jahre 1380 ward Berg durch Kaiser Wenzel zum Herzogthum erhoben und 1423 mit Jülich vereinigt. Im Jahre 1511 kamen auch Kleve und Mark hinzu. Nachdem 1609 die Kleve-Jülich'sche Dynastie erloschen war, entstand ein Erbfolgestreit, der erst 1672 endgiltig beigelegt wurde. Jülich und Berg kam an Pfalz-Neuburg, welches 1685 die Kurpfalz und damit die Kurwürde erbt. Nach einem zweiten Erbfolgestreite kam 1742 Jülich-Berg an Karl Theodor aus dem Hause Sulzbach, und als dieser 1799 starb, an Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld-Bischweiler. Gegen Ersatz in Süddeutschland und den Titel eines Königs von Bayern mußte dieser im Jahre 1806 sein Land an Napoleon abtreten, der es als Großherzogthum Berg seinem Schwager Murat und, als dieser nach Neapel versetzt wurde, seinem Neffen Napoleon Ludwig verlieh. Im Jahre 1815 wurde das bergische Land und mit ihm unsere wupperthaler Doppelstadt endgiltig mit Preußen vereinigt. Als die Nachricht von dem betreffenden Beschlusse des Wiener Kongresses einging, erregte sie, wie ein Zeitgenosse erzählt, allgemeinen Jubel, „indem man hier nichts sehnlicher gewünscht hatte, als unter die Herrschaft Sr. Majestät des Königs von Preußen zu kommen. Ohne alle Anforderung und aus freiem Antriebe wurde der 5. April zu einem Festtage, indem ein angesehenener Theil der Einwohner unter großen Feierlichkeiten einen Adler auf die in der Mitte des Marktes stehende Pumpe setzte und demnächst einem zur Ehre des merkwürdigen Tages veranstalteten Essen beizwohnte. Die

Zufriedenheit und Freude über die Vereinigung mit Preußen war auf allen Gesichtern zu lesen, und es mag wol zu den Seltenheiten gehören, daß alle Einwohner einer Kommune über die Vereinigung mit einer andern Monarchie so Gines Sinnes waren, wie wir.“ So viel von der Geschichte des bergischen Landes, welches sich ebenso durch seine schöne Natur, wie durch Gewerthätigkeit auszeichnet, denn auch Solingen und Remscheid liegen nebst vielen kleineren Industrieorten auf bergischem Gebiete.

Die Stadt Elberfeld entwickelte sich, nachdem die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges überstanden waren, fröhlich weiter. Im Jahre 1708 betrug die Bevölkerung über 3000 Seelen. Die Industrie gewann nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an Mannichfaltigkeit. Zu der Bleicherei kam Weberei und Färberei; 1786 wurde das „Türkisch-Roth“ eingeführt, welchem Elberfeld seinen Weltruf verdankt. Schon vor Jahrhunderten waren die aufwärts an der Wupper liegenden Ansiedelungen Unterbarmen, Gemarke, Oberbarmen und Nittershausen mit Elberfeld durch eine gleichartige Industrie verbunden. Im 15. Jahrhundert besaß der Herzog von Berg hier ein freies Gut, das „Haus Barmen“; alle anderen Güter, deren dreißig genannt werden, waren diesem lehnspflichtig. Die Rechte der „Freiheit“ sind in der „Barmer Hofesrolle“ verzeichnet. Nach derselben wurde das ganze Gemeinwesen von einem Schultheiß verwaltet. Ein Hofesgericht, aus dem letzteren und den Hofesgeschworenen bestehend, handhabte die Rechtspflege. Von den Verbrechen gegen Leib und Leben wurden Brüchten (Strafgelder) aus Unterbarmen an das Haus Elberfeld und aus Oberbarmen an das Haus Wetter bezahlt. Der Landesfürst erkannte keine andere Hoheit in Barmen an als die seinige. Auf den Ruf des Fürsten mußten alle Hofgenossen ihm bewaffnet zu Hülfe eilen. Für den landesherrlichen Schutz hatten sie verschiedene Dienste zu leisten, z. B. das Haus Barmen zu umzäunen, die Mühl Schleusen in Stand zu halten, bei Jagden zu treiben. Außer Hafer und Eiern hatten sie auch Schuldhühner zu liefern, welche so groß sein mußten, daß sie auf einen dreibeinigen Stuhl fliegen konnten. Jährlich auf den ersten Werttag hielt der Schultheiß ein Hofgericht, auf welchem alle Genossen erscheinen und angeben mußten, wer im verflossenen Jahre gestorben sei, da der Landesherren die Hälfte des Mobilienvermögens erhielt. Die einzelnen Höfe wuchsen allmählich zu dorfsähnlichem und vor kaum hundert Jahren zu städtischem Gemeinwesen an. In manchen Theilen der Stadt, besonders in der langhingestreckten Alleestraße, tritt uns der ländliche Charakter noch heute entgegen.

Die Sitten im Thale waren, besonders vor der französischen Zeit, sehr einfach und spießbürgerlich.

Der überwiegende Theil der Bewohner, welche schon früh der reformatorischen Bewegung beigetreten waren, bestand aus Bleichern, Webern, Wirkern und Färbern. Sie waren mit ihrem Lebensunterhalte lediglich auf die beiden Städte angewiesen und hatten zu Reisen weder Veranlassung noch Mittel, kamen selten aus dem Thale heraus und vergaßen sehr oft, daß jenseit der Berge auch noch Menschen wohnten. Selbst die Kaufleute und Fabrikanten traten wenig mit der Welt da draußen in Berührung. Wenn sie je einmal eine Messe besuchten, so pflegten sie die Reise mit ihrem Frachtfuhrwerk zu machen, bald neben demselben hergehend, bald einen auf demselben angebrachten, bedeckten Sitz einnehmend. Später reiste man zu Pferde oder im Einspänner; Bibel,

Gebet- und Gesangbuch waren ein unentbehrliches Reisegeräth. In den Gasthöfen beschränkte man das Gespräch auf das Unvermeidliche, denn das heimische Plattdeutsche wurde draußen kaum verstanden. Da die althergebrachten Gewerbe nirgendwo besser fortkamen als im Wuppertale, so hatten die Väter keine Veranlassung, ihre Söhne auswärts studiren zu lassen; so hielten auch diese sich in den Wegen und Gewohnheiten der Vorfahren. Die Abgeschlossenheit wurde noch dadurch befördert, daß bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts keine einzige Buchhandlung im Thale bestand, die Buchbinder aber nur mit Schul-, Gebet- und Gesangbüchern sich befaßten. So dürfen wir uns nicht wundern, daß in einer Versammlung der angesehensten Kaufleute Elberfelds, welcher der damals schon hochberühmte Goethe im Jahre 1772 von Jung-Stilling vorgestellt wurde, Niemand sich erinnern konnte, je von einem Dichter des Namens etwas gehört zu haben.

Mit Ausnahme der Geschäftsleute kamen selten Fremde in das Thal; wer die in demselben erzeugten Waaren nöthig hatte, wußte es zu finden, die übrige Welt hatte kaum je etwas von seinem Dasein gehört. Diese Abgeschlossenheit mußte vor dem verbesserten Postwesen, vor Eisenbahn und Telegraphen natürlich weichen; aber die Nachwirkungen derselben lassen sich noch heute spüren.

Ein hervorstechender Zug der alten Wuppertaler war die „Destigkeit“, d. h. die Vorliebe für alles Dauerhafte und Kräftige, sei es in Hausgeräth und Kleidung, sei es in Essen und Trinken. Die alte Einfachheit ist, wenigstens in den alt angefahrenen Bürgerfamilien, auch heute noch nicht ausgestorben. Was Elberfeld-Barmen mit dem ganzen bergischen Lande gemein hat, ist die peinlichste Sauberkeit, welche in manchen Häusern das Erträgliche fast übersteigt. Der „Hausputz“ fängt Montags an und endet am Samstag Abend, indem er täglich alle Stufen vom Fegen und Abwaschen bis zum Abseifen und Scheuern durchläuft.

Die alten Volksgebräuche, welche an die festlichen Zeiten des Jahres anknüpften, das „Anfangen des neuen Jahres“, das „Fete-Wei-Gen“ (Essen warmer Wecken am Aschermittwoch), die Feier des Ostersfestes auf einem dazu bestimmten Felde, das Schmücken der Häuser mit Pfingstmaien, das „Märtenfangen“, haben bis auf kümmerliche Reste der ihnen feindlichen Industrie das Feld räumen müssen.

Nachdem wir in dem alten Elberfeld-Barmen uns umgesehen, laden wir unsere Leser ein, mit uns eine Wanderung durch die heutige Doppelstadt zu machen. Von Osten beginnend, steigen wir die nach dieser Richtung sanft abgedachten, mit zahlreichen Häusern bedeckten Anhöhen hinab; rechts und links öffnet sich ein Thal, aus welchem zahlreiche Ramine aufragen, um von der dort herrschenden Thätigkeit Zeugniß abzulegen. Durch mannichfach gewundene Straßen mit sehr einfachen, schieferbekleideten und durchgängig mit grünen Fensterläden versehenen Häusern, unter denen nur hier und da ein moderner Prachtbau auffällt, gelangen wir in den Mittelpunkt der Stadt, welche, nach allen Seiten sich ausbreitend, den sich verbreitenden Thalfessel allmählich ausgefüllt hat. Das neue Rathhaus mit seiner reichverzierten Fassade, das Theatergebäude und das Kriegerdenkmal, ein mit passenden Sinnbildern geschmückter massiger Thurmbau, gereichen der Stadt zu großer Zierde. Auch die weit ausgedehnte Gewerbeschule und das Gymnasium sind der Beachtung in hohem Grade werth.

Eine unendlich lange Straße — die schon erwähnte Alleestraße — bringt uns nach geraumer Zeit nach Elberfeld; wir überschreiten die Wupper, welche



durch die zahlreichen Färbereien Barmens ihre Naturfarbe längst verloren hat, und sind, ohne es zu bemerken, in der Schwesterstadt angelangt. Auf einer Insel des zu unserer Linken starkströmenden Flusses erhebt sich das beiden Städten gemeinsame Landgericht, ein stattliches Gebäude, massiv aus Bruchsteinen im florentinischen Stile ausgeführt. Der Sitzungsaal enthält ein sehr sehenswerthes Jüngstes Gericht von Prof. Bauer. Das Thal verengert sich immer mehr und läßt kaum Platz für die Eisenbahn, die großartigen Fabrikanlagen, welche die Wupper fast ohne Zwischenraum begleiten, und die Wohnhäuser der Stadt; nur nach Norden hin vermag sich diese auszudehnen und die zwischen die Anhöhen eindringenden Thäler auszufüllen. Von hervorragenden Gebäuden sind das Rathhaus, im Rundbogenstil von behauenen Werksteinen aufgeführt, das Direktionsgebäude der bergisch-märkischen Eisenbahn und die Gewerbeschule zu nennen. Außerdem fallen zahlreiche stilvolle Privathäuser in angenehmer Weise in die Augen und verleihen einzelnen Straßen ein durchaus großstädtisches Gepräge. Eine Zierde der Stadt, auf welche sie mit Recht stolz sein kann, ist das Kriegerdenkmal auf dem Königsplatze, eine Germania mit zwei zu deren Füßen sitzenden Kriegern in Bronzeuß, vom Bildhauer Albersmann in Köln entworfen und in Lauchhammer gegossen. Unter den Kirchen zeichnet sich besonders die neue Trinitatiskirche aus. Ehe wir dem eigentlichen Lebensnerven des Thales, der Industrie in ihren mannichfachen Gestalten, unsere Aufmerksamkeit zuwenden, sehen wir uns billig in der nächsten Umgebung der Stadt um. In letzter Stunde haben die Bewohner des Thales eingesehen, daß der Wald geradezu eine Lebensbedingung für die großen Städte ist; und derselbe Gemeinfinn, welcher ein musterhaftes Armenwesen, welcher zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten geschaffen hat, sah in der Erhaltung der noch vorhandenen Wälder eine zwingende Pflicht. Hochherzige Bürger spenden noch fortwährend beträchtliche Gaben, und so ist es denn einem emsigen, durch reichliche Mittel unterstützten Fleiße gelungen, die prachtvollsten Spaziergänge zu schaffen. Auf den bewaldeten Höhen erheben sich Aussichtsthürme, welche köstliche Blicke auf das gebirgige Land ringsum und das Häusermeer im Thale gestatten. Die städtische Anlage auf der Hardt bietet geradezu ein Stück echter Romantik in unmittelbarer Nähe der rauchenden Schornsteine und schnurrenden Spindeln. Eine hochragende Felswand zur Linken, schattige Anlagen zur Rechten, ein murmelnder Wasserfall, plätschernde Springbrunnen, oben in schwindelnder Höhe ein Schweizerhäuschen, die sonntägliche Ruhe nur durch die Töne der Nachtigall und Schwarzdrossel unterbrochen — wir vergessen ganz, daß zu unseren Füßen eine große Stadt voll Lärm und Qualm sich befindet, und träumen uns in ein ländliches Paradies. Auch Barmen hat herrliche „Anlagen“ mit Schwanenteichen, Ruhepunkten, schattigen Laubengängen und wirklicher Wald-einsamkeit. Der Wupperthaler ist ein Naturfreund; er zieht an schönen Sommermorgen gern in den Wald hinaus, und der Weber ist geborener Vogelzüchter.

Ein wahrhaft bezaubernder Blick bietet sich von dem Aussichtsthurme auf der Königshöhe, an der Westseite Elberfelds. Durch die Freigebigkeit eines der angesehensten Bürger der Stadt ist der Punkt leicht zugänglich; es lohnt sich vollauf, statt mit Blitzeiseile an dem betriebsamen Thale vorbeizustiegen, den Eisenbahnzug zu verlassen, um sich des eigenartigen Anblickes, der sich dort oben bietet, zu erfreuen.



Elberfeld.

Auch wer von den Gebirgen der Schweiz oder den herrlichen Ufern des Rheines kommt, wird nicht über verlorene Zeit klagen, wenn er einen Zug überschlagen hat, um unsern Rath zu befolgen.

Ein bequemer, wenn auch steiler Weg führt in kaum einer halben Stunde zum Ziele. Kurz vor dem Gipfel findet sich eine Ruhebank, von welcher aus sich ein überraschendes Panorama bietet.

Rechts und links steigen bewaldete Höhen steil an und geben im Verein mit dem blauen Frühlingshimmel einen köstlichen Rahmen für die Landschaft ab. Tief im Grunde breitet sich das Häusermeer unabsehbar aus, die rauchenden Schornsteine, die Kirchtürme und einzelne hochragende Gebäude heben sich aus der Masse empor. Unter letzteren fallen die weit ausgedehnten Anlagen des Schlachthauses, das Neviandtstift — ein von einem hochherzigen Fabrikanten erbautes Versorgungshaus für alte Arbeiter — drüben auf der Höhe zur Rechten die Gewerbeschule, das gewaltige Direktionsgebäude der bergisch-märkischen Eisenbahn besonders in die Augen. Jenseit der Stadt klimmen die Häuser an den Abhängen empor, und einzelne Straßen reichen bis an die Waldung, welche die Anhöhen krönt, hinan. Nach Osten hin schauen wir Häuser und immer wieder Häuser, bis sie im blauen Nebel sich verlieren. Bei heller Luft entdecken wir die Thürme von Schwelm auf westfälischem Boden. Ein dumpfes Geseumme, bisweilen unterbrochen von dem Pöf der Lokomotive, welche, an einem Dampfstreifen erkennbar, am Abhange entlang zieht, dringt bis in die lustige Region hinauf. Doch genug der Rast und des Schauens, wir sind noch nicht auf dem Gipfel! Nur noch wenige Schritte und er ist erreicht. Ein ganz anderes Bild entrollt sich vor unseren Augen. Auf dem mäßig großen Plateau ladet ein einfaches Wirthshaus zur Labung ein, und in nicht weiter Entfernung ein hölzerner Thurm zur weitem Rundsicht. Von der Stadt abgewendet, versenken wir unsern Blick in das frische Grün der Wälder und Wiesen, aus denen der freundliche Flecken Sonnborn und weiterhin die Ramine von Bohwinkel aufragen. Vor uns liegt die rheinische Ebene, unabsehbar, bedeckt mit Dörfern und einzelnen Gehöften. In weiter Ferne blüht es auf wie flüssiges Silber, hier, dort und dort wieder. Es ist der Lauf des Rheines: seine Wasser werfen die Strahlen des glänzenden Tagesgestirnes zurück. Nach Süden hin wird der Blick durch die Berge verschlossen: nur einzelne Kirchtürme von Kronenberg und Solingen lugen über den Horizont herüber; auch einzelne Häuser, die weit umher zerstreut zu Ronsdorf oder Remscheid gehören, sind bei hellem Sonnenscheine sichtbar.

Den Heimweg nehmen wir durch das Burgholz hinab, an dem in der Ausföhrung begriffenen vorzüglich gelegenen zoologischen Garten vorbei zur Wupper hinunter. Ein wundervoller Weg unter hochragenden Fichten zuerst und dann durch Laubwald führt uns an zahlreichen Schleiffotten vorbei in das enge Thal des Flusses hinein. Die dunkelviolette Farbe des Wassers giebt mit dem Grün der überhängenden Bäume und der hellblauen Färbung des Himmels ein fast märchenhaftes Farbenspiel. Ein schmaler Steg führt an dem hohen Flußufer entlang nach Sonnborn, von wo wir auf bequemer, lebhaft benutzter Fahrstraße in kurzer Zeit nach Elberfeld zurückgelangen.

Billigerweise müssen wir auch des geistigen Lebens gedenken, wie es sich im Wupperthale gegenwärtig gestaltet hat.

Wir erwähnten schon, als wir auf den Charakter der Bevölkerung im Allgemeinen hinwiesen, daß die schärfsten Gegensätze auf religiösem Gebiete sich herausgebildet hätten; nicht minder stark sind die Gegensätze auf dem politischen Felde. Alle Parteischattirungen von der äußersten Rechten bis zum radikalen Demokraten und Sozialisten sind im Thale vertreten, und zwar in solchen Verhältnissen, daß bei den Reichstagswahlen ein Sozialdemokrat oder ein Liberaler aus der Urne hervorgehen kann, und daß die Vertretung im Abgeordnetenhause zwischen Fortschritt und Nationalliberalen vereinbart wird. Daneben haben die konservativen Fraktionen einen höchst beachtenswerthen Anhang, und auch die Ultramontanen sind nicht außer Berechnung zu lassen.



Die Trinitatiskirche in Elberfeld.

Infolge dieser Gruppierung entwickelt sich zur Zeit der politischen Wahlen ein ebenso reges Leben, wie es bei den kirchlichen Wahlen innerhalb der Mauern die Gemüther in Bewegung setzt. In Flugblättern und Zeitungskannonen von riesigem Umfange, in Versammlungen und Parteidreden suchen die einzelnen Richtungen einander zu überbieten. Die Wogen gehen bis zum Wahltage immer höher, bis sie nach erfolgter Entscheidung in das ruhige Geleise des alltäglichen Geschäftslebens zurückkehren. — Nicht allein den höheren Anstalten widmen beide Städte ihre Sorgfalt, auch das Elementarschulwesen ist in musterhafter Weise geordnet.

Das Wupperthal ist die Heimat der Gegensätze. Auf der einen Seite das Streben nach materiellem Gewinne, das rastlose Jagen nach Geld und Gut; auf der andern Seite das Interesse für die Wissenschaft, die Freude an der

Kunst. Wol in keiner andern Stadt werden die allwinterlich stattfindenden wissenschaftlichen Vorlesungen so eifrig besucht, und die großen Konzerte des Wuppertales sind weit und breit berühmt. Der reiche Kaufmann ist durchweg fein gebildet; es ist Regel, daß er seine Söhne die höheren Anstalten durchmachen läßt, ehe sie in den Beruf eintreten.

Was die Kunst betrifft, so hat das Elberfelder Theater eine klassische Zeit gehabt; denn kein Geringerer als Karl Zimmermann hat es vordem eingerichtet und geleitet. Jetzt freilich hebt es sich nicht über die Leistungen der gewöhnlichen Provinzialbühnen empor.

Vielfache Förderung finden Malerei und Poesie; die zu Pfingsten jeden Jahres in Barmen veranstaltete Gemäldeausstellung erfreut sich des zahlreichsten Zuspruches. Dichter wie Freiligrath und Hackländer lebten mehrere Jahre als Kaufleute im Thale, und ihr Einfluß auf die Belegung des Sinnes für die Poesie in dem Handelsstande ist nicht zu unterschätzen. Ja, wir können von einer „wuppertalischer Dichterschule“ reden; Namen wie Adolf Schults, Karl Siebel, Emil Rittershaus und Ernst Scherenberg haben einen guten Klang in der deutschen Literatur.

Gebührende Erwähnung finde neben dem strebsamen und verdienstvollen Bergischen Geschichtsverein noch der naturwissenschaftliche Verein, welcher sehenswerthe Sammlungen besitzt. Die von ihnen ausgehende Anregung und Belegung des Sinnes für Geschichte und Natur ist besonders für eine industrielle Bevölkerung von hohem Werthe.

Der älteste Industriezweig des Thales ist — wie oben angedeutet wurde — die Garnbleicherei, zu der schon früh die saftigen Wiesen zu beiden Seiten des Flusses und das kalkhaltige Bergwasser desselben einluden. Schon im Jahre 1527 war die Kaufmannschaft zu solchem Wohlstande gelangt, daß sie Herzog Johann III. die Summe von 861 Goldgulden vorstrecken konnte, für welche sie ein werthvolles Privilegium erhielt. Den Orten Elberfeld und Barmen wurde das Monopol auf die „Garnnahrung“, d. h. das Bleichen und Zwirnen von Garn und der Vertrieb desselben, verliehen. Jeder, der auf der Bleicherei arbeitete oder Garn bleichen ließ, oder auch leinene oder baumwollene Waaren herstellte, mußte der Garnnahrung beitreten und vor dem Beginne seines Geschäftes sich eidlich verpflichten, den Bleichern und dem Fabrikwesen keinen Schaden zuzufügen, vielmehr für das Beste derselben sorgen zu wollen. Die Vorsteher der Garnnahrung hießen „Garnmeister“, deren Wahl unter dem Vorsitz der ersten Beamten der Freiheit und des Amtes von Elberfeld jährlich am Margarethentage (13. Juli) stattfand. An demselben Tage wurden alle neuen Mitglieder der Garnnahrung eidlich verpflichtet; ein festliches Trinkgelage beendete nach allgemeiner Sitte der alten Zeit den wichtigen Tag. Das Privilegium bestimmte die Anfangs- und Schlußzeit des Bleichens und die Garnmeister die Masse des Garnes, das jeder Einzelne bleichen durfte. Letzteres wurde vornehmlich aus Westfalen, Herford und Hildesheim, aus Hessen und Lüneburg bezogen, wo es von den Landeuten mit der Hand gesponnen wurde. So wurden Tausende von Centnern auswärtigen Garnes fortwährend eingeführt und, soweit die Fabriken es nicht verbrauchten, roh oder gebleicht nach dem Rheine, den Niederlanden, Süddeutschland und Italien weiter verhandelt. Die Wupperwiesen, welche künstlich angelegt wurden, um das Wasser überall hinleiten zu können, waren mit blendend weißem Garne bedeckt, und Hunderte

von Menschen waren damit beschäftigt, das Wasser hoch im Bogen über die ausgebreiteten Gespinnste zu schleudern. Im Jahre 1610 hatte die Garnmahlung bereits fünf verschiedene Sorten Garn auf der Bleiche, deren Werth etwa  $1\frac{2}{3}$  Millionen Thaler betrug. Man berechnete den Gewinn auf die Hälfte. Besonders nach England wurde der Absatz immer bedeutender; auch in Frankreich ward das wupperthaler Garn mit Vorliebe gekauft. Unter der Leitung der Garnmeister entwickelten sich das Bleichereigewerbe und die damit verbundenen Webereien immer mehr. Auch das Baumwollengarn kam, seit die Genueser und Venetianer Baumwolle nach England und den Niederlanden gebracht wurde, in Aufnahme. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts beschäftigte sich die auf die Bleicherei von Leinen und Baumwolle gegründete Fabrikation hauptsächlich mit der Herstellung von Leinwand, leinenen Bändern, Taschen- und Halstüchern, Schnürriemen, Nähzwirn, Bettzwillich und bunten Leinenstoffen, dem sogenannten Doppelstein oder Bonten, blau und weiß gewürfeltem Zeuge zur Bekleidung der Sklaven in Amerika. Als man den Mechanismus der Weberei kennen lernte, verlegte man sich auf die Herstellung von Zwirnsitzen und Languetten, die in kurzer Zeit in absatzsicherndem Ruße standen. Um sich auch den Gewinn des Färbens zuzuwenden, ließ man nicht nach, bis man die nöthige Fertigkeit erlangt hatte.

Bei der ersten Anwesenheit des Kurfürsten Karl Theodor, am 26. März 1767, wurde der Stand der Fabrikation im Wupperthale in folgender Weise angegeben:

|                                                            |        |           |
|------------------------------------------------------------|--------|-----------|
| 1500 Stühle für Siamosen (halbbaumwollene Zeuge) . . . . . | 18,000 | Arbeiter  |
| 2000 Stühle auf Bonten . . . . .                           | 8000   | "         |
| 2000 Bandstühle . . . . .                                  | 6000   | "         |
| 100 Bleichereien . . . . .                                 | 600    | "         |
| Färbereien . . . . .                                       | 200    | "         |
| Fabrikbediente . . . . .                                   | 500    | "         |
| Floretspinner und Wirker . . . . .                         | 600    | "         |
|                                                            | 33,900 | Arbeiter, |

welche in den beiden Städten und deren Umgebung für die Industrie des Wupperthales thätig waren.

Das Aufkommen der Siamosenmanufaktur fällt mit dem Hubertusburger Frieden zusammen. Der Handel mit den blau und weiß gewürfelten leinenen oder halbbaumwollenen Bonten blieb im Laufe des 18. Jahrhunderts durch den bedeutenden Absatz in Westindien von großer Bedeutung, bis sie durch die baumwollenen Gewebe verdrängt wurden. Um die Mitte des Jahrhunderts blühte die Band- und Spitzenmanufaktur und durch brabantische Arbeiter die Bettziefenfabrikation auf. Zur gleichen Zeit begann die Herstellung von Floret- und halbseidenen Zeugen. Das Baumwollengarn wurde aus dem Auslande bezogen; jedoch lieferten schon 1736 die Baumwollspinnereien in den nahe gelegenen Wipperfürth und Wermelskirchen bedeutende Mengen in das Wupperthal. Die Unternehmer kauften die Baumwolle in Holland ein, gaben sie an die Handspinner aus und verkauften die fertigen Garne. Die Handspinnereien hörten auf, als die 1767 in England erfundene Spinnmaschine allgemeinen Eingang fand. Die neuen Spinnereien in England hatten auch eine auffallende Vermehrung der Siamosenfabriken im Wupperthale zur Folge. Im Jahre 1774 belief sich die Zahl der Stühle in Elberfeld-Barmen auf 3500 und 1780 schon auf 4200.

Für die Einträglichkeit der alten wupperthaler Industrie diene nur ein Posten aus dem Hauptbuche eines Elberfelder Hauses zum Belege. Dasselbe

verkaufte während des Jahres 1635 an Heinrich Jakob de Groot in Rouen für 32,858 Thaler Garn und verdiente daran hundert Prozent. Ein Haupthebel für die Steigerung des Wohlstandes war die Geschicklichkeit, mit welcher die Fabrikanten des Thales sich fremde Kunstgriffe aneigneten. In der Baumwollenindustrie lernte man Neues zu Rouen, die Rankings und Foulards sah man den Ostindiern ab, die Rothfärberei kam aus dem Osten, und die Seidenstoffe ahmte man den Lyonern nach.

Von großer Bedeutung sind die Türkisch-Rothfärbereien des Wupperthales. Wie man erzählt, kam das Geheimniß der dunkelrothen Farbe, die weder durch Waschen noch durch Bleichen verschleißt, vor etwa hundert Jahren durch thessalische Griechen nach Europa. Nach Elberfeld brachte es der Sage nach ein Sachse, der lange Jahre in der Türkei gelebt hatte und auf der Heimreise des Geldes bedurfte. Er verkaufte das Geheimniß für wenige Goldstücke an einen Färber. Die Kunst wurde jedoch zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gebracht, daß Elberfeld die Erfindung füglich als Eigenthum beanspruchen darf. Das wupperthaler Fabrikat verdrängte sehr bald sogar die Rothgarne in der Türkei und beherrschte eine Zeit lang den ganzen europäischen Markt. Heutzutage ist die Türkisch-Rothfärberei eine selbständige Industrie. An der Spitze stehen Kaufleute, welche das Garn so billig als möglich aufkaufen, es durch die Färberei veredeln und dann auf eigenes Risiko verhandeln. Auch die Technik hat sich geändert, einmal durch Anwendung von Arbeitsmaschinen, dann durch Ersetzung des Krapps durch Anilin- und Mizarinfarben.

Die Verfassung der „Garnnahrung“, welche vor Zeiten dem Thale großen Segen gebracht hatte, war allmählich zu einer lächerlichen Form geworden. Im Anfange des Juli gingen zwar die Garnmeister mit den Beamten noch über die Bleichen, forderten die Bleichzettel und schrieben die Burschen auf, welche noch nicht vereidigt waren; aber der ganze Umgang galt nur als Einleitung zu dem hergebrachten Schmause. Das Monopol wurde im Jahre 1810 vollständig beseitigt, nachdem es bereits gegenstandslos geworden war. Die Rasenbleichen in der Mark, in Hannover und Braunschweig waren bedeutend billiger. Nach 1815 gab es im Thale keine Bleichplätze mehr; wo eine Bleiche nothwendig ist, steht sie mit der Färberei in Verbindung und ist eine chemische.

So hatte die Garnnahrung ihren Zweck erfüllt, eine Anzahl von großen Kaufherren auszubilden, welche die Waarenpreise festzuhalten im Stande waren und — was noch wichtiger war — Kapital und Intelligenz genug besaßen, im gegebenen Augenblicke einen Artikel zu verlassen und einem neuen sich zuzuwenden.

Gelegentlich mußten wir schon des zweiten Hauptindustriezweiges des Wupperthales, der Weberei, Erwähnung thun. Die Leinweber hatten Werkstätten von bedeutendem Umfange, befanden sich in guter Lage und fanden ihre Organisation in der Leinweberzunft, deren Privilegium im Jahre 1743 bestätigt wurde.

Um Meister in der Zunft zu werden, mußte man drei Jahre gelernt und längere Zeit als Knecht gedient haben. Ferner mußte man ein Meisterstück aufweisen, bestehend in einem Stück Ziechen oder Doppelstein, seine eheliche Geburt nachweisen, das Bürgerrecht erwerben und eine Abgabe an die Zunftkasse leisten. Die Zunft, welche mancherlei Anfeindungen von Seiten der Kaufleute nicht gewachsen war, bestand nur bis zum Jahre 1783; schon aus

dem Grunde hätte sie untergehen müssen, weil die Leinweberei aus dem Thale verdrängt wurde. Die Löhne sanken unter dem Drucke der ländlichen Konkurrenz, und die berühmten Bonten wurden durch baumwollene Zeuge aus dem Felde geschlagen. Der Höhepunkt der neuen Baumwollenindustrie fällt in die Jahre 1789—1806. Nachher ging sie unter dem Einflusse der englischen Konkurrenz immer mehr zurück. Die ungedruckten Baumwollwaaren verlangten, da sie nur dem Bedürfniß der untersten Volksklassen dienten, die größte Billigkeit: die Industrie verpflanzte sich in Gegenden wohlfeileren Arbeitslohnes, nach Sachsen und ins bayerische Vogtland. Die Erbschaft der Leinen- und Baumwollenmanufaktur trat die Seidenindustrie an.



Mittelbarmen (westl.). Bergisch-märkischer Güterbahnhof.

Wir sahen, daß sie sich schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu entwickeln begann, indem sie für die Nationaltrachten und den landläufigen Geschmack der vielseitigen Absatzgebiete arbeitete. Als die Nationaltrachten in den meisten Ländern einer einfacheren, besonders der französischen Mode Platz machten, gerieth die Industrie, dem herrschenden Geschmacke nachgebend, von den wenigen einfachen Stoffen aus reiner Seide auf ein ganz anderes Gebiet. Durch den Verkehr mit dem Auslande wurde sie mit den vollkommeneren Fabrikaten und Verbesserungen bekannt und führte dieselben auch in Elberfeld ein. Die Jacquardmaschine verbreitete sich seit 1821 allgemein. Man warf sich auf Luxusgegenstände, suchte andererseits aber auch die Herstellung glatter Stoffe in der Nähe zu halten. Ausländer wurden herbeigeholt und eine Webeschule wurde gegründet.



Die Blütezeit der wuppertthaler Seidenmanufaktur fällt in die Mitte dieses Jahrhunderts. Im Jahre 1842 gingen im Kreise Elberfeld 5206 Webstühle auf Seide und Halbseide, 1275 Stühle auf Baumwolle und Halbbaumwolle. Die wechselnde Mode hatte aber einen bedeutenden Rückschlag im Gefolge; die seidenen Westen wurden durch Tuchwesten verdrängt, die Kleiderstoffe mußten den geschmackvollen französischen Fabrikaten weichen. So kommt es, daß gegenwärtig überhaupt nur noch drei Firmen gemusterte Seidenstoffe herstellen.

Wie die Ratten das sinkende Schiff noch rechtzeitig verlassen, so wandten sich die Fabrikanten von der verfallenden Seidenindustrie ab und der Wollenindustrie in ihren verschiedenen Zweigen der Streich- und Kammgarn-, Möbel- und gemischten Stoffe zu. In den fünfziger Jahren hörte der Handbetrieb auf und der maschinelle Fabrikbetrieb begann seine Alleinherrschaft. Heutzutage werden in Elberfeld wollene Streich- und Kammgarn-, Möbel- und Wagenstoffe, Tischdecken, allerlei gemischte Gewebe, vor Allem aber Zanella gewebt. Ja, man kann sagen, daß der letztere sehr einfache Artikel der Elberfelder Industrie von heute das Gepräge verleiht, wie einst das Garn und dann die Seide. Doch damit ist unsere Darstellung noch bei weitem nicht erschöpft. Das großartigste Unternehmen im Thale, ja in seiner Art auf dem Festlande, ist die Rattunfärberei und Druckerei von Schlieper und Baum, welche die rohen Rattune einkauft, färbt und bedruckt. Das Etablissement, vor 25 Jahren mit vier Walzen begonnen, zählt gegenwärtig deren 25. In demselben sind 32 Dampfmaschinen thätig. Dank der hohen Bildung und Energie der Leiter, welche sich in die einzelnen Zweige getheilt haben, hat die Fabrik sogar Mülhausen im Elsaß überflügelt.

Während in Elberfeld hauptsächlich die Weberei ihren Sitz hat und Zanella die Tagesparole ist, heißt das Stichwort für die Barmser Industrie „Bänder, Kordeln, Lizen“. Die Riemendreherei, die Bandwirkerei, die gummi-elastischen Gewebe und die Stoffknöpfe sind die „Spezialität“ Barmens. Den Anfang dieser Fabrikation sahen wir schon im 17. Jahrhundert mit den Languetten (Bändern mit eingewebten Figuren) und Zwirnspitzen machen. Ihre eigentliche Blüte aber beginnt erst mit dem Jahre 1849. Die einfachen Bänder werden mechanisch gewirkt; die gemusterten sind mit geringen Ausnahmen der Hausindustrie verblieben.

Die Riemendreherei, d. h. das mechanische Flechten von Lizen und Kordeln vermittelst sogenannter „Riementische“, ist eine Eigenthümlichkeit der Barmser Industrie. In den Jahren 1870 und 1871 arbeiteten 1000 Tische, von denen sich 400 im Besitze der großen Fabrikanten befinden.

Eine annähernde Schätzung berechnet die Zahl der in der Bandwirkerei und Riemendreherei beschäftigten Arbeiter auf 10,000.

Die Knopffabrikation, welche gegenwärtig in großer Blüte steht, beschäftigt etwa 1200 Arbeiter.

Ein ganz neuer Industriezweig des Wuppertthales ist die Herstellung von künstlichem Alizarin und Anilin, welche Farbstoffe den Krapp vollständig verdrängt haben. Am westlichsten Ende von Elberfeld, wo das Thal sich gegen die rheinische Ebene hin zu erweitern beginnt, liegen die chemischen Fabriken; statten wir einer der bedeutendsten derselben einen Besuch ab, um diese neueste Fabrikation näher kennen zu lernen.

Wir treten zunächst in einen stauberfüllten Raum, in welchem das aus Steinkohlentheer gewonnene Anthracen durch Kollergänge zerkleinert wird. In einem zweiten Raume wird dasselbe zu Antrachinon oxydirt. Das weitere Verfahren besteht darin, daß das Anthrachinon durch Einwirkung von concentrirter Schwefelsäure in Anthrachinonbisulphosäure verwandelt wird. Hierauf wird das Natronsalz der letzteren mit dem zwei- bis dreifachen Gewichte von Aetzkali auf etwa 200° erhitzt; man versetzt dann die ganze Masse mit Säure und wäscht das ausgeschiedene gelbe Alizarin gut aus. So kommt es als ein Brei in Fässer gefüllt in den Handel. Das ganze Verfahren dauert etwa 14 Tage, wobei eine ganze Reihe von Retorten, Pressen, Filtrirapparaten, Röstpfannen u. s. w. in Thätigkeit sind. Die Anwendung des Alizarins in der Rattendruckererei beruht auf der Eigenschaft des ersteren, mit Alkalisalzen violette, mit Thonerdesalzen rosa oder rothe, mit Eisenoxydsalzen violette oder schwarze Lösungen zu geben. Der Stoff wird also mit Eisenoxyd oder Thonerde gebeizt und dann das Alizarin aufgetragen.

Hiermit können wir unsere Bemerkungen über die vielseitige Industrie der beiden Wupperstädte beschließen, da die hauptsächlichsten, die leitenden Fabricationszweige, genannt worden sind. Wir müssen uns aus vielen Gründen damit begnügen, die übrigen Erzeugnisse des Gewerbefeißes nur noch aufzuzählen. Außer den Fabriken, in denen Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide verarbeitet, gefärbt oder bedruckt wird, außer den chemischen Fabriken zur Herstellung von Anilin, Alizarin und Säuren, außer den Knopffabriken giebt es Fabriken von Kappen, Regen- und Sonnenschirmen, Kopfhaargestoffen, Rouleaux und Tapeten, von Britanniametallwaaren, Drahtseilen, Drahtstiften, Eisengießereien und Maschinenfabriken, Fabriken von Lampen, Messern, Dosen, Waffen, Wagen, Biqueuren, Klavieren, Seifen, Papier, Briefumschlägen &c.

Wenn Elberfeld und Barmen Hauptsitze der Textilindustrie sind, so herrscht in Solingen und Remscheid das Eisen als unumschränkter Gebieter. Schon in grauer Vorzeit wurde im bergisch-märkischen Lande Bergbau getrieben und Eisenerz verhüttet, wie die zahlreichen, jetzt übergrünten Schlackenhalben beweisen. Zur Zeit der Hanse waren die Kronenberger weißen Sensen berühmt; die Solinger Schwerter machten sich im 14. Jahrhundert einen Namen. Ein hochgeachtetes Gewerbe war in jenen ritterlichen Zeiten das Waffenschmieden und eines freien Mannes wol würdig. Und die alten Schmiede wußten auch das Schwert gar wohl zu führen; es leben die „ruhreichen Berge“, die den Sieg bei Worringen erstritten, und der brave „Schmied von Solingen“, der seinem Könige zu Hülfe eilte, unsterblich im Liede fort.

In Solingen und den umliegenden kleineren Ortschaften ist seit alten Zeiten die Fabrication der Schwerter und Messer zu Hause; dazu gesellte sich im vorigen Jahrhundert die der Scheeren und im jetzigen die der Regen- und Sonnenschirmgestelle, der Zuckerformen, Stiefeleisen, Stahlbügel für Etuis und Portemonnaies. Weiter nach Osten sind Kronenberg und Remscheid die Mittelpunkte der Fabrication unzähliger Werkzeuge, der Feilen, Sägen, Meißel, Bohrer, ferner der Schlittschuhe, Winden, Schösser u. s. w.

Verschiedene an landschaftlichen Schönheiten reiche Wege führen von Elberfeld nach Solingen und Remscheid. Als rüstige Fußwanderer verschmähen

wir die Eisenbahn, welche nur auf bedeutenden Umwegen auf die Höhen zu gelangen vermag, und statten jenen beiden Orten zu Fuß einen Besuch ab. Bald führt der Weg bergauf, bald bergab, bald durch Gehölz, bald durch Wiefengründe und über Ackerland, bald an rieselnden Bächen entlang, deren Wasser sorgsam in Sammelteichen gestaut wird, um die Schleifsteine zu drehen. Hier öffnet sich ein grünes Waldthal, dort schweift der Blick über die weite Ebene; immer wechselnde Bilder ziehen an unserm Auge vorbei. Die Häuser, welche über die Gegend zerstreut liegen, machen einen überaus freundlichen Eindruck; sie sind wenigstens an der Wetterseite, oft aber ganz und gar, mit blauem Schiefer bekleidet, haben weiße Fensterkreuze und ohne Ausnahme grüne Fensterläden. Die meisten sind von einem Gärtchen und Obstbäumen umgeben, die besonders im weißen Blütengewande ein herrliches Bild vervollständigen. Wer die Landstraße von Gräfrath aus nach Solingen wandert, wird durch die Sauberkeit dieser Häuschen, welche in der Nähe der Stadt zu immer dichteren Gruppen sich zusammenfinden, angenehm berührt. Die Reinlichkeit — die ja im Bergischen zu Hause ist — hört auch im Innern der Stadt Solingen nicht auf, nur verengern sich die Straßen; ja einzelne Verbindungsgassen sind so eng, daß zwei einigermaßen beleibte Personen sich schlechterdings nicht aneinander vorbei drücken können. Von einigen lustigeren Straßen, die auch ansehnliche Häuser besitzen, abgesehen, macht Solingen einen etwas finstern, ja veräucherten Eindruck; doch versöhnt hiermit, wie nachdrücklich wiederholt werden muß, die Sauberkeit im Innern. Was an Solingen, der weitberühmten Fabrikstadt, besonders auffällt, ist die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Kaminen, die in Elberfeld-Barmen einem Walde vergleichbar emporragen. Der Grund für diese befremdliche Erscheinung ist darin zu suchen, daß die Solinger Industrie sich noch im Beginne des Ueberganges vom Handbetrieb zur maschinellen Fabrikation befindet.

Die Stadt Solingen verdankt wahrscheinlich ihre ersten Anfänge gleich Elberfeld einem Rittergeschlechte. Schon im Jahre 1174 kommt ein Ritter Arnold von Solingen in einer Urkunde vor, im Jahre 1224 ein Adolf von Solingen. Sonst ist sehr wenig über die älteste Entwicklung des Ortes bekannt. Im Jahre 1374 war er schon ziemlich bedeutend, mit Wall und Graben umgeben. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts befand sich Solingen im Besitze seiner städtischen Privilegien, welche 1695 von Herzog Johann Wilhelm erneuert wurden. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt viele Drangsale zu erdulden, erholte sich jedoch bald und gelangte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu erheblichem Wohlstande.

Das vornehmste und älteste Gewerbe Solingens ist die Fabrikation von „Schwertern“, wie der ortsübliche Ausdruck für blanke Waffen lautet.

Die Art und Weise, wie man „die guten Schwert“ macht, ist im Allgemeinen die folgende.

Die Eisenstangen werden mit dem Reckhammer zusammengeschweißt und zu der erforderlichen Länge und Dicke vorbereitet. Der „Schwertschmied“ giebt mit Hülfe des „Drausschlägers“ dem Stahl die Form einer Klinge, der „Härteschmied“ dieser die nöthige Elastizität, indem er sie rothglühend durch nassen Hammerschlag zieht und in kaltes Wasser taucht. Sodann bekommt sie der „Schleifer“ und endlich empfängt sie vom „Härter“ die „blaue Härtung“. Ihre

blanke Farbe bekommt die Klinge durch Schleifen auf einer Holzscheibe mit Schmirgel und Del. Dann ist die Klinge fertig bis auf den Schmuck durch eingezähte Figuren und die etwa verlangte Vergoldung. Der Griff wird durch den „Griffmacher“, die Gefäße von dem „Gefäßmacher“, die Scheiden vom „Schwertfeger“ hergestellt. Die sämtlichen Stücke werden dann zusammengesetzt und die Waffe bereit gemacht oder „gereidet“.



Solingen.

So wandert ein Schwert, ehe es in das Lager des Kaufmanns übergeht, durch viele Hände, und jede übt daran ihre Geschicklichkeit, die uns erstaunlich scheint, wenn wir die Prachtgefäße und Prachtklingen neben dem schlichten Infanterie Seitengewehr stehen sehen. Noch heute soll es im Kaukasus Solinger Säbel geben, die sich von Generation zu Generation vererben und als Familienkleinode hochgeschätzt werden.

Die schwierigste Arbeit von allen Arbeitern haben ohne Zweifel die Schleifer. Die Schleiffotten, zum Theil uralte, halbverfallene Hütten in tiefer Schlucht über dem Bache liegend, bieten an und für sich schon keinen gesunden Aufenthaltsort. Das Schleifen geschieht auf nassem oder trockenem Steine. Beim ersteren wird zwar kein Staub erzeugt, aber die Kleider werden vollständig durchnäßt, und die Gefahr der Erkältung liegt sehr nahe. Das Trockenschleifen erzeugt aber einen ganz entsetzlichen Staub, der dem Arbeiter gerade in das Gesicht treibt. Derselbe verrichtet nämlich seine Arbeit, indem er vor dem Steine stehend sich mit dem Rücken an ein Brett lehnt und einen

an die Knie angeschnallten Klotz, an welchem die Klinge, nach oben gerichtet, befestigt ist, gegen den Schleifstein preßt. Noch schlimmer ist das sogenannte „Bürsten“, bei welchem gewisse feinere Stahlwaaren auf Scheiben abgezogen werden, die mit starken Borsten besetzt sind. Infolge der aufreibenden und gesundheitswidrigen Beschäftigung herrscht denn auch eine große Sterblichkeit unter den Schleifern.

Der Sage nach soll die Schwertschmiedekunst durch Damaszener Waffenschmiede während Barbarossa's Kreuzzüge nach Solingen gebracht worden sein; Andere behaupten, sie sei zwischen 1250 und 1296 aus England gekommen; wieder Andere meinen, sie sei weit früher aus Steiermark eingewandert. Wie dem auch sein mag, sicher ist, daß schon im 14. Jahrhundert Graf Adolf vom Berge den Schwertsegen und Reidern ein Privilegium erteilte, das aber seinem Inhalte nach nicht bekannt ist.

Im 14. Jahrhundert zerfiel die Schwertschmiedezunft in drei Bruderschaften mit je einem Vogt und vier Rathslenten. Die wichtigsten Berrichtungen waren das Schmieden, Härten und Reiden; man wahrte das Geheimniß der dabei angewendeten Kunstgriffe mit großer Sorgfalt. Die Handwerksgeoffen leisteten einen Eid, das Land nicht zu verlassen, und nur ihre Söhne das Geheimniß zu lehren. Die drei Bruderschaften der Schmiede, Schleifer und Härter waren streng gegen einander abgeschlossen; ein Uebertritt von einer zur andern war nicht möglich; man mußte in derselben geboren und in dieselbe aufgenommen sein. Der Handel mit fertigen Waffen hatte seinen Hauptmarkt in Antwerpen; außer zu den vier dort stattfindenden Messen durften, um das Einschmuggeln weniger guter Waare zu verhüten, keine Waffen dorthin geliefert werden. Zuerst verhandelten die Schmiede ihre Erzeugnisse selbst; allmählich ging der Vertrieb sowie die Beschaffung des Rohmaterials in die Hände der Kaufleute über. Hiermit dehnte sich auch das Absatzgebiet aus; es wurden die Märkte von Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Nürnberg und anderen Orten besucht. Ein großer Umschwung der Verhältnisse trat im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts für Solingen ein. Im Mittelalter führte Jeder seine eigene Waffen, und Solingen war im Norden der Alpen der einzige Produktionsort. Als aber der Kaufmann ruhig seine Straße zog, als nicht mehr jeder Lehnherr seine Reifigen stellte, sondern der Staat die Sorge für innere und äußere Sicherheit übernahm, da änderten sich alle Absatzverhältnisse. Die Mehrzahl der Staaten, welche früher ihren Bedarf von Solingen bezogen hatten, legten eigene Waffenfabriken an; die Herstellung von einfachen Klingen ging ans Märkische verloren, wo Eisen und Kohlen billiger zu haben waren. So wurde die Solinger Industrie auf ein immer kleineres Absatzgebiet angewiesen.

Eine bessere Zeit brach wieder an, als das bergische Land mit der Krone Preußens vereinigt und hierdurch die Dauer geordneter politischer und staatlicher Zustände gewährleistet wurde.

Durch die napoleonischen und die darauf folgenden Befreiungskriege war Solingen und seine Umgebung vor vielen anderen heimgesucht worden. Erpressungen an Geld und Leuten, unausgesetzte Einquartierungen und Requisitionen aller Art hatten die Gemeinden erschöpft, den Handel und die Gewerbe schwer geschädigt. Wenn nach solchen Drangsalen eine schwer daniederliegende Industrie nicht zu Grunde geht, so ist das ein Zeichen von Lebensfähigkeit, die

auf einer festen und gesunden Basis beruht. Wenn der Solinger Schwerterfabrikation mehrfach und erfolgreich Konkurrenz erwachsen ist: die Solinger Messer sind kaum und die Scheeren noch immer nicht erreicht, so viel auch von gewissenlosen und gewinnstüchtigen Nachahmern auf den Solinger Namen gesündigt worden ist.

Die Herstellung der Messerklingen ist derjenigen der Schwerter ähnlich. Die inneren Platten zum Belegen mit Hesten und die Scheidewände der doppelklingigen, wie überhaupt der Zuschlagmesser werden vom „Erlschmied“ hergestellt. Die einfachen Stiele werden vom „Hestemacher“, die aus fremdem Holze vom „Bockholzschnaider“ zugeschnitten. Die Bearbeitung der Heste aus Elfenbein u. s. w. kommt dem Drechsler, aus Horn dem Hornpresser zu. Was an Beschlägen aus Messing, Zinn und Silber nöthig ist, wird vom „Bändemacher“ geliefert. Was alle diese Einzelnen hergestellst haben, setzt der Fertigmacher zusammen. Die Gabeln werden in ähnlicher Weise hergestellt.

In der ältesten Zeit mit den Schwertschmieden verbunden, wurde das Messermachen im Jahre 1571 durch ein Privilegium zu einem selbständigen Gewerbe, welches sich streng gegen das Eindringen von Fremden abschloß.

Verhältnißmäßig am jüngsten ist die Scheerenfabrikation, welche durch unprivilegirte Arbeiter eingeführt wurde und im Jahre 1793 etwa 190 Meister zählte. Nach dem Zunftstatut des Jahres 1794 konnten Fremde gegen erhöhte Gebühr in die Zunft eintreten. Die Bedingung zum Meisterwerden war eine Lehrzeit von je zwei Jahren als Lehrling und Geselle, ein Meisterstück und die Entrichtung gewisser Gebühren. Wegen untüchtiger Arbeit wurde der Meister gestraft; auf jede Scheere mußte er sein Zeichen schlagen.

Die Scheerenfabrikation ist heute die wichtigste in Solingen; große Massen von Scheeren gehen sogar nach Sheffield, um von dort als englisches Fabrikat verkauft zu werden. Einen großen Theil an dem Weltrufe dieses Industriezweiges hat die großartige Hendel'sche Fabrik. Dieselbe bereitet, um ein gutes und zuverlässiges Material zu haben, den Stahl selbst, schmiedet ihn zu Stangen aus und verarbeitet diese im eigenen Hause weiter.

Zunftmäßig gegliedert waren die Gewerbe der Schwert-, Messer- und Scheerenfabrikation; die anderen Industriezweige entstanden durch einzelne Unternehmer; so die noch im vorigen Jahrhundert eingeführte sogenannte englische Politur der Scheeren, Scheermesser, der chirurgischen Instrumente u. s. w.

In diesem Jahrhundert kamen die Fabrikation von Schirmgestellen, welche im Jahre 1872 sieben Etablissements mit 600 Arbeitern zählte, und die Industrie der Stahlbügel für Etuis, welche 1849 eingeführt wurde und 1855 schon 608 Arbeiter in 18 Fabriken beschäftigte, hinzu.

Außerdem werden im Solinger Industriebezirk Zuckerformen, Corsettschließer und Deillets, Stiefeleisen, Holzschrauben und Bettbacken versertigt.

Schließlich mögen einige Zahlen den Umfang und die Fortschritte der Solinger Industrie kennzeichnen.

Im Jahre 1832 betrug die Ausfuhr der

|         |              |       |         |           |
|---------|--------------|-------|---------|-----------|
| Klingen | 4000 Centner | ..... | 900,000 | Mark      |
| Messer  | 15,000       | „     | .....   | 1,350,000 |
|         |              |       |         | 2,250,000 |

Im Jahre 1856 war der Umschlag auf 15 Millionen und im Jahre 1872 auf mehr als 25 Millionen Mark gestiegen.

**Remscheid.** Um von Solingen nach dem durch seine Industrie nahe verwandten Remscheid zu gelangen, wandern wir flussabwärts. Schroffe Anhöhen engen die Wupper immer mehr ein und lassen an manchen Stellen kaum Platz für einen schmalen Weg, der uns zu dem kleinen romantisch gelegenen Orte Burg, vom Volke „die Burg“ genannt, führt. Hier verlassen wir das Wupperthal und wandern bergauf, bergab und wieder bergauf, immer höher, bis wir die ersten Häuser Remscheids erblicken. Der Wind weht scharf dort oben, und rauh wie die Witterung ist auch die Sprache der Einwohner, welche besonders das R zu schnarren verstehen, wie es Gebirgsleuten zukommt. Wir sind in Remscheid, aber von zusammenhängenden Straßen ist nichts zu entdecken: ganz in der Ferne taucht ein Kirchturm auf, welcher den Mittelpunkt des Ortes bezeichnet. Weit umhergestreut auf Berggrüden und in Thälern sind die Häuser und mögen wohl ein größeres Gebiet bedecken, als manche geschlossene Stadt mit Hunderttausenden von Bewohnern. Die Häuser zeigen denselben Charakter wie bei Solingen: ist es doch eine gleichartige Bevölkerung, welche in ihnen ihre Heimstätte hat. „Langt der Reisende Abends an“, um mit den Worten Alphons Thun's zu reden, „und tritt hinaus auf die Treppe des Gasthofes, so sieht er die ganze Gegend ringsum von Lichtern überfüet. Bald hoch oben, bald tief unten erhellet sich die Nacht durch einen Feuerstrom, der durch die geöffnete Thür glänzt, oder durch einen sprühenden Funkenregen, den der Blasbalg durch die Esse treibt. Aus den Tiefen dringt das Rauschen der Wasserräder, der dumpfe Fall des Breithammers, das rasche Pochen des gereckten Stahls; auf den Bergen giebt zum ernstesten Grundton des schweren Schlages des Draufhauers die Melodie an der klingende Schall des schmiedenden Hammers. Und entschleiert sich diese rauschende, pochende, klingende Welt vor der Sonne Schein, da schaut man die zerstreut liegenden Ortschaften, durch Landstraßen mit einander verknüpft; zu den Wasserwerken hinab führen gar nur unwegsame, geheimnißvolle Pfade. Die grauen, schieferbedeckten Häuschen schauen ernst darein; im Erdgeschoß ist die Schmiede, darüber künden die freundlichen grünen Läden die Wohnung des Meisters und seiner Gehülfen; rund herum liegt das eingehegte Gärtchen, in welchem der Schmied mit Liebe seine Blumen pflegt, hinten hinaus das Feld, welches der reichere Mann besitzt. Da ist nichts Städtisches, keine Planmäßigkeit. Trotzdem siedelt sich der unbeugsame Sohn der Berge dort an, wo es ihm gefällt; die Freiheit, die als angeerbtes Gut er von seinen Vätern sich bewahrte, will er auch in der Gestaltung seines äußern Lebens bethätigen. Trotz, Starrsinn, Unbeugsamkeit sind das Erbtheil dieser Schmiede: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“

Die sogenannten „Remscheider Waaren“ umfassen etwa tausend Artikel in feinen und gröberen Eisen- und Stahlwaaren; sie bestehen aus Werkzeugen, Haushaltungs- und Küchengeräthen, Ackerbauentensilien, Militäreffekten, Plantagen- und Schiffsgeräthen, Schlittschuhen, Sporen, Gebissen, Bügeln, Amboßen u. s. w.

Remscheid kann sich an Ausdehnung und Großartigkeit seiner Fabrikation füglich mit dem englischen Sheffield messen. Und was sein Absatzgebiet betrifft, so darf man fast sagen, daß dieses aus allen fünf Welttheilen bestehe. Die Beweglichkeit des Remscheider Geschäftsmannes wird allgemein gerühmt. Daneben berührt sein Interesse für das öffentliche Leben, sein Sinn für edle Geselligkeit auf das Angenehmste, sei es, daß man in Geschäften, sei es, daß

man in privater Weise ihm näher tritt. Kaum irgendwo dürfte man einer freundlicheren Aufnahme sicher sein, als bei diesen Fabrikherren und Kaufleuten, die es nicht verschmähen, ihren Arbeitern mit Hülfleistungen an die Hand zu gehen.

Während in Solingen die Arbeitstheilung soweit als möglich getrieben ist, wird in Remscheid jedes Fabrikat in der Werkstatt von einem Meister vollendet. Dieser kann sich deshalb ansiedeln, wo es ihm gefällt, unabhängig vom Andern und vom Kaufmann. An den Wasserläufen liegen die Hammerwerke und Schleiftotten, auf den Höhen hat sich der Schmiedemeister angesiedelt. (Siehe Titelvignette S. 281.) Unten im Erdgeschoß befindet sich die Werkstatt, genügend groß und lustig; darüber in einem Stockwerk oder in zweien sind die Wohn- und Schlafräume. Die Lohnarbeiter wohnen freilich weit schlechter. Ganz auffallend schön sind die Wohnhäuser der Kaufleute. Schon im Jahre 1809 schildern Augenzeugen ihr Erstaunen, im Dorfe Remscheid Häuser zu erblicken, welche an Eleganz mit denen der größten Städte wetteifern könnten: das seien die Häuser der reichen, in alle Welt handelnden Kaufleute, welche sich dieselben in ihren Gärten aufgebaut hätten. Die Nahrung und Kleidung der Arbeiterschaft hat sich gegen früher nicht unerheblich geändert. Im vorigen Jahrhundert herrschte noch die Nationaltracht: Werktags im Sommer eine Kleidung aus derbem Leinen von selbstgesponnenem Flachs, am Sonntag Kniehosen aus Baumwollensammet und eine kurze Jacke; zwischen ihnen kam das reine Hemd zum Vorschein; ferner wollene Strümpfe, Schuhe mit zinnernen Schnallen und eine baumwollene Zipfelmütze. Die Nahrung bestand hauptsächlich aus Haferbrot; erst seit den achtziger Jahren begann man Roggen zu bauen. Um jene Zeit bildete die Kartoffel schon den Hauptbestandtheil aller Mahlzeiten. Kaffee galt als Luxus und kam höchstens Sonntags in sehr dünner Gestalt auf den Tisch; die Sparsamen nannten ihn „Bankerottwasser“. Morgens gab es Milch oder Haferbrei, Mittags Gemüse mit Speck; Abends wurden die Reste des Mittagmahles oder ein derber Brei verspeist. An hohen Kirchen- und Familienfesten gab es Fleischbrühe, Hülsenfrüchte, dicken Reis mit Pflaumen.

Gegenwärtig herrscht unter den Arbeitern die allgemeine bürgerliche Tracht; der rheinische leinene Kittel ist fast durchweg von dem schwarzen Tuchrock verdrängt.

Der Arbeiterstand des Remscheider Bezirkes ist schlicht an Sitten, aber energisch und selbständig; eine Hauptstütze des Hauses ist ihm die Frau, welche als sparsam, wirtschaftlich und arbeitsam gepriesen wird.

Vor Zeiten war auch das Schmiedehandwerk in Remscheid eine geschlossene, erbliche Zunft, welche eifersüchtig über ihre Rechte wachte. Von großem Einfluß auf die Technik des Handwerks war die wiederholte Einwanderung fremder Protestanten und die Anknüpfung neuer Handelsverbindungen. Neben den Sensen und Sicheln bürgerte sich allmählich die Fabrikation von Hausgeräthschaften, Schlössern und Handwerkszeug in Remscheid ein. Der Werth der im Jahre 1763 fabrizirten Waaren betrug etwa zwei Millionen Thaler, gegenwärtig im Durchschnitt 30 Millionen Mark. Die Zahl der Arbeiter betrug 1763 etwa 1800, heute mag sie wohl 10,000 betragen. Ebenso wuchs die Bevölkerung der Bürgermeisterei von 5500 im Jahre 1807 auf etwa 30,000 Einwohner im Jahre 1880.



Dieser Aufschwung ist ein Verdienst der Kaufleute, welche sich allmählich aus dem Kreise der Handwerker emporgearbeitet haben. Schon im 17. Jahrhundert knüpften sie Handelsbeziehungen mit Holland und Brabant an; dann drangen sie nach Frankreich, England, Spanien, Rußland, Polen, Skandinavien und Westindien vor; heute handeln sie, wie gesagt, nach allen Theilen der Erde. Auch beschränken sie sich nicht auf die „Remscheider Waaren“; alle möglichen Artikel der verschiedenen Industrien und Gegenden zogen sie an sich. So ist das kleine Dorf auf den lustigsten Höhen des bergischen Landes zu einer Weltstadt geworden, die überall mit Achtung genannt wird, wo man Betriebsamkeit, kaufmännische Rührigkeit und Solidität hochschätzt.

„Mit Stolz“, so schreibt von diesen bergischen Kaufleuten einer ihrer ruhmreichsten Vertreter, „bestreiten sie dem Fremden die gleiche persönliche Rührigkeit und Biegsamkeit, um sich alle eigenartigen fremden Verhältnisse dienstbar zu machen, um sprachliche Schwierigkeiten zu überwinden, um vor keiner Entfernung zurückzubeugen und vor keiner klimatischen Gefahr.“

So hat ein Herrscherpaar vom bergischen Lande Besitz genommen und es reich und glücklich gemacht: die Baumwolle und das Eisen. Im Thale gehorcht man jener, auf den Höhen ist dieses König. Hier befinden wir uns in dem Lande Wieland's des Schmiedes, der so kunstreich alle Arten von Metallen zu bearbeiten verstand; hier ergreifen uns so lebhaft die Erinnerung an des Dichters Worte:

„Hör' ich Hämmer kräftig schwingen,  
Klopft mir froh bewegt die Brust:  
Denn das helle Eisenklingen  
Ist mein Leben, meine Lust.

Wenn die Luppen lichtroth glühen,  
Funken blizend, hell und rein,  
Rischend aus den Flammen sprühen,  
Bin ich stolz, ein Schmied zu sein.

Alles, was sich regt auf Erden,  
Fühlt des Eisens Kraft und Werth;  
Feigen kann's zur Kette werden,  
Muth'gen dient's als Schild und Schwert.

Was des Landmanns Fleiß vollbringt,  
Fragt, womit er's wirft und schafft; —  
Was den Erdenbau durchdringt,  
Eisen ist's und Feuerskraft!

Was verbindet ferne Länder?  
Was umkreist die Welt im Flug?  
Feuerrosse, Eisenbänder,  
Eisenbrücken, die man schlug!

Nichts von allen Erdensthätzen,  
Silber, Gold und Edelstein,  
Kann des Eisens Werth ersetzen;  
Ihm gebührt der Preis allein!“



Burg Altena. Zeichnung von Alb. Richter.

## Die Grafschaft Mark.

Geschichte der Grafschaft Mark. — Burg Altena. — Das Sauerland und der Hellweg. — Sauerländische Sprichwörter und westfälischer Charakter. — Das „große Dorf in Westfalen“ und die Soester Börde. — Soests Geschichte, seine Kirchen. — Soester Fehde. — Die westfälischen Höhlenbildungen. — Die Dechenhöhle. — Iserlohn und seine Industrie. — Das Felsenmeer und die Kalk- und Tropfsteinhöhlen bei Sundwich. — Klusenstein. — Balve. — Das Hönnetthal. — Dortmund und seine Geschichte. — Die Femlinde und die heilige Feme.

**Geschichte der Mark.** Die Grafschaft Mark, deren Geschichte vielfach mit den Schicksalen der bereits früher besprochenen Herzogthümer Kleve, Berg und Jülich verwoben ist, rundete sich im 14. Jahrhundert zu derjenigen Umgrenzung ab, wie sie sich heute noch in der Erinnerung ihrer Bewohner lebendig erhalten hat. Sie schnitt nach Süden tief in das westfälische Gebirge ein und umfaßte den westlichen Theil des sogenannten Süderlandes, woraus sich offenbar die heutige Benennung „Sauerland“ entwickelt hat. Im Norden berührte sie die Lippe und schloß einen Theil des zwischen diesem Flusse und der Ruhr sich hinziehenden fruchtbaren „Hellweges“ ein, der in seiner Ableitung vielleicht auf die nordisch-germanische Todtengöttin Hella zurückzuführen ist.

Wenigstens findet sich diese Benennung auch sonst noch von allgemein begangenen Heerstraßen, und „den Weg des Todes müssen wir ja Alle einmal wandeln“. Die beiden blühendsten Städte dieser Ebene jedoch, Dortmund und Soest, gehörten früher nicht zu der Grafschaft Mark. Die erstere genoß vielmehr Reichsunmittelbarkeit, und Soest stand ursprünglich unter der Oberhoheit des kölnischen Erzbischofs. Erst später kam es in ein loses Verhältniß zu den flevisch-märkischen Fürsten. Nördlich und südlich bildete die Grenze das Herzogthum Westfalen, das damals unter dem kölnischen Krummstab stand, westlich die Grafschaft (später Herzogthum) Berg, nördlich das Bisthum Münster, die freie Reichsstadt Dortmund und die Stifter Recklinghausen und Essen.

Die Grafen von Altena und von der Mark verstanden gegen Ende des Mittelalters, sich zu einer großen Selbständigkeit emporzuschwingen, ihr Gebiet zu erweitern und zu befestigen. „Kein deutsches Fürstenhaus hat im Mittelalter eine Reihe größerer Männer aufzuweisen“, sagt der westfälische Geschichtschreiber Möller, „als das Haus Altena-Mark. Seine Adolfe, seine Engelberte u. A. halten mit den ihnen gleichzeitigen Helden jede Vergleichung aus.“

Anfänglich besaßen die Ahnherren des märkischen Grafengeschlechts nur die Burg Altena und das Gebirgsland zwischen der Lenne und den Thälern der Wupper und der Hün. Um den Ursprung und die älteste Geschichte der Burg Altena webt die Sage ihren Schleier. Wahrscheinlich entstand sie in den Kämpfen zwischen Kaiser Heinrich IV. und den Sachsen im 11. Jahrhundert. Sie liegt in einer der romantischsten Gegenden des Lennethales, im Südosten begrenzt von den waldigen Höhen des Ebbegebirges, das in der „Nordhelle“ bis zu 688 m und im „Rothenstein“ bis zu 578 m emporsteigt. Auf dem Plateau sieht man statt des Hochwaldes niederes Strauchwerk und Heidekraut, auf den niedrigeren Abhängen dagegen vortreffliches Schlagholz. Stattliche Bauernhäuser mit vor Alter gebräunten Strohdächern zieren das fruchtbare Lennethal; in den Niederungen gedeihen alle Sorten von Getreide und Obst, auf den Höhen Hafer und Kartoffeln. Die Stadt Altena erstreckt sich äußerst malerisch zwischen Lenne und steilen Bergabhängen eingezwängt, während ein kleinerer Theil der Stadt sich längs eines Seitenthales der hier einmündenden Kette hinzieht. Zwischen beiden Gewässern ragen die Mauerreste der Burg Altena empor, und als Scheide zwischen Lenne und Grüne erhebt sich der 446 m hohe Wixberg. Auf dem mit Ephem bewachsenen Portal der Burg gewahren wir noch auf der Innenseite das Wappen der Grafen von Altena. Noch ragt der Hauptthurm der Feste, ein sogenannter Donjon, empor, und ein Wohnhaus ward vom Johanniterorden als Krankenhaus hergestellt. Unterhalb des Schlosses hat man neuerdings eine Art von Krypta entdeckt und daselbst Urnen gefunden, welche auf prähistorische Zeiten zurückweisen.

Ueber die Entstehung der Burg erzählt die Sage wie folgt: „Zwei Brüder aus dem vornehmen Römergeschlechte der Ursiner kamen mit Kaiser Otto III., der sie sehr begünstigte, in diese Gegend und befestigten den Berg Wolfseck in öder Wildniß. Bei dem Abholzen der Bäume flog ein aufgeschrecktes Hahelhuhn dem einen der beiden Herren in den Mantel, was derselbe für eine günstige Vorbedeutung hielt. Der Graf von Arnsherg jedoch, dessen Macht sich damals sehr weit erstreckte, wollte die Befestigung des Berges hindern, da sie ihm „allzu nahe“ (platt: al te nae) kämen. Die Erbauer boten jedoch mit

ihrer uneinnehmbaren Feste Trotz, die sie nach jenen Worten des Grafen von Arnßberg von nun an Altena nannten. So die Sage; die Geschichte jedoch verlegt die Entstehung ein Jahrhundert später in die Zeit Kaiser Heinrich's IV. Danach haben die Bögte von Berg, Edle fränkischer Abkunft, die in Deutz residirten (advocati Tuitiensis), die Altenburg als Grenzfestung des Herzogthums Franken gegen Sachsen besessen und haben die Burg Altena als zweiten festen Punkt in das feindliche Altsachsen vorgeschoben. Eine Zweiglinie legte sich den Namen der Grafen von Altena bei. So stellt es Dr. G. Natorp in seinem vortrefflich geschriebenen Buche: „Ruhr und Renne“ dar, dem wir zumeist als Gewährsmann gefolgt sind. Berg und Altena blieben eine Zeit lang vereinigt; aber 1170 ging Altena an einen Grafen Eberhard über und blieb fortan gesondert. Die Nachfolger erweiterten mit Glück ihr Gebiet; im 13. Jahrhundert erwarben sie den Oberhof Mark an der Lippe, in der Nähe der bald darauf erbauten Feste Hamm. Von nun an nannte sich auch der damalige Graf Adolf „Graf von der Mark“, wie es in den Urkunden vom Jahre 1226 an stehender Titel blieb.

Die Grafen von der Mark haben sich besonders im 13. und 14. Jahrhundert durch Mannhaftigkeit und Tapferkeit ausgezeichnet. Sie führten blutige Fehden mit dem Erzbischof von Köln, den Erzbischöfen von Münster und Osnabrück, mit den Grafen von Arnßberg und anderen Fürsten. Ja, sie trugen ihr siegreiches Schwert selbst nach dem fernen Osten in die Niederungen der Weichsel und stritten dort gemeinsam mit den Deutschordensrittern gegen die Sarazenen und das „böse grausame Heidenvolk“. Sie begleiteten die deutschen Kaiser auf ihren Heereszügen und verrichteten Heldenthaten, welche die Geschichte aufgezeichnet hat. Besonders zeichnete sich durch persönlichen Muth Graf Engelbert III. aus bei der Belagerung der Stadt Lüdinghausen. Ein andermal plünderte er das Gebiet des Erzbischofs von Köln und erwartete ihn zum Zweikampf; doch sein Gegner vergaß das Kommen. Nicht minder ritterlich zeigte sich im letzten Jahrhundert des Mittelalters Junker Johann, der Sohn Herzog Adolfs von Kleve, welcher bei seinem Oheim Jean sans peur von Burgund höfische Sitte gelernt hatte. Als 25jähriger Jüngling zog er den bedrängten Lippstädtern und Soestern zu Hülfe. Anfangs ward er von den Feinden mit Spott als „das Kind von Gent“ empfangen; aber bald flößte er denselben Respekt ein. Und als endlich die böhmischen Scharen von den Mauern Soests abziehen mußten, drückten ihre Anführer persönlich dem heldenmüthigen Jüngling ihre Bewunderung aus. Besonders aber übten die märkischen Dynastien die Grundsätze weiser Staatspolitik, indem sie die Einheit und Untheilbarkeit ihres Territoriums den Erbschaftszersplitterungen gegenüber festhielten. Doch galt es, noch gar manchen blutigen Kampf zu bestehen. Besonders Adolf III., der eigentliche Begründer der Grafschaft (1198—1249), der wilde Eberhard II. und Engelbert III. (1347—1392) hatten harte Fehden auszusechten, ehe sie sich den Besitz ihres Landes sicherten, das sie mit einem steinernen Ring von Grenzfesten umgaben. Ihre Streitigkeiten, namentlich mit dem Erzbischof von Köln, erinnern lebhaft an den Kampf der Ghibellinen und Welfen. Adolf III. gerieth auch mit seinem eigenen Bruder Gerhard, dem Bischof von Münster, in Zwist. Graf Eberhard II. soll nach der Einnahme von Menden die Monstranz aus der dortigen Kirche genommen und sie nach dem der heil. Maria geweihten Kloster Fröndenberg

gebracht haben, da es, wie er sagte, „schicklich sei, daß der Sohn auch einmal seine Mutter besuche.“ Ein Geschichtschreiber nennt ihn deshalb „flagellum episcoporum . . . furibundus depopulator Westfaliae . . . turbulentus hostis ecclesiae.“

Die Grafschaft Mark ward im Jahre 1398 mit der Grafschaft Kleve dauernd vereinigt, und über die beiden Länder ward Adolf V. von Kaiser Sigismund zum Herrscher ernannt (auf dem Konzil zu Konstanz 1417). Ueber diesen haben wir bereits im Kapitel Kleve unseres Bandes gehandelt. Infolge des jülich-kleve'schen Erbfolgestreites, von dem wir schon gelegentlich Düsseldorf's ausführlicher gesprochen, verblieb Mark und Kleve bei Brandenburg.

Späterhin zeigte die Mark große Abneigung gegen preußische Dienstpflicht, und Viele entwichen ins Ausland. Der General von Wolffersdorf in Hamm hatte es vergebens versucht, „die Altena'schen Cyclophen unter die Spiekruthen zu bringen.“ Friedrich der Große ließ Gnade für Recht ergehen, ja, durch das Kantoneglement vom Jahre 1792 wurden mehrere Distrikte, wie Fferlohn, Altena, Herbede und Wetter, gänzlich vom Militärdienst befreit.

**Das Sauerland.** Betrachten wir uns nun das Land etwas näher, so interessiert uns vor Allem jener Theil des niederrheinisch-westfälischen Schiefergebirges, welcher zwischen Ruhr und Sieg liegt, im Süden vom Westerwalde und im Norden vom Haarstrang begrenzt ist. Die Geographie bezeichnet diese Gegend mit dem Namen Sauerland, aber im Volksmunde bezeichnet man damit nur den östlichen Theil des beschriebenen Gebirgslandes. Ja, es kann Einem passiren, daß man, wenn man das ganze Gebiet von einem Ende bis zum andern durchwandert hat und stets nach dem Sauerlande fragt, dasselbe nirgendwo findet. Es will eben Niemand im eigentlichen „Sauerlande“ zu Hause sein, weil man mit diesem Namen einen unangenehmen Nebenbegriff verbindet. Jedoch vielfach mit Unrecht. Allerdings gedeiht daselbst stellenweise nur Hafer und Kartoffeln, und wer die rechte Ableitung des Wortes nicht kennt, mag die Gegend wol wirklich für ein „saurer Land“ halten. Doch wir gaben schon die Etymologie an: Sauerland bedeutet nichts Anderes als Süderland. Abgesehen von den für den Ackerbau wenig erprießlichen Hochflächen, hat auch das Sauerland in den Thälern fette Wiesen, welche die Viehzucht begünstigen, und die Industrie steht darin auf einer seltenen Höhe, namentlich in dem westlichen, zur früheren Grafschaft Mark gehörigen Theile. Dies preist schon vor 70 Jahren der westfälische Geschichtschreiber Möller wie folgt: „Wie es in der Mark, wie es in Süderlands Thälern vom dumpfen Donnergetöse seiner 400 Hämmer hallt! Wie von dunkler Mitternacht bis zum Mittag von den Essen die Blut himmelan walle; wie die reißenden Waldbäche sich schäumend über die fliegenden Räder der Drahtrollen stürzen! Wie die Tausende unserer Arbeiter in Eisen, in Stahl, in Kupfer, in Messing, in Seide, in Wolle, in Baumwolle, in Leinwand, in Holz, in Leder sich regen, nähren, wirken, hervorbringen, trennen, umändern, verfeinern, vollenden! Wie die Tausende der Fuhrer die rohen Massen uns zubringen, sie weiter zu den Fabriken befördern und zuletzt die fertigen Waaren vorführen!“ — Darum citirt der westfälische Dichter Freiligrath mit Recht die beiden industriereichen Flüsse Ruhr und Lenne in seinem herrlichen

Gedichte: „Freistuhl zu Dortmund“ als Zeugen vor die dortige Femlinde, um sein mit Unrecht verkanntes und verachtetes Heimatland glänzend zu rechtfertigen.

„Und ihr, — geröthet von der Hämmer Blut —  
Als färbte Zornesfeuer eure Flut,  
Umblüht von Schlacken und geschwärzt von Kohlen! —  
Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebräus  
Vernehm die Küge! schäumend tretet aus,  
Die Schmach zu waschen von Altjachsens Fohlen!“

In diesem Lande wohnt ein derber, kräftiger Volkschlag — das sind die Nachkommen des alten niederländischen Stammes, ein kerniges, an seinen alten Traditionen zäh, aber auch mit echt germanischer Treue festhaltendes Volk — die nördlichen Westfalen bis zur Wasserscheide zwischen Sieg und Ruhr. Erst jenseit dieser Grenze beginnt der fränkische Dialekt. Am sogenannten Hellweg freilich oder im Münsterland hört man Abweichungen von der sauerländischen Mundart. Wechselt dies ja doch oft in zwei eng an einander grenzenden Orten. Wenn auch in größeren Städten sich das Hochdeutsche immer mehr eingebürgert hat, so hat sich doch im Volksmunde das niederländische Idiom in dem sogenannten Platt erhalten. Ja, selbst in höheren Klassen des Bürgerstandes gilt letzteres heutzutage noch als gemüthliche Umgangssprache und hatte sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sogar im Gerichts- und Verwaltungswesen behauptet. Der Sprachforscher Voeste befragt mit Recht, daß durch die immer mehr zunehmende Verfeinerung unserer Zeit mit der Zerstörung jener altheimischen Sprache der Väter auch so manche schöne Sitte und Erinnerung geschwunden ist. Und doch haben sich noch manche Reste jenes alten Volkshumors namentlich in sprichwörtlichen Redensarten erhalten. So sagt man z. B. statt des bekannten hochdeutschen Sprichwortes: „Die Trauben sind sauer“ in westfälischem Platt sehr anschaulich: „Se is mi te krumm, sach de Boß (Fuchs), da sat de Katte (Katze) met 'ner Wuorst omme Bome (auf dem Baume).“ Ferner statt: „Viel Köpfe, viel Sinne“ lautet platt also: „Viel Köppe, viel Sinne, sach de Düwel, da hadd'e 'ne Schufar vull Fjörcke.“ Von einem Verschwenker heißt es: „Dat es 'et gelt för de Rau, sach de Kärl, da brach he siner Frau enen Grosken un fiewen Penninge nâ Hus.“ Solche drastische Wendungen finden sich namentlich, wenn eine Landschaft die andere foppen („uzen“) will. So sagt man vom „Hellweger“ mit Bezug auf seinen sprichwörtlich gewordenen Appetit: „Ah Jeses, nu friätet doch, seit de Zielwiäger.“ Vom Siegerländer heißt es: „Wu kann ik rike sin, ik hewwe de erste Frau noch, harre der Siegenländer sacht.“ In Erinnerung an das starkbesetzte reichsfreie Dortmund sagt man: „So faste as Düöpöm“ oder „All af te Düöpöm! då finnt me biäter recht.“ Wer sich recht mit dem gemeinen Manne verständlich machen kann, wer also, wie es heißt, recht „niederträchtig“ (soll heißen „herablassend“) ist, „dat is en dütsken Mensken.“ Vom Hellweg und Sauerland giebt es folgende Bauernregeln: „Wann de Lippe schinnt un 'et Suerlant grinnt, dann giet et guet Wiär (Wetter)“ oder „Es de Lippe klar, un 'et Suerlant swär, dann folget guet Wiär suär.“ —

Was nun den weiteren Begriff der Westfalen anbetrifft, so finden wir diese als einen einzigen Volksstamm unter dem Namen der Sachsen, die in Westfalen, Engern und Ostfalen zerfielen, erst zu Ende des 3. Jahrhunderts

zwischen Rhein und Elbe. Dieser Volksstamm scheint gegen Anfang des 3. Jahrhunderts von der kimbriſchen Halbinsel, d. h. vom heutigen Schleswig-Holstein, in den westlichen Theil der norddeutschen Tiefebene eingewandert zu sein. Zu Tacitus' Zeiten war das südlich von der Ruhr gelegene Gebirge von den Sigambern bewohnt. Wahrscheinlich nahmen die eingewanderten Sachsen Sprache, Sitten und Gebräuche des einheimischen Volkes an. Anfänglich trieb man Ackerbau und Viehzucht und pflegte des Waidwerks. Erst allmählich, etwa ums 10. Jahrhundert, entwickelte sich das Städtewesen. Neuen Bildungselementen war das Land schwer zugänglich, weshalb es spätere Geschichtschreiber auch das deutsche „Böotien“ nennen. Treu und zäh hing es an seinen alten Sitten und Gewohnheiten, und bis heute ist ihm noch dieser Charakter verblieben. Besonders lange erhielten sich in Westfalen die Traditionen ihres früheren heidnischen Glaubens. Noch 1669 erließ der Große Kurfürst eine Verordnung an die Geistlichkeit der Grafschaft Mark, den im Volke verbreiteten heidnischen Aberglauben auszurotten. Dies gilt namentlich von der Begehung der alten heidnischen Feste, wie der Frühlingsfeier auf Ostern und im Mai, des Johannisfestes, eigentlich des Festes der Sommer Sonnenwende, des Erntefestes zu Michaeli und des Zulfestes um die Weihnachtszeit, das Fest der Winter Sonnenwende. Fast nirgendwo haben sich so viele Ueberreste und Spuren des alten germanischen Götterkultes gefunden als in Westfalen, dem Sachsenlande. Wir kommen im folgenden Bande im Kapitel „Land und Leute in Westfalen“ noch ausführlicher darauf zurück.

Hier vorläufig eine Anekdote vom Wandertriebe und zugleich der Hartnäckigkeit der Westfalen. Einst übergab diese der Herr dem Satan, sie aus der Welt zu schaffen, da sie ein so unbekehrbares Volk seien. Da steckte sie der Teufel in einen großen Sack und flog mit ihnen durch die Luft. Doch sie machten ihm so viel zu schaffen, daß er sich ermattet auf einen Berg niederlassen mußte. Da zerrissen die Westfalen den Sack und liefen in alle Welt. Als der Herr dem Satan darüber Vorwürfe machte, antwortete dieser: „Herr, sie hören weder auf dich, noch auf mich; ich übergeb' sie wieder in deine Hände, mache mit ihnen was dir gut dünkt!“

**Soest.** Unter allen westfälischen Städten verdient wol das „ehrenreiche“ Soest (sprich Sohst), einst die Königin und älteste menschliche Ansiedelung in diesem Lande, in erster Linie genannt zu werden. Auch hat sie noch treu den alten Charakter der ersten westfälischen Niederlassungen bewahrt. Darum wird sie mit Recht „das große Dorf in Westfalen“ genannt. Sie liegt in der weit und breit wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmten „Soester Börde“, welche einst zur Grafschaft Mark, jetzt aber zum Regierungsbezirk Arnberg gehört. Der Ausdruck „Börde“ wird von dem althochdeutschen Zeitwort *baran*, d. h. tragen, abgeleitet, bedeutet also ein „tragsfähiges Ackerland“. Einst war Soest auch eine der bedeutendsten Städte des Hansabundes und ließ die Flaggen ihrer Handelsschiffe auf fernen Meeren flattern. Jetzt kaum mehr ein Schatten ehemaliger Macht und Größe, liegt sie öde und stille da, und nur Trümmer riesiger Wälle und Thürme gemahnen an verschwundene Herrlichkeit. Der Ursprung der Stadt ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Soll ja doch in der nordischen Niflungensage Sufat, die Residenz des Hunnenkönigs Atli (Gözel), unser Soest

gewesen sein. Demgemäß suchten die Bürger Soests in einigen Mauerresten die Trümmer des Holmgartens, des mörderischen Schauplatzes vom Heldenkampfe der Nibelungen; ferner den Schlangenthurm, worin der gefesselte König Gunnar (Guntner) „mit den Zweigen der Füße“, wie die schaurige Wilkinaſaga ſingt, der ihm überſandten Harfe wehmüthige Töne entlockt, um das giftige Gewürm, das ſich in ſeinen Leib einwühlt, einzuschläfern. Diefen Schlangenthurm ſuchen einige Alterthumsforſcher nördlich am Oſthover Thore und zeigen ferner ein ſogenanntes Hagenſthor und ein Nibelungenfeld auf der Börde. Dieſe Anſicht wird beſtätigt durch eine angebliche Randbemerkung des ſogenannten Rheinifchen (Hundshagenschen) Nibelungenliedes, wonach Bürger von Soest das Gedicht zuerſt an den Rhein gebracht haben ſollen. In dem Vorwort der ſogenannten Wilkinaſaga (auch Thidreksſaga genannt) heißt es auch, daß die Sammler dieſer nordiſchen Sagen dieſelben aus dem Munde deutſcher Männer aus Bremen, Soest und MÜNSTER gehört hätten. Nun kann ſich bei der Verpflanzung dieſer Sage in den hohen Norden durch Soeſter Kaufleute ſehr wohl dieſer Glaube ausgebildet haben. Der Weg der Nibelungen und die Donau weiſen aber entſchieden auf den Schauplatz, wie ihn das mittelhochdeutſche Nibelungenlied annimmt, nämlich Buda (Oſen) in Ungarn, das ſeinen Namen von Attila's Bruder Buda oder Bleda haben ſoll. Schwerlich wird auch Soest im Mittelalter diejenige Bedeutung gehabt haben, daß daſelbſt ein Königspalaſt, wie Egel's Hofburg, geſtanden hat.

Den Namen Soest (urſprünglich wol Soſat, Suſatium oder Soſatium) leitet Barthold, der gründliche Verfaſſer einer Geſchichte der alten Stadt, von dem altſächſiſchen Soð (Soit oder Saut) ab, d. i. eine Quelle, und von „Soß“, ſo viel wie „Siß“ (vergl. Elſaß); alſo bedeutete das Wort eine Anſiedelung um die Quelle.

Schon mehr in das Gebiet glaubwürdiger Geſchichte reicht die Ueberlieferung, daß der Frankenkönig Dagobert I. zu Anfang des 7. Jahrhunderts einen Einfall in das alte Sachſenland gemacht und die am Teiche ſich berührenden, ſonſt zerſtreut von der Haar bis an die Lippe ſich erſtreckenden Hofmarken, ſogenannte Curticulae Soſatae, an den Erzbischof Cunibert von Köln geſchenkt habe. Dieſer ſoll dann in deren Mitte eine hölzerne Kirche (die erſte chriſtliche) gebaut haben, da, wo 3—4 Jahrhunderte ſpäter die ſteinerne „Alde Kerke“ zu St. Peter gegründet ward.

Aus der reichen Vergangenheit Soests können wir des beſchränkten Raumes wegen nur einige Data hervorheben. Soest hing ſchon in früherer Zeit eng mit dem Erzſtifte Köln zuſammen. Erzbischof Bruno, der Bruder Kaiſer Otto's I., brachte die Gebeine des heiligen Patroclus, die er vom Biſchof Anſgifuſ von Troyes zum Geſchenk erhalten hatte, zuerſt nach Köln, ſodann 960 nach Soest, wo er den Grund zu dem Patroclusmünſter legte. Der heil. Patroclus, ein Gallier, der unter Kaiſer Aurelian den Märtyrertod erlitt, war beſonders in Troyes verehrt worden. Soest war damals ein „volksbelebter reicher Ort“. Die Erzbischofe Kölns pflegten gern da zu weilen und den Beſuch deutſcher Kaiſer, wie Heinrich's III. und IV., zu empfangen. Groß ward die Macht der Stadt, als ſie mit den nördlichen und öſtlichen Küſten des Baltiſchen Meeres Handelsbeziehungen anknüpfte. „Suſats Wollenweber, Gewandſchneider und Brauer entdeckten mit bewunderungswürdigem Spürſinn Hababy, d. i. Schleſwig,



den einzigen Hafenort, welcher die deutsche Welt mit den Sammelpätzen des skandinavischen und russischen Handels vermittelte.“ Von Susat, Dortmund und Bremen aus drangen die Kaufleute mit ihren heimischen Produkten in den hohen Nordosten, wo sie die deutsche Kaufmannsgesellschaft auf Wisby in Gothland gründeten und den Verkehr mit Nowgorod anknüpften. So ward Susat endlich eins der ältesten Glieder der welthistorischen Hanfa, und noch bis in die neuere Zeit erhielt sich in Erinnerung an den uralten Handelsweg der Name der vornehmsten Kaufmannsgilde in Soest, die „Schleswicker“, welche in der sogenannten „Rumeney“ ihre Feste feierten und im „Saal“ und „Stalgadumb“ andere Aemter und Zünfte aufnahm.

In das 12. und 13. Jahrhundert fällt die Entwicklung des alten Soester Stadtrechts, zuerst in lateinischer Sprache geschrieben. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts stellte man die Satzungen neu zusammen, ergänzte sie, und so entstand das in altplattdeutscher Sprache abgefaßte Rechtsbuch „die alte Schraae von Soest“ (Skra bedeutet im Skandinavischen so viel als „Schrift“). In der Reformationszeit hat sie ein Stadtschreiber, Namens Jasper, gestohlen, wovon noch ein alter Vers singt:

„de Schraae will wy wetten, der Borger Recht,  
verklagen Meister Jasper, der Stadt Diener und Knecht,  
dat he uns hefft vorentholden manche Dyt  
der borger Privilegia und Plebischt.“

Als man die Gesetztafeln wieder fand, befestigte man sie mit dem Stadtbuch auf dem Rathhause an einer schweren Kette.

Ein interessantes Alterthum im Stadtarchiv ist auch das sogenannte Nequamsbuch, ein Strafcodez für alle Verbrechen, mit äußerst merkwürdigen Abbildungen. Wir sehen, wie den Verurtheilten Haus und Hof angezündet, ein Verbrecher aufs Rad geflochten, ein anderer ausgewiesen, ein dritter in den Thurm gestoßen, ein Dieb mit der sogenannten Wippe, an welche sich noch eine Erinnerung in der sogenannten Wippgasse und am großen Teich in Soest erhalten hat, ins Wasser geschnellert ward.

Die höchste Blüte erreichte Soest im 14. Jahrhundert mit dem Aufschwung der Hanfa und des süd- und westdeutschen Bürgerthums; es zählte damals 30,000 Einwohner. Im 15. Jahrhundert, nach dem Abfall von der Oberhoheit des Kölnischen Stuhles, begann sein Niedergang; gegen Ende des 17. Jahrhunderts war Soest das besonders wegen seiner kothigen Gassen verrufene größte Dorf Westfalens, und am Ende des 18. Jahrhunderts zählte es nur noch 3800 Einwohner. Interessant muß das Bild der Stadt im 14. Jahrhundert gewesen sein, als sich noch am Markt, um die „Rumeney“ und den „Stern“, die Krämerbuden und Kaufhallen reiheten, sich an die Mauer des hohen Hospitals die Schuftergaden anlehnten. Interessant für die Sittengeschichte waren auch die Verordnungen des Stadtraths, z. B. in Betreff der „Brutlachten“ (Hochzeiten), um dem Luxus zu steuern. Der übliche Weintrunk ward verboten; der Bräutigam durfte nur noch seiner Braut, nicht den Brautjungfern Schuhe verehren; nur eine Mitgift von 80 Mark berechnete die Braut, Scharlachroth zu tragen; nur drei Spielleute durften aufspielen, doch war am Vorabend eine Traktirung von 72 Mann und ein Morgenimbiß von 50 Schüsseln gestattet. Die Festlichkeiten dauerten gewöhnlich drei Tage. Von

Volkstfeste waren die Bantette beim Wechsel des Raths, die tollen Fastnachts-  
spiele, der poetische Mairitt und das Schießen der St. Patroclusschützen nach  
dem Vogel üblich.

In diese Zeit fällt auch die Erbauung eines der schönsten „altdeutschen  
Denkmäler zwischen Rhein und Weser“, der Marienkirche zur Wiese, von dem  
Soester Bürger Joh. Schendeler zwischen den Jahren 1314—1343 inmitten  
der heftigsten Fehden.



Der große Teich mit der Wiesentkirche zu Soest.

Die „Wiesentkirche“, wie sie auch kurzweg genannt wird, ist in jenem  
leichten Spitzbogenstil aufgeführt, wie sie die Architektur des 13. und 14. Jahr-  
hunderts aufweist. Auf acht schlanken Säulen ruhen drei gleichhohe Schiffe,  
an welche im Osten drei hohe Chöre grenzen. Das südliche Portal schmückt  
ein fein ausgeführtes Bild der heiligen Jungfrau. Soweit war der Bau des  
Meisters gediehen, als er 1369 unterbrochen ward. 1422 ward der Grund-  
stein zum nördlichen Thurme gelegt und das nördliche Portal aufgeführt.  
Bald darauf wurden die Soester Bürger von dem gewaltigen Erzbischof  
von Köln, Dietrich von Mörs, belagert (1444), dem sie trotzig einen höchst  
originellen Absagebrief sandten, welcher heute noch auf dem Rathhause ver-  
wahrt wird. Die berühmte Soester Fehde, welche nun ausbrach, wirkte  
natürlich lähmend auf den Weiterbau. Von den vor der Fehde vorhandenen  
25 Kirchen und Kapellen sind jetzt nur noch sieben Pfarrkirchen übrig. Freilich

ist auch die Bevölkerung von 40,000 auf 14,000 Einwohner herabgesunken. Da erbarmte sich 1843 der kunstsinige König Friedrich Wilhelm IV. der brachliegenden Kirche und ließ sie wieder herstellen. Doch die Vollendung, namentlich des stattlichen Thürmepaares, war unserem jetzigen Kaiser vorbehalten. Von den vortrefflichen Glasmalereien heben wir besonders eine aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts hervor wegen der Kuriosität in der Auffassung vom heil. Abendmahl. Wir sehen hier bei sorgfältiger Ausführung der Gesichter nicht nur in Kleidern und Waffen durchaus den westfälischen Typus getreu wiedergegeben, sondern es prangt statt des üblichen Osterlammes „nach derb westfälischer Weise und Selbstherrlichkeit ein Schweinskopf auf einer und ein Schinken auf der andern Platte.“ Und damit die westfälische Lebensweise vollständig zur Ordnung komme, sehen wir in einem Korbe neben dem Tische „die noch heute üblichen langen Weißbrote und eine Flasche, wahrscheinlich mit Münsterländer Kornbranntwein.“

Von ähnlicher Naivetät in Darstellung von Derbheiten ist ein figurenreiches Schnitzwerk der Leidensgeschichte Christi am vierten Altare. Doch wir können uns hier auf weitere Details nicht einlassen.

Nächst der Wiefenkirche verdient die ehemalige Stiftskirche zu St. Patroclus erwähnt zu werden. In ihr ruhen die Reliquien des heil. Patroclus in einem kostbaren Sarkophag, von dem Stifter der Kirche Erzbischof Bruno 963 verehrt. Die Kirche ist eine im Rundbogenstil gewölbte Basilika und zeichnet sich besonders durch eine Empore aus, welche den kolossalen, auf Arkaden ruhenden Hauptthurm umgiebt. Der obere Stock derselben gewährt einen freien Blick ins Innere, während im unteren sich eine Halle in schön ausgeführten Bogengängen nach außen öffnet. Sehr lohnend ist die Aussicht von der Galerie des Thurmes.

Interessant ist auch die von Handelsleuten um 1200 gestiftete, in der Gestalt eines Schiffes gebaute Marienkapelle mit dem Bildniß des heil. Nikolaus, des Patrons der Schiffer.

Von den alten Befestigungswerken, welche aus zwei Erd- und Mauerwällen von 8—10 m Höhe, zwei tiefen Gräben, 10 oder 12 m hohen Thürmen und zehn festen Thoren bestanden, ist noch das Ostthor ein wichtiges Ueberbleibsel. Auch zeigt man noch auf dem Ulricher Wall die Trümmer des sogenannten Ragenthurses. Die Befestigung des Ostthores scheint gegen Ende des 12. Jahrhunderts unter dem kölnischen Erzbischof Philipp von Heinsberg ausgeführt worden zu sein. Nach einer im städtischen Archive befindlichen Urkunde ward der Neubau des Thores 1510 beschlossen und nach der Mittelinsel des spätgothischen Frieses an diesem Thore die Renovation 1530 vollendet. Friedrich III. ließ es dann 1730 abermals restauriren und mit einem neuen Dache versehen, das aber zu niedrig ist und den übrigen Höhenverhältnissen widerspricht.

**Soester Fehde.** Von geschichtlichen Ereignissen der Stadt Soest ist unstreitig die sogenannte Soester Fehde das bedeutendste.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts geriethen nämlich die Soester Bürger mit ihrem geistlichen und weltlichen Schutzherrn, dem Erzbischof von Köln, in einen bedenklichen Streit. Bis dahin hatte sich die Stadt ihre Rechte und Privilegien durch *pacta ducalia* von dem jedesmaligen Schutzherrn bestätigen lassen. Aber Dietrich von Mörs, durch kriegerische Unternehmungen in Schulden

gestürzt, suchte durch unerhörte Steuern Geld beizutreiben und reizte so die Soester zu offenem Widerstande. Da zog der Erzbischof 1441 mit seinen Mannen gegen die Stadt, indem er ihre Feldmark verwüstete. Zwei Soester Bürgermeister, die zu ihm des Friedens wegen ins Lager kamen, wurden höhnisch abgefertigt. Darauf hin suchten die Soester Schutz bei Herzog Adolf von Cleve, der sie unter seine Oberhoheit stellte.



Dithovener Thor zu Soest.

Nun kündigte Soest seinem bisherigen Oberherrn den Gehorsam in einem lakonischen Abjagebriefe auf, folgendermaßen:

„wettet biscop Dierich van Moerss, dat wy den vesten Junker Johann van Cleve lever hebbet, alss Juwe (Euch) und wert Juwe hiemet ab-gesagt. Dat. Soest. A. 1444.“

Junker Johann, der vierundzwanzigjährige Sohn Herzog Adolf's von Cleve, genannt Johannechen mit den Bellen (nach Schellen an seinen Schuhen), zog dann mit 24,000 Reisigen in die Stadt ein und ließ sich huldigen. Nach

damaliger Sitte band der ältere Bürgermeister dem neuen Herrn einen Beutel mit 100 Mark Silber an den Gürtel und schenkte zwei Fuder Weins. Der jugendliche Held, welcher sich schon am Hofe seines Oheims, des Herzogs Philipp von Burgund, im Kampfe mit Frankreich und England die ersten Sporen verdient hatte, von den Feinden spöttisch „das Kind von Gent“ genannt, stößte seinen Gegnern gewaltigen Respekt ein. Die Fehde verwickelte alle Städte und Dynasten Westfalens sowie eine Menge anderer deutscher Herren. Der Erzbischof zog mit einem Heere von 60,000 böhmischen Söldnern nach einem zurückgeschlagenen Sturme auf Lippstadt am 2. Juli 1447 vor Soest. Am 20. Juli erfolgte der Hauptsturm. Aber die Bürger vertheidigten sich aufs Löwenmüthigste und ihre Weiber reichten ihnen Steine und gossen wol auch selbst siedendes Del auf die Angreifer. So ward der Sturm abgeschlagen und die Stadt befreit. Schließlich überließ man die Entscheidung des Streites dem Ausspruch des Papstes (1449). Aber erst 1464 kam eine Verständigung zu Stande, nach der Herzog Johann im Besitze von Soest belassen wurde. Doch trotz dieses Freiheitskampfes ging die Stadt ihrem Niedergange entgegen; sie kam zunächst unter die landesherrliche Oberhoheit Kleve's und seit 1609 zur brandenburgischen Monarchie. Im Dreißigjährigen Kriege war sie der Tummelplatz wilder Horden und litt mehrmals unter Feuersbrünsten. Allmählich war sie zu einem bescheidenen Ackerstädtchen mit ein paar Tausend Einwohnern herabgesunken. Aus der Zeit der religiösen Wirren datirt ein satirisches Drama, der „Daniel von Soest“, von dem Minoritenguardian Gerhard Haverland gegen die „Ketzer“ verfaßt. Trotzdem ward Soest eine eifrige Anhängerin der Reformation.

Ueber die Zustände im Dreißigjährigen Kriege enthält ein Roman des 17. Jahrhunderts der „Abenteuerliche Simplicius Simplicissimus“ interessante Schilderungen. Der Verfasser hat in den Jahren 1636—40 zu Soest und Lippstadt in Garnison gelegen. Danach muß es damals in Westfalen nicht knapp hergegangen sein. Wenigstens weiß er viel von dem guten Schinken, den Knackwürsten, dem delikaten Rindfleisch, den Hammelskolben, dem Pumpernickel und dem kräftigen Biere zu erzählen. Er machte durch seine abenteuerlichen Streifzüge unter dem Namen „das Jägerken von Soest“ die ganze Umgegend unsicher.

Soest ist auch der Geburts- und Wohnort des berühmten Goldschmieds, Malers und Kupferstechers Heinrich Aldegrever.

Ihre letzten Reste der Selbständigkeit verlor die Stadt 1752, als Friedrich II. die alte Verfassung beseitigte.

Die Leitung des Gemeinwesens erhielt ein ständiger Magistrat, welcher der Kriegs- und Domänenkammer in Hamm untergeordnet ward. Im Siebenjährigen Kriege war die Bevölkerung auf 3863 Einwohner herabgesunken. Wenn sich die Stadt auch seitdem langsam von ihren Wunden erholt hat, ist sie doch immerhin nur noch ein Schatten früherer Macht und Größe.

**Die westfälischen Söhle. Dechenhöhle.** Betrachten wir uns nunmehr die Bodenbeschaffenheit, so sehen wir, daß das ganze Süderland ein Kalkgebirge in ostnordöstlicher Richtung 18 Meilen lang von der Nähe des Rheins bis an die waldeckische Grenze durchzieht. Es beginnt von Erkrath, östlich von Düsseldorf, läuft durch das Wupperthal über die Orte Schwelm, Hagen, Limburg, Iserlohn, Balve, Meschede, Nutlar und Brilon bis Bredelar, biegt einmal südlich nach

dem Hönnetthal aus, behält aber im Ganzen die nordöstliche Richtung bei. In diesem Gebirgszuge haben sich höchst eigenthümliche Aushöhlungen gebildet. So die romantischen Grotten und Höhlen des Neanderthales an der Düffel, welche von den Bewohnern des bergischen Landes vielfach besucht wurden. Leider sind viele dieser Höhlen durch die Industrie, durch die großen Kalksteinbrüche zerstört worden. Doch die nach dem Dichter Joachim Neander benannte Neanderhöhle, wo dieser seine Kirchenlieder gedichtet haben soll, ist noch zu sehen. Höchst interessante Funde, namentlich ein eigenthümlich gesformter Schädel, haben über das Alter des Menschengeschlechts neues Licht verbreitet.



Dechenhöhle.

Ferner liegen im Ennepethale die Höhle von Haspe und die sogenannte „große Klutert“ und im Lennethale bei Limburg die Degersteiner Höhle. Besonders zerklüftet ist das Gebirge bei Letmathe, wo sich die berühmte Dechenhöhle und die an Ueberresten fossiler Thiere reiche Grünmannshöhle vorfinden. Neuerdings hat man am Burgberge die sogenannte Martinshöhle entdeckt, in der man namentlich eine Menge von Feuersteinsplintern und halbfertigen Messern ausgrub. Weiter östlich von Sjerlohn sind dann besonders die Höhlen von Sundwig, Klusenstein und bei Balve zu merken. Endlich gehören hierher die Grotten von Grevenbrück an der Lenne und die bei Brilon, darunter die bekannteste bei Rösenbeck. Ueber die Entstehung dieser Zerklüftungen, Auswaschungen und Hohlräume hat sich der ausgezeichnete Geologe Prof. Dr. Fuhrrott in einem Werkchen: „Die Höhlen und Grotten von Rheinland-Westfalen“ ausführlicher verbreitet. Sie beruht auf einem langsamem, bis in unvordenkliche Zeiten zurückgehenden, unaufhaltamen Naturprozeß. Aus den Versteinerungen von Korallen und Schalthieren ergibt sich, daß die

Schichten des Kalksteingebirges ursprünglich eine horizontale Lage auf dem Boden des Meeres einnahmen, daß sie aber dann durch unterirdische Kräfte in ihre jetzige aufgerichtete Stellung emporgehoben wurden. Dadurch wurden sie natürlich theilweise durchbrochen, theilweise über einander geschoben, und es bildeten sich Klüfte und Sprünge. Dadurch war auch dem Wasser von außen der Weg ins Innere gebahnt. Niederschlag aus der Atmosphäre sickerte in die Spalten ein und arbeitete sich bis zur Thalsohle durch. Diese zersetzende Kraft erweiterte durch Abspülungen und Durchbrüche die bereits vorhandenen Hohlräume. Dazu kam, daß der Kalkstein in Wasser lösliche Bestandtheile enthielt. So erzeugen sich die wunderbarsten Tropfsteingebilde, die uns mehr das Werk der Kunst als der Natur zu sein scheinen. Oft sammelt sich die Feuchtigkeit an der Decke zu großen Tropfen, die endlich vermöge ihrer Schwere abfallen. An anderen Stellen regnet es förmlich von der Decke herab und stäubt, wie Karl Vogt in einem Aufsatze der Gartenlaube (Jahrg. 1869, Nr. 9 u. 10) so schön beschreibt, nebelartig empor. Wo ein Wassertröpfchen hinkommt, bleibt ein krystallisirtes Kalktheilchen sitzen, und darum setzen sich andere an. So entstehen an den Wänden, wo das Wasser abrinnt, förmliche Vorhänge mit dem kunstvollsten Faltenwurf. Von der Decke aber, wo die Tropfen abfallen, bilden sich Zapfen nach unten, und da, wo der Tropfen auffällt, wächst nach oben ein Ke gel entgegen, bis sie schließlich zu einer die Decke gleichsam tragenden Säule zusammenwachsen. Auch Pflanzen, wie Algen und Schimmel, befördern solche Gebilde, umhüllen sich mit Kalkstein, verweisen schließlich, lassen aber in feinen, durchsichtigen Röhrchen an der Decke oder spizenartigen Geweben an den Wänden ihre ursprüngliche Gestalt zurück. Je reiner das einsickernde Wasser ist und je ungestörter es im Innern wirken konnte, um so reicher ist die Formenbildung, um so durchsichtiger die Farbe der Krystalle. Die interessanteste dieser Höhlen ist wol die berühmte Dechenhöhle bei Letmathe in der sogenannten Grüne, wo die Bahn nach Iserlohn durch einen mächtigen Damm das Thal durchschneidet. Dieselbe hat ihren Namen von dem als Geognost hochberühmten Dr. v. Dechen und ward 1868 zufällig bei Eisenbahnbauten entdeckt. Eine solche Höhle war schon 1477, der Lübecker Chronik von Detmar zufolge, von ungeheurer Größe, Arm- und Beinknochen so dick wie der achte Theil einer Tonne und einen Kopf so groß wie einen Scheffel gefunden haben. Auch in der Dechenhöhle fand man viele Ueberreste fossiler Thierknochen, wie von dem ausgestorbenen Höhlenbären (*Ursus spelaeus*), der Höhlenhyäne (*Hyaena spelaea*), von verschwundenen Hirschgattungen und dem urweltlichen Pferde. In der benachbarten Grümannshöhle, an deren Eingang zwei steil aufragende Felsen mit Namen „Mönch und Nonne“ sind, fand man Nester vom Mammuth (*Elephas primigenius*). Auch Steinbeile, Steinmesser, gespaltene Knochen u. dgl., die auf eine Bearbeitung durch Menschenhand hindeuten, findet man fast noch täglich in dieser Gegend. Mit diesen hochwichtigen Forschungen beschäftigt sich insbesondere der 1877 in Hamm gegründete Zweigverein der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“.

Doch betreten wir die merkwürdige Grotte selbst. Vom Eingange aus wandeln wir in mehrfachen Windungen westlich 280 m weit; die Breite beträgt durchschnittlich 5—6 m. Ein Gefühl der Andacht und Bewunderung zu gleicher

Zeit bemächtigt sich unser. Wir denken an die herrlichen Verse, mit denen E. Rittershaus seinen Eindruck beim Besuche dieser Höhle schildert:

„Wir treten ein. Jahrtausende hindurch  
 War fest verschlossen diese Felsenburg.  
 Ha, welche Pracht! Schau nach der Decke droben!  
 Ein Döngewölb' von funkelndem Krystall —  
 Und dort ein eisgeword'ner Wasserfall,  
 Ein Schleier dort, von der Natur gewoben!  
 Ein Palmenvwald, dort eine Orgel gar,  
 Und hier ein Wasserbecken, silberklar,  
 Darin die Flut und silberklar die Säulen,  
 Die es umsteh'n! Und hier von blankem Kalk —  
 O schaut nur — eines Bischofs Katafalk!  
 Und dort — o seht — sind es nicht Riesenkeulen?“

Ueber die mannichfachen Wundergebilde lassen sich Levin Schücking und F. Freiligrath in ihrem bekannten Werke: „Das malerische und romantische Westfalen“ folgendermaßen vernehmen:

„Dort ragen mächtige Stämme empor, ihr Geäst über sich wölbend und zu breitem Dache verzweigend, wuchernd wie die indische Sykomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Da liegen kannelirte Säulenschäfte zu Boden; da dräut es wie ein ganzer Wald ungeheurer Eiszapfen auf uns nieder. Da entsenden durchbrochene Kuppeln ihre Kronleuchter oder zierliche Ampeln, daran krauses Gewinde und seltsames Schlinggewächs emporrankt. Hier ist es, an Wänden und Decken, als hätten Genien den Stein mit Stidereien bedeckt, ihn wie einen Teppich gewebt, ihn wie die feinsten Spitzen gehäkelt. Und wie rosig schimmert dort das Licht hinter den transparenten Vorhängen, als müßte sich uns da ein neues, noch schöneres Zauber-gemach enthüllen. Wir meinen die reiche, dekorative Architektur der Mauren zu sehen, wie sie der Wanderer noch heutzutage in den Wunderjalen der Alhambra erstaunt betrachtet. Und vielleicht noch mehr wie dort wiegt es hier tief unter der Erde den Geist in poetische Träume und umfängt ihn wie eine Märchenwelt.“

Einer Eigenthümlichkeit der menschlichen Phantasie gemäß hat man diese wunderbaren Gebilde der freischaffenden Natur mit gewissen regelmässigen Kunstformen der Menschenhand verglichen und die Höhle in folgende Gruppen abgetheilt:

- 1) Die Vorhalle mit reichen Tropfsteingebilden, 20 m lang.
- 2) Die Gletschergrotte mit einem moosartig gebildeten Geflecht feiner Tropfsteinadeln.
- 3) Die Laube mit zarten Wänden und weißen Säulen.
- 4) Die Orgelgrotte mit der wunderbaren Orgel, die, „wie um die Illusion zu vollenden, mit einem Stabe gestrichen, ähnlich einer Schalmel, fast die volle Oktave erklingen läßt.“ Andere haben sie mit einem gefrorenen Wasserfall verglichen.
- 5) Die Vorhangsgrotte mit transparentem Vorhang.
- 6) Die 22 m lange, 6 m breite und hohe Königshalle.
- 7) Die Kanzelgrotte mit einer kolossalen Kanzel, welche auch der sitzenden Gestalt eines alten Ritters, etwa Barbarossa's, gleicht.
- 8) Die brillante Nixengrotte mit einem Bassin rheingrüner Gewässers und bizarren Tropfsteingebilden darüber. Von da gelangt man eine Treppe hinab in die mit mächtigen Säulen gezierte Grufthalle (9) und von da (10) in die Palmengrotte mit einer palmenartig geförmten Tropfsteinfäule.



- 11) Die Säulenhalle oder Alhambra mit vielen Säulen.
- 12) Die Krystallgrotte mit Wasserbecken und Kalkspatkrystallen.
- 13) Die Pyramidengrotte mit vier pyramidenartigen Säulen.
- 14) Durch ein Portal in die Kaiserhalle und endlich
- 15) in die Wolfschlucht oder das Felsenmeer, voll großer Felsblöcke. Die Höhle wird neuerdings durch eine Gasleitung mit 150 Flammen erleuchtet, da die Kerzen nachtheilig auf die Farben der Tropfsteine wirkten.

**Eserlohn.** Noch voll der erhabenen Eindrücke dieser Wundergrotte, wenden wir uns der benachbarten Stadt Eserlohn zu, welche 260 m über dem Meerespiegel auf einem Plateau liegt.

In einer Urkunde aus dem 11. Jahrhundert hieß der Ort Eserlo, d. h. der Eisenwald, offenbar nach seinem Eisenreichtum so genannt. Schon früh muß sich diese Stadt entwickelt haben; im 13. Jahrhundert wird das Eserlohner Stadtrecht bereits ein altes genannt und schon im 11. Jahrhundert hatte sie ihre Münzgerechtigkeit. Im älteren Stadttheile im Thale gewahrt man noch die Spuren des früheren Erzbergbaues. Auch war die älteste und angesehenste Gilde die der Panzerarbeiter, welche schon im 13. Jahrhundert eine Zunftverfassung hatte. Sie lieferte den deutschen Rittern ihre Harnische, wenn sie zum heil. Grabe, nach Italien oder zur Ostsee zogen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kamen aber die Panzer außer Gebrauch und die Industrie der Stadt warf sich auf einen andern Zweig, nämlich auf die Fabrikation eines feineren Drahtes, besonders des sogenannten Razendrahtes, welche Tausenden das Leben fristete. Im Jahre 1671 erhielt die Stadt von dem Großen Kurfürsten das Privileg, allein diesen Razendraht zu verfertigen. Die Nachbarn suchten ihr zwar mit List dieses Monopol streitig zu machen; doch trotzdem blühte Eserlohns Industrie besonders im 17. Jahrhundert, als der Handel mit dem märkischen Draht ganz in ihre Hand kam. Ihre Produkte gingen 1674 nach Holland, Spanien und Portugal, nach den Nordseehäfen und der Leipziger Messe. Andere Industriezweige knüpften sich an, wie die Verfertigung von eisernen und gelben Schnallen, die Fabrikation von Fischangeln und Nähnadeln, von messingenen Fingerhüten, Ringen und Knöpfen. Das Material dazu boten die Galmeigruben in und um Eserlohn. Noch jetzt besteht eine Messinggewerkschaft, die 1749 gegründet ward.

Diese Industrie hat die Stadt, die nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht 1200 Einwohner zählte, bedeutend gehoben. Ehemals gehörte der Ort den Herren von Voyn, an welche die Burg vor der Stadt erinnert. Den letzten dieser Herren nahm Graf Friedrich von Eserburg gefangen, und seitdem gehörte Eserlohn zur Mark. In der Soester Fehde ward die Stadt vom Erzbischof von Köln verbrannt. Feuersbrunst und Pest verödeten die Stadt nachmals noch mehr, so daß außer mehreren Weibern nur sieben Junggesellen übrig gewesen sein sollen, welche sieben Linden pflanzten, von denen noch eine gezeigt wird.

Die Kirchspielskirche ist fünfeckig gebaut und deshalb auch wol als ein alter Heidentempel gedeutet worden. Dies soll auch ein in den Thurm eingemauerter Hundskopf, umgeben von Sonne, Mond und Sternen, beweisen. Ein anderer eingemauerter Kopf stellt Wittekind dar; doch stammt die Kirche wol aus dem 13. Jahrhundert. Ansehnlicher ist die auf einem Felsen erhöht liegende Stadtkirche mit ihren stattlichen Doppeltürmen.

**Das Felsenmeer und die Kalk- und Tropfsteinhöhlen bei Sundwig. Klusenstein. Balve.** Ungefähr  $1\frac{1}{4}$  Stunde von Fjerlohn entfernt liegt Sundwig, in dessen Nähe gleichfalls mehrere interessante Höhlen liegen. Die bedeutendste ist die „alte Höhle“, welche jedoch nach der Entdeckung der Dechenhöhle, was feenhaften Zauber betrifft, überboten ward, dagegen für wissenschaftliche Forschungen immer noch eine reiche Fundgrube bietet. Auch hier sind verödete Kathedralen, in denen der Sage nach um Mitternacht die Todten zur Messe gehen und ihre blauen Wachslichter entzünden.



Fjerlohn an der Hardt von der Alexanderhöhe gesehen.

Außer dieser zeigt man bei Sundwig noch drei andere, nämlich die Prinzenhöhle, die Heinrichshöhle und den hohlen Stein oder das Zwergloch. Hier findet man noch stets Ueberreste fossiler Thierknochen.

Interessant ist auch ein Besuch des Felsenmeers bei Sundwig, „einer Menge bizarrer Felsengestalten“ in einer etwa halbstündigen Vertiefung, die jedoch mit Gestrüpp sehr verwachsen sind. Nach des bekannten Geologen Nöggerath Ansicht verdanken sie ihre Entstehung einem uralten Bergbau, zum Zwecke, die das Kalkgestein durchsetzenden Eisenmassen zu gewinnen. Im „Romantischen und malerischen Westfalen“ lesen wir darüber wie folgt: „Man gewahrt in den zackigen Rissen und Brüchen, wo sie wie durch Weilschläge aus einander geklaut sind, das Wirken einer mehr als titanenhaften Kraft, die man sonst nicht ohne helllautes, lärmendes Wesen sich denken kann. Es liegt etwas Unheimliches,

Spukhaftes in dieser lautlosen Ruhe, die über den Werken der Gewalt schwebt und tief unten in der Hölle brüht. Die Hölle ist der tiefste Grund dieses Felsenmeers, zu dem man eines Ariadnefadens bedarf, um sich hineinzuwagen durch das Labyrinth der Massen, die oft vielhäutig wie Cerberusungeheuer in den Weg sich stellen, um die gefahrdrohenden verschütteten Eisengruben herum, an tief aufklaffenden Schlünden hin. . . . Ich wüßte nicht, was in unserm Lande an Wüßtheit dem Felsenmeere an die Seite zu stellen wäre.“ Doch die Starrheit und Wildheit der Felsen wird, wie die Verfasser weiter schildern, gemildert durch die sich üppig durchwindende Vegetation, durch Sträucher und Bäume, die ihre Wurzeln in die Spalten eingezwängt haben.

Vom Felsenmeer führt uns der Weg abwärts in das reizende Hönne-  
thal. Die Hönne, „ein lustig dahinbrausendes Bergflüßchen“, entspringt oberhalb Balve bei Neuenrade und fließt an der Stadt Menden vorbei, der Ruhr zu. Das Thal wird theilweise durch steile Bergwände eingeengt und gewährt einen höchst romantischen Anblick. Wie ein fecker Knabe des Berges hüpfst uns die Hönne in neckischen Sprüngen über Felsblöcke bald näher, bald weiter zur Seite; plötzlich verschwindet sie ganz vor unseren Blicken und läßt uns ein trockenes Bette sehen. Doch sie spielt nur Versteckens, und so haben wir hier eine Perle du Rhöne im Kleinen. Auf einmal erscheint uns zur Rechten auf steilem, 65 m hohem Berge der Klusenstein, einstmals eine feste Burg, jetzt nur noch ein einfaches Haus, aber höchst malerisch gelegen. Auch hier sind mehrere Höhlen, von denen wir bis jetzt zwei, die Klusensteiner (oder Feldhoffshöhle) und die Friedrichshöhle, näher kennen. Aufgefundene Schädelknochen sowie aus Horn und Stein gefertigte Werkzeuge (Messer, Beile, Waffen) lassen mit Bestimmtheit darauf schließen, daß hier einst Menschen gewohnt haben. Einer Chronik gemäß soll ein Graf Gerhard von Plettenberg, ein Vasall des Grafen Engelbert von der Mark, die Burg Klusenstein und die anliegende Stadt Rode gegründet haben (1553). Ein Ritter Eberhard von Klusenstein soll in den Kreuzzügen von den Sarazenen gefangen genommen worden sein. Da verbreitete sein Feind, der schwarze Bruno, die Nachricht von seinem Tode und warb um seine Gattin Mathilde. Doch diese weist den verhassten Freier mit Abscheu zurück und entflieht schließlich. Nun setzt sich Bruno in Besitz der Burg. Aber der heimkehrende Eberhard besiegt ihn in heißem Ringen im Schloßhof und wirft ihn über die Ringmauer in den Abgrund.

Unsere Wanderung führt uns weiter zu dem hübsch gelegenen Wirthshaus Sanssouci, wo wir uns bei einer freundlichen Förstersfamilie restauriren. Alsdann besuchen wir die größte der westfälischen Höhlen, die bei Balve. Durch ein großartiges Portal, vor dem die Balver ihre Schützenfeste abzuhalten pflegen, treten wir ins Innere. Auch in ihr fand man Ueberreste antediluvianischer Thiere, Zähne bis zu 14 kg Gewicht. Nach einem Berichte des Oberberghauptmanns Nöggerath über die 1843 und 1844 angestellten Ausgrabungen unterschied man vier aus verschiedenen Zeitperioden stammende Schichten, die jedoch wahrscheinlich von außen hereingeschwemmt worden sind.

**Dortmund und die Femlinde.** Nächst Soest verdient Dortmund als die einzige reichsunmittelbare westfälische Stadt im Mittelalter und als Hauptsitz der heiligen Feme auf „rother Erde“ genannt zu werden. Ueber den Ursprung der Bezeichnung „rothe Erde“ ist vielfach gestritten worden. Manche meinen, es sei aus dem Gau Borotra zunächst die Benennung terra borotra und daraus schließlich „rothe Erde“ entstanden. Uns kommt diese Ableitung unwahrscheinlich vor. Vielleicht ist es nur eine Verstärkung für „Erde“ überhaupt und wird besonders von der alten freien Malstätte, von dem Sitz der heiligen Feme, gebraucht, wol im Gegensatz zu den Gerichten im Hause oder in Kammern.



Sundwigshöhle.

Oder sollte hier an das vergossene Blut der Verbrecher zu denken sein? Auch anderwärts bezeichnet man Gerichtsstätten mit dem Ausdruck „roth“, wie z. B. porta oder turris rubea. Der bekannte westfälische Alterthumsforscher Essellen leitet es von rue Ere, d. h. „rauhe Erde“ oder „bloße Erde“, ab, weil die Freistühle in freiem Felde lagen. Auch über die Bedeutung des Wortes Fem schwebt man im Dunkel. Einige leiten es vom niederdeutschen „Behm“ oder „Wihm“ ab, d. h. Querholz; demnach bedeute Femgericht so viel als Galgengericht. Essellen leitet es mit mehr Wahrscheinlichkeit von dem noch heute in Westfalen gebräuchlichen Worte „Wymen“ ab, worunter man einen Ort versteht, an dem Mancherlei angehäuft wird. Das

niederländische „Bemen“ bedeutet einen Sammelplatz für Menschen. Demnach heißt Femgericht so viel als Freigericht, ein Gericht, an dem Viele zusammen-treten. Der Freistuhl bei der Stadt Dortmund galt für den ersten nicht nur der Grafschaft, sondern von ganz Westfalen. Er führte gewöhnlich den Namen: de vrystohl op des Koniges howe under de Linde — des Königs Kammer, des heiligen Reiches oberste Kammer, des heiligen Reiches heimliche Aht und dergleichen. An ihn konnte aus ganz Deutschland appellirt werden.

Der Dortmunder Freistuhl ist noch zu sehen, wenngleich er durch die An-  
legung der bedeutenden Bahnhöfe der Köln-Mündener und bergischen Eisenbahn bedroht ward. Dort gewahrt man noch eine Erhöhung mit der sogenannten Femlinde, einen Tisch mit dem Dortmunder Adler und eine Bank von Stein; früher soll er mehr westlich gelegen haben. Die ehrwürdige Linde ward leider durch den Blitz stark beschädigt. Ehe wir auf die Bedeutung der Femgerichte etwas näher eingehen, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die älteste Geschichte der Stadt Dortmund werfen.

Nach der Unterwerfung des Sachsenlandes soll hier Karl der Große den sogenannten Königshof als kaiserliche Domäne gegründet haben. Er ward der Sitz eines Gaugrafen und zog Ansiedler in seine Nähe, welche den Namen Thortmanni führten. Noch im 11. Jahrhundert hatte die Ansiedelung weder Mauer noch Gräben; später aber war sie mit einem Doppelwall und tiefen Gräben so stark befestigt, daß man sprüchwörtlich sagte: „fest wie Dortmund“. Sie zählte nicht weniger als zwanzig Thürme von Wällen, Kirchen und Kapellen. Gleich Soest bildete Dortmund ein lebendiges Glied der mächtigen Hanse und erwarb sich besondere Privilegien von Kaiser und Reich. Besonders feierlich ward 1377 Kaiser Karl IV. von der Stadt empfangen; er bestätigte ihr ihre alten Rechte, verpfändete sie aber trotzdem an den Erzbischof in Köln. Daraufhin befohlete sie dieser in Gemeinschaft mit dem Grafen Engelbert von der Mark (1388). Ihnen schlossen sich noch mehrere andere Dynasten, darunter die Kurfürsten von Mainz und Trier, einige Bischöfe, die Herzöge von Bayern, Jülich und Berg, die Grafen von Ravensberg, Württemberg und Moers und Andere, im Ganzen 48 Bundesgenossen an, um die Reichsunmittelbarkeit der Stadt zu zerstören. Sie ward 1<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Jahr belagert, verlor nicht viel an Menschen, mußte sich aber den Frieden mit einem Geschenk von 14,000 Goldgulden an die beiden Hauptfeinde erkaufen.

Infolge dessen gerieth die Stadt in Schulden, und als der Rath zur Deckung neue Steuern ausschrieb, machten die Gilden einen Aufstand und nahmen den Rath gefangen. Sie extrozten von ihm Lösegeld und das Recht, die sechs untersten Stellen des aus achtzehn Mitgliedern bestehenden Rathes aus den Gilden zu besetzen. Doch diese Errungenschaften hielten nicht lange vor, und 1755 lehnten sich die Gilden aufs neue gegen das Patrizierregiment auf, aber ohne Erfolg.

Auch die Reichsunmittelbarkeit der Stadt war seit dem Verfall des heil. römischen Reiches und mit der Ausdehnung der brandenburgisch-preussischen Monarchie in Westfalen ernstlich bedroht. Schon vorher kam sie in den deutsch-französischen Kriegen gegen Ende des 17. Jahrhunderts durch den Großen Kurfürsten in arge Bedrängniß. Derselbe suchte von der Stadt einen Theil der Kriegskosten zu expressen und drohte ihr im Weigerungsfalle mit der Exekution. Schon

war Dr. Mohlfeld damit beauftragt, als Dortmund sich in seiner Noth an den Kaiser Leopold wandte. Dieser ließ an den Kurfürsten eine ernste Drohung ergehen. So ging der Sturm mit einer Geldentschädigung glimpflich vorüber.

Die Eigenheit Friedrich Wilhelm's I., recht große Männer für seine Armee zu pressen, veranlaßte viele Märker, sich nach Holland zu flüchten und erst in gereiftem Alter wieder zurückzukehren. Die Auslieferung eines riesigen Kölners, der sich in Dortmund aufhielt, an den Kronprinzen von Preußen, den nachmaligen König Friedrich II., im Namen seines Vaters, rief einen wahren Sturm der Bürgerschaft hervor.



Dortmund im 16. Jahrhundert.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß ward Dortmund 1802 „mit ihrem Gebiete und ihren Zubehörungen“ dem fürstlich Dranien-Rassauischen Hause zugesprochen. Nach einigen vergeblichen Remonstrirungen zog 1804 die Bürgerschaft ihrem neuen Herrn Prinz Wilhelm Friedrich von Dranien entgegen und überreichte ihm „unter dem Schluchzen und Weinen der Menge“ die Schlüssel der Stadt. Bald darauf fiel Dortmund an das Großherzogthum Berg und ward die Hauptstadt des Ruhrdepartements, bis es 1815 unter die preußische Krone kam.

Von Baudenkmalern ist die St. Reinoldikirche wohl die beachtenswertheste; sie war dem tapfersten der vier Haymonskinder geweiht, von dessen Riesensperde die Kirche noch ein Hufeisen und einen Wirbelsknochen aufbewahrt. Nach einer Chronik waren die Haymonskinder geborene Dortmunder, und Reinold liegt dort begraben. Nach einer Version der Sage, die wir schon im zweiten Kapitel dieses Werkes gelegentlich berührten, ward Reinold in Köln beim Kirchenbau von seinen mißgünstigen Mitarbeitern erschlagen, seine Leiche aber nach Dortmund gebracht.

Die einzelnen Theile der Reinoldikirche stammen aus verschiedenen Perioden. Besonders schön steht der Chor als ein Kunstwerk vollendeter Gothik aus dem 15. Jahrhundert dar; das Schiff verräth einen älteren romanischen Stil. Herrlich sind auch die noch erhaltenen Glasmalereien der Chorfenster. Nicht minder beachtenswerth ist die noch ältere Marienkirche mit byzantinischem Schiff und Thurm — der eine ist leider in französischer Zeit zerstört worden — und aus späterer Zeit stammendem gothischen Chor. Ferner verdienen die Dominikanerkirche mit ihrem neuerdings restaurirten Kreuzgang besonders wegen eines Altargemäldes der Gebrüder Dunwegge, der zwei Hauptvertreter der westfälischen Kunstschule (1520), und die Petrikirche wegen eines äußerst kunstvollen Schnitzwerks, die Passionsgeschichte Christi darstellend, erwähnt und besucht zu werden.

Nach dieser gedrängten Uebersicht über Dortmunds Geschichte kehren wir zu seiner wichtigsten Stätte zurück, wo noch jetzt die ehrwürdige Zemlinde an ernste Zeiten gemahnt. In früheren Zeiten standen hier zwei solcher Bäume, welche der westfälische Dichter Freiligrath mit folgenden Versen besang:

„Dies sind die Linden; beide morsch und alt!  
Rechts die zerbarft: — sie klast mit jähem Spalt  
Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.  
Weit aber greift sie mit den Aesten aus;  
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus  
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube.

Dies ist der Tisch; — hart unter'm Lindenpaar  
Erhebt er sich; — du kannst des Reiches Nar  
Zur Stunde noch auf seiner Platte schauen.  
Der Stadt des Reiches flog sein Adler vor;  
Hier auf dem Tische, dort auch über'm Thor,  
Und in den Kirchen weist er seine Klauen.

Ein todt Gethier! — der Welschland überflog,  
Um Syriens Palmen kühne Kreise zog,  
Das heil'ge Grab und Golgatha beschirmte,  
Der mit dem Wappenleu'n Kastilia's  
Auf einem Deck, auf einer Flagge saß,  
Und durch die Wälder der Kaziken stürmte: —

Die Zeit erlegt ihn! — Steine sind sein Pfühl!  
Wer weckt des Kaisers trotz'g Federspiel?  
Im Steine träumt er, wie der Falk im Ringe. —  
Sein Träumen aber? — Schlachtfeld und Gelag,  
Blutbann und Blut: — auf diesem Steine lag  
Das nackte Schwert einst und die Weidenschlinge.“ —

Hier war es also, wo der Freigraf einst gespannt und gehegt und Acht gesprochen mit den Schöffen an seiner Seite und angesichts eines Kreises freier Männer. Nach der dichterischen Auffassung dieser sogenannten heimlichen Gerichte, wie wir sie in Kleist's: „Räthchen von Heilbronn“ oder Goethe's: „Götz von Berlichingen“ lesen, sind wir gewohnt, uns womöglich ein düster erleuchtetes Gewölbe vorzustellen, worin unheimlich verlarvte Richter, umgeben von schauerlichen Marterinstrumenten, ihre peinlichen Gerichte hielten. Doch vor dem hellen Lichte geschichtlicher Wahrheit verschwindet dieser ganze Theaterapparat in nichts.

Man führt die Einführung der Femgerichte auf Karl den Großen zurück; eigentlich sind sie aus den uralten deutschen Volksgerichten hervorgegangen, von denen uns schon Tacitus in seiner Germania (Kap. 12) berichtet. Doch gab ihnen Karl der Große, nachdem er das Sachsenland unterjocht und das Christenthum darin eingeführt hatte, eine andere Gestaltung. Zur gewaltsamen Ausrottung des Götzendienstes, zur Haltung der kirchlichen Gebote und zur Bestrafung von Vergehen gegen die christliche Kirche und seine Diener, ermächtigte er jeden Grafen, in seinem Bezirke Versammlungen zu halten und Recht zu sprechen. An die Stelle der früher vom Volke gewählten Richter traten also jetzt die Freigrafen als Vorsitzende; ihnen zur Seite standen die Schöffen (Weisiker), die zwar das Volk wählte, die aber der Kaiser bestätigen mußte. Später erfolgte die Annahme dieser durch die bereits gewählten Richter und Schöffen. In Kriegszeiten ließen sich die Freigrafen durch eigens gewählte Richter vertreten, die schließlich selbständige Beamte gleichen Namens wurden. Die Frei- oder Femgerichte bestanden nur in Westfalen, einschließlich des westlichen Engern, d. h. westwärts der Weser. Deshalb heißen sie auch geradezu „westfälische“; auch andere Benennungen, wie des heiligen Reiches Obergerichte über das Blut — die höchsten aller weltlichen Gerichte — Richter über alle Christen — heimliche Gerichte — heimliche Ächte — Gerichte bei gespannter Bank u. s. w. kommen vor. Wenn nun auch bei schweren Verbrechen das Gericht mit Ausschluß der Menge nur von Richter, Schöffen und dem Frohn-Gerichts-Boten abgehalten wurde, so fand es doch stets am hellen Tage unter freiem Himmel an den bestimmten Malplätzen statt.

In der Mitte des sogenannten Freistuhls stand ein Tisch, gewöhnlich von Stein, worauf zwei Schwerter in Kreuzform über einander lagen; dann ein Strick oder eine gewundene Weide als Zeichen des Blutbanns. Ringsum waren steinerne oder hölzerne Bänke angebracht. Solcher Freistühle gab es auf „rother Erde“ noch mehrere, wie in Arnsherg, Volmarstein, Herdecke, Limburg und anderwärts; doch der Dortmunder galt lange für den höchsten. Die Erzbischöfe von Köln setzten es durch, daß der Arnshberger als der Hauptfreistuhl angesehen ward. Die Freigrafen mußten ehelich geborene, freie Westfalen von unbescholtenem Rufe sein; sie wurden vom Stuhlherren, d. h. dem Herrn der Freigrafenschaft, ernannt und Anfangs vom Kaiser bestätigt; unter Karl IV. hatten aber die Erzbischöfe von Köln das Bestätigungsrecht. Die Freigrafen galten für unantastbar, sie konnten die höchste Reichsacht aussprechen, und Niemand durfte einen Verfeimten gastlich aufnehmen. Auch die Freischöffen (oder Wissenden) waren anfänglich nur freie Westfalen; Männer aus den höchsten Ständen, Ritter, Fürsten, ja Könige rechneten es sich zur Ehre an, in den Freischöffenbund aufgenommen zu werden. So soll sich Kaiser Sigismund um 1400 zum Freischöffen in Dortmund haben wählen lassen.

Die Einweihung der Freischöffen geschah unter besonderen Feierlichkeiten. Der Gewählte mußte mit den zwei vorderen Fingern der rechten Hand auf den Strick und zwei kreuzweise gelegten Schwertern den Eid leisten, die Fem geheim zu halten. Dann ward ihm die Losung der Fem: „Strick, Stein — Gras, Grein“ und das Nothwort: „Reinir dor Frieveri“ (Gereinigt durch Feuer) mitgetheilt. Außerdem hatten die Freischöffen Erkennungszeichen, ähnlich wie die Freimaurer. So pfl egte ein Freischöffe, wenn er einem Andern



begegnete, in dem er einen Kollegen vermuthete, demselben seine rechte Hand auf die linke Schulter zu legen und ihm zuzulispeln: „Eck (Ich) grüß ju, Iewer Mann — wat fanget y an?“ — Darauf mußte der Andere erwidern: „Alles Glücke kehre in, wo de Fryenschöppen syn.“ Darauf sagte Jener: „Strick, Stein“ und der Andere antwortete mit: „Gras, Grein“. Bei Tische legten sie die Messer sich mit der Spitze entgegen. Gab sich jemand fälschlich für einen „Wissenden“ aus, so ward er ohne Weiteres aufgehängt. Zum Zeichen, daß ein solcher nicht Opfer eines gewöhnlichen Mordes sei, steckte man das Messer daneben in den Baum oder rißte in dessen Rinde die symbolischen Zeichen: „S. S. G. G.“

Unter den Verbrechen, welche das Femgericht ahndete, nehmen die gegen christliche Religion und Kirche die erste Stelle ein. Seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich nicht allein über bestimmte Bezirke, sondern jeder freie Mann im ganzen Deutschen Reiche konnte, wenn er vor seinem vorgeetzten Richter kein Recht fand, an ein Freigericht appelliren. Ausgenommen waren unmündige Kinder, Frauen, Geistliche, in der Regel auch Heiden und Juden. Nur auf eine erfolgte Klage hin erfolgte die Vorladung. Ueber das Nähere vergleiche man Essellen's interessantes Schriftchen: „Die westfälischen Frei- oder Femgerichte“, Druck und Verlag von Karl Braus in Schwerte (Westfalen). Die Ladung gestattete dreimalige Frist von je 15 Tagen.

Die Verhandlung fand früh morgens statt, ausgenommen Donnerstags, Freitags, Samstags, Sonntags und an den Vigilien. Der Freigraf stellte sich vor den Tisch, der Frohnbote dahinter, die Schöffen, barhäuptig und in kurzen Mänteln, setzten sich zur Seite. Die freien dienstpflichtigen Männer der Freigrafenschaft gruppirten sich um die Malstätte. Zuerst hielt der Freigraf ein Zwiegespräch mit dem Frohnboten, ob Alles in Ordnung und nach Rechtens sei. Wenn dies der Frohnbote bejaht hatte, begann das eigentliche Gericht. In der Regel saßen mindestens sieben Richter da. Ein Freischöffe brachte die Klage vor und der Kläger trat mit seinem Anwalt (Vorsprecher) vor. Hierauf ward der Verklagte aufgerufen; war er nicht da, später noch zweimal. Konnte der Angeklagte seine Unschuld beweisen oder daß er bereits genügend bestraft sei, so ward er entlassen; erschien er aber nicht bis zum äußersten gesetzlichen Termine und erfolgte keine genügende Entschuldigung, wie Krankheit, so ward er in contumaciam zum Strange verurtheilt. Mitunter konnte sich der Angeklagte durch sogenannte Eideshelfer, die für seine Unschuld einen Reinigungs Eid schworen, befreien. Oder er konnte sich in manchen Fällen auf den Ausfall eines Gottesurtheils berufen. Dergleichen war natürlich unmöglich, wenn einer in flagranti erwischt worden oder überhaupt seine Schuld unleugbar war.

Wurde auf Tod erkannt, so ward das Urtheil dreimal verlesen, und Richter und Schöffen pfl egten nach jedesmaliger Verlesung auszuspeien. Darauf ward der Strick oder die Weidenruthe über die Schranken geworfen, und wenn der Verklagte nicht erschienen war, wurden Alle zur Mithilfe bei der Vollstreckung aufgefordert. Solche Urtheile wurden in das sogenannte Blutbuch eingetragen. Konnte ein Versemter nachträglich seine Unschuld erweisen, so ward er feierlichst entbunden. Eine Appellation an eine höhere Instanz gab es Anfangs nicht; später jedoch kamen solche vor, wie an den Kaiser selbst. Daß dieser jedoch selbst vor das Femgericht geladen werden konnte, wissen wir aus der Geschichte

Kaiser Friedrich's III. Später jedoch erwirkten sich sowohl Fürsten wie Städte Befreiung von der Verantwortlichkeit den Femgerichten gegenüber.

Anfangs besaßen die Freigerichte keine geschriebenen Gesetze. Um diesem Mißstand abzuhelpen, traten im 15. und 16. Jahrhundert sogenannte Generalkapitel zusammen und erließen Vorschriften (Reformationen). Trotzdem kamen noch Mißbräuche genug vor, meistens aus Habsucht der Richter und Schöffen, da Straffsummen und Sporteln sehr hoch angesetzt waren. Durch den allgemeinen Landfrieden 1493 und die verbesserte Justizpflege ward die Gerichtsbarkeit der Freigerichte auf ein Minimum beschränkt.



Die Femlinde bei Dortmund.

Dennoch behaupteten sie sich bis in unser Jahrhundert (bis 1811). Noch in den dreißiger Jahren existirte wenigstens dem Namen nach ein Freigraf in Berl. Trotz der späteren Ausschreitungen und Mißbräuche ist nicht zu leugnen, daß die Femgerichte in ihrem Anfang und in der Blütezeit ein segensreiches Institut gewesen sind, ein Institut unparteiischer Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, ein strenger Wächter der alten guten Sitten, ein unerbittlicher Richter über alle Verbrechen. Die Ehre war der Grundpfeiler, Gott, König und Recht der Wahlspruch. Wie im Alterthum die unentrinnbaren Rachegeister, die Grinnyen, so erteilte die heilige Feme den geheimen Verbrecher. Wie ein Blitzstrahl traf ihn der Fluch, der Arm des Rächers. Zittern und Angst befiel ihn, erblickte er als Zeichen

der Ladung drei Späne aus dem Burgthore gehauen oder einen Ladungsbrief in der Thürangel stecken. Beben und Todesfurcht durchzuckten das schuldige Gewissen eines Meuchelmörders, sah er plötzlich im stillen Haine einen Leichnam am Baume hängen und daneben ein Messer in der Rinde haften. Der langwierigen Gerechtigkeitspflege gegenüber war die Justiz der heiligen Feme prompt und streng. Kein Wunder also, wenn ihr etwas Schreckhaftes und gespenstisch Drohendes anhaftete und so der Phantasie der Dichter willkommenen Stoff bot, ihr Wesen mit romantischen Einzelheiten auszuschnücken. So ist die Scene in Goethe's Götz von Berlichingen, wo die Richter des heimlichen Gerichtes im düsteren Gewölbe (wenngleich dies der Wahrheit widerspricht) über die Ehebrecherin und Mörderin ihres Gemahls, die stolze Adelheid, Gericht halten, außerordentlich wirkungsvoll. Ist es uns doch, als sähen wir diese unheimlich verummten Gestalten, als hörten wir das schaurig widerhallende: „Wehe! Wehe!“ und den furchtbaren Urtheilspruch: „Sterben soll sie, sterben des bitteren, doppelten Todes, mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Missethat! Streckt eure Hände empor und rufet Wehe über sie! Weh! Weh! in die Hände des Rächers!“ Und Alle rufen: „Wehe! Wehe! Wehe!“ Und weiter: „Rächer tritt auf! Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen vom Angesicht des Himmels binnen acht Tage Zeit. . . Richter, die ihr richtet im Verborgenen und strafet im Verborgenen, Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut!“ —



Freischöffen. Nach Seb. Münster's „Kosmographie“.



Arnsberg an der Ruhr.

## Das obere Ruhrthal.

Die Ruhr und ihr Lauf. — Das westfälische Eisenbahnnetz. — Die Romantik des Ruhrthals. — Die Bruchhäuser Steine und der Winterberg. — Arnsberg und die Jagd im Arnsberger Wald.

„Und ihr — geröthet von der Hämmer Glut,  
 Als färbte Zornesfeuer eure Flut,  
 Umblitzt von Schlacken und geschwärzt von Kohlen! —  
 Ruhrstrom und Lenne, wild und mit Gebräus  
 Vernehmt die Rüge! schäumend tretet aus,  
 Die Schmach zu waschen von Altsachsens Fohlen!“

Mit diesen Worten fordert der westfälische Dichter Freiligrath, dem wir auch im Verein mit seinem Landsmann Levin Schücking „Das malerische und romantische Westfalen“ verdanken, in seinem schwungvollen Widmungsgebichte: „Freistuhl zu Dortmund“ zwei der schönsten Ströme seines Heimatlandes vor die Schranken des Femgerichtes, sich von dem ungerechten Vorwurf der Unbedeutendheit zu reinigen, sich gegen die unverdiente Verkennung und Mißachtung ihrer deutschen Brüder zu vertheidigen. Und mit Recht! Können sich auch Ruhr und Lenne, was Großartigkeit und Majestät ihres Laufs, Lieblichkeit und Romantik ihrer Ufer betrifft, im Ganzen nicht mit dem Vater Rhein messen,

so stehen sie doch in einzelnen Punkten und Landschaften an Amuth und Zauber demselben nicht nach, ja werden demselben sogar noch übergestellt. Es fehlt dem Ruhrthal nicht an stolzen Burgen — wir erinnern nur an Hohensyburg und Blankenstein, es fehlt ihm nicht an reizend gelegenen Städten, wie das von dem Strome malerisch umarmte Arnsberg, an Naturschönheiten jeder Art, an waldigen Berggruppen, gekrönt von ehrwürdigen Burgruinen, an fruchtbaren Geländen, blühenden Gärten und duftigen Wiesen. Es bringt uns in angenehmer Abwechslung reizende Villen, idyllische Dörfer, betriebsame Städte, emsige Fabriken und klappernde Mühlen, und wie der Dichter sagt:

„Des Wassers und des Feuers Kraft  
Verbündet sieht man hier;  
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,  
Umwälzt sich für und für;

Die Werke klappern Nacht und Tag,  
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,  
Und bildsam von den mächt'gen Streichen  
Muß selbst das Eisen sich erweichen.“

Zu diesen Naturschönheiten und der durch eine reiche Industrie belebten Scenerie kommen noch so mancherlei historische Erinnerungen, so daß ein vaterländischer Dichter das Ruhrthal nicht mit Unrecht ein „idyllenartiges Epos“ nennen durfte. Die Berge, welche es einschließen, hegen einen großen Reichtum an Steinkohlen und sind eine Quelle des Wohlstandes und Segens für seine Bewohner. Sie leben durchschnittlich glücklich und gesund, wenn sie auch schließlich alle einmal, wie der Volkswitz doppelsinnig sagt, „an der Ruhr sterben“.

Die Ruhr entspringt auf dem „Ruhrkopp“ am Winterberg aus zwei Quellächen in einer Höhe von 682 m über dem Nullpunkt des Amsterdamer Pegels und durchströmt den südlichen Theil Westfalens. Ihr Hauptzufluß, die Lenne, umfaßt einen großen Theil des Sauerlandes und der geognostisch zum rheinischen Schiefergebirge gehörigen Berge, deren höchster Punkt, der Alstenberg, eine Höhe von 864 m erreicht. Westlich verengert sich das Ruhrthal immer mehr, indem es von unmittelbaren Zuflüssen des Rheins, von der Wupper einerseits und von der Emscher andererseits eingezwängt wird. Außer der Lenne fließen der Ruhr zu: die Neger bei Aßinghausen, die Hönne bei Fröndenberg, die Bolme mit der Ennepe und andere kleine Bäche. Von Gebirgszügen begleitet die Ruhr fast in ihrem ganzen Lauf von rechts die Haar, wie wenigstens der östliche Theil des Höhenzuges heißt, der nördlich in den welligen Hellweg und in das westfälische Tiefland übergeht.

Die ganze Länge der Ruhr von der Quelle bis zur Mündung beträgt über 210 km. Sie hat ein außerordentlich starkes Gefälle, im oberen Laufe von Niedersfeld bis Aßinghausen durchschnittlich 187 m, von da bis Olkberg 98 m auf die deutsche Meile ( $7\frac{1}{2}$  km), auf der Strecke Kettwig bis Mülheim dagegen nur 5 m und von da bis zur Mündung 6 m. Die Länge ihres größten Nebenflusses, der Lenne, beträgt 127 km.

Die reizende Strömung der Ruhr, ihr starkes Gefälle und die nicht unbedeutende Entziehung von Wassermassen durch Kanäle, hauptsächlich zu Fabrikzwecken, haben lange ihre Schiffbarmachung erschwert. Erst in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts kam diese durch den Abt von Werden zu Stande, und mittels 16 Schleusen konnte der Fluß von Witten bis Ruhrort mit Schiffen von 200 Centner Ladung befahren werden. Später ward auf Anregen des rührigen Bürgermeisters von Mülheim, des auch als nationalökonomischen Schriftstellers bekannten Dechelhäuser, eine Ruhrdampfschiffahrt zwischen Kettwig und Werden

errichtet und 1853 eröffnet. Es war dies damals um so wichtiger, als die Eisenbahnverbindung vom Ruhrthal aus noch eine recht mangelhafte war. Jetzt dagegen umspannt und durchkreuzt nach allen Richtungen ein vielfach verzweigtes Eisenbahnnetz Ruhr und Lenne bis zu ihren Quellen, so daß der Fremde oft Mühe hat, sich in diesem Schienenlabyrinth zurecht zu finden. Da sind vier große Eisenbahngesellschaften, die bergisch-märkische, die Köln-Mindener, die rheinische und westfälische, welche die kolossalen Materialien und alle die unterirdischen Bergmännlein vom niederrheinisch-westfälischen Bergbau- und Hüttenbezirk hin- und herbringen.

Suchen wir uns mit Hilfe eines Ariadnesfadens der Eisenbahnkarte etwas zu orientiren. Betrachten wir zunächst die Linie der Köln-Mindener Bahn. Sie läuft von Köln über Düsseldorf, Duisburg, Oberhausen, Borbeck, Alten-Essen, Gelsenkirchen, Dortmund nach Hamm mit Abzweigungen von Oberhausen nach Ruhrort und von Alten-Essen nach Essen.

Die rheinische Bahn tritt bei Rheinhausen in unser Gebiet und stößt bei Speldorf auf ihre Schwesterlinie, die von Niederlahnstein auf der rechten Rheinseite entlang läuft. Von Speldorf läuft sie östlich über Mülheim, Heissen, Essen, Cray (mit einer Abzweigung nach Gelsenkirchen), Bochum, Dortmund, Hörde, Herdecke nach Hagen.

Von Osten her führt ein Seitenzweig der westfälischen Bahnlinie Soest-Emden von Welver nach Dortmund, und eine Fortsetzung bis Sterkrade geht ihrer Vollendung entgegen. Am meisten durchschneidet jedoch die bergisch-märkische Bahn das westfälische Industriegebiet. Vom Rhein aus laufen drei Linien dieser Bahn ins Ruhrthal, zuerst von Deutz bis Bohwinkel, wo sie die von Düsseldorf über Elberfeld und Barmen gehende bergische Linie kreuzt, welche über Schwelm und Haspe auf die mittlere Ruhrthalbahn stößt. Dann von Ruhrort aus bis Mülheim, wo sich auch die Zweiglinien von Duisburg und Oberhausen treffen; von da läuft die Ruhrorter Linie über Essen, Steele, Bochum nach Dortmund und dann über Hörde nach Anna, Soest und Hamm.

Eine dritte Linie vom Rhein her mündet bei Essen und betritt bei Kettwig das Ruhrthal, wo sich eine Zweiglinie abbiegt nach Mülheim; doch wir können sie hier nicht alle verfolgen. Käme heute Einer vom sagenhaften Hünengeschlechte unserer Vorfahren in diese Gegend und wollte sich verwundert diese Dampfwerke, Schmelzöfen, Hämmer, Walzwerke, Gießereien, Zinkhütten, Koaksbrennereien, Mühlen, Glashütten und Tausende von rauchenden Schloten, das Hämmern, Pochen, Schnauben und Surren in Fabriken, Schmieden, Webereien und Spinnereien ansehen, dann würde es ihm vielleicht doch etwas wirr im Kopfe werden, wenn plötzlich von vorn und von hinten, von rechts und von links, von oben und von unten und vielleicht durch seine à la Koloß von Rhodos ausgespreizten Niesenbeine brausende Eisenbahnzüge vorbeislogen. Wie anders muß dies doch in früherer Zeit gewesen sein! Da müssen undurchdringliche Wälder den Zugang in unser Ruhrthal gewehrt haben. Erwähnt ja doch selbst Tacitus in seiner „Germania“ die Ruhr mit keiner Silbe, während er doch dem Nachbarfluß, der Lippe, wiederholt Beachtung schenkt. Daher kommt es denn auch, daß unser Thal sich eine gewisse Jungfräulichkeit seiner Naturschönheiten bewahrt hat, weil es von den

großen weltgeschichtlichen Ereignissen nicht direkt berührt wurde. Das Ruhrthal war nie eine Kultur- oder Heerstraße, wie z. B. das Thal der Lippe. Die alte Heerstraße lief über den Hellweg und berührte Essen, Bochum, Dortmund, Hamm, Lippstadt und Soest. Dagegen riesen die ganz besonders ergiebigen Steinkohlenbergwerke und die schnell aufblühende Industrie des Ruhrthals bald friedliche Kolonisten herbei, ließen Burgen, ferner Klöster, reiche Städte und gewerbsame Dörfer erstehen und entlockten den Dichtern Loblieder zum Preise des Segens ihrer Heimat.

Freilich hat der kleine Fluß nicht immer das beglückte Thal wie der Nilgott gefördert. Wenigstens wissen uns die alten Chronisten auch von verheerenden Ueberschwemmungen zu berichten. So schwoh der Ruhrstrom im Jahre 1808 in Folge Thauwetters 8 m über sein gewöhnliches Niveau, verwandelte die fruchtbaren Fluren in wüste Kiesfelder, spülte weg oder verschlang ganze Kohlenmagazine, und trieb Mühlen, Häuser und Hütten in seinen reißenden Wogen mit fort.

Nicht minder großes Unheil brachte oft der Eisgang mit sich. Doch der erfinderische Menscheng Geist hat Mittel erfunden, der Wuth der Elemente einigermaßen Widerstand zu leisten.

„Das Land der Ruhr ist der Stolz, die Krone unseres Vaterlandes; die frischen, rauschenden Berggewässer des Stromes sind das silberne Stirnband dieser Krone. . . . Wir treten in ein Epos, das von den Kämpfen urweltlicher Gewalten spricht, die sich Porphyrokolosse zum Denkmal aufgethürmt haben. Eine tiefe Waldeinsamkeit, wo unter den hohen Buchen- und Eichenwipfeln nur der Köhler seine Meiler schürt, wo nur zuweilen eine einzelne braungelbe Zigeunergestalt schleichend das Laub der Pfade aufrascheln macht. Der Arnberger Wald zwischen Möhne und Ruhr, bildet den vermittelnden Uebergang. Er führt aus dem anmuthigen, wildfruchtbaren Gelände des Möhne thals zu der großartigen und wildpittoresken Natur der oberen Ruhrufer, wo bald dunkle Felsen, die sich über Thalkeßel voll grotesker Trümmer wie Proteus über seine Kobbenherde beugen, keine Seltenheit mehr sind, wo die Adler und die Uhu's horsten, in das Land der tropfsteinglänzenden Klüfte, der von allen Höhen niederkollernden und spritzenden Bergwässer; aus den Tiefen dröhnt da das Bochen der Hammerwerke, schwere Rauchsäulen rollen sich über die Felszacken auf oder zerstieben an den Baumwipfeln — Dante's glühende Felsen treten uns im Brandlichte der hohen Defen entgegen.“

Also schildern die beiden westfälischen Dioskuren, Freiligrath und Levin Schücking, die Schönheiten ihres heimischen Ruhrthales. Sie vergleichen die zum Theil kümmerlich mit Krüppelholz bewaldeten Berge, die mitunter bis tief in den Mai hinein mit Schnee bedeckten Gipfel, die wilden und steilen, mit Heidekraut und Gestrüpp bewachsenen Schluchten des oberen Ruhrlandes mit dem schottischen Hochlande.

Einer der wildromantischsten Punkte ist Bruchhausen, dicht am Fuße des schroffen Istenbergs, „wo die Natur nach einem Salvator Rosa zu rufen scheint.“ . . . „Das mit Steinblöcken besäte Thal ist wie der Bauplatz für eine Gigantenwohnung.“ Hier liegen die isolirten kolossalen Bruchhäuser Steine, welche das Gebirge viele Stunden weit überragen „wie großartige Warten“. Da ist der 87 m hohe Feldstein mit seinen malerischen Zacken, der

Goldstein, „wie ein schwerer massiger Belfried, fest und steil aufgemauert, die Fastei dieser Naturfeste“, der Rabenstein, „ein Stück einer riesigen Ruine“, und der gewaltige Brunnenstein, „eine kompakte, aber trümmerhafte Masse.“ Er führt seinen Namen von einer Höhlung, in welcher sich das Regenwasser sammelt, „das durch ein Felsendach geschützt nicht leicht versiegt. . . Habichte, Falken, Eulen und Käuze siedeln in den dunklen Klüften der schroffen Felsen und steigern durch ihr Gepfeife oder lautloses Umkreisen der Facken den Eindruck des wildpittoresken Bildes.“

Nicht minder romantisch sind die Felsen der Pleisterlegge (Bei = Fels) und ein herrlicher Wasserfall, sowie das liebliche Thal „der kleinen munteren Elpe“. Ueber die Bildung der Bruchhäuser Steine klärt uns eine eingehende Untersuchung des bekannten Berghauptmanns Nöggerath folgendermaßen auf: „Der Istenberg, mit Ausnahme der sich auf ihm erhebenden riesigen Porphyrmassen, besteht aus Thonschiefer mit aufgerichteter Schichtenstellung. Er ist oben bis tief ins Thal hinab mit unzähligen losen, eckigen Blöcken desselben Porphyrs bedeckt, welcher die mauerartig hervorragenden riesigen Porphyrokolosse bildet. Sieht man jene harten Kolosse aus dem weichen Thonschiefer wie Schornsteine aus einer Dachfläche hervorragen, so wird der Gedanke unabweisbar, daß der sie gänzlich umschließende Thonschiefer bis zum jetzigen Niveau zerstört worden ist, und daß die Porphyrmassen nach und nach entblößt und frei geworden sind, während von denselben die losen Blöcke, als Produkte der Zerklüftung und nachgefolgter Zerstörung, umhergestreut wurden.“

Ohne allen Zweifel waren die mauerartigen großen Porphyrfelsmassen ursprünglich ganz oder doch zum größten Theile von dem Thonschiefer umschlossen.“ Nöggerath begnügte sich aber nicht mit den Beweisen, welche der bloße Augenschein darzubieten schien, sondern ließ zur Untersuchung der Grenzen zwischen dem Thonschiefer und den anstehenden Porphyrmassen viele Schurgräben ziehen, und es fand sich überall, daß der Porphyr steilrecht am Thonschiefer abschnitt und in die Tiefe niedersetzte. Noch besonders interessant verhielten sich die beiden Gebirgsarten Thonschiefer und Porphyr nahe ihren Grenzen; der Thonschiefer enthielt Fragmente von Porphyr, oft sehr kleine eckige, gerade als wären dieselben wie Schrot zwischen den Schieferlagern eingeschlossen; dagegen enthielt der Porphyr Brocken von Thonschiefer, bald kleine, bald größere in seinen Feldspathgrundmassen. Schönere Beweise, daß der Porphyr eruptiv aus dem Erdinnern durch den Thonschiefer hervorgebrungen war, wird man kaum an irgend einem andern Punkte aufgefunden haben, und somit sind die Bruchhäuser Steine als ein wahrhaft klassischer Punkt für die eruptive Natur des Quarzporphyrs zu betrachten. Ihre hervorragende Denkwürdigkeit bezieht sich daher nicht allein auf den herrlichen pittoresken Punkt, sondern noch besonders auf den Werth, den sie als ausgezeichnetes geologisches Beweismoment darbieten (G. Natorp).

Ebenso interessant ist aber auch diese Gegend für den Botaniker; er findet hier Pflanzen, die er im Rheinlande vergebens sucht, die an die Boralpen erinnern und in Deutschland nur noch in wenigen Gebirgsgegenden, wie im Harz, der sächsischen Schweiz und im Riesengebirge, vorkommen. In ganz Westfalen giebt es kaum eine Gegend, die dem Naturforscher so viel des Interessanten zu bieten vermöchte, wie der Istenberg.



Ähnlich wie die Savoyarden, suchen die armen Gebirgsbewohner dieser baumarmen Gegend, besonders vom Städtchen Winterberg, ihr Glück in der Fremde und verkaufen ihre Holzwaaren, Strickgarne und Eisenfabrikate selbst bis nach Holland, der Schweiz, Rußland und Polen, Ungarn, Schleswig und Dänemark. Man nennt sie draußen „Winterberger Jungen“, „Westfälinger“ oder auch „Solinger“ (wegen der Solinger Waaren). Kehren diese Hausirer nach längerer Abwesenheit zurück, dann verjubeln sie oft ihr sauer erspartes Geld in wenig Tagen, machen ewig Besuche von „usktes zu uskes“, d. h. von uns zu uns, und haben sie dann kein Geld mehr, ergreifen sie aufs Neue den Wanderstab. Das ist so Winterberger Art.

Die Landstraße führt uns durch das Ruhrthal am Städtchen Overberg vorbei, wo uns der runde Thurm eines Schlosses der Grafen von Arnsberg zuwinkt, nach dem Städtchen Meschede (spr. Méschede), „einem der schönsten Punkte des Süderlandes. . . .“

Die Ruhr macht einen allerliebsten koketten Bogen, die daran, wie eine schmucke Dirne vor dem plätschernden Brunnenkübel, stehende kleine Stadt ist blanker und reinlicher als gewöhnlich; an dem Ruhrufer entlang läuft eine der ebensten und schönsten Chausséen Deutschlands. . . . Meschede ist ein Ort, an dem es schwer sein muß, sich melancholischen Gedanken hinzugeben, so hell und freundlich und dem Auge wohlthuend tritt uns Alles entgegen. . . . Jedermann preist diese Gegend und mit Recht; dennoch läßt sich nichts daraus hervorheben, es giebt weder Felsen, noch Ruinen, noch bedeutende Bergformen; aber eine Klause giebt es am Berge nächst der Chaussée, die mit ihrem Thürmchen oder Glockenthurm an der Fichtenwand eine gar reizende Wacht hält und ihr Glöckchen über die darunter liegende Stadt schallen läßt, wenn dem armen Bruder die Lebensmittel ausgegangen sind, wo sich dann Alles beeilt, ihn wieder zu verproviantiren. In der Nähe liegt das gräßlich Westfalen'sche Gut Laer, das mit seinem hohen Wartthurme inmitten der schönsten Parkanlagen die anmuthige Gegend überschaut.“

**Arnsberg.** Wir wandern über zahllose Brücken, an dem stattlichen, 1192 gegründeten Norbertinerkloster Rumbek vorbei, bis wir auf einmal überrascht und entzückt Arnsberg mit seinen Giebeln und Thürmen, seinen Schloßruinen sich amphitheatralisch auf einem Bergeshange erheben sehen.

Hier muß man zu einem Festtage stehen, wenn zu Ehren des Kaisers eine prächtige Illumination stattfindet. „Dann leuchtet und glänzt es in den Anlagen des „Eichholz“, die vom Fuße des Berges bis zur Spitze hinauf terrassenförmig den ganzen Hang bedecken; es ist als wäre jede Staude, jeder Ast in zahllosen flammenden Blüten ausge schlagen, als schwirrten diese neckend voll Muthwillen sich ihre Strahlenpfeiler zu und hielten sich wie Schilde dagegen die vergoldet aufblinkenden Blätter vor; wie aus dem Schlafe geweckt tost und gurgelt und rauscht um den Fuß des Bauberggartens die Ruhr und spiegelt das ganze magische Bild.“

Es giebt in ganz Westfalen kaum eine anmuthiger gelegene Stadt als Arnsberg. Den schönsten und freiesten Blick auf die Stadt und Umgebung

hat man von den Ruinen des alten Schlosses. Wie eine glänzende Silber-  
schlange umfängt hier die Ruhr den von Norden nach Süden sich erstreckenden  
Höhenzug, auf dem die Stadt, wie auf einer Halbinsel (in einer Chronik  
„Peninsul“ genannt) sich terrassenförmig erhebt.

Auf dem nördlichsten und höchsten Theile des Bergrückens sind die um-  
fangreichen Ringmauern des Schlosses. Südlich grenzt daran der ältere und  
neuere Stadttheil mit der Klosterkirche, der früheren Abtei Beddinghausen, und  
dahinter liegt bis zur äußersten Spitze der Landzunge das Eichholz. In einem  
unbeschreiblich anmuthigen Bogen, welcher den Kreuzberg mit seiner 1865 bis  
1868 erbauten Kapelle von unserem Bergabhange trennt, umarmt die Ruhr  
liebevoll das ringsum von waldigen Höhen bekränzte Landschaftsbild. Am  
westlichen Abhange des Schloßberges sehen wir die Stätte des „freien Stuhls“,  
wo früher das Femgericht stattfand.

Hier war einst, wie wir bereits im vorigen Kapitel erwähnt haben, der  
überall geehrte und gefürchtete Ober-Freistuhl von ganz Westfalen, „der kaiser-  
liche Friensstol zu Arnsborch in dem Boemhove gelegen unter der Borch vor  
de Oleiporten“ heißt es in einer alten Urkunde von 1490. Obwol der Arns-  
berger Stuhl wie der Dortmunder gegen Ende des 16. Jahrhunderts seine  
alte Bedeutung verlor, gab es noch bis in unser Jahrhundert „Wissende des  
heimlichen Gerichts“, und 1826 starb der letzte Ober-Freigraf des Arnsberger  
Stuhles, ein Hofgerichtsassessor Engelhard zu Werl. Die Gerichtsstätte sucht  
man zu erhalten.

Dem Schloßberg gegenüber liegt der Kreuzberg, zu dem wir hinansteigen,  
nachdem wir die Ruhrbrücke auf der Westseite überschritten. Auch führt ein  
sehr anmuthiger Waldespfad zwischen Buchen und Eichen, das sogenannte  
Seufzertal, zur Höhe, von der man einen ganz neuen Blick auf Stadt und  
Umgebung genießt.

Doch vielleicht die lohnendste Aussicht gewährt am südlichen Stadtende  
das Eichholz oder der Klosterberg. Wir gelangen dahin, indem wir die alte  
Klosterkirche und das Gymnasium zu beiden Seiten liegen lassen und das Hirsch-  
berger Thor passiren. Dieses Thor gehörte einst zu dem vom Kurfürsten  
Clemens August erbauten Jagdschloß zu Hirschberg und zeigt lebensvolle Jagd-  
gruppen in Stein. Eine Inschrift auf der hintern Seite: „N. B. Ao. . . 1634.  
11. July durch Bliz und Regen hat Gottes Segen in St. Norberti Nacht den  
Beckermann verjagt“ erinnert an die durch Unwetter aufgehobene Belagerung  
der Stadt durch den Arnsberger Beckermann, den Oberst eines heßischen Streif-  
corps, im Dreißigjährigen Kriege. Wir wandeln in den schattigen Laubgängen  
des Eichholzes und lassen uns im Schatten der Bäume auf einer Terrasse nieder,  
wo sich die Arnsberger Welt an schönen Sommertagen der Waldeskühle und  
der herrlichen Aussicht erfreut.

Bis ins 14. Jahrhundert war Arnsberg die Hauptstadt der gleichnamigen  
Grafschaft und später nach ihrer Vereinigung mit dem Herzogthum Westfalen  
war sie Sitz der kurfürstlichen Regierung dieses Bezirks, bis das Herzogthum  
an die preußische Krone kam. Das Residenzschloß der Grafen von Arnsberg  
ward 1077 gebaut, als Konrad II. seinen früheren Stammsitz Werl mit dieser  
Höhe vertauschte. Ringsum siedelten sich die freien Bürger an, die sich unter  
den Schutz des Grafen stellten. Aber erst 1238 ward Arnsberg eine freie

städtische Gemeinde und erhielt ein besonderes Stadtrecht. Damals zog man auch das 1170 gestiftete Kloster Weddighausen in den Ring der besetzten Stadt. Im Jahre 1368 ward die Grafschaft von Gottfried IV. an das Erzbisthum Köln verkauft und 1377 mit demselben vereinigt. Die Kölnischen Kurfürsten residirten gern in Arnßberg und „brachten mit ihren glänzenden Hoffesten und mit ihren Jagden in den umliegenden Waldungen Leben in das stille Süderland.“

In einer „Kurzen Beschreibung der Grafschaft und Statt Arnßberg in Westphalen“ vom Jahre 1669 lesen wir folgende Schilderung:

„Dero (der Stadt) Situation ist abhängig an einem Berge, das Schloß aber befindet sich oben auf dem Berge, liegen beyde in einer sehr anmüthigen und lustigen Gegend, umgeben nahe bey mit vielen nützlichen Baumhoffen, Küchen- und Lustgarten, demnechst umzingelt sie fast rundumb der sehr fischreiche und starke Fluß, die Ruhr, welche den Einwohnern einen großen Vorrath von Fischen suppedirt, auch ihre pascua und Wiesen zum Heuwachs auff's Beste befeuchtet. Die Fische, so in der Ruhr gefangen werden, sein Barben, Esche, Bleyers, überauff große Hechte, Laxföhren, große Mehle, Krebsse, Mundfische (welche zur sichern Zeit im Jahre in großen Hauffen, fast wie die Hehring, ihren Aufstiege halten und in großer Menge gefangen werden, ist sonst ab und zu ein zwey- und dreypfundiger Fisch) wie dann auch zur Wasserfluthzeiten große Laxe, deren ich jüngst anno 1668 daselbsten zu 22 ad 26pfundige gesehen habe.

„Hiernegst folgen die fruchtbare schöne Kornfelder, welche alle Seiten von der Ruhr bis an den Wald beschließen. Und endlich wird dieser anmüthige Prospectus gleichfalls gekrönet und rund umgeben mit einem großen Wild-Holz- und Mast-reichen Gebirge, welches sich an ezlichen Orten ad 2 und ein halb, an ezlichen ad 2 und an ezlichen ad 1 Meil in die Breite erstreckt und hin und wieder durch Hervorblickung Hügel und Thäler sich nicht uneben präsentirt.

„So vermehret auch die Augenlust der Durchreisenden die Vielheit von wilden Thieren, als Hirsche, Hinde, Rehe, wilde Schweine, welche man hin und wieder auff- und niederstreichen siehet, in der Hirschbrunst aber findet man sie öfters in großer Menge zusammen, geben umb die Zeit ein greulichs Brüllen und Gethön von sich und scheuen sich nicht sonderlich vor den Menschen, thun aber keinem etwas leides. Es ist sonst allenthalben in dieser Wildniß ein solcher großer Vorrath von Wilde, daß es unmöglich zu einigen Zeiten kann ausgetilget oder auch merklich vermindert werden und müssen die Haußleute, so langst die Wildniß wohnen, ihre Kornfelder und Garten wegen des Wildes alle Nachte mit Wachten, Trummen u. s. w. auff's Beste versehen, damit ihnen das Wild keinen Schaden zufüge.“

Alsdann folgt eine ausführliche Beschreibung des Schlosses, seiner Befestigungswerke und inneren Räume; es war ein so großer Saal darin, daß darin vier-spännige Wagen bequem wenden konnten; einmal im Jahre diente er als Kirche und faßte dann eine Prozession von mehreren Tausend Menschen. Das Schloß ward zwar mehrmals im Dreißigjährigen Kriege angegriffen; aber alle Blotaden wurden, wie die Chronik meldet, „durch der Bürger und Soldatesque Munter- und Tapferkeit glücklich pouffirt.“ Am meisten bedrohte es

der schwedische Feldmarschall Graf Douglas mit ungefähr 8000 Mann. Nicht so glimpflich kam es im Siebenjährigen Kriege durch, in welchem Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig es arg mitnahm. Damals verteidigte der französische Kommandant Muret die Stadt, der sie nicht eher übergeben wollte, „als bis ihm das Sacktuch in der Tasche brenne“; aber trotzdem mußte er kapitulieren. Darauf wurde das Schloß in Brand gesteckt und der westliche Thurm in die Luft gesprengt.

Ueber die Bevölkerung Arnsbergs im 17. Jahrhundert entwirft der Chronist im Ganzen eine günstige Schilderung, lobt namentlich die höfischen Sitten der Ritterschaft, tadelt aber bei dem gemeinen Bürger das Haften an der Scholle und den engbegrenzten geistigen Horizont.

Zur französischen Zeit diente Arnsberg als Zufluchtsort für das Kölner Domkapitel und die kirchlichen Schätze des Erzbisthums; die vielen fremden Gäste brachten großes Leben in die vormals stille Stadt. Auch das Oberappellationsgericht und das Domkapitel siedelten nach Arnsberg über. „Durch den Regensburger Reichsdeputationsbeschluß wurde mit der Säkularisation des Erzbisthums Stadt und Herzogthum dem Hause Hessen-Darmstadt zugewiesen, und nach den Befreiungskriegen gelangte dann das Land mit den umliegenden Gebieten in preussischen Besitz. Das Herzogthum Westfalen wurde mit den Grafschaften Mark, Sayn-Wittgenstein, Berleburg, Limburg, einem Theile der ehemals nassau-oranischen Lande und dem Gebiete der freien Reichsstadt Dortmund zu einem Regierungsbezirk vereinigt, und die Stadt Arnsberg zum Sitze der Regierung dieses Bezirkes bestimmt.“

Dadurch ward Arnsberg vorwiegend eine Beamtenstadt, und entstand zwischen der Ruine und der Altstadt und der Kirche mit den Klostergebäuden eine kleine Neustadt mit bunten Häuschen und einem freundlichen Marktplatz, einer evangelischen Kirche und einem Postgebäude. Diese Uebersiedelung einer wahrhaften Beamtenkolonie verdankte die Stadt dem Oberpräsidenten v. Vincke, der in die etwas stehengebliebene Bevölkerung etwas anregenden Sauerleig bringen wollte; aber die Sauerländer dankten es ihm wenig, ja, der Volkswitz versuchte sich an dem veränderten Typus mit Nasenrumpfen, Spott und beißenden Glossen. Noch heute hört man über das fremde Wesen der Arnsberger folgende Bemerkungen:

„Sm! Arnsberg ist vornehm“.

„Zu Arnsberg ist's auf der hohen Schule“.

„Zu Arnsberg scheint die Sonne höher als sonst in der Welt“.

„Wer sich zu Arnsberg satt essen will, muß die Schüssel mit essen“.

„Wenn die Butterfrau von Wennigloh und der Jude von Hachen ausbleibt, so hat Arnsberg Fasten“.

„Wer nach Arnsberg geht, muß den Quadrillenschwenker (Frack) anziehen“.

„Der Herr Referendar sind zum Kaffeehaus gegangen, da ist die Stadt nicht zu Haus“.

Auf solche Weise sucht der Sauerländer die importirten Beamten zu verspotten. Aber auch gegen seine eigenen Landsleute läßt er seinen Spott aus. Das ganze obere Ruhrthal von Meschede bis Niedersfeld hat im Volksmund den Namen „das Strunzertal“ wegen des „Strunzens“, d. h. Prahlens und Klunkerns seiner lustigen Bewohner.

Von den Wintersbergern sagte man: „Die Wintersberger salzen den Schnee ein, so daß er sich hält bis Johanni.“ — Ferner galten die Astenberger als windige Herren; von ihnen hieß es: „Die Astenberger jagen den Wind zur Hausthür hinaus, aber durch den Kuhstall kommt er wieder herein“, und dergleichen Volkshumor mehr.

In Arnsherg wohnte auch der hochverdiente Geschichtsforscher Westfalens, der Kreisgerichtsrath J. Suibert Seibert, dem wir außer anderen Schriften besonders eine „Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen“ und „Duellen der westfälischen Geschichte“ verdanken.

Auf der Richtung nach Schwerte, unweit Neheim, erhebt sich vor uns mit seinen Giebeln, Thürmen und Zinnen das stolze Grafenschloß in Westfalen, das prächtige Herdringen, inmitten seines herrlichen Parkes. Graf Egon zu Fürstenberg ließ es 1840—45 nach dem Plane des Dombaumeisters Zwirner in gothischem Stile aufführen.

Die Fürstenberg haben ihren seit Jahrhunderten bekannten Namen von der ehemaligen Burg Vorstenberg bei Neheim und weisen bedeutende Kirchenlichter und Staatsmänner auf, wie Ferdinand v. Fürstenberg, den Fürstbischof von Paderborn, und Franz Friedrich Wilhelm, einen eifrigen Förderer der Humanität, und endlich Franz Egon zu Fürstenberg, den letzten Erzbischof von Paderborn und Hildesheim.

Der nächste, ebenso einladende Punkt ist das um 1225 von den Gebrüdern Berthold und Menricus gestiftete Cisterzienserkloster Fröndenberg auf dem Berge Hasley, wo ursprünglich eine alte Linde stand, in deren Schatten das Volk zum Aergerniß der frommen Herren weltlicher Lustbarkeit fröhnte. Graf Otto von Altena erbaute 1230 die Klosterkirche, in der auch mehrere Grafen von der Mark bestattet liegen. Mit der Zeit entwickelte sich die Abtei zu einem freiweltlichen adeligen Damenstift. Das Kloster Fröndenberg liegt außerordentlich romantisch und anmuthig, wie in einem Elsenthal, und unterhalb mündet die Hönne, „ein kregles Wässerchen, so kraus und zänkisch wie ein englisches Hähnchen.“

In ihrem Thale, dem wir im vorigen Capitel bereits einen Besuch abgestattet haben, liegt die Stadt Menden; die Hauptbahn aber führt uns weiter nach Schwerte, einer alten, schon im Jahre 1242 von Adolf von der Mark mit Mauern umgebenen, einst zu den Verbündeten der Hanfa gehörigen und jetzt noch immer sehr industriellen Stadt.



**Arnsberger Wald.** Den Lauf der Ruhr von Olsberg bis Neheim begleitet auf der rechten Seite des Flusses ein steil ansteigender Gebirgsrücken, an welchen sich nordwärts ein ganz mit Wald bedecktes Gebirgsland, der geographisch sogenannte Arnsberger Wald, anschließt. Diese Waldeinöde dehnt sich mehrere Quadratkilometer groß aus von der Ruhr bis an die Möhne. Keine menschlichen Wohnsitze unterbrachen bis in die neueste Zeit die prächtige Wildbahn; nur am östlichen Ende, wo der Arnsberger Wald den besonderen Namen Esterwald führte, lagen einige kleine Städte, Hirschberg, Belecke, Warstein, Kaldenhart.

Auf einem südlichen Vorsprunge dieses Gebirges in das Ruhrthal stand einst die stattliche Burg der Herren des ganzen Waldlandes, der Grafen von Arnsberg, und ihre Stadt, so recht in der Mitte eines weiten Jagdgebietes; denn auch die Wälder an der linken Seite der Ruhr, der Arnsberger Stadtwald, die Marken an der Möhr und Wenne, gehörten den Grafen und wurden früher mit Recht unter dem Namen des Arnsberger Waldes mit begriffen. Von diesen Waldungen gehörten nur einzelne Stücke den Grafen von Arnsberg als echtes Eigenthum, der größte Theil aber den Markgenossenschaften der verschiedenen Städte, Dörfer, Güter und Klöster des Gebietes. Die Grafen und nach ihnen seit 1368 die Erzbischöfe von Köln aber trugen das Ganze vom Reiche zu Lehn als Schutz- und Schirmherren; dieselben hatten als solche die hohe Jagd in dem ganzen Gebiete und einen gewissen Antheil an den Waldnutzungen in den einzelnen Marken.

Die Hauptnutzung des Waldes bestand, bei dem geringen Werthe des überflüssig vorhandenen Holzes, von der ältesten bis in die neue Zeit in der Hude und besonders der Mast. „Dat Ekeren“, d. i. die Frucht der Eichen und Buchen, wurde als die werthvollste Gabe Gottes angesehen. Die alten Mastregister beginnen darum mit den Worten: Wenn der Allmächtige Mast verleiht; — und ein Mißwachs dieser Frucht wurde höllischer Zauberei zugeschrieben, wie aus verschiedenen Hexenprozessen zu ersehen ist. Im Herbst waren die Ruhr-, Möhne- und Röhrmarken belebt von großen Schweineherden, und das Horn der Hirten ertönte von allen Seiten her durch den sonst so stillen Wald. Die Tage der Eintreibung der Schweine gegen Mitte September und der Rückkehr derselben nach 6—8 Wochen waren Feste für die Markengemeinden; gehörten ja die Schweine zu dem wichtigsten Besizthume für die Haushaltungen, welche das ganze Jahr hindurch an dem Speck und den Schinken, dem Potthast und den Würsten zehrten. Die westfälischen Schinken kamen auch in den Handel: *Perna marsica* war schon in alter Zeit bekannt, ein Leckerbissen für die römischen Feinschmecker. Die Eichelmast, besonders aber die Art der Räucherung in den lustigen Wiemen der Häuser ohne Schornstein bewirkten die Vortrefflichkeit der Schinken.

In den ältesten Zeiten war das ganze westfälische Süderland bedeckt mit zusammenhängendem Urwald, eine *terra horrida silvis*, bewohnt von wilden Thieren, deren größere Geschlechter aber seit vielen Jahrhunderten ausgestorben sind. Cäsar nennt den Auerochsen und das Elenthier in Deutschland einheimisch: da nun das Land der Sigamber und Sauerland es war, gegen welches seine Feldzüge von 55 und 53 v. Chr. gerichtet waren, und da er wol nur dieses aus eigener Anschauung näher kannte, so dürfen wir annehmen, daß er in seiner Beschreibung von Thieren des Sauerlandes redet. Die Jagd muß also in jenen Zeiten mehr eine Kriegsübung, ein Kampf mit den wilden Thieren um den Besitz des Landes, als ein fröhliches Weidwerk zur Erlegung von Wildpret für die Küche gewesen sein. Bewaffnet mit einem wuchtigen Speiß zu Stoß und Wurf verfolgte der Sigamber auf seinem ungesattelten halbwildem Pferde den gewaltigen Ur, den Eber, den schnellen Hirsch durch wegeloses Dickicht, und der Sieg über den starken Gegner war für den kühnen Mann der Hauptlohn seiner gefährvollen Jagdarbeit.

Die Jagd war frei, und die Eintheilung des Landes in abgegrenzte Wald- und Feldsuren — Marken — beschränkte dieselbe wol nur wenig, da das Wild ja mehr schädlich als nutzbar war.

Erst Karl der Große fing an, die Waldungen einzuforsten, zunächst die, welche zu den eigenen königlichen Gütern gehörten. Diese Schließung des Waldes in Beziehung auf die Jagd, mit Festsetzung höherer Entschädigungssummen und Strafen, entwickelte sich weiter zum Forstregal, dem königlichen Schutzrechte aller Waldungen, welches dann auch anderen Fürsten in ihrem Gebiete verliehen wurde. So hatten die Grafen von Arnßberg den ganzen Lürwald, von dem der Arnßberger Wald nur ein Theil war, vom Reiche zu Lehn. Ueber die erste Verleihung dieses Reichslehns sind Urkunden nicht mehr vorhanden; daß aber der Besitz des Lürwaldes bis ins 11. Jahrhundert hinaufreicht, steht urkundlich fest. Das älteste Dokument von 1338 ist nur eine Erneuerung früherer Verleihungen. Unter den Lehnen, welche Kaiser Ludwig

im Jahre 1338 dem Grafen Gottfried IV. verlieh, resp. erneute, nennt er „silvam suam, quae dicitur Lurawalt, et in eadem silva forestum vulgariter dictum wildforst.“ Forst erscheint hier verschieden von Wald, eine Erinnerung an die ältere Zeit, wo der landesherrliche Besitz des Waldes, dessen Marken ja anderen Eigenthümern gehörten, nur eine Schutz- und Schirmherrschaft des Waldes unter Königsbanne war. Das Wort „Forst“ (forêt) bedeutet ursprünglich gewiß bloß Wald, etwa von Fohre, Föhre, althochdeutsch vohara; und die Ableitung von ferarum statio, „Wildschutz“, ist sicherlich eine juristisch-historische Deutung. — Der Graf besaß also den Arnsberger Wald als Reichslehn, aber mit den ursprünglichen Eigenthümern. Das Schutzrecht war jedoch in eine Oberherrschaft übergegangen, und so war aus dem Forstbanne ein Bannforst geworden, in welchem der Graf das Jagdrecht, besonders die hohe Jagd, für sich in Anspruch nahm, auch einen gewissen Antheil an den sonstigen Waldnutzungen vorab von den Markgenossen. Wie nun die Grafen ihr Jagdrecht im Arnsberger Walde während des früheren Mittelalters ausübten, darüber fehlt es an speziellen Nachrichten. Wir besitzen aber die Beschreibung einer Jagd Karls des Großen in dem Nacher Wildforst von Angilbert, welche im Wesentlichen auch auf die Jagdausübung in unseren Wäldern während der nächstfolgenden Jahrhunderte paßt: der Dichter schildert zuerst das königliche Jagdgehege in der Nähe der Stadt, einen mächtigen Hochwald mit lebendigen Quellen und Seen; dann sehen wir, wie bei Tagesanbruch die Jagdgesellschaft sich am Eingange der Pfalz versammelt und die weiteren Vorbereitungen getroffen werden.

„Jünglinge bringen die Rehe von stark geschlungenen Maschen,  
Führen die Rüden herbei, die raschen, am Halse gekoppelt“ u. s. w.

Endlich tritt der König aus dem Palaste und besteigt sein stolzes Ross, das Gefolge der Edlen schließt sich an; jetzt erscheinen die Frauen, zuerst die Königin Luitgard mit den Söhnen Karl und Pipin, dann die blühenden Töchter; edle Jünglinge helfen den Damen beim Besteigen der muthigen Zelter. Alle folgen dem König; unter Hörnerklang sprengen sie zum Stadthore hinaus in den sonnigen Morgen.

„Jetzt ist der reißige Zug zusammen im Thalgrund des Flusses,  
Alle von Jagdlust erfüllt. Bald sind die Koppeln gelöst;  
Rasch entstürzen zum Walde die heutigierigen Hunde  
Und durchspüren gewandt in schlängelndem Laufe das Dickicht.  
Rings um das weite Revier sind angestellt die Ritter,  
Lauschen gespannt dem Gebelle der Finder und spä'n in Ferne.  
Horch, da bricht es durchs Holz! Ein gewaltiger gelblicher Eber!  
Schnell ihm nach in den Wald mit Jagdruf sprengen die Reiter.  
Hörnerklang fordert zum Kampf die edlen muthigen Hunde.  
So durchs dicke Gestrüppe, durch Thäler und windende Schluchten  
Brauset die Jagd dahin, es trachen die brechenden Zweige.  
Endlich am höchsten Hang des Gebirges stellt sich der Keiler,  
Müde der schimpflichen Flucht, und wezet die furchtbaren Hauer.  
Wüthend beginnt der Kampf der blutbegierigen Meute,  
Schrecklich zerfleischt der Zahn des Unthiers die trefflichen Hunde.  
Sieh, da stieget herbei Held Karl! Durch die heulende Runde  
Dringt er, und schnell wie der Blitz zuckt's Schwert in die Weichen des Unthiers.  
Niederstürzt er im Blut und wälzet sich röchelnd im Sande.“



Von den Höhen her schau'n die Gefährten des Königes Jagen;  
 Freundlich ruft er hinauf: Glück deutet der Fang uns für heute;  
 D'rauf, denn, ihr Freunde. Heran! Heran zur fröhlichen Arbeit!  
 Sprach's und schnell von den Höh'n eilt zu ihm das treue Gefolge  
 Voll von Jagdlust und stürmt in die tieferen Dunkel des Waldes.  
 Karl an der Spitze entsendet mit sicherer Hand jekt den Wurfspieß.  
 Bald sind Sauen und and'res Gewild zu Haufen getrieben  
 Und die gewaltigen Leiber bedecken verendend den Boden  
 Hier und dort, wo der Speer der Jäger die flücht'gen ereilte.  
 Hörnerruf sammelt die Jagd; sie rühmen froh ihre Thaten.  
 Nun vertheilet der König die Beute unter die Ritter  
 Und beladet die Diener mit manchem trefflichen Stücke.  
 Darauf kehret der Zug zurück zu der Wiese am Flusse,  
 Wo in den Schatten des Waldbrands liebliche Kühlung die Müden  
 Stärkend umweht, da stehen weithin auf dem Plane verbreitet  
 Gold'ne Gezelte der Fürsten und Führer, wetteifernd an Reichthum.  
 Hier hat der gütige König das reiche Gastmahl bereitet;  
 Freundlich ruft er herbei nach der Ordnung die würdigen Alten,  
 Dann die Männer, zuletzt die Schar der fröhlichen Jugend;  
 Unter sie reiht er ein die schönen züchtigen Mägdelein.  
 Also erfreu'n sie sich Alle der Speis' und des trefflichen Weines,  
 Bis der Abendstern glänzt und nach Ruhe sich sehnen die Glieder.“ —

In dieser Beschreibung eines Augenzeugen, die wir in freier Uebersetzung gaben, haben wir ein Bild vor Augen von dem Weidwerk, wie es Fürsten und Herren das ganze Mittelalter hindurch betrieben. Ueber verschiedene Einzelheiten, die Jagd im Arnberger Walde betreffend, finden sich kurze Angaben in Urkunden: Die Neze wurden im Schlosse aufbewahrt; einmal, als in Arnberg die Pest grassirte, ließ der Kurfürst Neze von Cörlinghausen, dem Gute des Oberjägermeisters von Weichs, holen. Ueber die Hunde handeln viele Urkunden. In einer derselben vom Jahre 1368 erließ Graf Gottfried den im Arnberger Walde wohnenden Hörigen des Klosters Delinghausen die Verpflichtung, den Jagdhunden Futter zu geben und die gräflichen Jäger zu beherbergen.

Eine besondere Art von Jagdvergnügen war die Falkenjagd. Die Siegel der Gräfinnen von Arnberg und anderer Edelfrauen zeigen oft das Bild der Dame zu Fuß oder zu Pferde mit dem Falken auf der Hand. So allgemein also war diese noble Passion, daß man sich nicht scheute, sie selbst bei den für die ernstesten Angelegenheiten bestimmten Dingen zur Schau zu stellen. Die Zahl der auf dem Schlosse zu Arnberg gehaltenen Jagdfalken muß sehr bedeutend gewesen sein. Nach einem im Jahre 1421 erneuten Lehnbriefe gehörten zu den Lasten des Hofes Einhorst bei Meschede im Arnberger Walde, außer der Beherbergung und Beköstigung der Jäger und Hunde, noch Folgendes: „Item unses Hern Voegeler moegen in den Hoff tasten und nemen dry, vyer, vyff off seyss Hoerne tot Behove der Haveke wanne yn des noet is“ — also sechs Hühner konnten die gräflichen Falkeniere von dem Hofe wegnehmen, wenn sie dieselben zur Fütterung ihrer Habichte bedurften.

**Die Jagd in der neueren und neuesten Zeit.** Die Jagd im Anfange der neueren Zeit, nach Einführung des Feuergewehrs, wurde der Hauptsache nach ganz wie früher durch Eintreiben des Wildes in Schluchten, die mit Netzen umspannt waren, und durch Abfangen der Thiere mit dem Speiß oder dem Hirschfänger betrieben. Die Tagebücher Kaspar's von Fürstenberg aus den Jahren 1572—1610 (1618) enthalten mancherlei Angaben über das damalige Jagdwesen. Der merkwürdige Mann stammte von dem Schlosse Waterlappe im Norden des Arnberger Waldes, lebte aber meistens auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Bilstein oder auf seinem eigenen Schlosse Schnellenberg bei Attendorf. Als Amtmann und Pfandinhaber der Aemter Bilstein, Waldenburg und Fredeburg und als Schirmvogt des Klosters der Grafenschaft umfaßte das Jagdgebiet, welches ihm zu Gebote stand, die sämmtlichen wildreichen Forsten des südlichen Herzogthums Westfalen bis an die wittgensteinsche Grenze. Seine Geschäfte als Droste, Landtagsmitglied, kurfürstlicher Rath und Gesandter bei den Reichstagen aber waren so bedeutend, daß er nur selten einen Tag für das Jagdvergnügen übrig hatte; dann aber war er mit Leib und Seele Jäger. In seinen täglichen Aufzeichnungen, die freilich sehr kurz sind, finden sich folgende, die Jagd betreffende Bemerkte:

1572. 18. April: „Ein Gejäge angestellt, dabei drei Rehe gefangen“,  
 „ an anderen Tagen des April „zwei Hasen gefangen.“  
 „ „Meine Diener nach wilden Sauwen gejagt.“  
 „ „Zwei Urhanen nach Boike geschickt.“  
 „ 7. Juli: „Mit meiner Hausfrauen usß gejege gezogen, drin die nacht gelegen und großen lusten ahm Weidtwerk gehabt.“
1579. 3. April: „Ahn Lantgrafen Ludowichen zu Morburg geschrieben und Sr. Fürstl. Gnaden zwei Urhanen gesandt.“  
 „ 30. Juli: „Usß grobe gejege mit all meinen Beampten und Dienern gezogen und gut glücke gehabt. Zwei schöner Hirsch gefangen. Die nacht sampt meinem gefinde und vielen Leuten in der Rüspe (ob im Freien oder in den drei kleinen Bauernhäusern, welche allein in der Rüsper Waldeinöde stehen, wird nicht beigefügt) geplieben und gezech.“
1580. 27. Januar: „Meine Jeger haben fünf wilder Schweine gefangen.“  
 1584. 28. Mai: „Von Fuchten (einem Rittergute an der Ruhr unterhalb Neheim) aus ein Biberjacht gehalten und guten lusten gehabt.“
1596. 24. Mai: „Bilstein. Ich lasse durch zuziehung ettlicher Kirspel die Wolfsjacht im Ampt halten. Wir haben eine lustige Jacht und fangen einen Wolf.“

Nach diesen kurzen Notizen können wir uns selbst ein Bild von einem „grogen Gejäge“ damaliger Zeit machen: An dem bestimmten Tage sammeln sich auf dem Schloßplaze zu Bilstein die als Treiber aufgebotenen hörigen Leute; die als Jagdgäste geladenen Herren stellen sich ein; die Jäger führen die Koppelu der Hunde herbei und auf Befehl des Herrn ziehen die Jagdgenossen zu Pferde und zu Fuß unter Hörnerklang hinaus in den Wald. Dasselbst ist schon vorher eine weite Strecke mit Netzen umstellt worden und zwar an solchen Stellen, wo die gewöhnlichen Pässe des Wildes auf eine Schlucht zugehen. — Solche Schluchten sind wahrscheinlich der Hasenwinkel bei Arnberg und der Rezewinkel im Osten des Arnberger Waldes.

Gegen diesen Winkel wird nun das Wild durch die Klappern und das Geschrei der Leute sowie durch die Meute der Hunde getrieben. Die Jäger verfolgen die aufgeschreckten Thiere und erlegen sie mit ihren Speißen, auch wol mit Schußwaffen. Solche Jagden dauerten oft mehrere Tage; die Jäger übernachteten im Walde und halten ein fröhliches Mahl von den durch Dienstleute mitgebrachten Speisen und Getränken. Nur fürstliche Herren und reiche Gelleute, wie Fürstenberg, welche über eine große Zahl von Eigenthörigen und Unterthanen zu gebieten hatten, geübte Jäger halten und die kostspieligen Netze anschaffen konnten, waren im Stande, solche große Jagden anzustellen. — Das Netzesticken war eigenes Gewerbe; so heißt es in den Tagebüchern:

1572. 17. Januar. „Den Wiltgarnstricker — der auf dem Hause gearbeitet hat — bezahlt mit 18 Daler“ und

„ 18. September. „Ich bezale den Stricker für grobe Wiltgarne 200 thaler.“ Das aber war damals sehr viel Geld!

Auch einzeln oder in kleinerer Gesellschaft ging der Jäger auf die Virsch mit Pfeil und Bogen oder auch mit der Büchse. In dem Reichstagsabschiede von 1530 heißt es: „ob einer allein in seinem Gebiete zur Lust etwan mit einer Büchsen birsen wollte u. s. w.“ (das Wort Virsch, Birsch — birsen, pirschen bedeutet ursprünglich „Jagd“, althochdeutsch pirs; scheint aber vorzüglich für das Erlegen des Wildes mit dem Schießgewehr im Gegensatz von dem Fangen der Thiere in Gebrauch gewesen zu sein). Die Feuergewehre waren aber bis ins 18. Jahrhundert sehr schwer, und ihre Handhabung erforderte viel Übung. „Knechte, die schießen können“ werden unter den Burgleuten besonders erwähnt und erhielten höheren Sold. — Wie Fürstenberg's Jäger die Auerhähne, die er so oft verschenkte, erlegten, wird nicht angegeben.

Daß damals, vor 300 Jahren, die Arnberger Waldungen noch viel wildreicher waren als heutzutage, haben wir schon aus den obigen Angaben entnehmen können; wir sehen aber auch daraus, daß noch verschiedene jetzt ausgestorbene Wildarten vorhanden waren: auf Wölfe wurde von der Obrigkeit mit Aufgebot ganzer Kirchspiele Jagd gemacht. Viber waren an der Ruhr und ihren Nebenflüssen, besonders der Möhne, sehr häufig. Die letzten Möhneviber sind erst in unserer Zeit erlegt worden. Auch Luchse kamen noch einzeln vor.

Der Wildstand im Arnberger Walde erhielt sich noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts so ziemlich auf gleicher Höhe wie zur Zeit Fürstenberg's. Die Jagdliebhabelei unserer Landesherren, der Kurfürsten von Köln, hielt diesen Zustand künstlich aufrecht und das Forstpersonal des Herzogthums — ein Oberjägermeister und elf Förster — verwendete seine amtliche Vorsorge fast allein dem Schutze des Wildes, da es eine eigentliche Forstwirthschaft gar nicht gab. Die Wälder lichteteten sich zwar schon in der letzten kurkölnischen Zeit mehr und mehr; aber erst durch die eigennützige Holzverwüstung nach der Theilung der Marken, dann auch durch Einführung einer geregelten Forstwirthschaft, welche den landesherrlichen Jäger zum Förster machte, der jeden Baum des Waldes kennt und jeden Fußbreit Waldboden ausnützt — also erst zur hessischen und preussischen Zeit — verschwanden jene unzugänglichen Dickichte und Schlupfwinkel sowie jene Ruhe im Walde, welche zum Gedeihen des Wildes nothwendig ist.

Die letzte Glanzperiode der Jägerei im Arnberger Walde ist die Regierungszeit des Kurfürsten Clemens August vom Jahre 1723 bis 1761. Dieser hier im Lande vielgefeierte Fürst weilte oft längere Zeit auf dem Arnberger Schlosse, welches er mit großem Aufwande neu und stattlich ausgebaut hatte. Auch zu Hirschberg, so recht in der Mitte der großen Wildbahn, hatte er ein kleines Jagdschloß, von welchem jetzt ebenfalls kaum noch eine Spur vorhanden ist. Das Hauptthor dieses Schlosses steht gegenwärtig in Arnberg am Eingange des Eichholzes.



Sauhaß. Nach einem alten Holzschnitt von Feyerabend.

Wenn wir die auf den breiten Seitenpfeilern desselben stehenden lebensgroßen Thiergruppen betrachten, dann haben wir die Geschichte der Jagden, in Stein gehauen, vor Augen: Rechts wird ein Eber, links ein Hirsch von der Meute kräftiger Hunde niedergeworfen; und leicht denken wir uns den mit gefälltem Spieße herbeieilenden Jäger hinzu.

Die prächtigen Jagdzüge Clemens August's blieben noch lange Jahre im Andenken der Arnberger Bürger.

Bei all seiner Jagdliebhaberei wollte der edle Fürst doch nicht, daß die Untertanen Schaden davon haben sollten. Als im Jahre 1734 der Magistrat von Arnberg Klage erhob, daß das übermäßig gehegte Wild die Felder der Ackerbürger verheerte, ließ er die Sache untersuchen und erließ auf Bericht der Regierung, von Landdrost und Räten, vom 28. November 1735 ungeachtet des lebhaften Widerspruchs von Seiten des Oberjägermeisters den Befehl, in den Wäldern um Arnberg 100 Stück Roth- und 200 Stück Schwarzwild einzufangen und abzuschießen.

Die befohlene Jagd begann am 22. Dezember 1735 und wurde fortgesetzt bis zum 21. Januar 1736. Nach der Relation der Jäger waren in dieser Zeit 23 Hirsche und 47 Sauen erlegt worden; sie hätten aber, fügen die Jäger bei, Raßtage machen müssen, da bei der starken Kälte „die Hunde die Füße durchgelaufen hätten und viele der besten Hunde geschlagen worden seien.“ In der Zeit vom 25. Januar bis zum 21. Februar 1736 wurden dann noch 22 Hirsche und 26 Schweine erlegt. (Diese Nachrichten hat Seißenschmidt in den Blättern zur näheren Kunde Westfalens, Jahrg. 1864, S. 89 ff., aus den Akten mitgetheilt.)

Die echte altdeutsche Jägerei im freien Walde hörte hier erst völlig auf mit der Säkularisation des Erzbisthums Köln (nach 1801). Die von dem neuen Landesherrn des Herzogthums Westfalen, dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, eingeführte neue Forstverwaltung und Waldwirthschaft, wie sie später unter der preußischen Regierung weiter ausgeführt wurde, war, wie schon früher bemerkt, dem Gedeihen des Wildstandes nicht günstig. Der Hirsch als eigentliches Standwild ist in den Wäldern des Herzogthums Westfalen nicht mehr vorhanden.

Nur ganz im Süden des Landes, an der wittgensteinschen Grenze, besonders in der uns aus den Fürstenberg'schen Tagebüchern bereits bekannten Rüspe, wird noch dann und wann ein Stück Rothwild geschossen; und im Westen, in dem Winkel des Arnberger Waldes zwischen Ruhr und Möhne, lebt noch, gehegt von dem Grafen von Fürstenberg-Herdringen, eine zahlreiche Nachkommenschaft des alten Edelwildes unserer Wälder. Wer von Arnberg nach der „dicken Eiche“ geht und von da auf dem Wege nach Günnö oder nach Himmelpforten weiter wandert, ist zuweilen so glücklich, einem Hirsch mit stolzem Geweih zu begegnen; und ein oder anderer Reisender hat sogar vom Postwagen aus ein ganzes Rudel auf einer Waldblöße in der Nähe von Breitenbruch zu sehen die Freude gehabt.

Wenn nun die Hirsche als Standwild hier wol für immer verschwunden sind, so sind dagegen die wilden Schweine in neuester Zeit wieder eingewandert, und zwar seitdem die Nadelholzkulturen mehr und mehr zu dichten Wäldern heranwachsen. Eben heute, den 18. Januar 1881, wo ich dies schreibe, ist bei Kumbek ein mächtiger Keiler erlegt worden. Der hat wol einmal die Gegend von Arnberg ansehen wollen, wo seine Vorfahren vor 100 Jahren den Wald weit und breit inne gehabt hatten.

Die Jagd heutzutage ist nicht mehr das „große Gejäge“ aus der Zeit unserer Grafen und Kurfürsten. Ohne die Koppeln mächtiger Schweißhunde, ohne das Gefolge der Hunderte von Dienstleuten, ohne das Gallo und Horrido und lustigen Hörnerklang zieht eine kleine Jägerschar still hinaus in den Wald, wo die Fährte eines Wildes entdeckt ist. Der Jagdspieß und selbst der Hirschfänger sind beiseite gelegt, und der Schütze verläßt sich allein auf seine sicher und ferntreffende Doppelbüchse. Fast muß man sich wundern, wie es noch leidenschaftliche Jäger geben kann; die alte Jagdpoesie ist verklungen, wie so manche andere Poesie des Lebens.



Limburg an der Lenne.

## Die Lenne, das mittlere und untere Ruhrthal.

Die Romantik des Lennethals. — Plettenberg. — Limburg. — Elsen. — Hagen und die Industrie der Mark. — Hohensyburg. — Volmarstein. — Blantenstein und die Iseburg. — Kohlenreichtum der Ruhrgegend. — Essen, die Krupp'sche Gußstahlfabrik und Arbeiterstadt. — Abtei Werden. — Kettwig. — Mülheim — Ruhrort.

Wir haben zwar schon in den beiden vorhergehenden Abschnitten gelegentlich der reichen Naturschönheiten des bedeutendsten der Ruhrzuflüsse, der Lenne, gedacht; indessen dürfte es, ehe wir unsere Wanderung weiter fortsetzen, hier angebracht erscheinen, bei einigen der romantischsten Punkte dieses reizenden Thales, wenn auch nur flüchtig, zu verweilen.

„Die Lenne ist der Ruhr, was die Ahr dem Rheine, ihre wildeste, unerzogenste, aber auch ihre schönste Tochter, das Kind ihrer blühendsten Tage“, sagt das „Malerische und romantische Westfalen“ von Levin Schücking und F. Freiligrath. Sie entspringt am südwestlichen Abhange des Astenbergs, strömt an dem Städtchen Schmalleberg vorbei, wo das von dem heil. Hanno von Köln gestiftete Kloster Graffschaft liegt, nimmt in der Nähe der malerischen Burgruine Norderna die Nettelbeck auf und biegt sich bei Altenhunden, von Felswänden eingeengt, nach Norden, da, wo die Sieg-Ruhr-Eisenbahn ins Thal

tritt. Ueberall hat hier die Romantik der Sage ihren poetischen Nimbus um die waldigen Höhen und Burgruinen gewoben; auf dem Witzenberg weiß sie von den Hünen zu erzählen, am Teufelsstein treibt der Fürst der Hölle sein Unwesen und in den Felsenlöchern haufen die Berggeister (Hollen).

Von Altenhunden treten wir in das reizende Thal von Bilstein, das eine Zeit lang den Grafen von der Mark gehörte, aber in der Soester Fehde von kölnischen Lehnsmanen eingenommen ward. Bei Attendorn ergießt sich die vom Städtchen Olpe kommende Bigge in anmuthigen Windungen in die Lenne. Auf dem benachbarten Schnellenberg, einem der schönsten Schlösser Westfalens, verlebte der Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg mit der schönen Agnes von Mansfeld heitere Tage weltlichen Glückes zum Aergerniß der Attendorner, die ihn auf Bilstein belagert haben sollen. Dabei ward irrthümlich auf eine Kaze, die sich am Erkerfenster zeigte und die man für den Truchseß hielt, mit dem Ausruf: „Rattenfillers“ geschossen, ein Spottname, welchen noch heute die Attendorner tragen. Von der Sauerländer Spottsucht und Wizelei haben wir gelegentlich schon gesprochen. So spottet man bezüglich der Christlichkeit der Attendorner, „der einzige Christ im Städtlein sei der Jude Moses.“

Attendorn ward auch im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden belagert, aber die Einwohner schleuderten den Feinden ihre Bienenkörbe an den Kopf, wodurch diese, übel zugerichtet, zum Verlassen des Platzes getrieben wurden. Zur Erinnerung an die glückliche Befreiung führen sie noch jährlich am Frohnleichnamstag einen künstlich verschlungenen Waffentanz mit den, wie es heißt, von den Schweden erbeuteten Waffen auf. Doch schreibt sich dies wol nur daher, daß Attendorn einst durch seine Waffenindustrie berühmt war, die sich nach dem Dreißigjährigen Kriege nach Solingen verpflanzte.

Die Lenne rauscht bei Gräfenbrück an einer wildromantischen Felswand vorbei, auf der einst die Poperburg stand. Ringsum gemahnen Trümmer zerfallener Burgen an das verschollene Geschlecht der Bogte von Olpe. Nun scheint sich die Lenne, nachdem sie in den drei unvergleichlich reizenden Thälern der Olpe und Weischeide ein wunderliebliches Rundbild gezeigt hat, gewissermaßen zu sputen, „als könne sie nicht früh genug all ihre Märchen, Elementargeheimnisse und Herrlichkeiten der fernen Ruhr erzählen, wie ein beschenktes Kind, das seiner Mutter seine Freude zu zeigen läuft. Da kommt von der linken Seite, unter dem freundlichen Vamenol mit seinen zwei alten Ritterfizen, die Bigge auf sie zugestürzt und schwazt und gurgelt; aber unser Fluß rauscht weiter und hört sie nicht; er weiß ja, was sie zu erzählen hat, das sind Geschichten und Mären aus den Ruinen, aus den Bergen und den Klüften, wie ihrer die Lenne viel schönere kennt. Hat doch die Lenne gar einst den leibhaftigen Satanas über sich her nach Westfalen hineinfliegen sehen, einen Sack voller Adelligen unter dem Arm, so voll, daß über der Mark und dem Hellweg einzelne herauspurzeln, über dem Münsterlande aber der Sack birft und sie alle herunterfallen, die von Schlingel, von Schade, de Grypper (Greifer), de Byter (Beiser), dat Strick, de Peeperjack (Pfeffersack), Waschenning, Springinsleben oder Ziegenbart, Supetut (Saufaus), de Unbeschedene, Springerus Rodenstert (Rothschwanz), Schnapümmel, Schudüwel, de Duwel, Jagetho, Packtroh und wie alle die Ehrennamen heißen, welche die Naivetät des 14. Jahrhunderts für seine ritterlichen Beherrscher und Dränger erfand.“

Hierauf fließt die Lenne an dem steilen „heiligen Stuhl“ vorbei, auf dessen 550 m hoher waldiger Kuppe dereinst ein Wallfahrtsort war, und bespült das in einem Waldgrunde äußerst anmuthig gelegene Lennhausen, dessen überhängende Kapelle „wie ein getreuer Eckhart“ warnend die Waldeinsamkeit beherrscht. Durch immer mehr sich einengende Höhen und Felswände gelangen wir, dem Laufe des Stromes folgend, nach Schwarzenberg, wo das alte Schloß, jetzt zu einer Försterwohnung umgewandelt, auf der steilen Kuppe thront. Von der benachbarten Felskante des Krop oder „Graf Engelbert's Stuhl“ sieht man unter sich die Lenne in fünf Windungen aufblitzen und genießt eine entzückende Aussicht auf die fernen Höhenzüge der Homert und des Esbegebirges. Da liegt auch in allerliebster Landschaft das alte Dörfchen Pasel. Am Zusammenstoß der fruchtbaren Thäler der Elbe, Dester und Grüne liegt „platt am Bracht“ (Berg) das danach genannte Plettenberg, das einst eine neunthürmige Kirche und eine hochzinnige Burg mit sieben Thürmen krönte, einst der Sitz eines mächtigen Rittergeschlechts. Ein Johann v. Plettenbracht war um 1293 bis 1311 Marschall von Westfalen, „der die Städte Hallenberg, Osterfeld und Belecke erbaute“, und zu Ende des 17. Jahrhunderts war ein Friedrich Christian Plettenberg Fürstbischof von Münster. Ein Walter v. Plettenberg endlich ward 1494 Heermeister des Deutschen Ordens und besiegte mit einem Heere von 4000 Mann das zehnmal stärkere des russischen Zaren; ebenso mit ungefähr 13,000 Livländern bei Pleskow die 130,000 Mann starke Streitmacht der Moskowiter (1502). Er erbaute auch das Ordensschloß in Wenden und das zu Riga, welches freilich später ein kaiserlich russischer Generalgouverneur bewohnte.

Werdohl gegenüber liegt in stiller Waldeinsamkeit auf einem Berge Pungelscheid, das Haus, worin der Vater des abenteuerlichen Königs Theodor I. von Korsika geboren ward. Wie dieser mit echt westfälischer Zähigkeit immer wieder von Neuem nach dem Besitz einer himärischen Krone rang, darüber kann man in G. Natorp's „Ruhr und Lenne“ S. 217 ff. eine höchst interessante Skizze lesen. Nachdem er in Korsika Fiasko gemacht, ging er nach London, wo er verhaftet und ins Schuldgefängniß geworfen ward. Großprahlerisch vermachte er seinen Gläubigern sein Erreich Korsika und ließ sich in einer Sänfte zu einem ihm bekannten Schneider tragen, der die Träger bezahlte und ihn bis zu seinem Tode beherbergte. Auf seiner Grabchrift stehen die Worte:

„Das Schicksal schenkte ihm ein Königreich, verjagte ihm aber das Brot.“

**Limburg.** Ueber Altena, die Stammburg der Grafen von der Mark und deren Dynastie, haben wir bereits im 4. Kapitel dieses Abschnittes gehandelt. Wir wenden uns von da nach Limburg, einer der schönsten Landschaftspartien Westfalens, über die sich unser „Malerisches und romantisches Westfalen“ begeistert also vernehmen läßt: „Es sind zwei Kleinode, zwei Edelsteine, jene Punkte, welche der Silberreifen der Lenne einfaßt, welchen dunkle Blätter aus dem Buche alter Historie als Folien untergelegt sind. Eine Gegend wie diese kann nicht beschrieben werden, weil sie wie Musik auf uns wirkt, durch alle Poren des Gemüths auf alles Seelenleben eindringend und es in jeder Regung erfassend; dies Ausathmen von Musik einer schönen Natur ist es, was man den unnennbaren Reiz einer Landschaft nennt, was man Zauberhaftes darin fühlt, das unserer festesten Individualität wie mit einer schmerzlichen Sehnsucht nach



Auflösung in das All, nach einer vollen Hingabe an die Natur droht. Das Betrachten von Werken der Kunst kann ermüden, wie der Gedanke ermüdet; sie heißen ein intellektuelles Arbeiten der Seele; die Natur ermüdet nie, denn sie trägt und wiegt unser bewußtes und unbewußtes gesamtes Seelenleben wie auf den Harmonien der Musik. Die Weisheit der Kindeseinfalt, die Poetenintuition der Sage hat zuerst diese Musik der Natur entdeckt und belauscht; die Sage hat den Ausdruck dafür in der Fiktion geschaffen, daß aus dem Turley in den Untergang hinabziehende Töne klängen, daß aus den Elementen, aus dem rauschenden Strome, der Nixe schwermüthiges Lied tönte; sie läßt die Geister-töne der Glocke von Aragonien durch die Sommernacht einer Huerta von Valladolid schwirren; die romantische Poesie lernte von ihr, das Klingen der Sonnenstrahlen im Gelaub der Wälder, die Aeolsharfe-töne des Windes zu belauschen. — Ein zweites, worin die Musik der Natur einen Ausdruck gefunden, sind die Weisen der Volkslieder. Das ist das Geheimniß des namenlos ergreifenden Zaubers, der in diesen so einfachen und doch so tief poetischen Klängen liegt. In die Musik einer schönen, farbenreichen, freudigen Natur wird auch das Lied des in ihr angesiedelten Volkes lebendig bewegt und froh sich einfügen: in der grandiosen Debe von Landschaften, wie sie Hochschottland und der weite Norden besitzt, tönt es so einfach wehmüthig und doch so durchschauernd wie eine geheimnißvolle Prophezeiung vom nahen Tode, wie eine mahnungreiche Geschichte vom ewigen Scheiden und Sterben. Die jetzt meist untergegangenen Volkslieder des einst so heidenreichen nördlichen Münsterlandes sind so durchdringend schwermüthig, wie der einsame Schrei des Kibitzes, der über die Heide hinfliegt; aber die Phantasie hat in der Debe desto schrankenloseren Raum zu ihren Schöpfungen gefunden, und aus dem Rahmen der einfachen Weisen steigt vorgebildet die ganze Welt der späteren Romantik auf, mit ihren Königskindern, ihren Seefahrern, ihren Prinzen, die um Hirtinnen freien.

Wollen wir sie belauschen, die Musik der Natur, die Stimmen der Wasserfeien, die Melodien des Elements, so müssen wir uns auf die Brücke von Limburg setzen, wenn es Nacht ist, wenn der Mond geisterweckend seine Strahlenpfeile in die krausen Wellen der kleinen Wehre hinabschießt; über die Breite der Lenne, scheint es, ist eine Reihe von Metallglöcklein gespannt, und die Feien läuten sie, sie läuten mit allen Glocken die Mondnacht ein; das ist für das unheimlich rührige Geschlecht, was der Sonntag den Menschen; dazwischen hört man sie lachen und jauchzen und wehklagen und seufzen, ohne Raß, ohne Ruh ihrer Wasserorgeln Kadenzen durchlaufend, eine wunderfame Vesper, über welche die Strahlenmonstranz am Himmel von oben her ihren Segen ausgießt. Man kann sich nicht losreißen von dieser sonderbaren Musik, die unerkennbar, keine Dichterphantasie, in unser Ohr dringt; man möchte ihr lauschen, bis im Glanze des Morgens das Thal von Hohenlimburg vor uns auftaucht. Dann freilich, beim Tageslichte würde man vergessen, auf der Wasser Rauschen, Singen und Läuten zu horchen. Es ist nichts als zwei Reihen hoher Berge, dazwischen ein Fluß, an seinem linken Ufer eine Stadt und über der Stadt ein Schloß; aber aus diesen fünf Dingen, wie aus fünf nichtsbedeutenden Buchstaben das schönste Wort, ist die schönste, die ergreifendste Rede zusammengesetzt, die der Schöpfer zum Menschen sprechen kann, wenn er uns einmal ins Herz prägen will: „es ist nicht wahr, was sie sagen, der große Pan sei todt!“ —

Durch geebnete Pfade und schöne Anlagen steigen wir hinan zu der Terrasse des Schlosses, auf der drohende Geschütze aufgespant sind; wir schreiten durch das massive Burghor mit seinen Adler- und Falkenklauien in den gewölbten Thorweg. Wir erblicken links ein Wohngebäude, vom Grafen Mauriz Kasimir in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut; sonst umschließt die hohe Ringmauer nur wenig Ueberreste aus alter Zeit. Von dem Zinnengang dieser Ringmauer hat man eine herrliche Aussicht, die man nicht mit Unrecht mit der von der Terrasse des Heidelberger Schlosses verglichen hat. Aehnlich wie man von da auf die üppige Neckarebene und die azurnen Höhenzüge des Hardtgebirges blickt, so schaut man hier auf das idyllische Seitenthal der Nahmer und das fruchtbare Lennethal, auf die in blauer Ferne dämmernden Ruhrberge und die Ruinen von Hohensyburg. Uns zu Füßen liegt das freundliche Limburg, „einst so blank und niedlich, als habe ein Kind seine Stadt aus der Nürnberger Schachtel zwischen Baumgruppen und Blumengärtchen zusammengestellt, jetzt sehr durch seine Fabriken verunstaltet.“

Limburg entstand, wie Hamm an der Lippe und Blankenstein zur Zeit der Fsenburgischen Wirren, im Anfange des 13. Jahrhunderts; ein Graf Heinrich von Limburg in den Niederlanden hat es erbaut. Von zwei Brüdern, die sich in das Erbe von Altena theilten, erhielt der eine, Arnold, außer Fsenburg und Nienbrügge, Rechte zu Limburg. Durch Verheirathung gelangte Limburg in den Besitz der Familie von Ruwenar und dann in den des Fürsten von Bentheim-Tecklenburg-Mheda, der es noch heute besitzt.

Wenn wir die Lennebrücke überschreiten, nähern wir uns dem ehemaligen hochadeligen freiweltlichen Damenstift Elsey; auf der Höhe gegenüber, auf der einst das Schloß Eifel thronte, steht hier im dichten Gebüsch das schlichte Denkmal Johann Friedrich Möller's, des „Pfarrers von Elsey“. „Ueber das Pfarrhaus zu Elsey breitet die Erinnerung . . . eine idyllische Poesie, die vergessene und doch so rührende Poesie des Landpredigerlebens, die hinter den rebenumspunnenen Fenstern der stillen, sommerlichen Studirstube, unter der blühenden Geißblattlaube des trauten Familienmahles, an dem von Heimchen umzirpten Herde der blankgeschuerten Küche wohnt, wie es die Dichter unserer sentimentalen Literaturperiode so sinnig geschildert haben. Man denkt dabei an Boffen's Luise; wer Johann Friedrich Möller kannte, denkt bei seinem Namen an eine realere Gestalt, an Justus Möser. In derselben Zeit wurzelnd, aus gleicher Denkrichtung patriotische Phantasien nährend, mögen Beide zusammen genannt werden, wenn Westfalen die Männer aufzählt, auf welche es stolz ist. Möller's Geist beweisen die Kinder seines Geistes, seine Schriften; sein nachhaltiges Wirken, seine anderen Kinder, die guten freundlichen Leute von Elsey. — Er war es, der in den Drangsalen des Jahres 1806 die Befürchtungen der Grafschaft Mark, von der Krone Preußens losgerissen zu werden, aussprach und des Königs hochherziges, beruhigendes Wort zur Antwort darauf erhielt.“ —

Von Limburg führt ein sehr schöner Weg an der Höhe vorbei, auf der einst die Feste Raffenberg stand, dann an den Felsen der Hünenpforte und des Weißenstein's vorüber nach Hagen.

Auf dem Raffenberg soll einst der müße Raubritter Graf Humbert gehaust haben, der seinen Rossen die Hufe verkehrt beschlagen ließ, um seine Feinde zu täuschen. Einst ward er in seiner Burg von einem starken Heere belagert,

und ein altes Mütterchen verrieth den Belagerern, sie sollten einen Esel auf den Berg führen, und wo derselbe mit dem Fuße scharre, da liege die Brunnenleitung zum Schlosse. Die Feinde entdeckten so auch richtig die Röhren und setzten den Grafen aufs Trockene, daß er sich ergeben mußte. Da erbat er sich für seine Gemahlin freien Abzug mit Allem, was sie auf dreimal aus dem Schlosse tragen könnte. Dies ward ihm gewährt und siehe da! zuerst erschien seine Gattin, ein starkes Weib, und trug ihn selbst aus der Burg; zum zweiten Male trug sie ebenso ihren Sohn hinaus. Als sie aber zum dritten Male mit einer großen Last von Kostbarkeiten herauskam, sank sie am Fuße des Berges elendiglich zusammen. Das ist so ein Stückchen gleich der Weibertreue von Weinsberg; nur hätte sie sich mit den „Häuptern ihrer Liebe“ begnügen sollen.

**Sagen.** Hagen ist ein Hauptknotenpunkt des vielverschlungenen Eisenbahnnetzes der westfälischen Bahnen. Steigt man hier aus, so wird man von einem nach allen Richtungen hin wirbelnden Menschenstrome bald hierhin, bald dorthin gerissen; das ist ein Gedränge und Geschieße, ein Fragen, Schreien, Toben, daß man meint, es sei hier stets ein großes Unglück geschehen. Da läuft nicht nur eine Eisenbahnlinie vom Wuppertal (Elberfeld) ins Ruhrthal mit Zweigarmen auf der rechten Seite der Ruhr über Wetter, Witten nach Dortmund und links über Bolmarstein, Blankenstein, Hattingen nach Steele; sondern auch eine Linie ruhraufwärts an Hohensyburg vorbei über Westhofen Schwerte, wo sie sich in zwei Arme spaltet, einestheils über Unna nach Soest, anderntheils fluschaufwärts nach Arnsberg. Ferner nimmt in Hagen die Ruhr-Siegbahn ihren Ausgangspunkt über Kassel bis Altenhunden, wo sie das Lenne-  
thal verläßt, um südwärts zwischen Ruhr und Sieg in das Siegthal einzumünden.

Andererseits bildet aber auch Hagen ein Centrum westfälischer Industrie. Schon von weitem bedeuten uns hier die zahllosen hochaufragenden Kamine, daß wir in das Land eintreten, wo „der Märker Eisen rekt“, wie Arndt singt. Hier ist es aber nicht, wie an der unteren Ruhr und am Hellweg, der Steinkohlenbergbau, sondern vorzugsweise die Eisen- und Stahl- und die Eisenwaarenfabrikation, die dem Lande ihr charakteristisches Gepräge ausdrückt. Einen neuen Aufschwung erhielt aber diese Industrie besonders seit der Anwendung der Dampfkraft. „Überall stößt man auf Hütten- und Puddelwerke, in welchen Roheisen, Stab-, Band- und Schieneneisen, Puddelstahl, Weißblech, Schwarzblech, Raffinirstahl, Cementstahl in großen Massen produziert wird. Die Metallwaarenfabrikation der Kreise Hagen, Iserlohn und Altena ist eine der blühendsten der Welt. Die Nadeln, Knöpfe, Messer, Sensen, Strohmesser, Hämmer, Ambosse, die mannichfaltigen sonstigen Eisen-, Stahl-, Messing-, Neusilber-, Zinn- und Bronzewaaren, welche hier in Tausenden von Werkstätten erzeugt werden, wandern weit in die Ferne nach allen Theilen der Erde. Daran reihen sich viele andere Establishments, Tuch- und Kattunfabriken, Messelfärbereien, Tabakfabriken und wie alle die Zweige gewerblicher Thätigkeit heißen mögen.“ „Rad an Rad“, sagt Jakobi in seiner Darstellung des Berg-, Hütten- und Gewerbesens des Regierungsbezirks Arnsberg, „wälzt sich geschäftig um, von dem Sturze des dienstbaren Wassers getrieben; Schlot an Schlot ragt empor, und

über ihnen weht des Rauches Fahne, das Banner der arbeitsamen Männer, welche mit der Macht des Feuers den Troz der Metalle brechen. Thalab, thalab tönt dumpf der Fall des Hammers und rollt die Walze in geräuschvollem Umlaufe, in anderen Revieren rollt die Spindel und klappert hastig der Webstuhl. Dort Eisen, Stahl, Messing, Zinn, Silber — hier Seide, Wolle, Leinen, Baumwolle, welche unter kunstreicher Hand im Dienste der Gewerbe sich mannichfach umgestalten. Verschwunden ist schon in einigen Bezirken der alte Gegensatz von Stadt und Land: — Gewerbe überall! Meilenweit zieht sich in ununterbrochener Reihe die Zeile der Häuser hin!



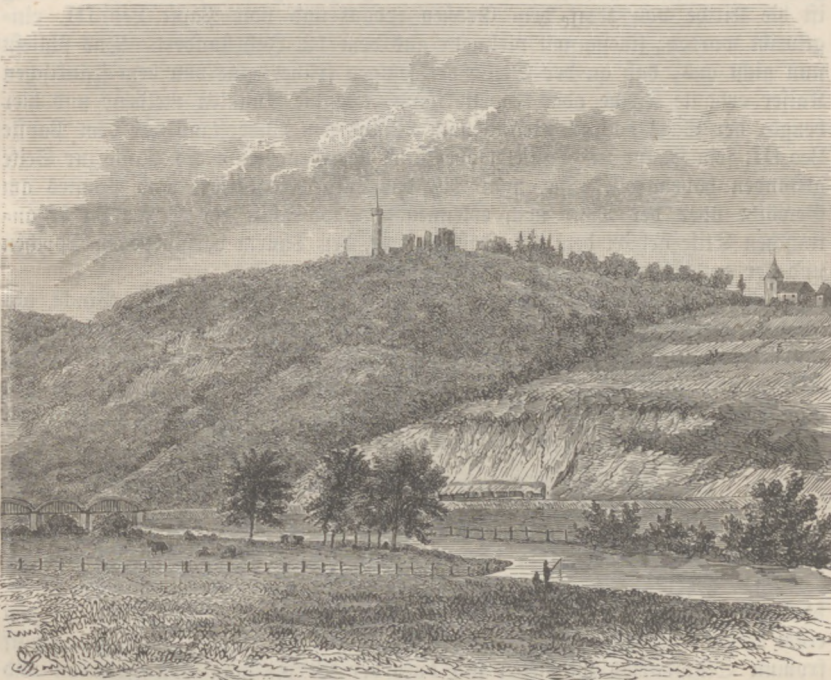
Sagen.

Daß die Industrie des Süderlandes uralt ist, beweist, daß schon im 14. Jahrhundert eine besondere Art von Eisen, „Osemund“ genannt, von der deutschen Hanse nach Brügge versandt ward. Nach dem Dreißigjährigen Kriege wird besonders das kleine Gilpe an der Volme wegen seiner vortrefflichen Klingen gerühmt; „Gilpe's Schmiede wurden auf Veranlassung des Königs von Preußen die Gründer der russischen Klingensabrik in Tula.“ Im Thale der Ennepe blühte seit 1787 besonders die Fabrikation von Senfen, Sicheln und Strohmessern. Mit der Gewerbefreiheit, der Anwendung der Steinkohle und Dampfmaschine erhob sich das Gewerbe der Mark zur Großindustrie.

**Hohensyburg.** Einer der romantischsten Punkte der mittleren Ruhr ist die alte Sachsenfeste Hohensyburg am Einfluß der Lenne, auf dem Rücken einer jähren Bergwand, welche wie einst die Gressburg (Marsberg oder Stadtberg) zu den ältesten Festen in Deutschland gezählt wird. Hier vertheidigte sich der kühne Sachsenherzog Wittekind tapfer gegen Karl den Großen; hier erschallte das berühmte Schlachtgebet seines zähnen, hartnäckigen Volkes: „Hilli kroti Woudana (Heiliger, großer Wodan), ilposk un osken panna Wittekin (hilf uns und unserm Bannerherrn Wittekind), ok stelta of ten aiskena Carlavi, ten slakten ena (auch den Unterfeldherren gegen den abscheulichen Karl, unsern Todtschläger)! Ik gif ti in aur un tou scapa un tat rose (Ich gebe dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub), ik slacte ti all funka up tinem iliken artisperko (ich schlachte dir alle Gefangenen auf deinem heiligen Harzberg!)“ Unsere Feste wird zuerst in den Annalen Einhard's, des Biographen des fränkischen Kaisers, erwähnt, wie folgt: „Während seines Winteraufenthaltes in Carisiacus (775) beschloß der König, das treulose und bundesbrüchige Volk der Sachsen mit Krieg zu überziehen und nicht zu ruhen, bis sie besiegt und zum Christenthum bekehrt oder ganz ausgerottet wären. Nachdem er also den Reichstag zu Dürren abgehalten hatte, setzte er über den Rhein und zog mit der ganzen Macht seines Reiches nach Sachsen. Gleich beim ersten Sturme eroberte er die Feste Sigiburg, wo eine Besatzung der Sachsen war.“ Wie die Sage erzählt, fiel die Burg durch Verrath eines Bauern, welcher auf heimlichem Pfade lange Nahrungsmittel den Belagerten zuführte. Dieser zerstörte das Wasserrad, wodurch die Besatzung ihr Wasser zog. So mußte sich Wittekind nothgedrungen ergeben und taufen lassen; der verrätherische Bauer aber ward in den Adelsstand erhoben und zum Besitzer der eroberten Burg gemacht. Geschichtlich ist, daß die Sachsen nach dem Wegzuge Karl's des Großen wieder die Gressburg eroberten und die Feste Hohensyburg belagerten, bis der Kaiser zu ihrem Entsaß heranrückte. Die Annalen der Abtei Looch enthalten darüber noch mancherlei Einzelheiten, sie erzählen unter Anderm, wie die Erscheinung zweier blutrothen Schilde über der Kirche die feindlichen Heiden in Schrecken gesetzt und in die Flucht gejagt hätte.

Der Name Syburg ward von dem germanischen Volksstamme der Sigambern abgeleitet; Andere erklären ihn für „Siegesburg“. Man nimmt an, daß sie Wittekind's Eigenthum war und mit ihrem Oberhof zum Reichshofe gemacht wurde, bis sie 1300 an den Grafen Eberhard von der Mark kam. Uebrigens sind die Ruinen, die man heutzutage auf den Anhöhen sieht: ein Thurm, zwei weite Gemächer und Theile der Ringmauer, nicht die Ueberreste der alten Sachsenfeste, sondern stammen offenbar aus einer späteren Zeit. Denn in den Sachsenkriegen bediente man sich nicht solcher zinnengekrönter Ritterburgen, deren Modell die Trümmer unserer Hohensyburg aufweisen; sondern man vertheidigte sich hinter sogenannten Wallburgen oder Hünenringen, mit Wall und Graben umgebenen freien Plätzen auf steilen Anhöhen, von denen man noch vielfach Spuren im Sauerlande gewahrt. Solche größere Wallburgen wurden unter einander durch kleinere, mehr versteckte Waffenplätze verbunden, wo man vielleicht Vorräthe und Vieh schleunigst in Sicherheit brachte. In den größeren sorgte man natürlich auch durch Brunnen für Wasser. Auf unserer Hohensyburg kann man namentlich auf der Ostseite noch deutlich die Spuren der früheren Umwallung erkennen. Die Burgruinen dagegen, der verfallene Velfried

mit den Wänden und Ringmauern, sollen nach Möller's Vermuthung aus der Zeit Heinrich's IV. stammen; es soll eine jener Zwingburgen gegen die Sachsen gewesen sein, deren bekanntlich dieser deutsche Kaiser viele anlegen ließ. Als es dann später eine Raubburg wurde, wurde es wie Volmarstein, Fzenburg und andere von den Grafen von der Mark um das Jahr 1287 zerstört. Nach dem Aussterben der Familie von Syburg ging das letzte Besizthum der früheren Ministeralien der Feste im Hause Busch auf die Familie v. Vincke über.



Hohensyburg mit dem Vincke-Denkmal.

„Am nördlichen Abhange der Bergwand“, schildern die Verfasser des „Malerischen und romantischen Westfalens“, „auf öder Heide steht das Dorf Syburg, eine dürftige Erinnerung an Wittekind's große Stadt! Es ist öde auf dieser Halde, wenn man aus den Ruinen zurückkommt, in denen man die Blicke weit hinab in die Lande hat schweifen lassen, weit hinauf in verschollene Zeiten, bis sie auf den mächtigsten Gestalten unserer Geschichte haften geblieben; auf der tiefern Halde ist der Blick eng beschränkt, der Abendwind haucht Gaarrauchnebel darüber, einen fahlen Lichtschleier; der heilige Petersbrunnen, der Wunder that in anderen Zeiten, steht träge quellend; durch die alte Kirche inmitten kleiner Grabsteine pfeift leise der Zugwind, drinnen nichts als Leichensteine, Sterbewappen und das Todtengeläute der Zeit, das schallende Tiktak der Thurmuhr. Keine Spur mehr von dem alten Schmucke, der an den Tag erinnerte, an welchem in dieser Kirche, wie die Sage will, Karl der Große mit seinen

Paladinen und Herzögen auf dem Chore stand und Gebete murmelnd den gewaltigen Bart wiegte, während der Pontifex von den sieben Hügeln, Leo III., mit einem unzählbaren Gefolge von Fürsten in der Kirche umherschritt und die Wände salbte und segnete und die Stätte weihte, wo das blinde Heidenvolk eine Irminsul oder ein Krodobild, den „Krottenteufel“, verehrt hatte.“ — Uebrigens beruht die Figur eines alten sächsischen Gözen Krodo auf einer reinen Erfindung Bothe's in seiner „Kronecke der Sachsen“ (1492), wie dies Delius zu Anfang unseres Jahrhunderts unwiderleglich dargethan hat. Eben so wenig ist die Kirche von Karl dem Großen erbaut und von Papst Leo III. eingeweiht worden; sie stammt vielmehr aus dem 12. Jahrhundert. Das schließt nun nicht aus, daß an der Stelle der jetzigen früher eine von dem fränkischen Kaiser erbaute Kirche oder Kapelle stand, wie die Annalen melden, und hier beugte, der Sage nach, Witekind nach 32jährigem Widerstand vor dem Papste Leo III. sein Haupt zur Taufe, wobei Karl der Große ihm als Pathe zur Seite gestanden haben soll. Ja, man will das Bild des Kaisers und Papstes am Gewölbe über der Thür noch erkennen. Das Schiff der Kirche im byzantinischen Stile gehört dem 12. Jahrhundert, der Thurm verschiedenen Epochen und der gothische Chor dem 14. Jahrhundert an.

Zu Ehren des hochverdienten leutfeligen Oberpräsidenten L. v. Vinde, des „Vaters der Provinz“, ist westlich von den Burgruinen ein gothischer Aussichtsturm errichtet worden, welcher im Jahre 1857 feierlich eingeweiht wurde. Ein zweites Denkmal erhebt sich weiter westlich zum Andenken der in den glorreichen Jahren 1870 und 1871 gefallenen deutschen Krieger, eine mit dem preußischen Adler gekrönte Siegessäule mit der Inschrift:

„Den Todten zum Gedächtniß, den Lebenden zur Mahnung.“

Unsere Wanderung führt uns weiter zu dem reizend gelegenen Herdecke, das seinen Namen von einer der germanischen Göttin Hertha, oder richtiger Nerthus, geheiligten Eiche haben soll. Auf der Höhe erhebt sich die wahrscheinlich aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammende Stiftskirche, die von einer Nichte Karls des Großen, Frederune, gegründet worden sein soll. Zwölf fromme Stiftsdamen widmeten sich dort der Verpflegung von Fremden und Unterstützung von Armen sowie der klösterlichen Erziehung junger Mädchen.

Eine herrliche Aussicht genießt man von dem stattlichen Steinthurm auf dem Kaisberg (nicht Kaiserberg, nach einem angeblichen Lager Karls des Großen). Der Thurm ist zum Andenken des berühmten preußischen Ministers Freiherrn vom Stein errichtet, der in dieser Gegend schon im 25. Lebensjahre als Oberbergrath wirkte.

„Die Ruhr strömt in silbernen Bindungen, rechts die Höhen des Ardeygebirges bespülend, und schlägt jetzt ihren Bogen um die Freiheit Wetter, die von dem alten Schloß überragt wird, das, einst eine Burg der Grafen von der Mark, in späterer Zeit ein Amtshaus, heute eine Eisengießerei des Volksmannes Fr. Wilh. Harkort in sich aufgenommen hat.“ Diesem wackern Vorkämpfer für Volkswohlfahrt und Volksfreiheit, der auch in zahlreichen Schriften seine Ansichten energisch vertrat, hat Emil Nittershaus in der Gartenlaube (Nr. 2 des Jahrgangs 1870) einen ehrenden Denkstein gesetzt.

**Volmarstein.** Wetter gegenüber erhebt sich malerisch die Ruine Volmarstein auf einem Felsen an der Ruhr, wo man noch ein altes Wette der Volme erkennen kann. Ueber die Vergangenheit dieser Burg besitzen wir ein sehr gründliches, auf Urkunden gestütztes Werk des westfälischen Alterthumsforschers Nikolaus Hindlinger. Darin lesen wir, wie die Volmarsteiner Grafen sich allmählich zu reichsunmittelbaren Territorialherren emporschwangen.



Oberpräsident Freiherr L. v. Vinde. Nach Paul Thumann.

Anfänglich besaßen sie als Bauern nur den Haupthof ihrer Gemeinde und verwalteten das Amt eines Landrichters sowie eines Anführers im Kriege. Nach Einführung der Gauverfassung unter Karl dem Großen waren sie meist Frei- und Gaugrafen. Gegen Befreiung vom Kriegsdienst mußten dann die Bauern ihrem Schutzherrn, der sich seine eigene Dienstmanschaft bildete, Abgaben zahlen, und zur Begründung der Territorialherrschaft ward dann unter Heinrich IV. die Burg erbaut. Wir finden zuerst in einer Urkunde von 1134 einen Herrn



„Heinrich von Bolmudisteine“ erwähnt. Wir finden die Bolmarsteiner Herren häufig in die Fehden der Kölner Erzbischöfe, in deren Heerbann sie standen, und der Grafen von der Mark verwickelt. Dies brachte ihnen den Untergang. Als nämlich der Graf von der Mark, Engelbert II., nach der entscheidenden Schlacht bei Mühldorf 1322 die Farbe wechselte und zu dem siegreichen Gegenkaiser Friedrich's des Schönen, Ludwig dem Bayer, überging, zog er gegen den Erzbischof von Köln und dessen Vasallen, den Grafen von Bolmarstein, zu Felde. Er belagerte die Burg Bolmarstein, die ihm als in der Mitte seines Gebietes um Altena und am Hellweg gelegen, schon längst ein Dorn im Auge war, und zerstörte sie 1324. Umsonst hatte der streitbare Erzbischof von Köln versucht, die Feste zu entsetzen. Damit war der Glanz der Bolmarsteiner erloschen.

Auch die Sage webt ihren Nimbus um die Burg und ihre Besitzer. Wer kennt nicht Wolfgang Müller's: „Juncker von Bolmarstein?“ — Da erscheint einst einem Juncker dieser Burg beim Ausritt der Geist eines von ihm Erschlagenen in der Gestalt eines Bettlers, dessen Zudringlichkeit er sich nicht erwehren kann. Da greift er wüthend zum Schwert und ruft aus:

„Nun treiff' ich dich sicher, du Tagedieb!“  
Doch geht in leere Luft der Stoß,  
Der Bettler zergethet riesengroß. —  
Angstvoll läßt Bügel und Zügel los  
Der Juncker von Bolmarstein.

Aufbäumt sich das Roß in wildem Sprung,  
Unhemmbar war sein mächtiger Schwung.  
Es schwindet im waldigen Dämmerlicht. —  
„D'gehe, Herr, nicht ins Gericht!“  
So hetet der Knecht. „Er ist ein Wicht,  
Der Juncker von Bolmarstein!“

Sie suchten ihn Nachts im Waldesraum,  
Sie fanden ihn Morgens am Eichenbaum;  
Das Haupt hing auf einem Gabelast,  
Das Roß floh unter ihm fort in Hast.  
So büßte der schönsten Thaten Last  
Der Juncker von Bolmarstein. —

Ueberhaupt ist das Bolmethal sehr reich an Sagen. In der sogenannten Finkinger Lei, einer Felswand mit einer Grotte, sollen einst hülfreiche Kobolde gewohnt und dem gegenüberliegenden Finkinghof manchen Dienst erzeigt haben. Als einen solchen treuen Hausgeist einst der Herr mit neuen Kleidern belohnen wollte, fühlte sich derselbe in seiner Uneigennützigkeit gekränkt und verschwand. In einem Schlosse bei Dahl soll der Ritter Blaubart gehaust haben. Von der Burg Hardenstein bei Witten erzählt man sich folgende artige Sage, welche an die berühmte Nibelungensage anklingt: „Einst lebte auf dem Schlosse Hardenberg oder Hardenstein Nibelung (in Urkunden Nibelung von Hardenberg), der Neffe des alten Niblung, dessen Söhne Siegfried erschlug. Ein Zwerg, Namens Goldemar (Bolmar), entfloh vor Siegfried nach Sachsen und besuchte dort von Zeit zu Zeit den Neffen seines frühern Herrn. Diesen nannte er Schwager, schlief mit ihm in einem Bette, spielte mit ihm und stand ihm überall treu zur Seite. Er war unsichtbar und ließ nur manchmal bei Tische seine kalte, weiche Hand befühlen. R. Simrock singt von ihm wie folgt:

„Doch seine Stimme lautete den süßen Flöten gleich,  
 Sein Sprechen schon, sein Flüstern war lieblich wie Gesang,  
 Und griff er in die Saiten, so that er allen Herzen Zwang,  
 Daß ihn lieben mußte, wie gram ihm Einer war.  
 D'rum hatt' ihn Niblung gerne, den König Goldemar.“

Aber plötzlich ging eine Wandlung in unserm Hausgeist vor, als die schöne Nichte Niblung's, Gotelinde, die Braut Dietrich's, ins Schloß kam.

„Man hatt' ihn oft vernommen sonst auf dem Hardenstein;  
 Doch seit Gotlind gekommen, fand er sich täglich ein.  
 Er sang ihr seine Lieder und lehrte sie das Spiel;  
 Es war gar leicht zu merken, daß ihm das Mägdelein gefiel.“



Ruine Volmarstein.

Auch ihr schien zu behagen des Kleinen Unterricht:  
 Sie war die Kunst zu lernen mit allem Fleiß erpicht.  
 Das Harfen und das Singen währte Tag und Nacht;  
 Wohin die Weiden gingen, ward das Spiel ihr nachgebracht.

Dft trug er ihr 'es selber an einen Wasserfall  
 Und sang in das Rauschen der Flut mit süßem Schall.  
 Sein kleines Kößlein weidete dabei im blüh'nden Klee:  
 Das wurde Dietrichen zu unermesslichem Weh.“

Auf einmal waren Goldemar und Gotelinde auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Nach einer andern Version spielte unserm „König Volmar“ der Küchenjunge den Schabernack und streute Erbsen auf die Wendeltreppe aus. Da ertönte plötzlich Nachts ein heftiges Gepolter und Geschrei, und danach war es wieder mäuschenstill. Des Morgens fand man den Küchenjungen zur Hälfte am Bratspieß stecken und gebraten, die andere Hälfte lag im Topf gesotten. Volmar aber war aus dem Schloß verschwunden und mit ihm Glück und Frieden. Die Burg zerfiel in Trümmer und soll erst wieder zu neuem Glanze erstehen, wenn drei vom Geschlechte der Hardenberge am Leben sind. — Zur Beglaubigung dieser Geschichte zeigte man noch lange Kost und Topf. Dem vaterländischen Geschichtschreiber ward dieser Topf angeblich auf der Abtei in Fröndenberg gezeigt, nach seiner Abbildung gleicht er jedoch einem Bierkrug mit Henkeln.

In der Nähe von Hardenstein liegt eine der kohlenreichsten Zechen, deren besonders die Umgegend von Witten eine große Menge aufweist. Witten hat sich unter allen westfälischen Industriestädten am raschesten entwickelt und ist seit 20 Jahren von 3000 Einwohnern auf 21,600 gestiegen. Da gewahrt man namentlich um den Bahnhof der bergisch-märkischen Eisenbahn zahlreiche Steinkohlengruben, Hütten-, Puddel- und Walzwerke, Maschinenwerkstätten, Glasfabriken und industrielle Etablissements jeder Art. Eine besondere Merkwürdigkeit ist das „Haus Witten“ oder „Haus Berge“ auf der Südseite der Stadt, früher der Sitz der reichslehnbaren Herrlichkeit, jetzt eine Fabrik. Zwar bietet das neu in seiner Front mit seinem Brückenübergang, Thor- und Eckthurm nicht unmalersich gelegene Gebäude architektonisch gar nichts besonders Bemerkenswerthes, doch wurden einst darin höchst interessante Akten über die Hexenprozesse aufbewahrt.

Nach Steinen's Chronik wurden zu Witten viele Zauberer verbrannt und mit denselben die Wasserprobe vorgenommen. Noch im Jahre 1830 zeigte man bei Witten den sogenannten „Hexenkring“, einen durch einen kreisförmigen Graben abgeschlossenen Platz, auf dem die Hexen verbrannt wurden, und an der Ruhr nennt man heute noch einen vorspringenden Felsen den „Hexenkolk“, wo die Hexen ins Wasser versenkt wurden. Der letzte Hexenprozeß in Witten fand nach den Akten im Jahre 1701 statt.

Von Witten an trägt die schiffbare Ruhr auf zahllosen bewimpelten Fahrzeugen ihre Reichthümer in vielen Millionen Centnern dem Rheine zu. Von den Ufern grüßt uns in malerischer Abwechslung das anmuthige Herbede, die romantische Burg Kemnade, das idyllische Dörfchen Stypel und endlich die Ruinen des festen Schlosses Blankenstein, eines der schönsten Punkte des Ruhrthales. Erbaut wurde die Feste fast gleichzeitig mit der bei Hamm an der Lippe (1227) von Ludolf von Bönen, dem Vasallen des Grafen von Altena, nachdem dieser die Fsenburg zerstört und das Fsenburger Land erobert hatte. In der Folgezeit residirten dort die Burggrafen und Drostes der Grafen von der Mark und später der Herzog von Kleve. Nach der Vereinigung der Mark mit Brandenburg ward Blankenstein immer unbedeutender, bis schließlich der Große Kurfürst die Feste (1664) niederreißen ließ. Nur ein hoher Thurm ragt über die Reste der alten Ringmauer noch stolz hinaus in das Land. Wol die schönste Aussicht genießt man aber von den Gethmann'schen Gartenanlagen, einem herrlich angelegten Park mit Grotten, Hügeln und Belvederes. Von hier aus kann man das lachende Ruhrthal stundenweit stromauf und abwärts

verfolgen und wird nicht müde, die Blicke über die mit rothen Dächern, Pappelalleen, grasenden Herden besäeten, von pochenden Hammerwerken durchtönt, von walbigen Bergen bekränzten Gefilde schweifen zu lassen. Der blühende Strom macht die anmuthigsten Windungen, braust über ein Wehr und verflimmert in der Ferne im Sonnenschein. Im Hintergrunde aber winken in dämmernden Umriſſen die Trümmer von Altendorf, der Kluff, Hattingen und der Iſenberg.

Weiter abwärts führt uns die Ruhr an den Resten der Burg Ruendal vorbei; unten im Thalgrunde will man das aus Stein gemeißelte Haupt des fabelhaften Hözen Krodo gefunden haben, das man in Bonn verwahrt. Ebenſo fand man dort im Jahre 1803 eine altgermanische Grabstätte mit Urnen, Knochen und Waffen. Von da führt uns unsere Fahrt zu dem gewerbthätigen Hattingen und den Trümmern der Feste Kluff und Iſenburg. Hier erschlug einst in der Abenddämmerung Graf Friedrich von Iſenburg seinen Vetter, den Erzbischof Engelbert I. von Köln, in einem Hohlweg, dem sogenannten Linden-graben bei Gevelsberg, als er von einem Rittertag von Soest zurückkehrte, auf welchem er den Grafen wegen allerlei Gewaltthaten zur Rechenschaft gezogen hatte. Das Schändliche der That wird noch durch die Hinterliſt erhöht, mit der sie ausgeführt ward. Kurz vorher hatte der Graf noch dem Prälaten das Geleit gegeben, hatte ihn aber plötzlich heimlich verlassen und war ihm vorausgeeilt, um ihm aufzulauern. Daraufhin belagerten die Kölner (1226), um Rache für die Ermordung ihres Erzbischofs zu nehmen, Friedrich's Burg. Drei Monate lang schlug der Graf hartnäckig alle Stürme zurück, floh aber dann, mit dem Bannfluch der Kirche und der Reichsacht belastet, heimlich nach Rom. Inzwischen fiel die Feste, und ihre Besatzung ward aufgehängt. Auch der Graf entging seinem Schicksale nicht. Die Liebe zu seiner Gattin, die überhaupt sein böser Engel gewesen zu sein scheint, trieb ihn aus Rom zurück. Unterwegs ward er ergriffen, zum Tode verurtheilt und in Köln vor dem Severinsthore aufs Rad geslochten. Dieser tragischen Geschichte bemächtigte sich Poesie und Roman in mancherlei Gestaltung.

„Zu Köln am Rheine kniet ein Weib  
Am Rabensteine unterm Rade,  
Und überm Rade liegt ein Leib,  
An dem sich weiden Kräh' und Made;  
An dem sich weiden Kräh' und Made;  
Zerbrochen ist sein Wappenschild,  
Mit Trümmern seine Burg gefüllt,  
Die Seele steht bei Gottes Gnade....

Und wenn das Rad der Bürger sieht,  
Dann läßt er rasch sein Köhlein traben,  
Doch eine bleiche Frau die kniet  
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:  
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:  
Um sie mied er die Schlinge nicht,  
Er war ihr Held, er war ihr Licht —  
Und ach! der Vater ihrer Knaben!“ —

Annette v. Droste-Hülshoff.

An der Stelle, wo der Erzbischof aus 47 Wunden blutend niedersank, ward eine hölzerne Kapelle und später aus den Gütern des Mörders ein Cisterzienser-Nonnenkloster erbaut.

Die Iſenburg bestand ursprünglich aus zwei stattlichen Gebäuden; die untere Burg hatte acht Thürme und sehr breite Mauern; aus ihr stieg man auf fünfzehn Treppen durch einen gewaltigen Thurm mit Zugbrücke und Fallgatter zur Oberburg, der Wohnung des Schlossherrn, welche vier Eckthürme deckten und einer an der Vorderseite beschützte. Dieser beherrschte die ganze Ruhrgegend. Jetzt überwuchert Heidekraut die Stätte ehemaliger Herrlichkeit.

**Essen.** Der Lauf der Unterruhr bietet zwar nicht die Romantik wie der obere Theil, dafür aber führt er uns zu industriell höchst bedeutenden Orten. Dies zeigen uns schon die reichhaltigen Steinkohlengruben und die großartige Glasfabrik des gewerblustigen alten Städtchens Steele, noch mehr aber Essen, der Centralpunkt des ganzen Fabriklebens des Ruhrthals. Schon von weitem sehen wir zahllose Schornsteine und Schloten rauchen und qualmen wie ein mastenreicher Wald düsterer Tannen und Föhren; weithin ist die ganze Atmosphäre mit rußigem Dampf geschwängert, der in schwarzen Säulen himmelnan sich wälzt, so daß uns schier die Aussicht in das lustige Blau und in die Ferne benommen ist. Von allen Seiten laufen die Schienenstränge dreier Eisenbahnen, der bergisch-märkischen, rheinischen und kölnischen, mit ihren Haupt- und Seitenlinien auf die Stadt zu und eng um dieselbe herum. Und erblicken wir endlich den Riesenkompex der Krupp'schen Gußstahlfabrik — an und für sich schon eine förmliche Maschinenstadt — und hören wir das Pochen und Hämmern, das Rischen und Rauschen unzähliger Schmieden und Hochofen: dann glauben wir uns im Geiste in eine jener sagenhaften, unterirdischen Cycloppenwerkstätten versetzt, wo Tausende von rußigen Bergmännlein den Feuergott Vulkan bedienen.

Die Stadt Essen verdankt ihre Entstehung der Gründung eines geistlichen Stifts durch Alfried, den ersten Bischof von Hildesheim, im Jahre 874. Die Aebtissin dieses Stiftes erhielt zunächst die Gerichtsbarkeit und später die Landeshoheit über die Umgegend.

Auf dem Münsterplatz, wo jetzt die herrliche Münsterkirche steht, wurden eine feste Burg zum Schutze der Bürger und Ministerialien und um die Mitte des 13. Jahrhunderts starke Ringmauern gebaut, die jetzt freilich nicht mehr zu sehen sind. Zwischen Essen und Steele sollen die Gebeine Alfried's, des ersten christlichen Apostels dieser Gegend, ruhen, da, wo noch bis vor einiger Zeit die sogenannte „krause Linde“ stand. Jetzt steht dort eine neue junge Linde bei seinem steinernen Kreuze. Krummacher hat in einer schönen Parabel das Wirken Alfried's unter dem „rauchen und wilden Volke der Ruhr, das noch seine graufamen Götzen anbetete und den Thieren des Feldes gleich lebte“, verherrlicht.

Ueber die langwierigen Streitigkeiten der reichsunmittelbaren Fürstin-Aebtissin und der sich um das Stift ansiedelnden Stadt können wir uns nicht weiter verbreiten. Trotz des Entscheides des Reichskammergerichts, daß die Stadt die Oberhoheit der Aebtissin anzuerkennen habe, wahrte sie sich ihre Hoheitsrechte und Privilegien, so daß sie zu den sogenannten Freistädten zählte. Fast nur dem Namen nach herrschten in diesem Ländchen ungefähr 60 Fürstinnen während seines tausendjährigen Bestehens, bis das Stift 1803 an Preußen überging. Von der Zeit an wuchs die Einwohnerzahl bis zum Jahre 1846 von 3480 auf 7875. In den letzten Dezennien schwang sich denn die Stadt zum Mittelpunkte des industriereichsten Bezirks in Deutschland auf.

Als das schönste Denkmal aus den Zeiten der reichsunmittelbaren Abtei ragt auf dem Burgplaze die Münsterkirche empor. Sie besteht aus drei gleich hohen Schiffen und repräsentirt ein Gemisch des gothischen und romanischen Baustils. Besonders bemerkenswerth ist der alterthümliche östliche Theil der unter Kreuz und Chor befindlichen romanischen Krypta. Noch bedeutender ist der westliche Chor, der in seiner Anlage an das Münster in Aachen erinnert.

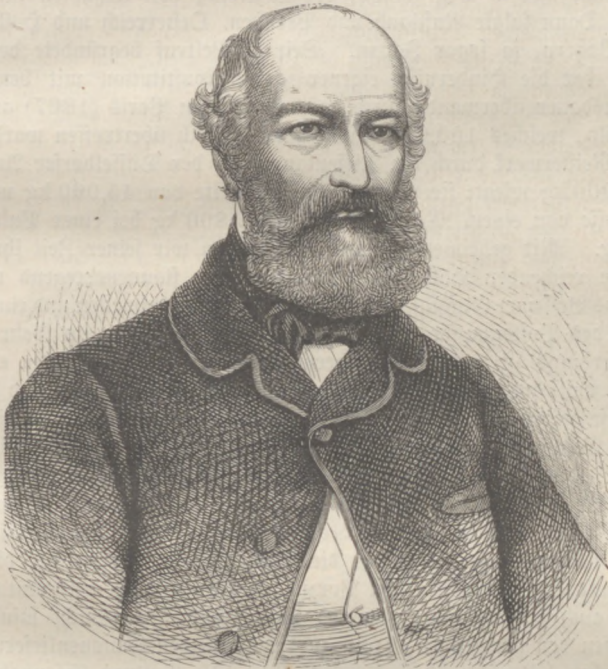


Essen an der Ruhr.

Der Charakter des heutigen Essen ist vorwiegend der einer Fabrik- und Arbeiterstadt; sie zählt jetzt 57,000 Einwohner. Seit 1811 hat die Bevölkerung um's Zehnfache zugenommen, eine Steigerung, wie sie in dem Maße nur wenige Städte aufzuweisen haben. Diesen Aufschwung verdankt die Stadt in erster Linie dem Reichthum der mineralischen Schätze, ihren immensen Steinkohlenlagern, deren Ausbeutung eine der großartigsten Industrien gefördert hat. Der ganze Landstrich zwischen Ruhr und Lippe östlich vom Rheine bis zu den Städten Unna und Kamen nimmt Theil an diesem unerschöpflichen Segen. Da reichen sich in ununterbrochener Reihenfolge Zechen, Hüttenwerke und Fabriken die Hände, zahllose Schienenstränge der vier Haupteisenbahnen des Landes vermitteln den Verkehr und Transport unter einander und zu den Rheinhäfen Ruhrort, Duisburg und Hochfeld. Noch reicher sind die Schätze in der nördlich vorgelagerten, von der Emscher durchströmten Ebene, so daß im ganzen Kontinent, ja selbst in Großbritannien kein ergiebigeres Kohlenterrain zu finden ist. „Die Ablagerung erstreckt sich von Süden nach Norden und Osten und ist in ihrem nördlichen Theile von jüngeren Schichten überdeckt. Man hat eine Schätzung des hier in zahlreichen Flözen, von denen mehr als sechzig bauwürdig sind, aufgeschichteten Kohlenreichthums versucht und ist dabei zu dem Resultate gekommen, daß sich der Vorrath, soweit er bis dahin bekannt und aufgeschlossen ist, auf 700,000 Millionen Centner berechnet, wovon auf die Tiefe von 100 Fathen (200 m) unter der Oberfläche 255,000 Millionen, auf die weiteren 100 Fathen 160,000 Millionen Centner entfallen, während die Kohlen nach der weiteren Tiefe zu immer mehr abnehmen.“ (Dr. G. Natorp: Ruhr und Lenne.) Obwohl man schon im Mittelalter diese Schätze zu heben verstand, so hat doch der niederrheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau erst mit der Anwendung der Dampfmaschinen und Eisenbahnen einen so hohen Aufschwung nehmen können, wie ihn die Großindustrie der letzten Dezennien bekundet. Während noch 1805 das ganze Ruhrbecken kaum 7 Millionen Centner beförderte, so viel wie jetzt einzelne Zechen im Jahre allein liefern, so werden jetzt jährlich ungefähr 400 Millionen Centner oder 20 Millionen Tonnen gewonnen, mehr, als ganz Frankreich produziert. Mit Recht kann man daher dies unschätzbare Mineral das „Brot der Industrie“ nennen; denn es fristet ungefähr 80,000 Arbeitern das Leben und wird aller menschlichen Berechnung nach noch auf viele Jahrhunderte hinaus eine unerschöpfbare Quelle des Erwerbs bleiben.

Man zählt beiläufig 200 größere und kleinere Gruben, die durchschnittlich mindestens einen jährlichen Ertrag von 12 Millionen Centnern liefern und über das ganze westliche und nördliche Deutschland bis zu den Häfen der Ostsee, nach Berlin, über die Niederlande, Belgien, Nordfrankreich und den größten Theil der Schweiz ihren Segen ausströmen. Ja, neuerdings macht man Versuche, durch überseeischen Export des einheimischen Produktes die englische Kohle aus der Ostsee zu verdrängen. Wer weiß, ob nicht auch die deutsche Kohle der englischen in ihrer Hauptstadt selbst bedenkliche Konkurrenz machen wird. Durch die Eröffnung der Gotthardbahn ist auch der Weg in die lombardische Tiefenebene gezeigt; und so besitzt der preußische Staat in seinen westfälischen Kohlenlagern mindestens eine eben so große Garantie einer bedeutenden wirtschaftlichen Zukunft wie England und die Vereinigten Staaten.

In engster Verbindung mit dem Steinkohlenbergbau steht die Entwicklung der Eisenindustrie, als deren höchste Blüte wir das weltberühmte Industriekolosseum der Krupp'schen Gußstahlfabrik bezeichnen müssen. Hier stehe still, o Menschengesicht, und staune selbstbewußt und stolz deine Erfindungskraft, deine Energie und Ausdauer an! Ja, Alfred Krupp, der jetzige Besitzer dieser großartigsten aller Fabriken der Welt, dürste mit berechtigtem Selbstgefühl von sich sagen: „Nennt man die größten Namen, so wird auch der meine genannt!“ — Wer kann die großen Namen der glorreichen Jahre 1870 und 1871 nennen, ohne des Mannes zu gedenken, dessen herrliche Erfindungen den Erbfeind der deutschen Nation haben zerschmettern helfen? —



Alfred Krupp.

Wer konnte in der letzten großartigen Gewerbeausstellung in Düsseldorf im Jahre 1880 mit Interesse die Montanindustrie Westfalens verfolgen, ohne im Zusammenhange damit dem Krupp'schen Pavillon seinen Besuch abzustatten, um mit einem gemischten Gefühl des Staunens und des Grauens alle jene höllischen, zerstörenden Maschinen und schließlich jene gewaltige Riesentankone zu betrachten, die der erfindende Menschengesicht zur abschreckenden Vertheidigung seines theuren heimischen Bodens und seiner Lieben erfunden hat!? —

Die großartige Werkstatt menschlichen Schaffens und Fleißes ward 1810 von Friedrich Krupp, dem Vater des jetzigen Besitzers, gegründet; er opferte ihr Leben und Vermögen ohne großen Erfolg. Erst als im Jahre 1848 sein ältester Sohn Alfred alleiniger Inhaber des Unternehmens ward, entwickelte

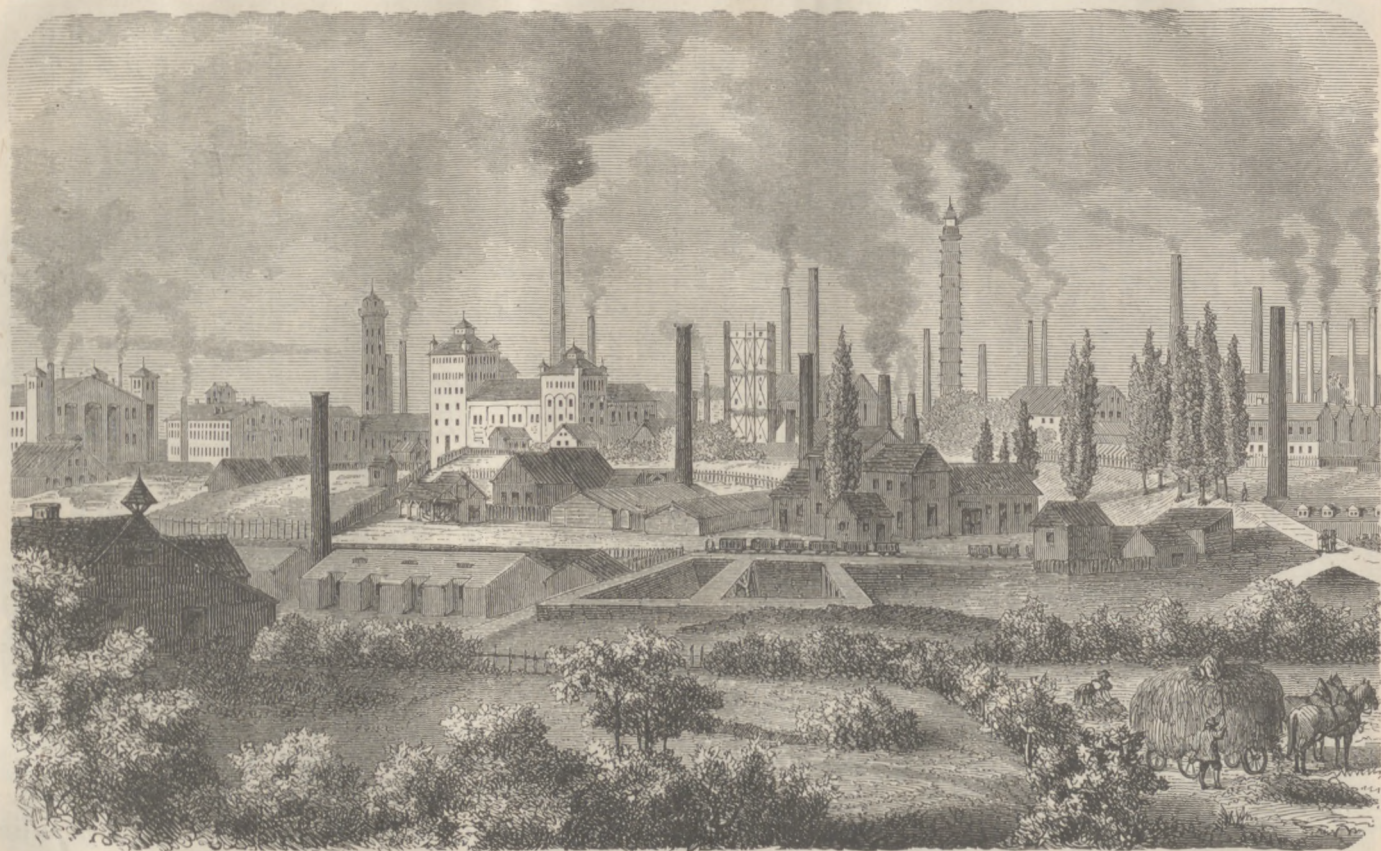


sich die Fabrik langsam, aber sicher, so daß ihr schon auf der ersten großen Weltausstellung in London 1851 große Anerkennung zutheil ward. Besonderen Beifall fanden Krupp's „Erfindungen und Neuerungen in Anwendung des Gußstahls, seine patentirten Bandagen und Kanonen aus Gußstahl, die Einführung dieses Materials für Maschinentheile, Räder, Achsen u. dergl., für Eisenbahnen und Dampfschiffe.“ Dabei benutzte der rührige Fabrikherr alle neueren Fabricationsmethoden von Bessemer, Siemens, Martin u. A., sowie alle Fortschritte der Technik. Bereits hat die Fabrik nach allen Welttheilen hin über 16,000 meistens mit Lafetten, Zubehör und Munition ausgerüstete Gußstahlskanonen geliefert. Anfangs fanden Krupp's Gußstahlgeschütze wegen ihrer Kostspieligkeit keine Abnehmer in Deutschland; der Vizekönig von Aegypten kaufte zuerst solche an. Dann folgte Rußland und Preußen, Oesterreich und Holland, Belgien und Bayern, ja sogar Japan. Seinen Weltruf begründete der rührige Fabrikherr, der die Hindernisse eigener zarter Konstitution mit bewundernswerther Ausdauer überwand, durch das von ihm in Paris (1867) ausgestellte Riesengeschütz, welches 100,000 Pfund wog. Noch übertroffen ward dies erstaunliche Meisterwerk durch die Riesenkanone in der Düsseldorfer Ausstellung, welche 72,000 kg wiegt; sie ruht auf einer Lafette von 45,000 kg und schleudert Geschosse von einem Maximalgewicht von 800 kg bei einer Pulverladung von 220 kg. Mit geheimem Grauen betrachteten wir seiner Zeit ihren 10 m in die Lüfte reichenden Höllelauf. Nicht minder staunenerregend waren die Radeisen aus Bessemer Gußstahl, die Achsen, Schiffskurbelwellen und eine Doppelkurbelachse des Postdampfers *Frisia*, die schon fünf Jahre im Gebrauch war.

„Neuerdings ist das deutsche Heer mit einem von Krupp neu erfundenen Feldgeschütz vollständig ausgerüstet und sind die deutschen Küsten und Festungen vorzugsweise mit seinen Kanonen bis zu den größten Kalibern armirt. Das Krupp'sche Geschützsystem beruht auf Hinterladung; die Dauerhaftigkeit und Wirksamkeit, welcher die Krupp'schen Kanonen ihren Weltruhm verdanken, sind auf die Darstellung des für dieselben geeigneten, starken, zähen, reinen Metalls und auf die Eigenthümlichkeit ihrer Konstruktion zurückzuführen. Eine erst in letzter Zeit patentirte Erfindung ist die Panzerkanone, welche für die Küsten, Festungen und Schiffe künftig den Vorzug zu beanspruchen bestimmt ist.“

Aber auch zu friedlichen Zwecken ist die Fabrication nicht minder großartig. Neben den gewaltigen, kaum zu bewältigenden Kanonenlieferungen auf mehrere Jahre hinaus werden jährlich 800,000 Centner Eisenbahnschienen, Achsen, Radreifen, Räder, Weichen und Herzstücke für Eisenbahnen, Federn für Eisenbahnen und Gruben, Achsen für Dampfschiffe, Kesselbleche, Walzen, Prägstücke für Münzen und Medaillen, Federstahl, Werkzeugstahl u. s. w. in Unmasse fabrizirt.

Um sich einen Begriff von der Ausdehnung des Etablissements zu machen, bedenke man, daß es schon im Jahre 1876 einen Flächenraum von 400 ha umfaßte, wovon 75 überdacht sind, und 10,500 Arbeiter beschäftigte. Außerdem sind noch in den Filialen am Rhein, in Nassau und in Spanien gegen 5000 Arbeiter beschäftigt. Mehr als 60 Schloten pusten ihre pechschwarzen Rauchwolken über die Stadt und breiten ihren Trauerschleier über sie aus. Das verleiht den rußgeschwärzten Häusern und den mit Aschensaub bedeckten Straßen natürlich keinen freundlichen Anblick; doch die Einwohner sind es nicht anders gewöhnt, und der Segen der Industrie erhält sie doch in relativ gutem Wohlfsein.

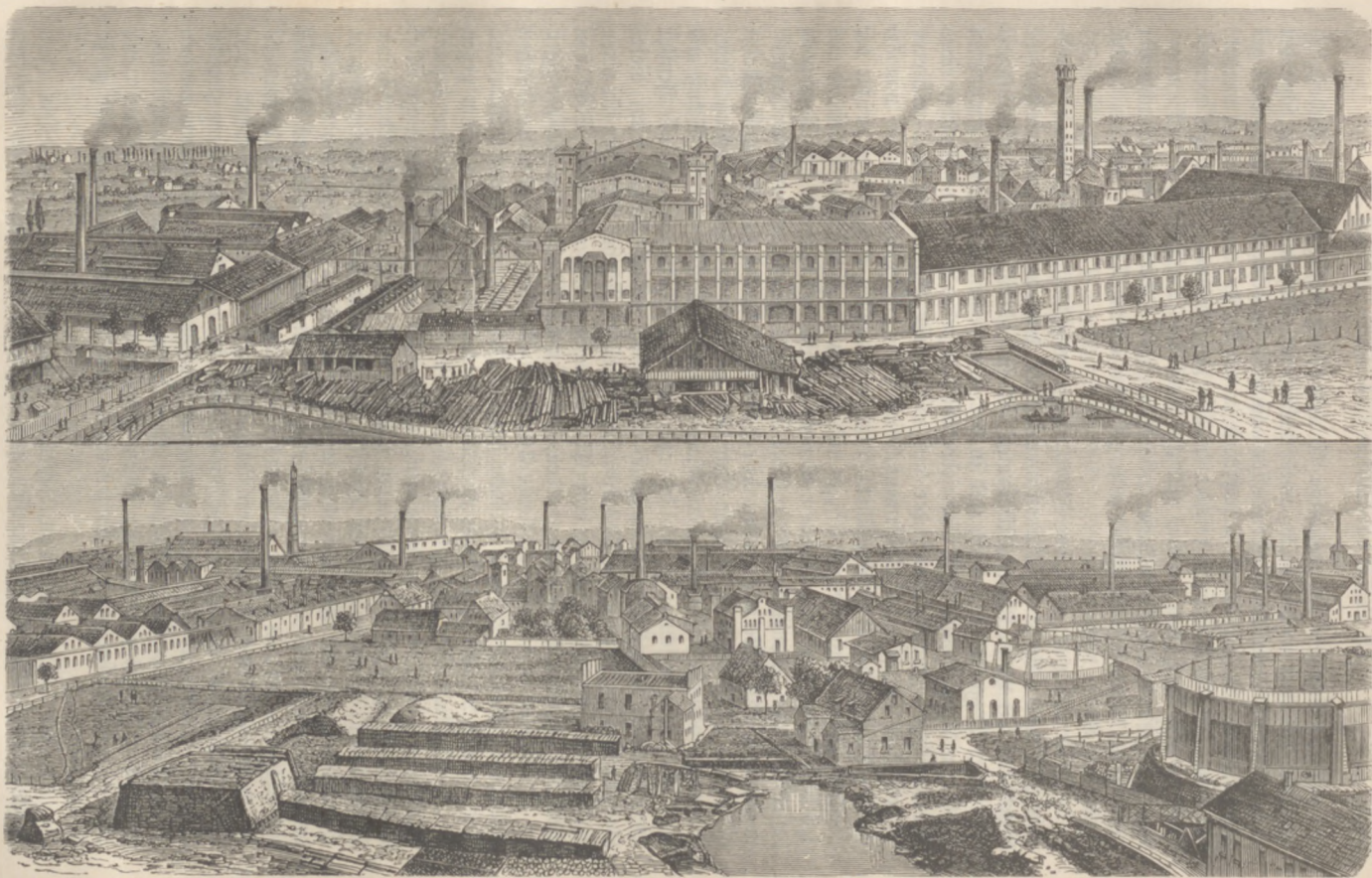


Blick auf Krupp's Fabrikanlagen zu Essen.

„Es sind vorhanden 1648 Schmelz-, Glüh-, Wärm-, Schweiß- und Buddel-, Cupol- und Flammen-, Roaks- und andere Defen, 298 Dampfkessel, 77 Dampf-  
 hämmer von 2—1000 Centnern, 18 Walzpressen, 294 Dampfmaschinen von  
 2—1000 Pferdekraften, zusammen 11,000 Pferdekraften ausmachend, 1063  
 Werkzeugmaschinen, Drehbänke, Fräsbänke, Bohrmaschinen, Hobelmaschinen,  
 42 Loch- und Stoßmaschinen, 32 Pressen, 63 Schleifmaschinen, 31 Schmirgel-  
 maschinen, 142 andere Maschinen.“ Der tägliche Verbrauch von Kohlen und  
 Roaks beträgt durchschnittlich 1,800,000 kg (1800 Tonnen), die mit 180 Doppel-  
 wagen herbeigeschafft werden. An Wasser wird durch eine besondere Wasser-  
 leitung aus der eine Meile weit entfernten Ruhr täglich 24,700 kbm zugeführt.  
 Zur Illumination der Werkstätten und Verkehrswege verbrennen 21,215 Flam-  
 men jährlich  $7\frac{1}{4}$  Millionen Kubikmeter Leuchtgas; außerdem brennen 1778  
 Straßenlaternen. Nach allen Richtungen laufen normalspurige Schienengeleise,  
 im Durchschnitt von 38,92 km Länge, mit 201 Weichen und 35 Drehscheiben;  
 den Betrieb besorgen 14 Tenderlokomotiven und 537 Wagen. Daneben laufen  
 noch 18 km lange schmalspurige Geleise mit 263 Weichen und 16 Drehscheiben,  
 auf denen 10 Lokomotiven und 210 Wagen fahren. Dazu kommt ein Fuhr-  
 park mit 214 Karren und 80 Pferden, eine 60 km lange Telegraphenleitung,  
 die 31 Stationen mit 45 Morseapparaten und 13 Stationen mit Induktoren für  
 den Eisenbahnbetrieb besitzt. Dieses ineinander greifende Riesenwerk- und Räder-  
 werk überblickt der „Gußstahl-Kröfus“ mit klarem Kopfe und rastlosem Eifer.

Fremden gegenüber wird in den abgeschlossenen Werkstätten die größte  
 Schweigsamkeit über den innern Betrieb beobachtet und die strengste Kontrolle  
 über die Arbeiter selbst ausgeübt. Zur Schärfung der Pflichttreue fehlt es nicht  
 an besonderen Belohnungen für die Aufseher, Werkführer und Ingenieure. Alle  
 Fabrikräume sind eingefriedigt und den ganzen Häuserkomplex umgiebt eine  
 Art chinesischer Mauer aus Stein und Holzwerk. Vor allen Thüren und Ein-  
 gängen halten Thürhüter in besonderen Häuschen bei Tag und bei Nacht streng  
 Wache. Besonders vorsichtig wird die nächtliche Revision der sämtlichen Ge-  
 bäulichkeiten durch die wachhabende Mannschaft der Fabrikfeuerwehr, die zu-  
 gleich die Polizei vertritt, gehandhabt. Um lästige Besucher und unbefugte  
 Neugierige abzuhalten, liest man an den Haupteingängen Bekanntmachungen,  
 die vor unmotivierten Nachsuchungen um Eintritt warnen. Wo sollte dies auch  
 hinführen, wenn der Zutritt dem Publikum freistünde? Abgesehen von der  
 Störung der Arbeiter und der Gefahr des Ausplauderns von Fabrikgeheimnissen  
 könnte Herr Krupp ein besonderes Bureau und eine förmliche Kompanie von  
 Fremdenführern unterhalten.

Die Krupp'sche Fabrikstadt — denn so kann man wol seine Gebäude nennen  
 — durchschneidet eine Chaussee, die dieselbe in eine nördliche und südliche Hälfte  
 trennt. Rechts und links am Wege befinden sich die Eingänge. Durch besondere  
 Bergünstigung treten wir von links in die „Krupp'schen Südstaaten“. Wir be-  
 merken dort große schwarze Tafeln mit vielen Hundert Häkchen, an welchen die  
 Arbeiter die Blechmarken mit ihren Nummern jeden Morgen vorfinden, die sie  
 dann beim Eintritt in ihren Arbeitsraum dem Werkführer abgeben. Dieser  
 führt darüber genau Buch; am Abend erhalten die Arbeiter ihre Nummern  
 wieder und werfen sie in einen Brieffschalter, worauf sie Jemand reihen-  
 weise ordnet.



Totalansicht der Krupp'schen Fabrikstadt zu Essen.

Wir besichtigen das mächtige Central-Dampfesselhaus, die Fabrikgasanstalt, erklettern in der Nähe eines dickleibigen Gasometers' einen schlanken Wasserturm, worin die Grubenwasser aus sechs benachbarten Kohlenzechen gereinigt etwa 50 m hoch mit Dampfkraft in ein Bassin emporgepumpt werden, um dann mit Gefälle desto leichter in alle Fabrikräume geleitet zu werden. Man genießt auch von da eine hübsche Aussicht über Hunderte von emporragenden Essen. In einem dieser obeliskenartigen Schloten, dessen Durchmesser am Boden 10 m beträgt, führt eine zierliche eiserne Treppe bis oben an die Mündung 80 m hoch.

In der Richtung nach der Stadt, jenseit der Chaussee, zeigt uns die nördliche Hälfte eine Reihe von Kanonenwerkstätten, dahinter eine große mechanische Werkstätte mit vielen kleinen Gießtürmen und Hebevorrichtungen zum Transport von einer Etage in die andere, und in der Mitte einen mannichfach gruppirten mächtigen Schmelzbau. Die Schmiedearbeiten werden nach dem Berichte eines österreichischen Industriellen, der auf wiederholte Einladung vor mehreren Jahren das Krupp'sche Etablissement besichtigte, durch Dampfhammer von 50 bis 50,000 kg Gewicht ausgeführt. Letzterer Hammer, damals der größte der Welt, hatte eine Hubhöhe von  $3\frac{1}{2}$  m und sein Fundament (Chabotte) bestand aus 1,500,000 kg Gußeisen. Bei dem Besuche des Lehrers Bohnack aus Remscheid, dessen Aufsatz: „Wanderungen durch die Hauptorte des bergischen Fabriklandes“ in Grube's „Charakterbilder“ wir hier gefolgt sind, ward gerade ein Gußstahlblock von 20,000 kg mit diesem Hammer geschmiedet. Jeder Schlag dieses Hammers verursachte auf mehrere Klafter weit ein Getöse wie ein Schuß aus einer Kanone vom schwersten Kaliber und eine Erderschütterung, daß alle Fenster im entfernten Krupp'schen Wohnhaus erdröhnten. Das Anlagekapital dieses Hammers allein wird auf 1,800,000 Mk. geschätzt. Vorher war eben für einen 15,000 kg schweren Hammer eine Chabotte aus Eisen in einem Stück von 200,000 kg Gewicht gegossen worden, das man mit Winden und Flaschenzügen an seinen Platz transportirte. Ueber 300 Werkzeugmaschinen von allen Größen sind in Thätigkeit. Bohnack wohnte dem Gusse einer für Japan bestimmten Kanone von 20,000 kg auf hoher Bühne hinter Glasfenstern bei, um gegen die unerträgliche Gluthitze geschützt zu sein, die oft die schottischen feuerbeständigen Ziegel der Wände in den Oefen, ja bisweilen auch die Schmelztigel selbst in Fluß bringt. 800—1200 wohlleingeschulte Arbeiter verrichten dabei wie Soldaten auf Kommando ihren Dienst. Dieser währt in der Regel nur zehn Minuten, greift die Arbeiter aber dermaßen an, daß ihnen danach eine Erholungszeit von zwei Stunden gewährt wird. Danach läßt man das Gußstück sich abkühlen, um es aus der Form zu entfernen. Alsdann erhält man es zwischen glühenden Kohlen in der Rothglühhitze, bis es geschmiedet wird.

Desftlich von dem oben erwähnten Wasserturm erblickt man einen zweiten ähnlichen zu demselben Zwecke, sodann ein Logirhaus für die Fremden und ein Gartenhäuschen für Kaiser Wilhelm. Im Vordergrunde stehen Fabrikgebäude, in welchen Buddelöfen und die beiden gewaltigen Riesenhammer „Fritz“ und „Albert“ ihr Wesen treiben. Weiter rechts nach der Stadt hin liegt eine große Blechschmiede.

In dem schon genannten Kesselhause wird in 150 Dampfesseln (von durchschnittlich  $2\frac{1}{2}$  m Durchmesser und  $8\frac{1}{2}$  m Länge) mit einem täglichen

Kohlenverbrauch von 750,000 kg und nicht weniger als 6250 kbm Wasser der Dampf für die Motoren erzeugt. Rechts von der Südseite des Thurms liegt die Kohlenzeche „Sälzer und Neuach“ und im fernen Westen die Krupp'sche Arbeiterstadt, genannt „Westend“. Seit dem Besuche und der Beschreibung Boßnack's hat sich natürlich wieder Vieles verändert, erweitert und verbessert.

„Als Kaiser Wilhelm am Sedantage des Jahres 1877 dem Werke seinen Besuch abstattete, hatte der Besitzer desselben die Produktion eines einzigen Tages in einer Gruppe dem hohen Gast zur Anschauung bringen lassen. In dieser Gruppe fanden sich zusammengestellt: 1800 Schienen, 160 Radreifen, 120 Lokomotiv- und Waggonachsen, 160 Eisenbahnräder, 430 Eisenbahnfedern, 1000 diverse Granaten. Und mit dieser Ausstellung war noch nicht das Gelegte, was die Fabrik in Wirklichkeit bei vollständiger Ausnutzung ihrer Einrichtungen zu leisten vermag; denn sie ist im Stande, in 24 Stunden herzustellen: 2700 Schienen (19,125 m oder 22 km), 350 Radreifen, 150 Lokomotiv- und Wagenachsen, 180 Eisenbahnräder, 1000 Eisenbahnfedern, 1500 Granaten; in einem Monat: 250 Feldkanonen, 30 Kanonen zu 15 cm, 15 zu 24 cm, 8 zu 28 cm, 1 zu 35½ cm. Das Gewicht einer Kanone der letzten Art beträgt 52,000 kg, die Länge derselben 8,80 m, die für dieselbe erforderliche Pulverladung wiegt 125 kg, die Stahlgranate 832 kg, die Zündergranate 439 kg. Die Geschwindigkeit, womit sich die Granate zu Anfang bewegt, beläuft sich bei der Stahlgranate auf 500 m, bei der Zündergranate auf 540 m. Noch riesiger erscheinen die Zahlen bei der 46 cm-Küstenkanone; ein solches Geschütz hat ein Gewicht von 124,000 kg und eine Länge von 11½ m; die Pulverladung wiegt 250 kg, die Granate 1150 kg.

„Zu den Versuchen mit den auf dem Werke hergestellten Kanonen dienen zwei Schießplätze, von denen der eine an der Wanne-Hamburger Linie der Köln-Mindener Eisenbahn, bei der Station Dülmen liegt und eine Länge von 7½ km hat, der andere sich bei Meppen an der westfälischen Eisenbahn befindet und 17 km lang ist.“ (Dr. G. Ratorp: Ruhr und Lenne.)

„Zu dem großartigen Etablissement gehören noch zahlreiche Hülfsinstitute, wie ein chemisches Laboratorium, ein photographisches und lithographisches Atelier, eine Buchdruckerei mit 2 Schnell- und 4 Handpressen und eine Buchbinderei. Dazu kommen noch Wohlthätigkeitsanstalten zum Besten der Arbeiter in jeder Beziehung. Dahin gehört auch der wahrhaft großartige, von Alfred Krupp ins Leben gerufene Konsumverein. Wahre Musterhäuser sind die massiven Arbeiterwohnungen im „Westend“, die von breiten, mit Bäumen bepflanzten Straßen durchschnitten, mit Marktplätzen, Schulgebäuden, Wasser- und Gasleitung versehen sind. Die Zahl dieser Beamten- und Arbeiterwohnungen beträgt an 3300 und darin leben an 17,000 Arbeiter; außerdem wohnen in den Menagen noch über 2500 unverheirathete Arbeiter. So viel Bevölkerung hat manche ganz ansehnliche Mittelstadt Deutschlands nicht aufzuweisen.

Der jährlich ausgezahlte Lohn an die Arbeiter mag wol über 15 Millionen Mark betragen, und der Gesamtwert der Jahresproduktion ward einmal auf 60 Millionen Mark geschätzt; doch lassen sich bei den riesenmäßig wachsenden Dimensionen hier keine festen Zahlen aufstellen.

Herr Alfred Krupp besitzt auch dem Iesenberg gegenüber auf einer Anhöhe eine stattliche Villa zu Bredenei bei Werden mit wahrhaft feenhaften Parkanlagen.

In Werden befand sich früher auch eine Abtei, welche der heilige Liudger, ein Schüler des gelehrten Alcuin, um 798 gründete. Die Legende weiß darüber sehr Wunderbares zu erzählen. Durch sein Gebet soll der fromme Apostel bewirkt haben, daß in dem auserwählten Walde, an dessen Ausrodung man schon verzweifelte, die Bäume von selbst stürzten und so zugleich das nöthige Bauholz lieferten. Alten Urkunden gemäß waren die ersten Erwerbungen von Gütern dieser Gegend etwas von Werden entfernt, am sogenannten Diapenbeck oder Tiefenbach. Seit Liudger's Ankunft verschwindet dieser Name und macht dem neuen „Werth“ oder „Werden“ Platz, der so viel bedeutet wie Insel. In der Abtei Werden ward lange die gothische Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas verwahrt, bis sie von da im Dreißigjährigen Kriege nach Prag und dann von den Schweden nach Upsala geschleppt ward. Vielleicht kam dieser merkwürdige Koder in Liudger's Hände, als er 782 eine Reise nach Italien machte, um dort die Ordensregel des heiligen Benedikt kennen zu lernen, oder es vermachte ihn Karl der Große, der irgendwie in seinen Besitz kam, der Abtei Werden. Auch weist man einer der großartigsten Schöpfungen unserer älteren Literatur, dem Heliand, ihre Geburtsstätte in Werden an. Wenigstens klingt darin die Sprache dieses Landes, und der Schauplatz dieses Gedichtes ist, wie Simrock bemerkt, „in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Recken und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn. Es ist das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum.“ —

Die Abteikirche zu Werden ist ein herrliches Denkmal romanischer Baukunst, stammt aber zum größten Theil nicht aus Liudger's Zeit; dieser gehört wahrscheinlich nur die Krypta an. Des Stifters Grabstätte befindet sich unter dem Chor und der Apsis der Kirche. Die Abte von Werden errangen mit der Zeit wichtige Privilegien vom Kaiser, wurden politisch selbständig und schließlich reichsunmittelbar. Sie wurden zugleich die weltlichen Landesherren ihres geistlichen Territoriums und standen den weltlichen Fürsten des Reiches in Bezug auf Verwaltung und Gesetzgebung gleich. Zur Reichsarmee stellten sie unter Kaiser Maximilian 1491 einen Reiter und drei Fußsoldaten — das war freilich ein geringes Contingent. Nach langen Reibereien mit Brandenburg ward es endlich Preußen einverleibt. Jetzt ist Werden ein gewerbtätiges und reiches Städtchen, in dem namentlich die Tuchfabrikation blüht (7600 Einwohner).

Unsere Reise führt uns weiter zu dem ehemaligen Ruhrpaß Kettwig, dessen Vorstation „Kettwig vor der Brücke“ ihren Namen von der stattlichen Brücke hat, die hier über den Fluß führt. Vor derselben erhebt sich links im Thal das Schloß Hugenpot und rechts auf waldiger Höhe Schloß Landsberg. Von letzterem, einem beliebten Ausflugspunkt, hat man eine herrliche Aussicht auf das Thal und die zur Rechten liegende Stadt. In Kettwig lebte und dichtete auch der bekannte Parabelndichter Friedr. Ad. Krummacher, der besonders das schöne Ruhrthal preist, wenn er z. B. singt:

„Hier will ich hingelehnt an eines Felsens Rand,  
In heil'ger Eichen nächtl'ich dunklem Grau'n,  
O holde Phantasie, an deiner Hand,  
Des schönen Ruhrthals Krümmung überschau'n.“

**Mülheim und Ruhrort.** Gewissermaßen die Ausgangspforte des Hügellandes der unteren Ruhr zu den Alluvionen des Rheinthales bildet das malerisch gelegene Mülheim und gegenüber Broich mit den ephemerumrankten Trümmern seines Schlosses. Schon im elften Jahrhundert begegnet uns der Name Mülheim als gewerbtreibender Ort da, wo ursprünglich ein Hof mit einer Gerichtsstätte stand; muthmaßlich ward es 1508 vom Herzog von Berg zur Stadt erhoben. Der ältere Stadttheil liegt etwas höher um die reformirte Kirche herum; die Geschichte Mülheims hängt eng mit der des benachbarten herrschaftlichen Gebiets von Broich zusammen. Gegenwärtig ist die Stadt durch ihre Kohlenindustrie und Schifffahrt sehr blühend und zählt an 22,100 Einwohner.



Mülheim an der Ruhr.

Wer sich an der herrlichen Lage Mülheims recht erfreuen will, der wird gern zu den hübschgelegenen Gartenwirthschaften zum „Stockfisch“ oder zum „Luftigen Schneider“ pilgern, wobei er sich unwillkürlich des Versleins erinnert, womit der Volkswitz die Trinklust der Einwohner kennzeichnet: „Alles wat von Wöllem (Mülheim) kömmt, dat süpt, dat süpt, dat süpt“ (säuft). Hier sehen wir die Ruhr schäumend über ein langes Wehr brausen und in ihren blitzenden Bogen sich die Häuser der gewerbtätigen Stadt abspiegeln, wie Ronne singt:

„An Mülheims Fuße schaut die kleine Ruhr!  
Auf ihren krausen Wellen schweben sanft  
Der Schiffe Masten, deren Wimpel hier  
Das Schweizerthal noch mehr verherrlichen.“



Tief unter mir braust, von dem Wogendrang  
Des Stroms getrieben, kühn der Mühlen Rad,  
Und eine Brücke schwebt in stetem Flug  
Von einem Ufer zu dem andern hin.  
Mit frohem Auge folg' ich lächelnd dir,  
Du wilde Ruhr; doch steile Berge steh'n  
Hoch aufgethürmt und schließen bald dich ein."

In kühnem Bogen überwölbt den Strom eine prachtvolle Kettenbrücke, auf der man gern in milden Sommernächten lustwandelt, um sich an dem feenhaften Glanz des erleuchteten Häusermeeres oder an dem magisch in den Wellen der Ruhr glitzernden Vollmonde oder an dem aufflackernden Feuerflammen der Hüttenwerke zu erfreuen. „Zwei gewaltige industrielle Riesen“ bewachen gewissermaßen das Häuserbild, nördlich die imposante Friedrich-Wilhelms-Eisenhütte, südlich die großartige Maschinenspinnerei, Weberei und Druckerei der Herren Troost & Comp. zu Luisenthal.

In Mülheim lebte und predigte der „tiefsinnige Mystiker“ Tersteegen, der mit seinen von wahrer Frömmigkeit beseelten Reden und Schriften sich großen Anhang erwarb. Ferner wirkte hier der wackere Bürgermeister Dechelhäuser, dessen Anregung die Ruhrdampfschiffahrt ihre Entstehung verdankt. Mit dieser in Verbindung steht die Mülheimer Rheinschleppschiffahrts-Gesellschaft, die gleichfalls ihren Sitz in dieser Stadt hat. Ebenso erhielt die Segelschiffahrt durch den größeren Verkehr in Kohlen sowie durch den Transport von Eisenteinen und anderen Produkten einen großen Aufschwung. Auch der Schiffbau Mülheims nahm infolge des gesteigerten Kohlenhandels und des für Schiffe von größerer Tragfähigkeit ausgeteufsten Fahrwassers wieder zu. Noch wichtiger für die Stadt ward der Eisen- und Zinkhüttenbetrieb; besonders die in der Neuzeit kolossal erweiterte Friedrich-Wilhelms-Hütte, verbunden mit einer Maschinenbauwerkstätte. Doch wir müssen verzichten, hier alle großartigen Fabriken Mülheims namhaft zu machen.

Mülheim gegenüber liegt in reizender Lage das noch ziemlich wohlerhaltene Schloß Broich, einst, wie uns angenagelte Gebeine längst erlegten Wildes gemahnen, der Wohnort „alter Wildgrafen oder gewaltiger Nimrode“. Jetzt aber ist der lustige Hörnerklang und das Klaffen heutigieriger Räden verhallt; tiefes Schweigen herrscht in den öden Räumen, „ihre Dächer sind zerfallen, und der Wind streicht durch die Hallen, Wolken ziehen drüber hin.“ Wir erklimmen einen der Thürme und versenken uns träumerisch in die entzückende Landschaft, die uns von dieser Wildniß aus die ewig jugendliche Natur heut. Die einst stattliche Burg Broich, deren Name etymologisch sogar mit den Bructerern in Verbindung gebracht wird, gehörte einst den Grafen von Falkenstein, später dem Hause Leiningen-Dachsberg, und die Herrschaft Broich stand damals unter dem Schutze der Herzöge von Berg. Dann kam sie in den Besitz des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt (1766) und eine Zeit lang in den des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz und schließlich an Preußen. Eine große Rolle spielte Broich im spanisch-niederländischen Kriege; doch in einem besonders herrlichen Lichte erstrahlen uns die jetzt vereinsamten Räume, wenn wir an den verklärenden Geist jener erhabenen Frau denken, die hier einen Theil ihrer Jugend verlebte, an die unvergeßliche Königin Luise. Noch steht ihre Leutseligkeit, ihre himmlische Güte und Sanftmuth im besten Andenken. „Hier war es“,

sagt Engels, „wo ihr herrlicher Geist gebildet wurde; in dieser Allee, in diesem einfachen Garten, sah man sie öfters lustwandeln... das Landvolk sprach sie an, sie unterhielt sich mit ihm und scherzte mit den Kindern, die entzückt waren von der Holdseligkeit der Prinzessin. Sie wurde nicht unwillig über die Armen, wenn sie sich zudrängten und ihre Güte mißbrauchten. Die ganze Gegend ertönte voll von dem Lobe der trefflichen Jungfrau; daher war auch die Theilnahme der Einwohner der Herrschaft Broich an den Schicksalen der Königin so groß.



Ruhrort.

Ihre Freuden hatten keine Grenzen, als sie den Thron bestieg; aber in keiner Stadt Preußens konnte auch der Schmerz über ihren zu frühen Tod größer sein als bei ihnen. Die geliebte Königin sprach immer mit Rührung von ihren zu Broich verlebten Tagen.“

Wir nähern uns dem Ziele unserer Reise, an dem Mündungspunkte der Ruhr in den Vater Rhein, und verweilen zum Schlusse an dem letzten wichtigen Punkte des landschaftlich so schönen und industriell so wichtigen Ruhrthals, in Ruhrort, das durch eine stattliche Brücke mit der eine Stunde entfernten Nachbarstadt Duisburg verbunden ist. „Nach mancherlei Schlangenwegen, gleich als eile es ihr gar nicht so sehr, sich dem Alten, der sie erwartet, an die Brust zu werfen, oder als wolle sie den Harrenden mit ihren schalkhaften Windungen noch eine Weile necken“, eilt sie ihrem gewaltigen Vater zu,

Wenn man die schiffbesäte Werfte, die ansehnlichste am ganzen Rhein, im Hafen „der Schiffe mastenreichen Wald“ betrachtet, mag man „Ruhrort ein Miniaturbild jenes berühmten Emporiums an der Amstel, ein kleines Amsterdam“ nennen.

In den niederländischen Freiheitskämpfen und im Dreißigjährigen Kriege hielten sich in dem befestigten Ruhrort wiederholt spanische, niederländische und schwedische Truppen auf. Neuerdings ist die Stadt ein bedeutender Stapelplatz für den Schiffsverkehrs nach dem Oberrhein, nach den Niederlanden und Belgien geworden. Besonders vermittelt es den Transport der Steinkohlen aus dem niederrheinisch-westfälischen Bergbaudistrikt und die Zufuhr von Erzen nach den Hüttenwerken dieses Bezirks. Hand in Hand gehend mit der immer wachsenden Industrie, sind denn auch die seit 1822 begonnenen Hafenanlagen mit ihren Docks in den letzten Dezennien bedeutend erweitert worden. Strahlenförmig laufen daher von allen Seiten auch die Schienenraden der bergisch-märkischen und Rölln-Mindener Eisenbahn mit ihren Gütermassen von und nach diesem Knotenpunkt. „Im Jahre 1877 betrug allein die Kohlenmenge, welche von Ruhrort auf dem Rhein zu Berg und Thal verfahren wurde, nahezu 1400 Millionen kg. Am Eingange des reich belebten Hafens steht ein Denkmal des um die Ruhrschiffahrt hochverdienten westfälischen Oberpräsidenten v. Vincke, eine Granitsäule mit einer die Schifffahrt darstellenden weiblichen Figur. Sehen wir denn noch aus ungefähr 20 Hochöfen die rothen Flammen heraus schlagen, so werden wir daran erinnert, daß wir so recht im „eisernen Zeitalter“ leben. Mögen auch die Dichter sich in ihren Träumen in jene goldene Zeit der Unschuld und Glückseligkeit zurücksehnen, die in Wirklichkeit nie existirt hat, es sei denn im Paradiese: uns frommen diese sentimentaln Klagen heutzutage nicht, in jener harten Zeit, wo wir den Kampf ums Dasein kämpfen, wo die Krupp'schen Riesenkanonen und Höllenmaschinen die deutschen Grenzmarken vor der Beutegier des welschen Nachbars schützen mußten.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte,  
D'rum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte!“

singt der alte Vater Arndt. Darum sei du uns zum Abschiede gepriesen, du biederes Westfalenland, daß du so kräftige Männer und so wirksame Waffen zum Schutze des Vaterlandes stellst.

„Westfalenland! Wie bist du hoch zu preisen!  
In deinen Hütten wohnt noch deutsche Treu',  
In deinem Schoße wächst das freie Eisen,  
In deinen Wäldern starb die Sklaverei! —  
Hier, auf des Berges Felsenhaupt, dem greisen,  
Hebt meine Brust sich wieder froh und frei;  
In dieses graue Kirchlein will ich treten,  
Um hier fürs deutsche Vaterland zu beten.“ —





# PROVINZ WESTFALEN.



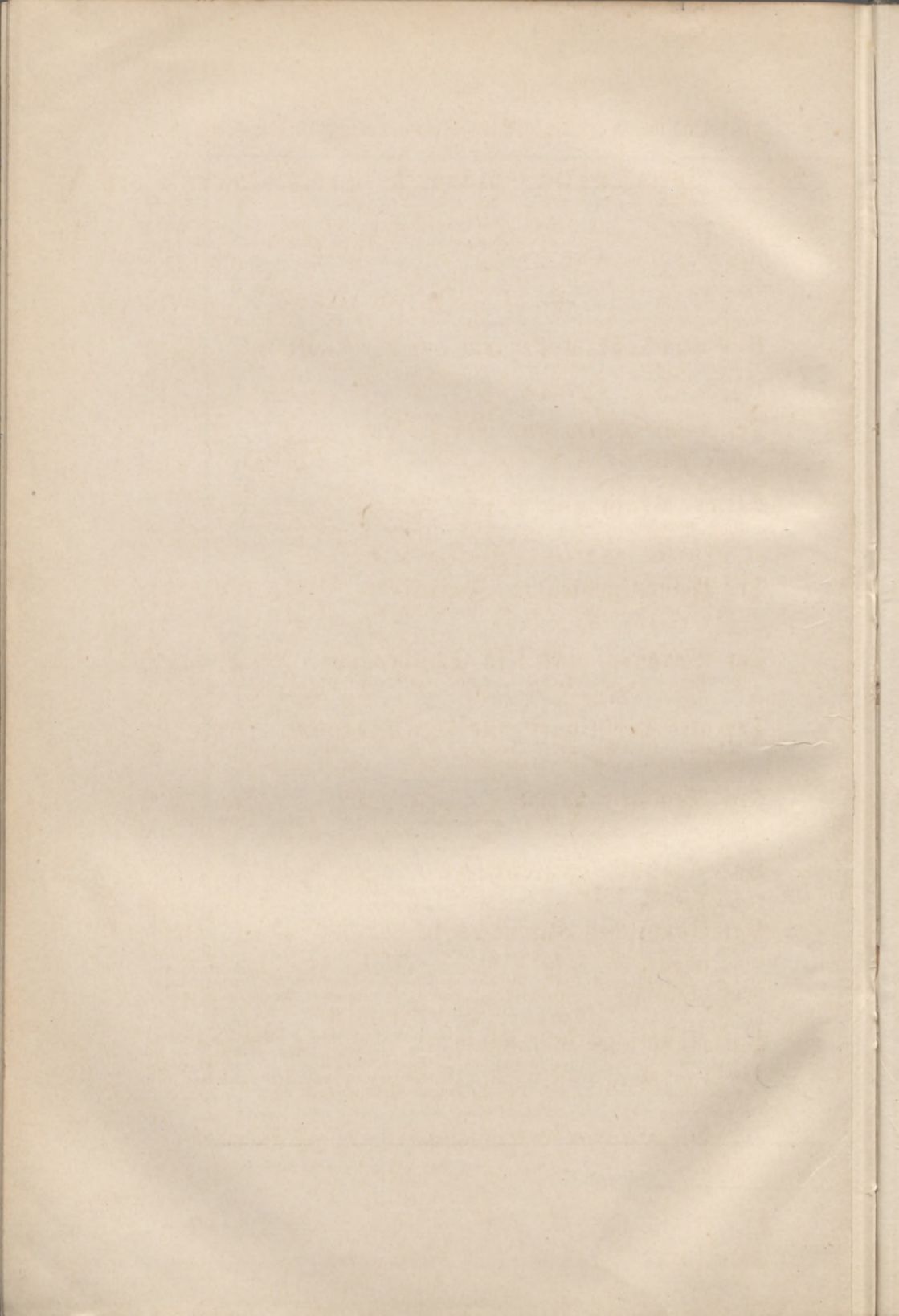
Deutsches Land und Volk V.

5

10

15 deutsche M.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

## Vaterländische historische Erzählungen.

Vielgelesene, überaus spannende vaterländische Erzählungen, deren Helden die Jugend höchlichst interessieren dürften, liegen hier vor. Ernst und Scherz wechseln bei diesen historischen Erzählungen in buntem Farbenpiel; der Ton ist lebhaft und durchweg volksthümlich gehalten. Betrachtet man dazu den ebenso reichen als künstlerisch gediegenen Bilderschnitt, so wird man die hier gebotene Lectüre den werthvollsten Bereicherungen der Volks- und Jugendliteratur beizählen dürfen, würdig der Empfehlung an Eltern, Lehrer-, Schul- und Volks-Bibliotheken, wie überhaupt beachtenswerth für jeden Vaterlandsfreund, insbesondere aber für den Militärstand und dessen Jüglinge.

**Aus dem Tabakskollegium und der Zopfzeit** oder: Wie man fünfzig Jahre lebte und es trieb. Historische Erzählung aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Von Franz Otto. Dritte verbesserte Auflage. Mit 85 Text-Illustrationen, Ton- und Buntbildern. Geheftet M. 4. 60. Elegant gebunden M. 5. 60.

**Der große König und sein Rekrut.** Lebensbilder aus dem Siebenjährigen Kriege. Für Volk und Heer, insbesondere für die vaterländische Jugend bearbeitet von Franz Otto. Sechste verbesserte Auflage. Mit 120 Text-Illustrationen, acht Bunt- und Tonbildern. Geheftet M. 5. Elegantly gebunden M. 6.

**Kaiser, König und Papst.** Historische Erzählung aus der Periode der großen Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Macht während der Hohenstaufen-Zeit. Von Richard Roth. Mit einer Einleitung und einem Schlußwort von Franz Otto. Zweite verbesserte Auflage. Mit 160 Textvignetten und vier Tonbildern. Geheftet M. 5. 50. Elegantly gebunden M. 6. 50.

**Der Waffenschmied von Frankfurt.** Historische Erzählung in kulturgeschichtlichen Schilderungen aus der Zeit des falschen Waldemar. Von Rudolf Folkmar. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit 60 Text-Illustrationen, vier Tonbildern zc. Elegantly gebunden M. 6.

**Der Burggraf und sein Schildknappe.** Lebensbild aus der Zeit des ersten Kurfürsten von Brandenburg. Von R. Roth. Zweite verbesserte Auflage. Mit 80 Text-Abbildungen, Tonbildern und buntem Titelbilde. Geheftet M. 4. 50. Elegantly gebunden M. 5. 50.

**Der alte Derfflinger und sein Dragoner.** Lebensbilder, vornehmlich aus den Tagen von Rathenow, Fehrbellin und Stettin. Von Georg Sittl. Zweite Auflage. Mit 127 Text-Illustrationen, Ton- und Buntbildern. Geheftet M. 6. Elegantly gebunden M. 7.

**Aus Moltke's Leben** oder: Unterm Halbmonde. Historische Erzählung aus der Zeit der Wanderjahre eines deutschen Kriegshelden während seines Aufenthaltes im Osmanischen Reiche. Von Oskar Höcker. Mit 85 Text-Illustrationen, Ton- und Buntbildern. Geheftet M. 4. Elegantly gebunden M. 5.

**Vaterländisches Ehrenbuch I.** Große Tage aus der Zeit der Befreiungskriege. Gedenkbuch an die glorreichen Jahre 1813-1815. Von Ed. Grohe und Franz Otto. Vierte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 200 Text-Abbildungen, vier Tonbildern und buntem Titelbilde. Geheftet M. 4. Elegantly gebunden M. 5. 50.

**Vaterländisches Ehrenbuch II.** Fünfzig Jahre aus Preußens und Deutschlands Geschichte. Preußens Volk in Waffen in Schleswig-Holstein und Dänemark, in Böhmen und Franken, am Main und Aedar. Bilder und Schilderungen aus Krieg und Frieden während der Jahre 1848-1870. Von Franz Otto. Dritte, gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Auflage des Werthens: „Krieg im Frieden“. Mit 116 Text-Abbildungen und buntem Titelbilde zc. Geheftet M. 4. Elegantly gebunden M. 5. 50.

Das große Jahr 1870 auf 1871.

**Vaterländisches Ehrenbuch III.** Große Tage aus Deutschlands neuerer Geschichte. Ein Gedenkbuch an die Ereignisse des Nationalkrieges gegen Frankreich im Jahre der deutschen Einigung. Von Franz Otto und Oskar Höcker. Dritte umgearbeitete Auflage. Mit 190 Text-Illustrationen, Tonbildern und buntem Titelbilde. Geheftet M. 4. 50. Elegantly gebunden M. 6.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

## Illustrirter Verlag von Otto Spamer in Leipzig und Berlin.

**Hermann — Arminius, der Cherusker,** Sieger im Teutoburger Walde. Helden Sage aus alter Zeit. Von A. Jos. Coppers. Mit Kopfleisten, Initialen und vier Tonbildern. Geheftet *M* 1. Kartonnirt *M* 1. 25.

**Deutschland über Alles!** Deutsches Land und Volk in Charakterbildern. Für Alt und Jung sowie für Haus und Schule. Zusammengestellt von W. Dieffen, Rektor in Dortmund. Mit über 80 Text-Illustrationen und einem Titelbild zc. Zweite wohlfeile Ausgabe. Elegant kartonnirt *M* 4.

**Poetisches Vaterlandsbuch.** Chronologisch geordnete Sammlung historischer Dichtungen von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Zur Pflege nationaler Gesinnung in Schule und Haus zusammengestellt sowie mit Einleitungen, Beispielen zc. versehen von Johannes Meyer. Erster Band: Von den ältesten Zeiten bis zum Westfälischen Frieden. Mit Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Geheftet *M* 1. 60.

## Patriotische Bücher für Alt und Jung.

**Kaiser Wilhelm,** der Wiederhersteller des Deutschen Reiches, und seine Zeit. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Von Ferd. Schmidt und Franz Otto. Zweite gänzlich umgestaltete Auflage. Zweiter Abdruck, bis zum Frieden von Berlin fortgeführt. Mit über 350 Text-Illustrationen nach Zeichnungen von A. Ved., A. Burger, S. Lüders, F. W. Heine zc. sowie mit 12 Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich. Vollständig in zwei Abtheilungen. Geheftet *M* 14. In Prachtband gebunden *M* 20. Wohlfeile Volks-Ausgabe in einem Bande: In Einwand gebunden *M* 10.

Empfohlen durch Kaiserl. Kabinetsschreiben vom 31. Januar 1878, vom Preuss. Kultusministerium mittels Erlaß vom 23. Februar 1878, durch den Vorstand der Berliner Schuldeputation sowie seitens eines ansehnlichen Theiles der deutschen Presse.

**Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler.** Ein Zeit- und Lebensbild von Feodor v. Köppen. Mit 160 Text-Illustrationen von S. Lüders, A. Burger u. A., acht Tonbildern und dem Porträt des Fürsten Bismarck in Stahlstich von A. Weger. Zweite vervollständigte Ausgabe. Geheftet *M* 12. Höchst elegant gebunden *M* 15.

Denselben illustrierten Gegenstand, wie das „Köppen'sche Buch“, behandelt folgende billige Volkschrift in plattdeutscher Sprache:

**De plattdütsche Bismarck.** Dat is Bismarcks Leben un Dachten, mit Döntjes un Niemels darto. Kuntgewen van Willem Schröder. Mit 40 fine Bilters van S. Lüders. Geheftet *M* 1. 60. Kartonnirt *M* 2.

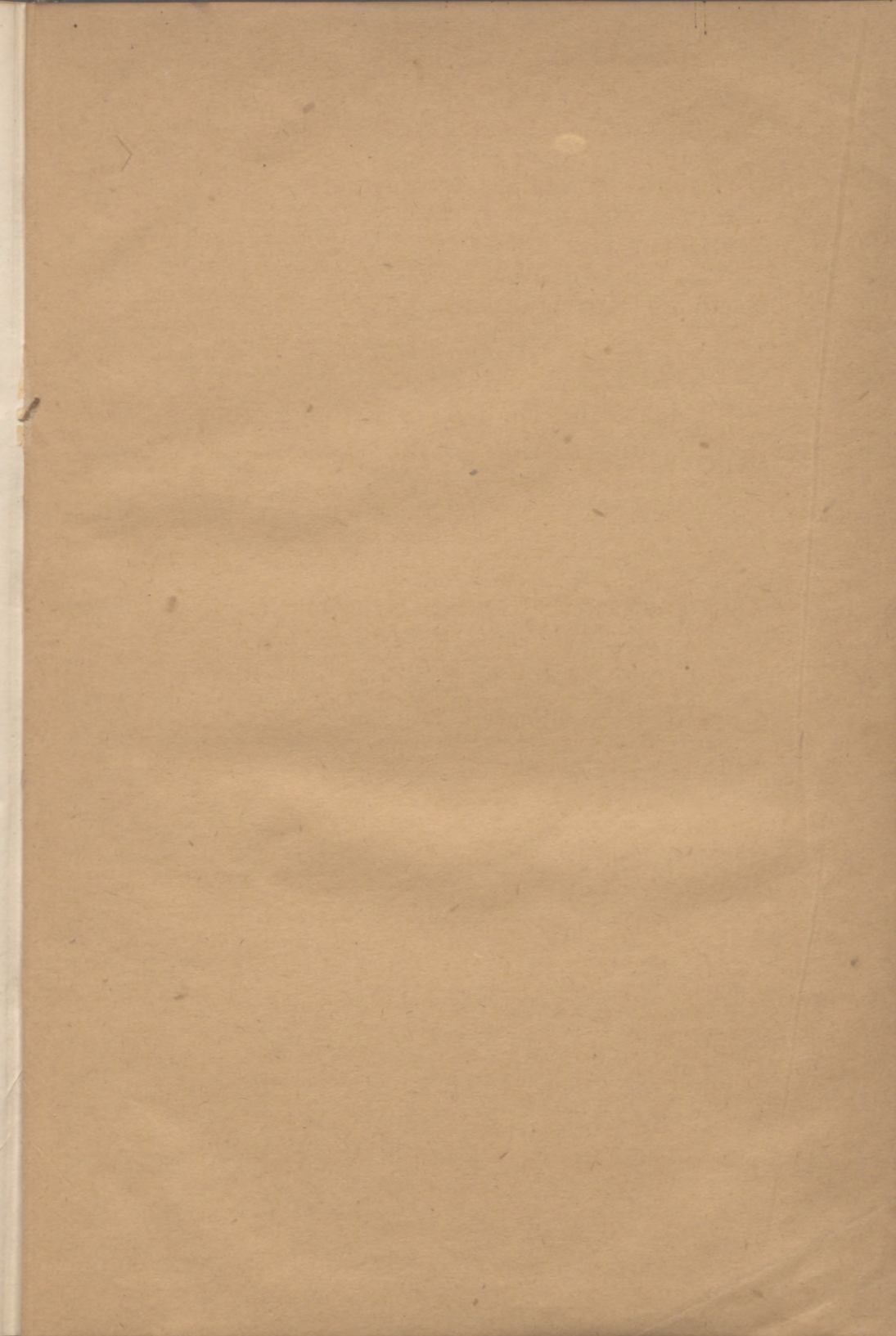
**Deutsches Flottenbuch** oder: Das neue illustrierte Seemannsbuch. Fahrten und Abenteuer zur See in Krieg und Frieden. In Mittheilungen über das Wissenswürdigste aus der Schiffsfahrtskunde. Ursprünglich herausgegeben von Major R. v. Berndt und Heinrich Smidt. Fünfte umgearbeitete Auflage von Kapitän-Leutnant v. Hollleben. Mit über 200 Text-Abbildungen, acht Bunt- und Tonbildern. Geheftet *M* 5. Elegant kartonnirt *M* 6.

**Deutsche Sagen.** Für die deutsche Jugend und unser Volk wiedererzählt von Heinrich Pfeil. Zweite durchgesehene Auflage. Mit 40 Text-Illustrationen und fünf Tonbildern von B. Dröhlins, Erdm. Wagner u. A. Geheftet *M* 3. 50. Elegant kartonnirt *M* 4.

**Inhalt:** Der Mühlenturm bei Bingen. Der Heilborn in Salzbrunn. Die Hirtensteine bei Olaf. Die Armenhüldeglocke zu Breslau. Das Zwergjunferlein an der Kohlsurt. Dr. Johann Faust, der verächtliche Zauberer und Schwarzkünstler. Die Geschichte von der Salzgräfin Genovefa. Der starke Gernel. Die Sage von Heinrich dem Löwen. Das Trompeterschloßchen zu Dresden. Die Ute auf dem Münster zu Strahburg. Die Teufelsleiter bei Vorch. Die Musikanten auf dem Hermannsberge. Till Eulenspiegel. Der Räthselstein bei Annaberg. Das Herenbüttelwerk auf dem Wildemann. Der Münsterbau zu Aachen. Die beiden Stadtmusikanten von Köln. Der Merseburger Rabe. Der Wazmann und der Königssee. Die Hofe mit dem Hethaler. Mariengarn. Die Solinger Klingen. Der Bäcker zu Dortmund. Der Gestein von Nikolsburg. Burg Greifenstein. Die Mühle bei Albersleben. Der Schelm von Bergen. Die Glocke zu Attendorf. Die Fröhsprecht zu Landsberg. Richard Löwenherz. Der Brunnen im Dome zu Raderborn. Die drei Bergleute im Rutenberg. Wie das Bergwerk zu St. Annaberg gefunden wurde. Hühnhäuser-Sagen. Der Fiel von Blankenburg. Das verwünschte Bergwerk zu Wilhelmstorf. Der Teufel als Fährpredher. Das Rielenpielzeug. Die Schmiede bei Friedersdorf. Die Vorelei. Der Stod auf dem Rathhause zu Stendal. Kloster Steinfelden bei Altenahr. Das Bilgeleisen zu Olagau. Der Schmied von Ruhla. Der Sprung vom Schlosse Siebichenstein. Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Der Dombaumeister zu Köln zc. zc.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

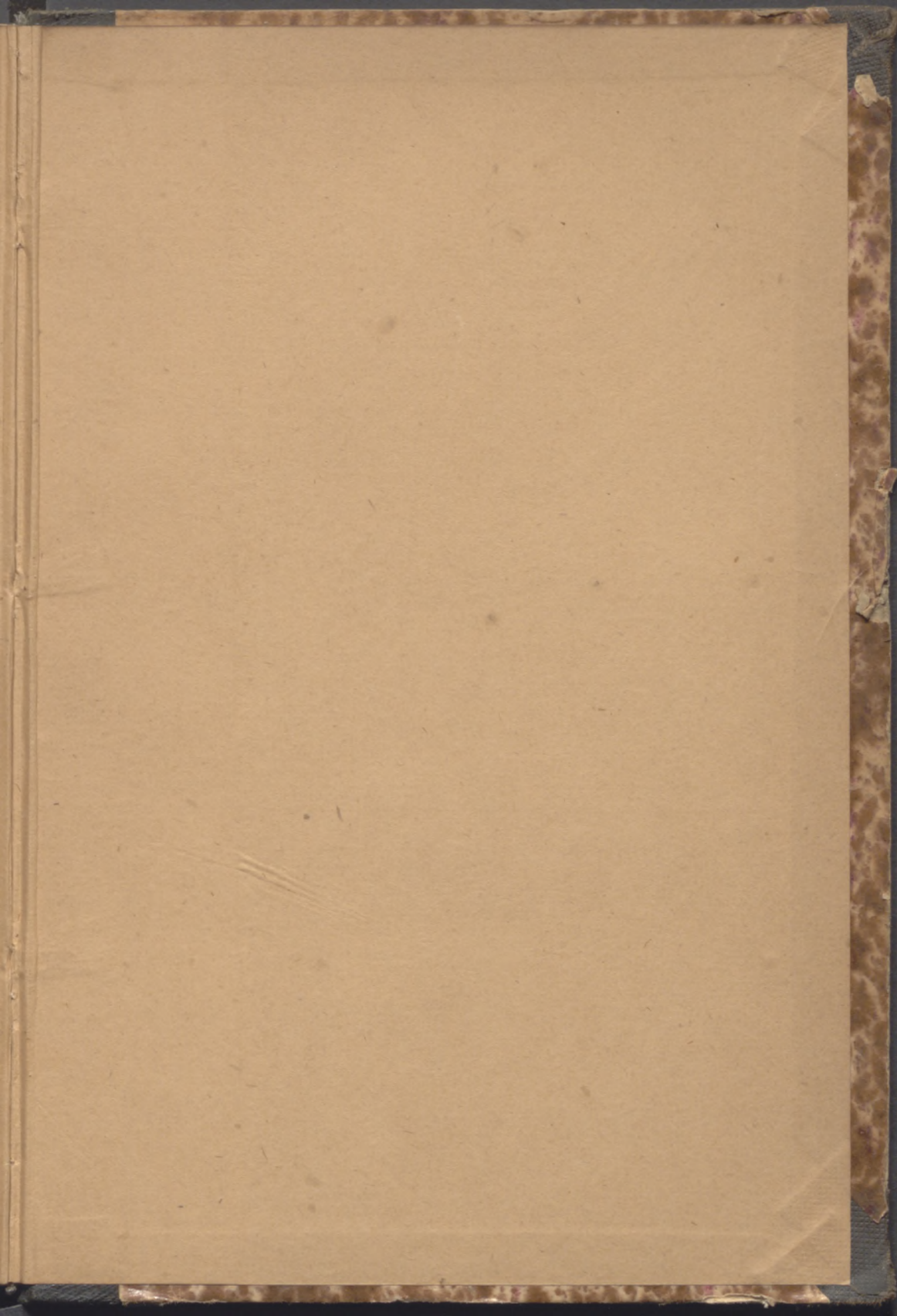




Biblioteka Główna UMK



300052438211



Biblioteka Główna UMK



300052438211